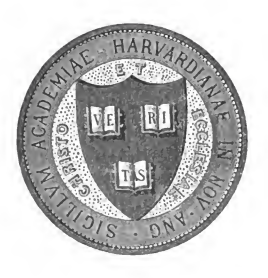



VE
RI
TAS
ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG
SIGILLVM
CHRISTO ET ECCLESIAE

Germany

Deutsche Geschichte

vom

Tode Friedrichs des Großen

bis

zur Gründung des deutschen Bundes.

Von

Ludwig Häusser.

Zweite veränderte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.
(K. Reimer.)

1859.

Inhalt.

Sechster Abschnitt. Der Friede von Luneville. S. 233—285.

Viertes Buch.

Die Zeit deutscher Erniedrigung (— 1806).

Dritter Abschnitt. Die Coalition von 1805. S. 449—477.

Fünfter Abschnitt. Der Rheinbund. S. 557—592.

Drittes Buch.

Das deutsche Reich bis zu seiner Umgestaltung im Jahre 1803.

Erster Abschnitt.

Der Baseler Friede.

So war denn mit dem Frieden von Basel das Band, welches das Reich noch lose zusammenhielt, zerrissen und Deutschland fortan in zwei Lager geschieden. Mit wie kecker Zuversicht waren die Meisten im Sommer 1792 in den Kampf eingetreten und wie klang- und ruhmlos ward er jetzt verlassen! Und wären es nur die Waffen gewesen, welche diese Entscheidung herbeigeführt; hätte man wenigstens nach einem tapfern aber unglücklichen Kampfe die Wahlstatt räumen müssen! Das Beschämende war aber, daß der Rückzug ohne eigentliche Niederlage erfolgt war. Die Heere Preußens, die jetzt vom Rheine abzogen, um erst nach zwanzigjährigen Kämpfen und Leiden den deutschen Strom wieder zu gewinnen, hatten seit 1792 nicht einen einzigen Schlag erlitten, den man einer ernstlich verlorenen Schlacht vergleichen konnte; vielmehr waren die Soldaten allenthalben noch die Ueberlegenen im Kriegshandwerk gewesen, und doch machten die Ereignisse der letzten drei Jahre, wenn man sie im Ganzen überschlug, den Eindruck einer Katastrophe, welche das Ansehen des Heeres wie des Staates in ihren Grundfesten erschüttern mußte.

Die Ursachen dieser Wendung der Dinge — davon hat die frühere Darstellung den Beweis gegeben — lagen nicht im Heere, nicht einmal in der bald zwieträchtigen, bald pedantischen und unentschlossenen Kriegsleitung. Die taktische Ueberlegenheit der alten Heere, die mit Muth und Ehren ausgefochtenen einzelnen Erfolge am Rhein wie in Belgien, die bewährte Heldentüchtigkeit von Führern wie Blücher, sie nützten dem Ganzen nicht, weil die Staatskunst jener Tage überall verscherzte, was mit dem guten, tapferen Schwerte gewonnen war. Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war früh in einen selbstsüchtigen Kampf um Sonderinteressen umgeschlagen, und Keiner von den Theilnehmern konnte vor dem

andern sich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundsatz bewährt, um dessentwillen der Krieg unternommen war. Mit kleinen Künsten einer Schlauheit, die sich so klug dünkte, wie sie kurzsichtig und egoistisch war, ward ein Kampf geleitet, in welchem zwei Welten an einander prallten; mit diplomatischen Ränken und Kniffen trat man einem Feind gegenüber, der die wild entfesselte Kraft einer Revolution und die Macht eines großen kriegerischen Volkes zur Verfügung hatte. Während dort die thatkräftigsten und verwegensten Menschen alle Kräfte der Nation zu einem verzweifelten Kampfe auf Leben und Tod aufboten, ward im monarchischen Lager der Krieg ohne Nerv und ohne Aufschwung geführt, und wo einmal ein Erfolg mit den Waffen errungen war, seine Frucht durch die Zwietracht und Selbstsucht der Großen wie der Kleinen sicherlich verscherzt.

In Oesterreich wie in Preußen beherrschte eine Staatskunst die Cabinete, die sich einer gewissen Routine und Geschmeidigkeit mit Recht berühmen mochte, die nur der großen Einsichten und der großen geistigen und sittlichen Mittel völlig entbehrte. In Oesterreich gebot mit der Macht eines Großveziers noch immer Thugut, ein Mann, an dem auch seine Gegner Geist, Scharfsichtigkeit, lange diplomatische Erfahrung und eine zäh ausdauernde Willenskraft anerkannt haben. Aber die Schule, in welcher er seine politische Bildung erworben, waren die Serailkünste des Orients gewesen; ohne Begeisterung und ohne Glauben an die sittlichen Hebel der Weltordnung, ohne Achtung und Vertrauen für die Menschen, durch und durch eine skeptische und negative Natur von stark mephistophelischer Färbung, erschien er in dieser neuen, schwer erschütterten Zeit doch nur wie ein Fremdling; die Gährungen einer Weltepoche, aus denen die alten Staaten und Nationen Europa's neugestaltet hervorgingen, erschienen ihm höchstens wie tumultuarische Störungen von Ruhe und Ordnung, die mit mechanischen Mitteln zu bannen waren. Kriege im alten Stil führen, Bündnisse und Subsidienverträge geschickt einfädeln, im Innern die gewöhnlichsten Künste der Censur, Polizei und Spionage emsig handhaben und jede frische Geistesregung als der Revolution verdächtig überwachen, daneben rastlos Jagd machen auf Erwerb und Vergrößerung, Völker und Länder zerstückeln und vertauschen, das waren die Mittel, womit der österreichische Staatsmann die Revolution zu bewältigen dachte. So haben wir ihn thätig gesehen seit 1793, überall in kleinen Künsten Meister und doch ohne Verständniß für die große Lage der Zeit. So hat er von Anfang an den ernsten Weltkampf mit seinen Intriguen um Baiern und Polen zur unglücklichsten Stunde durchkreuzt, leichtfertig den überlieferten Gegensatz gegen Preußen, den er mildern sollte, geschärft, überall vielgeschäftig sein Intriguenspiel angezettelt, dann auch ins Kriegslager mit Hülfe seiner Creaturen den Geist der Cabale hereingespielt und zuletzt in Belgien den Preis des Kampfes freiwillig hingegeben, um den Lieblingsprojecten seiner kurzsichtigen Selbstsucht nachzujagen.

Es war eine andere Persönlichkeit, aber im Großen und Ganzen keine andere Staatskunst, welche damals die Dinge in Preußen leitete. Gegen Thuguts kaustische Schärfe, seine Menschenverachtung und seinen plebejischen Trotz gehalten, erschien Graf Haugwitz mehr ein leichter, geschmeidiger Cavalier der alten Zeit, dessen verbindliche Formen vielleicht flüchtig bestachen, ohne freilich dauerndes Vertrauen einzuflößen. Durch höfischen Einfluß emporgetragen und gehalten, lange Zeit mit der Gräfin Lichtenau und ihrer Macht verflochten, zugleich eifrig bemüht, die Schreiber im königlichen Cabinet, namentlich Lombard, durch niedrige Vertraulichkeit an sich zu fesseln, erweckte Haugwitz nicht sowol den Eindruck eines Staatsmannes, als den eines gewandten, vielerfahrenen Höflings. Ein Mann von ganz anderem Metall, der Freiherr vom Stein, rühmte zwar seinen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand, aber er fand zugleich sein Wesen oberflächlich und unzuverlässig und in seinem Charakter vermißte er Reinheit, Stätigkeit und insbesondere alle Wahrheit. Er hatte — urtheilt Stein*) — im Laufe seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, ward er später Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, und in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, im Ganzen also ein Mann von oberflächlicher Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, aber leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, ohne Fleiß und ohne Stetigkeit. Mit welcher Frivolität und Unzuverlässigkeit er wichtige Staatsgeschäfte trieb, davon haben wir früher, bei der Geschichte des Haager Vertrags vom April 1794, nach seinen eigenen Zeugnissen eine charakteristische Probe gegeben. In seiner weltmännischen Zerfahrenheit unfähig, einen großen Gedanken zu fassen und eine Lebensaufgabe durchzuführen, hat er in den folgenden Welterschütterungen eine Virtuosität darin gesucht, seine staatsmännischen Meinungen gefügig den wechselnden Zeitströmungen anzupassen, und ist so recht eigentlich der Träger jener geschmeidigen, vielgestaltigen Pfiffigkeit geworden, die eine Zeit lang der preußischen Politik den Ruf undurchdringlicher Verschlagenheit erwarb, bis sie am Tage der Katastrophe als die schlechte Kunst unwahrer und ephemerer Auskunftsmittel enthüllt ward.

Dem Abschlusse des Friedens von Basel war am 17. Mai der Vertrag über die Demarcationslinie gefolgt, auf welche schon der Friedensschluß hingedeutet. Es ward eine Linie gezogen, die an der Gränze Ostfrieslands längs der Ems herunterlief bis Münster, dann über Coesfeld, Borken, Bocholt bis

*) S. Stein's Leben von Pertz I. 137.

an die clevische Gränze, und von da längs des Rheins bis Duisburg ging, um die Grafschaft Mark und die Gebiete östlich von der Lahn einzuschließen und sich dann am Main bis zur pfälzischen Gränze auszudehnen; von da sollte sie das darmstädter Gebiet aufnehmen, an den Neckar bis Eberbach und stromaufwärts nach Wimpfen laufen, um sich dann südöstlich gegen Nördlingen zu wenden und längs der bairischen, oberpfälzischen und böhmischen Gränze die Gebiete des fränkischen und obersächsischen Kreises zu umfassen. Was hinter der Linie lag, sollte vom Kriege unberührt bleiben; während die fränkische Republik versprach, ihre Operationen nicht dahin auszudehnen, verbürgte sich Preußen für die strenge Neutralität der innerhalb der Linie gelegenen Regierungen.

Diese Linie entsprach ungefähr den später laut gewordenen Entwürfen einer Theilung Deutschlands zwischen dem österreichischen und preußischen Einfluß, dessen Gränze die Mainlinie wäre; daß damals in Preußen eine ähnliche Absicht im Hintergrunde lag, ist wohl außer Zweifel. Doch war es nicht der einzige Gesichtspunkt, unter dem die Demarcationslinie aufgefaßt ward. Auch unter den preußischen Staatsmännern und Feldherren gab es Einzelne, welche den Abschluß eines Separatfriedens als bedenklich ansahen; nach ihrer Meinung — und Hardenberg selbst, der Unterhändler von Basel, neigte dahin — sollte der Baseler Friede nur die Brücke werden für einen allgemeinen Frieden des Reiches. Es tauchte denn doch hie und da die Ahnung auf, daß Frankreich nach einem Separatfrieden mit Preußen seine ganze Kraft gegen Oesterreich wenden, ihm durch einen Angriffskrieg in Italien den Frieden aufzwingen und nach Ueberwältigung des Kaiserstaates leichtes Spiel haben werde, auch mit dem preußischen Einfluß in Deutschland fertig zu werden. In diesem Sinne war die Clausel in den Friedensvertrag gekommen, daß die Reichsstände, die sich binnen drei Monaten anschlössen, gleichfalls des Friedens theilhaftig werden sollten; in gleicher Richtung hoffte man die Convention vom 17. Mai zu benutzen. Der König selbst hatte ja ohnedies beharrlich der Form eines Sonderfriedens widerstrebt; seine Bedenken wurden am ersten beruhigt, wenn dieser Weg als der sicherste dargestellt ward, das gesammte Reich zum Frieden zu vermögen.

Wir ersehen aus der Correspondenz zwischen Hardenberg, Möllendorf und dem Erbprinzen von Hohenlohe, daß in diesem Kreise die Hoffnung auf eine allgemeine Pacification wenigstens in den ersten Wochen nach dem Baseler Frieden noch feststand. Auf die einzelnen Reichsfürsten rechnete man in jedem Falle, Oesterreich zu gewinnen schien nicht allzuschwer, selbst an England verzweifelte man nicht. Hardenberg, der im Mai von Basel nach Berlin ging, benutzte diese Gelegenheit, um durch persönliche Besprechungen im deutschen Süden und Westen in jener Richtung zu wirken, und man versprach sich davon guten Erfolg. „Hardenbergs Unterredung, schrieb damals Hohen-

lohe an Möllendorf,*) mit dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Zweibrücken war von Nutzen; das Votum, das Ersterer an den Reichstag hat abgehen lassen, ist vortrefflich; Hardenberg zeigte es Lehrbach, und dieser war vollkommen damit zufrieden, sowie auch das Benehmen des sächsischen Hofes, welches zum Zweck führet, gebilligt wurde. Beide Herren arbeiten bereits daran, zu Regensburg alle Unarten zu hindern, Alles zum gleichen Ziel zu führen. Albini war hier, bei beiden Ministern; beide sind von ihm erbaut. An den Kurfürsten von Cöln habe ich es zu schreiben unternommen." So ward also die erste vertrauliche Erörterung mit Oesterreich, die Hardenberg mit Lehrbach zu Frankfurt pflog, als ganz günstig angesehen; man versah sich auf preußischer Seite so wenig eines schroffen Auftretens von Oesterreich, daß vielmehr auf dessen Mitwirkung zum allgemeinen Frieden gezählt ward. „Man muß — schrieb guten Muthes Möllendorf am 29. Mai — eine Spaltung im Reich zu verhüten suchen und das Zustandebringen einer Generalpacification als das glücklichste Ereigniß betrachten." Diese Täuschung dauerte freilich nur kurze Zeit; schon im Juni war darüber kein Zweifel mehr möglich, daß die Einwirkung Hardenbergs auf die einzelnen Reichsstände überschätzt, die Haltung Oesterreichs ganz irrig beurtheilt worden war. Auch in dem Briefwechsel der Männer, die sich am längsten an diesen Strohhalm von Hoffnung hingen, spricht sich nun die Ueberzeugung aus, daß der Friede vom 5. April zunächst ein Separatfriede bleiben werde. Denn ganz im Gegensatze zu den friedfertigen Erwartungen, mit denen man sich getragen, wurde der preußische Vertrag recht geflissentlich vor den Richterstuhl der Leidenschaft und des Parteigeistes gezogen.

Im großen Kreise der Nation war zwar die Stimmung keineswegs leidenschaftlich; man wünschte allenthalben das Ende des Krieges, der von Anfang an nicht populär gewesen war. Bei dem Mangel eines starken einheitlichen Nationalgefühls konnte es kaum auffallen, daß man innerhalb der Demarcationslinie herzlich froh war, den Krieg los zu sein, und sich um das Schicksal des übrigen Deutschlands wenig besorgte. Doch tauchte selbst in dieser zerfahrenen und gespaltenen Situation die Ahnung auf, daß es nun auch mit der äußeren Einheit des Reiches zu Ende gehen und der jüngste Separatfriede den gelockerten Bund vollends zerreißen müsse. Im Kreise der kleineren Fürsten war diese Sorge einer allgemeinen Auflösung schon in den letzten Wochen des Jahres 1794, als Preußens Rücktritt drohte, wach geworden. Der Markgraf von Baden hatte mit dem Landgrafen von Hessen in Wilhelmsbad eine Zusammenkunft gehabt, und es war dort der Plan angeregt worden, einen neuen Fürstenbund zu schließen. Um den drohenden Gefahren „mit Anstrengung der äußersten Kräfte" zu widerstehen, die Errichtung einer Landmiliz zu fördern und ein Bundesheer zur Vertheidigung der Reichs-

*) d. d. 21. Mai. (In der angef. Correspondenz.)

gränze zu bilden, auch sich im Innern über gemeinsame Maßregeln gegen die Revolution zu verständigen, zu diesem Ende sollten die Fürsten, diesmal natürlich den Kaiser an der Spitze, zusammentreten und eine engere Verbindung schließen, da man sich sagen mußte, daß die überlieferten Formen des Reiches nicht ausreichten zur Erfüllung solcher gemeinsamen Zwecke.*) In Wien fand der Plan eine mild ablehnende Erwiederung; man hatte dort ein Mistrauen gegen Alles, was mit engeren Verbindungen innerhalb des Reiches Aehnlichkeit hatte, und schlug darum vor, lieber die alten Kreisassociationen in zeitgemäßem Sinne zu erneuern. So blieb der Plan ohne weitere Folge. Aber nicht nur in den Cabineten, auch in der Presse regten sich ähnliche Gedanken. Eine damals erschienene Schrift**) schlägt vor, das Heerwesen des Reiches umzugestalten, ein großes Heer zum Angriffskriege und eine Landmiliz zur Vertheidigung zu schaffen, statt der Römermonate eine allgemeine Reichssteuer einzuführen, etwa den „gemeinen Pfennig" der älteren Zeiten wieder aufzulegen. Solche Vorschläge blieben natürlich fromme Wünsche; indessen sie waren von Interesse, weil in ihnen das Eingeständniß lag, daß die überlieferten Formen des Reiches nach allen Seiten hin unzulänglich waren.

Wie nun der Abschluß des preußischen Friedens erfolgt war, geriethen die publicistischen Federn Deutschlands in die heftigste Bewegung. Aber es wurde weniger darüber verhandelt, wie dem drohenden Unheil vorzubeugen sei, als vielmehr nach deutscher Art gezankt und gestritten, wer die größere Schuld an dem Uebel trage; man riß die alten Wunden österreichisch-preußischer Feindschaft ungestüm wieder auf und nährte die Entzweiung, statt die Einigung zu fördern. In Preußen selbst sprach sich eine selbstgenügsame Zufriedenheit über den Vertrag vom 5. April aus; selbst die Besseren und Einsichtigeren ließen sich ihn als eine Nothwendigkeit gefallen. Ward doch schon die Meinung laut, der Friede Preußens mit Frankreich genüge nicht einmal; ein enges Bündniß mit der fränkischen Republik sei die natürliche Politik Preußens.***)

Dem gegenüber wucherte eine ganze Literatur auf, die den preußischen Separatfrieden der herbsten Beurtheilung unterwarf. In schneidenden Gegensatz war da der Eifer, womit Preußen 1792 zum Kriege gedrängt, zu der Gleichgültigkeit gestellt, womit es sich vom Kampfplatz zurückzog. Preußen stehe nach den Reichsgesetzen überhaupt nicht das Recht zu, einen Separatfrieden zu schließen; indem es ihn abschloß, habe es ohne Vollmacht gehandelt und seine reichsständische Pflicht überschritten. Der König von Preußen,

*) Häberlin's Staatsarchiv I. 216 ff. IV. 372 ff.

**) Patriotische Gedanken und Vorschläge zur Vermehrung der deutschen Reichsarmee u. s. w. Frankf. u. Leipz. 1794.

***) S. politische Lage und Staatsinteresse des Königreichs Preußen. Von einem Staatsbürger desselben. 1795.

hieß es in einer der heftigsten dieser Schriften,*) unterhielt mit dem Reichsfeinde einen freundschaftlichen Zusammenhang. Er unterstützte ihn mit Pässen zur Erhaltung verschiedener Bedürfnisse; er verhehlte dem Kaiser und den Ständen seine bundesbrüchigen Verhältnisse, er stimmte wie Judas noch an dem Tische des Kaisers und seiner versammelten Mitstände für die Eingehung eines gemeinsamen Friedens. Er verschaffte sich durch eine veranlaßte Rücksprache mit dem Kaiser Ansehen bei dem Reichsfeind. Er gewann durch die Täuschung des Reichsoberhauptes Zeit, seinen angefangenen Hochverrath gegen die Constitution auszuführen. Er endigte seine einseitigen Unterhandlungen; er schloß einen Separatfrieden mit dem Reichsfeind und trennte durch eine eigenmächtig gezogene Neutralitätslinie einen großen Theil der Stände von dem Band der Association, der Reichspflicht und ihrem Oberhaupte los, warf sich mit eigner Macht gleichsam zu einem niederdeutschen Kaiser auf, gebot und herrschte gesetzlos.

Solcher Stimmen, an denen freilich die Leidenschaft und der überlieferte Preußenhaß mehr Antheil hatte, als der deutsche Patriotismus, tauchte eine ganze Menge auf. Preußen — so klagte eines der Pamphlete jener Zeit**) — nennt sich Freund der Franken, das ist der Königsmörder, der Mordbrenner, der Meineidigen, der Gottesleugner... Preußen führt mitten in den Schooß zahlreicher reichsständischer Lande die Freiheits- und Gleichheitsprediger, die Trabanten der Illuminaten und Propagandisten, Altäre- und Thronenstürmer, die Feinde der Fürsten und des Adels, die Feinde der Sicherheit des Eigenthums, die Blutegel des Volkes, die Zerstörer guter Sitten, damit durch dies Gift angesteckt aus jenen Landen die Ruhe und Ordnung fliehe, damit die Gesetze verächtlich, die Gemüther erhitzt, der Geist des Gehorsams verbannt, Bruderliebe getödtet, die Länder zum Revolutionsgeiste vorbereitet werden.

Mit besonderem Nachdruck ward von Andern daran erinnert, daß Deutschland keine Föderation unabhängiger Staaten, sondern die einzelnen Stände des Reiches dem Kaiser als Oberhaupt unterworfen seien. Noch beständen die alten Reichsgesetze, ein Separatfriede sei ein Eidbruch gegen Kaiser und Reich. Es ward an die Reichsgesetze alter Zeiten, an die Executionsordnungen von 1555 und 1556 erinnert, und dem modernen Souverainetätsgelüste der Reichsfürsten die alte monarchische Ordnung des Reiches entgegengehalten. Solche Erinnerungen kamen freilich viel zu spät; die Reichsverfassung war nicht erst seit heute so geworden, wie sie war; das aristokratisch-föderative Element hatte seit mehr als einem Jahrhundert über das

*) Pragmatische Darstellung des constitutionswidrigen preuß. Separatfriedens. Frankf. u. Leipz. 1795.

*) Noch einmal, Bemerkungen über den anderen preußischen Vertrag vom 17. Mai 1795

monarchisch-einheitliche den vollen Sieg davon getragen. Der Separatfriede von 1795 war nicht der erste Sondervertrag; er griff nur durch die Zeit und durch die Umstände, unter denen er erfolgte, besonders verhängnißvoll in die alte Ordnung des Reiches ein. In Zerrüttung war diese seit lange gerathen; der Friede vom 5. April war nicht sowol die Ursache, als vielmehr ein sehr bezeichnendes Symptom der fortschreitenden Auflösung.

Diese Ueberzeugung sprach sich mit Derbheit und Schärfe in einer Schrift aus, die Deutschland mit Polen verglich.*) Die Ohnmacht des Kaiserthums und die Unfähigkeit des Reichstags war mit den gleichen Institutionen des Sarmatenreichs zusammengestellt. „Die berühmte deutsche Freiheit — hieß es — ist in Gesetzlosigkeit und Anarchie, in Richtachtung der Reichsgesetze und Schlüsse ausgeartet; sie ist wie die polnische, beim Lichte betrachtet, nicht mehr und nicht weniger als das traurige Recht der Aristokratie, d. h. des reichsständischen und des übrigen hohen und niederen Adels, die Unterthanen wie Sklaven zu behandeln, auch in den dringendsten Gefahren nichts zum Besten des Vaterlandes beizutragen und es durch Fortsetzung des Druckes und der Misbräuche zu Grunde zu richten." Der Mangel an Gemeinsinn und nationalem Ehrgefühl, die Verschwendung und Ausländerei der Vornehmen, die Ohnmacht gegenüber den Nachbarn ward in eine bittere Parallele mit den gleichen Schäden des alten polnischen Wesens gesetzt. „Die polnischen pacta conventa und die kaiserlichen Wahlcapitulationen sind sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern."

Neben solch einsamen Stimmen, welche die Wurzel des Uebels berührten, gehörte freilich das große Wort denen, die in die Besprechung des Friedensschlusses den ganzen bittern Hader österreichisch-preußischer Rivalität verwebten. Preußen, wurde behauptet, sollte sich mit den Franzosen bereits geeinigt haben über die Herrschaft in Deutschland; man wolle Oesterreich isoliren, bis es erschöpft und ermüdet sich gefallen lassen müsse, was die beiden ausgemacht hätten.**) Wurde doch das Sündenregister Preußens bis zu dessen Ursprung zurückgeführt. Die frühere Geschichte des hohenzollernschen Staats, der Charakter seines Regiments, das starke Selbstgefühl seiner Bewohner ward im feindseligsten Tone beurtheilt.***) Der Staat — hieß es — sei zu künstlicher Größe gespannt, die Militärlast erdrücke das Land, die Wucht der Steuern führe seinen Verfall herbei. Parallelen mit Oesterreich zeichneten dieses als eine Macht von unverwüstlicher Lebenskraft, Preußen als eine ephemere Schöpfung, die dem verdienten Ruin entgegengehe. Es folgt, sagte ein

*) Deutschland und Polen. Eine Rhapsodie. 1795.

**) Bericht und Gutachten eines deutschen Reichstagsgesandten u. s. w. Germanien, gedruckt im Nov. 1795.

***) S. Ueber die politische Lage und das Staatsinteresse P.'s nach der neuesten holländischen Revolution. Von dem preuß. Bürger Bauchwitz. Gedruckt im Mai 1795.

anderer,*) eine wichtige und große Lehre für die deutschen Reichsstände: daß es Thorheit wäre, auf einen Beschützer sich zu verlassen, dessen Macht in Friedrichs II. Kopf und in der Bourbonen Unterstützung beruhte; beide sind nicht mehr. Weisheit ist es also, von einer erst wachsenden, mithin gespannten, noch precären Macht sich zu entfernen, wie diese vom Reichskörper sich entfernt hat, und sich dafür an eine solche Macht anzuschließen, die kraftvoll und unerschütterlich dasteht und mit eurer Mitwirkung hinter einer unübersteiglichen Vormauer das deutsche Reich vor den Franken und ihren Anhängern beschützen wird.

Gegenüber dieser Polemik, an die sich zugleich eine eigentliche Schmähliteratur anhing,**) hielt sich Preußen fast in leidender Stellung. Die wenigen Vertheidigungsschriften, die der Rede werth waren, wiederholen ziemlich dieselben Rechtfertigungsgründe. Preußen, hieß es, habe den Krieg nicht fortsetzen können, der Friede sei ihm eine Nothwendigkeit gewesen; da ein allgemeiner nicht zu erreichen war, habe man sich zu einem Separatfrieden entschließen müssen, den Preußen indessen nur als ein Mittel zur Herstellung des Reichsfriedens ansehe. Dem Kaiser und den Ständen des Reiches sei nun der Weg zum Frieden eröffnet. Ueber die reichsrechtliche Frage gehen die preußischen Vertheidigungsschriften meist stillschweigend hinweg; nur eine hält es der Mühe werth, auf die Vorwürfe der Gegner zu erwiedern und zwar auf eine unzweifelhaft merkwürdige Weise. Sie weist Preußen, als dem „Vorsteher des sogenannten Fürstenbundes," das Recht zu, eine solche besondere Verhandlung für das Reich einzuleiten.

Preußen hätte sich unstreitig viel wirksamer vertheidigen können, wenn es die Geschichte des Krieges und der Diplomatie seit Ende 1792 actenmäßig der Welt vorlegte. Oder wenn es auch nur die Frage aufwarf: mit welchem Rechte sich denn die Politik Thuguts eines größeren Patriotismus berühme, als Preußen; und wo etwa der Reichsstand zu finden sei, der seine Sonderinteressen den allgemeinen zu opfern bereit war? Wenn es die Bitterkeit der Dinge mildert, daß die politische Misere im Reich epidemisch war, so hat uns wenigstens dieser Trost nicht gefehlt. Um von vielen Zügen nur einen hervorzuheben: an den bewilligten 50 Römermonaten hatten zu Ostern 1795 nicht weniger als 45 Reichsstände nur einen Theil und 94 gar nichts bezahlt. Und unter den Säumigen waren nicht etwa nur zwei Drittel der

*) Patriotische aber ehrfurchtsvolle Bemerkungen über die von S. M. dem König von P. zu Regensburg gemachte Erklärung. 1795.

**) S. z. B.: „Germania im Jahr 1795." Darin sind die Persönlichkeiten der preuß. Diplomatie geschmäht, der Herzog von Zweibrücken beschuldigt, besoldeter Spion der Franzosen zu sein, der mainzische Kanzler Albini angeklagt, daß er, von Preußen und Frankreich bezahlt, Kundschaft für die Franzosen treibe und Aehnliches mehr.

Reichsstädte, von denen viele klein und verarmt, manche in Feindeshand waren, oder die Mehrzahl der Reichsgrafen und Prälaten, sondern an der Spitze standen — Kurböhmen und Kurbrandenburg! An sie schlossen sich dann die meisten Erz- und Hochstifter, von Mainz, Trier und Cöln bis zu den kleinen herab, außerdem jene österreichische Clientel, die Dietrichstein, Auersberg und Liechtenstein, die wie ein Zeitgenosse sagt, wenn es ans Abstimmen in Regensburg ging, „nicht genug Römermonate bewilligen konnten.“ So entsprachen die Thaten den prahlenden patriotischen Reden.

Nach dem Vorspiele einer so heftigen Agitation gegen den preußischen Vertrag, einer Agitation, deren leitende Fäden in Wien zusammenliefen, mußte es allerdings wunderlich erscheinen, wenn die preußische Diplomatie noch bis Juni den Glauben festhielt, Oesterreich selbst werde die Schwierigkeiten, die dem Reichsfrieden entgegenstanden, ebnen helfen. Zwar hatte Thugut noch zu Anfang des Jahres geschwankt und ähnlich wie Preußen im Frühjahr 1794 sich gesträubt, ohne weitere Unterstützung an dem Kampfe ferner Theil zu nehmen, aber dieser Widerstand war jetzt überwunden. Am 4. Mai ward zu Wien mit dem britischen Unterhändler Morton Eden ein Vertrag geschlossen, der Oesterreich wieder mit der Coalition fest verflocht; unter der Form eines Anlehens bewilligte England zum Kampfe „gegen den gemeinsamen Feind“ neue Subsidien im Betrag von vier Millionen und sechsmalhunderttausend Pfund Sterling, wogegen der Kaiser wenigstens 200,000 Mann ins Feld zu stellen versprach. Darauf folgte am 20. Mai der Abschluß eines neuen Schutz- und Trutzbündnisses, nach welchem auch Rußland zum Beitritt eingeladen werden sollte, „um so durch die Vereinigung der drei Höfe in Folge der engen Verbindungen, die schon unter ihnen bestehen, ein System einer Tripelallianz zu gründen, das zur Herstellung und Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Europa dienen kann.“

So war die wankende Coalition neu gekittet und Oesterreich hatte keine Wahl mehr, auf welcher Seite es stehen wollte. Als damals im Mai Hardenberg meinte, er habe Lehrbach in das preußische Interesse gezogen, war dieser Diplomat vielmehr eifrig bemüht, die Taktik Preußens an der Quelle kennen zu lernen und ihr bei Zeiten entgegenzuwirken; seine Rundreise im Süden sollte jeder Versuchung einzelner Reichsstände, an Preußen sich anzuschließen, mit allen Mitteln begegnen. Nach den Verträgen vom Mai gab es für Oesterreich keinen unerwünschteren Fall, als den, wo die Mehrzahl der Reichsstände in die preußischen Vermittlungsplane einging; das mußte an den einzelnenn Höfen und am Reichstage um jeden Preis gehindert werden.

Auch im Innern des österreichischen Staates ward der Gegensatz gegen die Revolution und alle damit verwandten Richtungen schärfer herausgekehr t;

Vorgänge, die zu größerer Wachsamkeit mahnten, mochten damals der Thugutschen Politik nicht unerwünscht kommen. Seltsamer Weise hatten die Grundsätze der fränkischen Republik gerade in Oesterreich den Anstoß zu den abenteuerlichsten Entwürfen gegeben. Einige Officiere, Hebenstreit und Riebeln, ein Professor der Mathematik, Pilleck von Pillenberg, und eine Anzahl anderer Leute aus den gebildeten Ständen hatten sich dazu verbunden, den Grundsätzen der Revolution in Oesterreich den Sieg zu verschaffen, und wurden überwiesen, in Schrift und Wort nach diesem Ziele hingewirkt zu haben. Hebenstreit ward gehenkt, die Anderen mit Gefängniß und Landesverweisung bestraft. Eine ähnliche Verbindung hatte sich in Ungarn gebildet; der Abt Ignaz Joseph Martinovich war das Haupt, Leute aus den besseren Ständen und aus dem magyarischen Adel bildeten die Theilnehmer.*) Es ist noch jetzt nicht ganz klar, ob die Verbindung nur eine langsame demokratische Propaganda in Wort und Schrift, oder einen gewaltsamen Umsturz bezweckte; genug, der Bund ward entdeckt und sieben Todesurtheile an den Häuptern der Verschwörung vollzogen.

Solche Vorgänge schärften den Gegensatz gegen die Revolution, ja sie steigerten die Abneigung gegen die noch vorhandenen Reste josephinischer Reformen. Man sah immer mehr — wie ein öffentliches Organ sich aussprach**) — die Aufrechthaltung der Religion und eine strenge Aufsicht über die Druckschriften als die Mittel an, die Ruhe zu erhalten. Daher rühren sowol die Buß- und Bettage, die Kirchgänge und der erweiterte Einfluß der Geistlichkeit, als die wachsende Strenge der Censur und die Ueberwachung deutscher und französischer Schriften.

Indessen war der Reichstag zu Regensburg, noch vor der officiellen Anzeige, von dem Abschlusse des Baseler Friedens vorläufig benachrichtigt worden. Es sei — so hieß es in einem Erlaß des preußischen Ministeriums an den Grafen Görtz (18. April) — der Krone Preußen zwar nicht gelungen, dem gesammten Reiche einen unmittelbaren und förmlichen Frieden zu vermitteln, doch habe man die Bedingung erhalten, daß auch allen den Ständen, welche sich binnen drei Monaten an Frankreich wenden würden, die Wohlthat des Friedens zu Theil werden solle. Die Festsetzung einer Neutralitätslinie werde vielleicht bei dem kaiserlichen Hofe und andern Reichsständen einigem Mistrauen begegnen, allein bei dem unbefangen denkenden und größeren Theile der Reichsstände sei man der dankbaren Anerkennung gewiß. Auch der Kaiser wartete die officielle Anzeige nicht ab, son-

*) S. Mailáth, Gesch. d. Magyaren IV. 129.
**) Polit. Journ. 1. 633.

dern ließ in einem vorläufigen Rescript (30. April) der preußischen Ankündigung Antwort geben. Wie bisher, so sei der Kaiser auch fernerhin bereit, für den Frieden zu wirken, dagegen hege er auch zu den Ständen des Reiches das Vertrauen, daß sie auf constitutionsmäßige Weise zusammenhalten und nicht aus dem Reichsverbande austreten würden. In diesen Plänkeleien kündigte sich das Verhältniß der Politik an, welche die beiden Großmächte auf dem Reichstage einhielten: Preußen sucht zu seinem Separatfrieden womöglich das ganze Reich, wenn auch im Nothfall ohne den Kaiser, herüberzuziehen; Oesterreich strebt mit allen Mitteln die Mehrzahl der Reichsstände bei seiner Politik festzuhalten und ihnen den Uebergang zur preußischen Neutralität zu verwehren.

Am 7. Mai erst traf zu Regensburg die officielle Anzeige vom Abschluß des Friedens ein; ihr war eine gewandt geschriebene Erklärung vom 1. Mai beigelegt, aus welcher freilich das Geständniß heraussprach, daß der Friedensschluß der Rechtfertigung bedürfe und den Vollmachten nicht entspreche, welche Preußen vom Reich ertheilt worden waren. Die Erklärung zählte die Opfer auf, die Preußen gebracht, und hob hervor, wie der preußische Staat von Anfang an kein unmittelbares und eigenes Interesse an diesem Kriege gehabt, sondern nur aus patriotischer Sorge für die Sicherheit und Vertheidigung des bedrängten deutschen Vaterlandes daran Theil genommen habe. Die drei kostspieligen Kriegsjahre, die Opfer und die Bedrängnisse waren einzeln aufgezählt; der polnische Krieg, hieß es, habe die Lasten noch erhöht und es der preußischen Monarchie auf die Dauer unmöglich gemacht, den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen. Schon im Anfang des Jahres 1794 habe man dies offen ausgesprochen; wie die Versuche, beim Reich Unterstützung zu finden, fruchtlos gewesen und der Subsidienvertrag mit England rasch vereitelt worden sei, war dann aus den bekannten Vorgängen nachgewiesen. Nun habe sich zwar in Frankreich auf den Trümmern des Schreckenssystems ein festeres Regiment in gemäßigtem und friedfertigem Sinne gebildet, allein die durch den Kaiser versuchte Friedenseinleitung sei gleichwol erfolglos gewesen und es scheine, als ob das Reich, trotz seiner deutlich ausgesprochenen Neigung zum Frieden, fortdauernd in diesen unglückseligen Krieg verflochten bleiben solle. Preußen könne das nicht, ohne sich aufzuopfern; seine innere wie seine äußere Lage forderten es dringend auf einem Kriege zu entsagen, dessen Fortsetzung nur Verderben bringen könne. Die Erklärung schloß mit der Hoffnung, daß die übrigen Reichsstände dem Beispiele Preußens folgen würden, zumal ihnen durch die Bestimmungen des baseler Friedens der Weg dazu eröffnet sei.

Auf dies preußische Manifest konnte die Antwort Oesterreichs nicht lange ausbleiben. Ein Hofdecret vom 19. Mai brachte sie, noch in mäßigem Tone, doch so gehalten, daß der Ingrimm gegen Preußen vernehmlich genug herausklang. Es war darin an die Schritte erinnert, die der Kaiser seit

Ende des vorigen Jahres für den Reichsfrieden gethan, und von denen sich Preußen zurückgezogen, um einen Sondervertrag abzuschließen. Da durch diesen Abschluß die Lage des Reiches vielfach anders geworden sei, fordere der Kaiser zur Beschleunigung des Friedens den Reichstag auf, ungesäumt selber über die Ernennung einer Friedensdeputation, ihre Vollmacht und Instruction in Berathung zu treten. Deutschlands politisches Ansehen und Gewicht gründe sich auf die glückliche Uebereinstimmung des deutschen Gesammtwillens der mit ihrem Oberhaupte gesetzlich vereinigten Kurfürsten, Fürsten und Stände, und dessen dauerhaftes Wohl beruhe auf der Achtung für die Unverletzlichkeit seiner Grundsätze und Reichsschlüsse. Der Kaiser selbst sei den Gesetzen unterworfen, darum hege er aber auch das Vertrauen, daß man nicht einseitig handle, sondern „bei noch fortdauerndem Reichskriege mit Erfüllung aller reichsschlußmäßigen Obliegenheiten so lange fortgefahren werde, bis Deutschland wieder von den Leiden eines beispiellosen Krieges befreit und der so sehnlich gewünschte billige, gerechte, anständige und annehmliche Reichsfriede im Gange der Constitution hergestellt sein werde."

Nun begann das Werben und Bearbeiten auf beiden Seiten. Der preußische Gesandte gab sich alle Mühe, um die einzelnen Stände zu überreden, daß Separatunterhandlungen der beste Weg zum allgemeinen Frieden seien; er versicherte namentlich, Preußen werde es sich angelegen sein lassen die Franzosen zur Wiederabtretung des linken Rheinufers zu vermögen. Im Fürstenrath ward erklärt: daß es Preußen durchaus nicht auf eine Spaltung des Reiches abgesehen habe, sondern daß der Wunsch des Königs auf einen allgemeinen Frieden gehe. Es hänge denn freilich von den einzelnen Reichsständen ab, wie weit dieser Wunsch in Erfüllung gehe.

Die einzelnen Reichsstände neigten sichtlich zu dieser von Preußen befürworteten Politik; Kurmainz ging mit dem Antrage voran, die preußische Vermittelung in Berathung zu ziehen, und nach den Stimmen, wie sie bis Anfang Juni abgegeben wurden, war eine Genehmigung der preußischen Friedensvermittelung höchst wahrscheinlich. Die kaiserliche Diplomatie in Regensburg trat nun nicht officiell, aber vertraulich mit der Drohung hervor, einen Beschluß dieser Art werde der Kaiser nie genehmigen; in den öffentlichen Blättern, die unter österreichischem Einfluß standen, ward geradezu in Aussicht gestellt, daß in solch einem Falle der Kaiser seine Truppen in die Erbstaaten zurückziehen und das Reich seinem Schicksale überlassen würde.

So kam nach bewegten Verhandlungen am 3. Juli ein Reichsgutachten zu Stande, das einen Mittelweg einschlug; die preußische Vermittelung war darin nicht abgelehnt, aber doch in einer Weise genehmigt, die es dem Kaiser möglich machte, zuzustimmen. Das Gutachten bezeichnete als beharrlichen Wunsch des Reiches, „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung sämmtlicher Reichsstände mit dem Reichsoberhaupte einen allgemeinen

Reichsfrieden im Wege der Constitution und durch denselben Wiederherstellung der Integrität seines Gebiets und Sicherheit seiner Verfassung je eher je besser zu erhalten." Als Ort der Friedensverhandlung ward Frankfurt vorgeschlagen, zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß ein Waffenstillstand, oder wenigstens die Einstellung aller Requisitionen und Verheerungen der Verhandlung vorangehen werde. Die erste Einleitung des Friedensgeschäfts ward lediglich Ihrer kaiserl. Majestät auf eine Art, wie es allerhöchstihrer Weisheit am angemessensten dünkt, in ehrerbietigem Vertrauen anheimgestellt"; jedoch war zugleich an Preußen der Antrag gerichtet, zur Herstellung eines „die Integrität und Verfassung des Reiches sichernden Friedens" mitzuwirken. Dabei beruhigten sich beide Theile; Preußen erklärte sich bereit, auch so für den Frieden thätig zu sein, der Kaiser ließ sich in dem Ratificationsdecret vom 29. Juli die preußische Vermittelung in dieser Form gefallen. Zwar, hieß es darin, bedürfe man einer besonderen Verwendung oder Vermittelung eines Dritten nicht, vielmehr besitze das deutsche Reich Ansehen und Macht genug, durch sich selbst einen billigen und anständigen Frieden zu erlangen; allein der Kaiser wolle dem Wunsche des Reichstages in der Voraussetzung nachgeben, daß das Reich, „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung sämmtlicher Reichsstände mit dem Reichsoberhaupte einen allgemeinen Reichsfrieden im Wege der Constitution verlange."

Im August ward die Friedensdeputation ernannt; sie bestand aus Kurmainz, Kursachsen, Oesterreich, Baiern, Bremen (Hannover), Baden, Würzburg, Hessendarmstadt und den Reichsstädten Frankfurt und Augsburg. Erst im September kam man an die Berathung der Vollmacht und Instruction. Es war darnach vorauszusehen, daß der raschere Gang der Weltbegebenheiten die bedächtige Friedensvermittelung im Regensburger Reichstagssaale stillschweigend zu Grabe tragen werde.

Die Verständigung, die in dem Reichsgutachten lag, verhüllte kaum den Zwiespalt der österreichisch-preußischen Politik; Oesterreich blieb fest an die Coalition geknüpft, Preußen war, wenn seine Vermittelung eines allgemeinen Friedens scheiterte, nur um so unbedingter an Frankreich überliefert.

Schon genügte den Franzosen der Friede nicht mehr; sie verlangten mit zudringlicher Hast ein engeres Bündniß mit Preußen. In Basel kamen solche Anträge an Hardenberg, sie tauchten aber auch an andern Stellen auf. Es liegt uns ein Bericht von Meyerink vor, dem Generaladjutanten Möllendorfs, einem Manne, der damals am Rhein wie in Polen in wichtigen politischen Unterhandlungen gebraucht ward, obwol sein leichtfertig eitles Wesen und seine Zugänglichkeit in Geldsachen von einer solchen Verwendung hätte abmahnen sollen. In einer militärischen Sendung nach Holland geschickt, ward er von Sieyes und Reubel in Beschlag genommen und schreibt dann

entzückt, „daß er gar nicht schildern könne, wie ihn Sieyes caressirt habe, und wie vertraulich man mit ihm gewesen.“ Die beiden Conventscommissaire überschütteten allerdings den Adjutanten Möllendorfs mit Schmeicheleien, öffneten ihm die Aussicht auf große politische Erfolge und rühmten ihm, wie es Frankreichs eifrigstes Bestreben sei, „Preußen den größten Einfluß, Consideration und Größe zu geben.“ Die Rheingränze für Frankreich ward dabei natürlich als die erste Bedingung des allgemeinen Friedens, wie des engeren Einverständnisses mit Preußen bezeichnet. Interessant war die Aeußerung von Sieyes gegen Meyerink, daß eine allgemeine Pacification nicht einmal wünschenswerth für Frankreich sei; bei den Zuständen im Innern sei es nicht zweckmäßig, so viele Armeen plötzlich zurückkehren zu lassen, sondern besser, man schließe einzelne Friedensverträge und bringe die Truppen allmälig zurück.

Drum sahen es die Franzosen nicht ungern, daß die Idee Hardenbergs, den Baseler Frieden als eine Brücke zur allgemeinen Pacification zu benutzen, vereitelt ward. Wohl schien anfangs Basel der Mittelpunkt einer Unterhandlung zu werden; eine Menge der kleineren Herren hatten Abgesandte hingeschickt, Oesterreich war wenigstens durch einen Beobachter vertreten. Aber zu dem allgemeinen Frieden kam es nicht; Oesterreich ergriff schon die Forderung der Rheingränze als Anlaß, um eine Unterhandlung abzulehnen, die es nach seinen eben abgeschlossenen Verträgen mit England und Rußland doch nur zum Scheine hätte betreiben können. Dazu stimmte auch des Kaisers Haltung in Regensburg; wenn er dort den Frieden nicht abgelehnt, so war dies doch nur die diplomatische Form, um der Vermittelung Preußens die Spitze abzubrechen und die Leitung der Verhandlungen dem Berliner Cabinet aus der Hand zu winden.

Gleichwohl gab Hardenberg die Hoffnung noch nicht auf, gestützt auf das Reichsgutachten mit der Friedensvermittelung zum Ziele zu kommen. Er kehrte gegen Ende Juli nach Basel zurück, suchte auf dem Wege dahin, wie früher im Mai, einzelne Höfe und einflußreiche Personen für seine Idee zu stimmen und überreichte dann (24. Juli) den Franzosen eine Note, welche nach den Aufstellungen des Reichsgutachtens die Einleitung zum Reichsfrieden treffen sollte. Ein Waffenstillstand, Einstellung aller kriegerischen Maßregeln, insbesondere der Contributionen und Requisitionen, und Versammlung eines Friedenscongresses zu Frankfurt, wo die Franzosen mit dem kaiserlichen Commissair und der Reichsfriedensdeputation verhandeln sollten, das waren die Vorschläge, die der preußische Staatsmann den französischen Unterhändlern überreichte. Die Antwort lautete, wie zu erwarten, ablehnend; die Franzosen fanden natürlich bei den Verhandlungen mit den Einzelnen besser ihre Rechnung und sprachen das auch verständlich genug aus. Indem sie sich weigerten, mit Kaiser und Reich in Friedensverhandlung zu treten, ermuthigten sie doch den preußischen Unterhändler, in der Vermittelung für die einzelnen

Reichsstände nicht nachzulassen. Zugleich ward an einem schlagenden Exempel noch einleuchtender, wie sie die Friedensverhandlung verstanden. Die Republik war nämlich wieder mit einem einzelnen Reichsstande, der die preußische Vermittelung benutzte, dem Landgrafen von Hessen-Cassel, in Unterhandlung getreten und schloß mit ihm am 28. August zu Basel einen Separatfrieden, worin der Landgraf volle Neutralität zusagte und alle Subsidienverträge mit England sowol abzubrechen als nicht zu erneuern versprach, außerdem zuließ, daß seine linksrheinischen Gebiete nach wie vor von den Franzosen besetzt blieben. Auch Hannover, das, in die Demarcationslinie eingeschlossen, anfangs wenig Neigung zeigte, die Bedingungen der Neutralität einzuhalten, ward durch preußische Bemühungen bewogen, seine Solidarität mit der britischen Politik aufzugeben und durch stricten Anschluß an den Vertrag vom 17. Mai die Sicherheit des Gebietes zu erkaufen. Das geschah freilich erst, als die Gefahr unmittelbar vor den Thoren war.

Nach solchen Vorgängen mußte einem Jeden das „Rette sich wer kann“ als die natürliche Politik erscheinen. Das sprach auch der Herzog von Braunschweig in einem Schreiben an den kaiserlichen Gesandten beim westfälischen Kreise unverhohlen aus.*) Er bedauerte die Nothwendigkeit, die dem Einzelnen keine Wahl mehr lasse, als die, sich entweder der Willkür eines unaufhaltsamen Feindes hinzugeben, oder zu seiner Selbsterhaltung mit demselben in Sonderverhandlungen zu treten; aber er meinte doch, diese Abweichungen von der Reichsverfassung seien verzeihlich und dem wahren Wohle des Vaterlandes weniger nachtheilig, als eine ohne kräftige Unterstützung unausführbare Beharrlichkeit in Behauptung der alten Verfassung werden müsse; dabei würden nur die von allem Schutze entblößten Gegenden Deutschlands in ein unnennbares und nicht zu berechnendes Verderben gestürzt werden.

Dieses Schreiben eines angesehenen Fürsten sprach nur das ehrlich aus, was die Mehrzahl dachte; die Hülflosigkeit der Einzelnen und Schwachen war ja offenkundig genug, um jene Politik der Resignation zu erklären. Aber im österreichischen Lager ward der Brief zu heftigen publicistischen Erörterungen ausgebeutet. Ein pseudonymer Autor, der sich Graf Strengschwerd nannte und durch seine herben, einschneidenden Brochüren damals eine gewisse Celebrität erlangte,**) unterwarf den Brief einer Kritik, in welcher die bestehenden Ordnungen des Reiches viel schonungsloser verdammt wurden, als es das Schreiben des Herzogs gethan. Die Reichsversammlung zu Regensburg war darin als ein „gefühlloser Rath“ bezeichnet, welcher „die Nation entehre.“ „Sollen wir Deutsche — rief der kaiserliche Publicist aus — uns noch län-

*) Häberlin, Staatsarchiv I. 227 f.

**) Man glaubte, daß der kaiserl. Concommissarius zu Regensburg, Baron Hügel, unter der Maske versteckt sei. Der Herausgeber der Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 386 nennt dagegen mit Bestimmtheit Karl Friedrich Kolbielsky als Verfasser.

ger durch solch eine Repräsentation beschimpfen lassen? Wozu verwenden unsere Fürsten unsern Schweiß und unser Blut, wenn für Rettung des Vaterlandes und für Nationalehre kein Geld zu finden ist?... Auf, Deutsche, zu unserem Kaiser! Laßt uns ihn bitten, ihn beschwören, daß er uns ein Unterhaus giebt, wo der Eigenthümer und Stadtbürger sich selbst repräsentiren kann, und dann wollen wir sehen, wo Deutschlands Ehre und Ansehen besser sollte verfochten werden, im Unterhause deutscher Bürger, oder im Oberhause der Reichsfürsten?" ....„Der Kaiser ist ledig seines Schwures gegen die Fürsten, denn sie brachen zuerst den mit ihm geschlossenen Bund. Aber er ist nicht los des Schwures gegen die Nation, die ihn da, wo sie von Fürsten nicht gezwungen ward, weder verließ noch verrieth." Man kann sich denken, welch einen Sturm diese Aeußerungen im landesfürstlichen Lager hervorriefen. Mit den jakobinischen Rednern des Palais-Royal ward der kaiserliche Publicist verglichen und das ganze Register alter Sünden der österreichischen Hauspolitik gegen Deutschland hervorgezogen, um darzuthun, daß es nicht die Reichsfürsten allein gewesen, die Deutschland in den Stunden der Gefahr preisgaben. Allerdings hatte kein Theil dem andern viel vorzuwerfen.

Während die österreichische Diplomatie einen so verwegenen Ton anschlug, tauchte immer von Neuem das Gerücht auf, daß die Politik des Wiener Hofes fortwährend nur von dem einen Gedanken beherrscht sei, sich durch den Erwerb von Baiern zu arrondiren. Man nannte die Personen und die Orte, die zur Wiederaufnahme des wiederholt gescheiterten Planes gebraucht worden seien.*) Agenten der zweideutigsten Art wurden als die Unterhändler zwischen Wien und Paris namhaft gemacht, die im Namen Oesterreichs die Abtretung des linken Rheinufers angeboten hätten, wenn Oesterreich den Lech als Gränze erhalte.**) Eine Unterstützung in den Augen der Welt erhielt

*) Es wird immer schwer bleiben, das Detail solcher ganz im Dunkeln und Geheimen betriebenen Verhandlungen genau zu ermitteln; wir wagen daher auch nicht, aus dem, was die Mémoires d'un homme d'état III. 153. 154. 174., Fain's Manuscrit de l'an III. p. 279 und Hurter's Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts S. 51 f. erzählen, Einzelnheiten als zuverlässig mitzutheilen; daß aber die Sache wieder lebhaft von Thugut betrieben ward, darüber, scheint uns, kann sowol nach diesen zusammenstimmenden Zeugnissen, als nach dem, was vorausgegangen und nachgefolgt ist, billiger Weise nicht gezweifelt werden.

**) Wir erinnern zugleich daran, daß Bonaparte als erster Consul im J. 1802 in einer Stunde der Erbitterung den Oesterreichern den Vorwurf machte: „que les projets de la cour de Vienne tendaient à porter son territoire jusqu'au Lech et auroient eu par conséquent pour effet de rayer la Bavière du nombre des puissances." (Note vom 13. Sept.) Die österreichische Erwiederung wies zwar diesen Vorwurf zurück, allein in einer Weise, die nicht dazu angethan war, ihn vollständig zu beseitigen.

dieser Verdacht durch die auffallende Heirath, zu welcher der österreichische Einfluß den greisen Kurfürsten von Pfalzbaiern vermocht hatte. Am 15. Februar vermählte sich der mehr als siebzigjährige Karl Theodor mit der Erzherzogin Marianne Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, die kurz zuvor ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte. Wie in den Jahren 1778 und 1785 erwachte mit aller Stärke der Verdacht österreichischer Arrondirungsplane; der preußische Hof und der zweibrücker Pfalzgraf*) waren eifrig bemüht, den Beweisen dieser Umtriebe auf die Spur zu kommen. Die folgende Zeit bewies denn allerdings, daß der Gedanke, Baiern zu erwerben, niemals aufgehört hatte, der Lieblingsplan der Thugut'schen Politik zu sein. Die Entzweiung Oesterreichs und Preußens nahm darüber mit jedem Tage zu; wie in den Zeiten vor dem Fürstenbunde, suchte Oesterreich eine Stütze an Rußland; Preußen, im vollen Gegensatze zu den Ostmächten, bemühte sich, an Frankreich und den einzelnen Reichsfürsten ein Gegengewicht zu gewinnen.

Um dem Reichsgutachten vom 3. Juli scheinbar zu genügen, hatte indessen der Kaiser den Freiherrn von Bartenstein zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen ernannt und (Ende Juli) den dänischen Hof ersucht, im Namen des Kaisers Friedensanträge bei Frankreich zu machen. Die dänische Regierung erhielt ähnliche Aufträge, wie sie Hardenberg einige Wochen zuvor vergeblich gemacht; man war in Wien wohl nicht überrascht, daß sie auch jetzt keinen Eingang fanden. Vielmehr ward gerade während dieser Vermittelungsversuche der Kampf eifrig wieder aufgenommen und dauerte noch fort, als endlich im October die späte Ablehnung der durch Dänemark eingebrachten Vorschläge erfolgte.

So ging das Reich nach allen Richtungen auseinander; Oesterreich, von Neuem durch britische Subsidien gewonnen und in seinen Absichten auf Baiern von den Franzosen nicht unterstützt, wirkte dem Reichsfrieden entgegen; Preußen, durch diese Haltung des Kaisers in seinen Pacificationsplanen gehemmt, stand mit Frankreich im Separatfrieden, vielleicht bald im engen Bunde; die kleineren Reichsstände hatten entweder schon ihren Frieden mit der Republik gemacht, oder sie waren bereit, bei der ersten drängenden Gefahr dem Beispiele der Mächtigeren zu folgen.

Dieser Zerrüttung und Zwietracht gegenüber waren die Franzosen diplomatisch und militärisch gleich entschieden im Uebergewicht; ihr System stand fest und sie waren in der Lage, ihm mit den Waffen den rechten Nachdruck zu geben. Jene philanthropische Lehre, wonach einst der

*) Maximilian Joseph; sein Bruder Karl August war am 1. April 1795 gestorben.

Grundsatz der Eroberung war verworfen worden, theilte bereits das Schicksal vieler anderer Doctrinen von 1789; sie hatte der derben Wirklichkeit der Dinge weichen müssen. Schon zu Anfang des Jahres 1793 war der Satz von den „natürlichen Gränzen" aufgetaucht und Sieyes wird als der Mann genannt, der dies Wort zuerst vom Rhein gebraucht habe.

Im Convent fand die erste einläßliche Erörterung im Herbst 1795 statt. Die Republik war nun im Besitz der Gebiete bis zum Rhein; die Frage, welches das künftige Schicksal dieser Lande sein sollte, war nicht mehr zu umgehen. Ein Bericht von Roberjot (Ende Sept.) unterwarf zuerst die Frage einer ausführlichen Prüfung und entschied sie im Sinne der sogenannten natürlichen Gränzen, wobei man freilich übersah, daß nach aller geschichtlichen Erfahrung Flüsse in der Regel niemals eine natürliche Gränzscheide bilden, vielmehr durch sie die Gemeinde und der Gau jederzeit eher verbunden als getrennt worden sind. Eine ganz einmüthige Ansicht hatte sich indessen damals in Frankreich noch nicht festgesetzt; noch wurden Stimmen laut, welche die Zurückgabe der eroberten Gebiete für das Klügste hielten, oder wenigstens eine Beschränkung auf die Maasgränze anempfahlen. Sie hoben die Nachtheile hervor, welche ein zu ausgedehntes Gebiet der Republik mit sich führe; der Friede selbst schien ihr wenig gesichert, wenn man durch die Erwerbung so werthvoller Provinzen dem Feinde immer neuen Vorwand und Sporn gebe zur Erneuerung des Kampfes. Was der französische Bürger, hieß es, auf den die Lasten des Krieges so schwer drückten, dadurch gewinne, wenn ein paar tausend Quadratmeilen mehr zu Frankreich kämen? Ob Frankreich nicht ohnehin fast zu groß für einen Freistaat sei? Ob seine alte Gränze ihm nicht Sicherheit genug gewähre; diese Gränze, die das kriegerische Genie überall mit Meisterwerken der Befestigung verschanzt habe, eine Gränze, deren Ueberschreitung den deutschen Heeren so verderblich geworden? Frankreichs Kraft, wodurch es Europa besiegt habe, liege wesentlich darin, daß die ganze Nation eine in jeder Hinsicht gleichartige Masse bilde, und daß der Staat selbst seiner Lage und Rundung nach mit einer Gedrängtheit und Behendigkeit zu wirken vermöge, wie kein anderer in Europa — Vortheile, welche durch die Vereinigung so heterogener Völker und durch eine allzugroße Ausdehnung durchaus verloren gehen würden. Selbst Kriegsleute, z. B. der General Miranda, huldigten dieser Ansicht. Luxemburg, Mons, Tournay, Nieuport, Kaiserslautern und allenfalls noch einige andere feste Plätze würden, meinte er, Frankreichs Gränzen ohne Vergleich haltbarer machen, als die gefährliche Ausdehnung bis zum Rhein. Es war — ein Deutscher, der es unternahm, das Gegentheil zu beweisen! Der Mainzer Exjacobiner Hofmann setzte einen Preis von 6000 Livres für Denjenigen aus, der nur mit einigem Schein darthun würde, daß die fränkische Regierung, wenn sie von der Rheingränze abstehe, nicht im höchsten Grade ungerecht und unpolitisch handle!

Indessen hatte das Conventsmitglied Roberjot den Auftrag erhalten,

die Gebiete zu bereisen, um sowol das Land als die Gesinnungen der Bewohner kennen zu lernen; die Frucht dieser Mission war der Bericht vom September, der sich für die Rheingränze entschied. Dort war auf den reichen Ertrag der Länder, ihre Fruchtbarkeit, ihre Industrie hingewiesen und ihr Besitz zur Sicherstellung des Friedens für unentbehrlich erklärt. Erst dadurch sei die Republik befestigt, erst dann könne Oesterreich und das deutsche Reich keine feindlichen Unternehmungen mehr wagen. Denn auf dem rechten Rheinufer von Mainz bis Cleve könne sich eine Armee nur mit Mühe behaupten; das linke dagegen biete zum Kriege die unvergleichlichsten Hülfsmittel. Nicht der Ertrag des Bodens allein mache dies Land für jeden künftigen Krieg zu einem unschätzbaren Besitze; auch die dort blühende Gewerbthätigkeit, der Handel, die Bergwerke würden Frankreich eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums eröffnen. Durch ihre Erwerbung könne die Republik daran denken, sich die Zweige des Handels zuzueignen, die bis jetzt im ausschließlichen Besitz Englands gewesen seien. Daß die Bewohner selbst die Einverleibung mit Frankreich wünschten, ward von den Franzosen als ausgemachte Thatsache angenommen.

So war das Loos der Beute bestimmt; wo war in Deutschland die Macht, zu hindern, was im Convent beschlossen war?

Die diplomatischen Schachzüge des Jahres 1795 wurden durch kriegerische Ereignisse nicht gestört; bis zum Herbste des Jahres war thatsächlich eine fast ununterbrochene Waffenruhe eingetreten. Als Preußen zu Basel seinen Frieden mit der Republik gemacht, besetzte ein Theil der Oesterreicher den Oberrhein von Basel bis Mainz, der Rest mit den Reichscontingenten dehnte sich vom Main bis zur Sieg und Wupper aus. Was zu Ende April 1795 zum Schutz des rechten Rheinufers aufgestellt war, wurde im Ganzen auf 137 Bataillone, 119 Compagnien und 251 Escadrons berechnet, ohne die Verstärkungen, die noch fortwährend aus Oesterreich ankamen. Den Oberbefehl hatte Graf Clerfayt, einer der begabtesten Belgier, die sich im kaiserlichen Waffendienst hervorgethan haben. Dem henneganischen Adel entsprossen, früh in das österreichische Heer eingetreten, im siebenjährigen und im Türkenkriege ausgezeichnet, zählte er bereits zu den Veteranen im kaiserlichen Lager, aber seiner jugendlichen Frische und Raschheit war es zu danken, daß in dieser trüben Zeit der Sieg wieder an die kaiserlichen Fahnen geknüpft ward.

Die Franzosen beschränkten sich darauf, das linke Rheinufer zu behaupten und die einzigen festen Punkte, die dort noch in deutscher Hand waren, Luxemburg und Mainz, zu bedrohen. Auf dem Hartenberg bei Mainz hatten sie Verschanzungen angelegt, die der Festung gefährlich werden konnten; ein tapferer Angriff der Oesterreicher, den Wartensleben am 30. April ausführte, schlug den Feind mit Verlust heraus und der Hartenberg blieb in den Händen

der Kaiserlichen. Das war in mehreren Monaten das einzige nennenswerthe kriegerische Ereigniß; es trat eine Pause ein, die wenig unterbrochen bis zum Herbste fortdauerte. Pichegru, der die Truppen am mittleren und oberen Rhein anführte, Jourdan an der Spitze der Maassambre-Armee und Marceau in seinem Lager bei Coblenz, sie hielten sich alle in der Defensive, und die verwegene, angriffslustige Kriegführung der beiden letzten Jahre schien völlig vergessen.

Es waren zwingende Gründe, welche die Franzosen in der Defensive hielten. Die Truppen litten Mangel an Allem; es fehlte ebenso sehr an einer geordneten Verpflegung, wie an dem Material, um Plätze zu belagern, Brücken zu schlagen, Artillerie zu befördern. Die Soldaten desertirten massenhaft und die von Parteikämpfen zerrüttete Regierung hatte die Macht nicht, dem Allem zu steuern. Nachdem der Terrorismus die Kräfte der Nation aufs Aeußerste gespannt, stellte sich nun der Nachlaß ein; die Natur forderte ihre Rechte und an die Stelle höchster, gewaltsamster Ueberspanntheit trat die unvermeidliche Erschöpfung. Die Allgewalt der Regierung und ihrer Hülfsquellen hörte auf; sie konnte nicht hindern, daß das Papiergeld, womit Frankreich überschwemmt war, seinen Werth völlig verlor, und die durch künstliche Brodpreise zurückgehaltene Theuerung sich nun in Folge der Misernte und eines strengen Winters um so heftiger geltend machte. In allen Armeen war diese innere Krisis zu spüren. Der Krieg selbst hatte aber noch immer eine Ausdehnung, die gewaltige Kräfte forderte; von Nizza bis zum Helder waren die Gränzen zu schützen, in der Vendée und der Bretagne die Gegenrevolution trotz des Vertrages von La Jausnaye noch keineswegs überwältigt. Dazu kam die innere Krisis der Regierung selbst, die gegen royalistische und jacobinische Parteien mehr als einmal im Laufe dieses Jahres gezwungen war, ihre Existenz in blutigem Kampfe zu vertheidigen. Es war in solcher Lage begreiflich, daß die Partei der Emigration und die Bourbons auf eine nahe Herstellung des Königthums hofften; hatten sie doch ihre Einverständnisse bis ins Kriegslager der Republik ausgesponnen und einer der begabteren Feldherren der Revolution, Pichegru, zählte zu den Ihrigen.

Am 7. Juni öffnete nach achtmonatlicher Einschließung Luxemburg, durch Hunger bezwungen, seine Thore; es war der einzige Erfolg, der den Franzosen bis jetzt im Feldzuge von 1795 längs der Rheingränze zugefallen war. Es galt als ausgemacht, daß auch dies hätte gehindert werden können, wenn der Hofkriegsrath Clerfayt's Rath befolgt und ihm die Ermächtigung ertheilt hätte, den Platz zu entsetzen. Aber die Niederlande wurden als aufgegebenes Gebiet betrachtet und die österreichische Politik hatte, wie wir wissen, andere Eroberungen im Auge. Auch mochte solch ein einzelner Erfolg nicht schwer wiegen neben der wieder frisch erwachten Hoffnung, daß in nächster Zeit eine royalistische Gegenbewegung die ganze Lage Frankreichs umgestalten werde. Am Oberrhein fanden Verhandlungen statt zwischen Hüningen und dem

Condé'schen Hauptquartier in Müllheim; der britische Gesandte Wickham war in lebhaftem Verkehr mit Condé, Pichegru ward ins Verständniß gezogen. Im kaiserlichen Lager am Oberrhein war es seit Juli lebendig; die Truppen im Breisgau wurden verstärkt und die Zeitungen redeten offen davon, daß eine Invasion in die burgundische Freigrafschaft im Werke sei. In England ward eine Expedition gerüstet, um den besten und thatkräftigsten Theil der Emigranten an die bretonische Küste zu werfen; erfolgte dann am Oberrhein unter Pichegru's Leitung die erwartete Contrerevolution, so schien der Augenblick gekommen, wo der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet werden konnte. Es war wohl am meisten der tragische Ausgang der Landung in der Bretagne (20. 21. Juli), was diese hochfliegenden Hoffnungen rasch vereitelt und auch am Oberrhein den Invasionsgedanken ein Ziel gesetzt hat.

Die französische Maassambre-Armee unter Jourdan hielt, etwa 85,000 Mann stark, das linke Rheinufer von Coblenz bis Cleve besetzt; die vereinigte Rhein- und Moselarmee unter Pichegru, nahezu 90,000 Mann stark, hatte Mainz umzingelt und war am Oberrhein bis Hüningen ausgedehnt. Was die Oesterreicher diesen Heereskräften auf der Linie von Basel bis Duisburg entgegenstellten, belief sich ungefähr auf die gleiche Zahl. Seit Ende August regte es sich im feindlichen Lager; die Franzosen schienen entschlossen, in der Gegend von Neuwied den Rheinübergang zu erzwingen. Dort waren zwischen der Lahn und Sieg nach den höchsten Angaben 14,000 Oesterreicher aufgestellt; an sie lehnten sich zwischen der Sieg und Wupper 9000 Mann, und von der Sieg rheinabwärts bis nach Duisburg schloß ein Corps von 11,000 Mann den ausgedehnten Cordon. Hinter Duisburg begann die Demarcationslinie und zog sich durch die Grafschaft Mark über Werden, Gemarke nach der Lahn hin. Hier an dem äußersten Ende der langen Vertheidigungslinie wollte Jourdan den Rhein überschreiten; was bei Neuwied geschah, sollte diese Bewegung maskiren. Die traurige Trennung des Reiches in eine neutrale und kriegführende Partei erleichterte den Uebergang.*) In der Nacht vom 5—6. Sept. setzten sich die Franzosen in drei Colonnen, bei Neuß, bei Uerdingen und in der Nähe von Duisburg in Bewegung. An dieser letzten Stelle ward eine Kriegslist angewandt, die den Erfolg entschied. Innerhalb der Demarcationslinie lag als Enclave der bergische Ort Eikelskamp, den die Kaiserlichen, wahrscheinlich mit diesem Verhältniß unbekannt, nicht besetzt hatten. Auf preußischer Seite war man vollkommen überzeugt, die französische „Loyalität" werde die Demarcationslinie achten, und die Franzosen selber nahmen die Miene an, als sei ein Zweifel darüber beleidigend. Noch

*) Ueber das Folgende s. die genauen localen Mittheilungen in der Schrift: Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts u. s. w. Elberf. 1851. S. 14. 15 f.

kurz zuvor hatten die unzweideutigsten Erörterungen darüber stattgefunden und den Oesterreichern war versichert worden, auch jene bergische Enclave gehöre mit zur Demarcationslinie.*) Jetzt landete hier eine französische Division, indessen die andere Miene machte, bei Neuß und Uerdingen den Uebergang zu erzwingen. Vergebens erhoben die preußischen Officiere Protest gegen die Verletzung der Demarcationslinie; dreist erklärten nun die Franzosen, Eikelskamp gehöre nicht dazu. Von der Ueberzahl angegriffen, leisteten die österreichischen Posten tapfern Widerstand, aber die Gefahr, von allen Seiten eingeschlossen zu werden, zwang sie zum Rückzug. Während der Feind hier die kaiserlichen Stellungen im Rücken faßte, war ein ansehnliches französisches Corps bei Düsseldorf über den Rhein gegangen und bedrohte die Festung. Der Platz war, bis auf drei Compagnien Oesterreicher, mit pfälzischen Truppen besetzt, die schon im vorigen Herbst, als Bernadotte den Platz vom linken Ufer beschießen ließ, eilig nach Elberfeld und Barmen retirirt waren; das Gouvernement der Festung war gleichfalls in pfälzischen Händen. Der österreichische Führer, Graf Erbach, suchte mit seinen drei Compagnien, denen noch vier andere und zwei Schwadronen zu Hülfe gekommen waren, den Franzosen Widerstand zu leisten und drängte sie aus der Neustadt, die sie überfallen, wieder hinaus. Aber indessen capitulirten die Pfälzer, getreu der Politik, die ihre Regierung seit 1792 eingehalten; Düsseldorf mit 353 Geschützen, 10,000 Gewehren und ansehnlichen Vorräthen war in den Händen der Franzosen. Mit jedem Tage wuchs ihre Zahl auf dem rechten Rheinufer; die Oesterreicher schlugen sich überall tapfer, aber ihre Stellung war unhaltbar geworden. Um die Mitte September hatten die kaiserlichen Truppen sammt und sonders den Niederrhein verlassen und waren hinter die Lahn zurückgegangen.

Es war das erste Mal, daß diese Gegenden des rechten Rheinufers von der revolutionären Invasion berührt wurden. Doch lagen nun Erfahrungen aus der Nachbarschaft genug vor, um gegen die fremde Freiheit kühler gestimmt zu sein, als in früheren Tagen. Die Berechnung, daß im Cölnischen, in Jülich und Limburg, in den Reichsstädten Cöln und Aachen, im Trierer Gebiet und in der Pfalz ungefähr 54 Millionen Gulden an Kriegssteuern und Requisitionen erpreßt worden waren,**) dämpfte doch, trotz den Feudallasten und den drückenden Schäden des alten Regiments, die Sympathien mit den Anfängen der Revolution. Das frische Beispiel der Reichsstadt Cöln stand besonders warnend vor den Augen der Nachbarn rechts vom

*) S. Oesterr. militär. Zeitschr. 1832. II. 43. 44. Daß die Franzosen vorher schon Localität und Terrain erkundet hatten, und wie matt man auf preußischer Seite sich benahm, zeigen die Mittheilungen in den Memoiren des General Ludwig von Reiche. 1857. I. 106.

**) S. polit. Journ. 1795. I. 468 f.

Rheine. Die Stadt hatte im vorigen Jahre die Franzosen mit unzweideutigen demokratischen Sympathien empfangen; ein Theil der Bürger, einzelne Advocaten, auch wie in Mainz Geistliche und Mönche waren die lautesten Träger einer Bewegung, die rasch dieselben Phasen durchlief, wie die Mainzer Republik von 1792. Die gründliche Ausleerung der an Alterthümern und Kunstschätzen reichen Stadt, der offene Raub, die theure Verpflegung übermüthiger und zuchtloser Truppen, die Lieferungen und Kriegssteuern, die rasche Verödung und Armuth, in die das „heilige" Cöln fiel, und aus der es sich binnen der nächsten zwanzig Jahre französischer Herrschaft nicht mehr erholte, dies Alles reichte hin, die Bewohner der einst so blühenden Reichsstadt rasch zu überzeugen, was eine Freiheit werth ist, die auf fremden Bajonetten gebracht wird. Schon im Januar 1795 gab eine Klagschrift an den Convent die bittere Enttäuschung kund, die dem revolutionären Rausche gefolgt war.

Das erste Auftreten der Franzosen am rechten Rheinufer entsprach diesen Cölner Erfahrungen. Die Jourdan'sche Armee, durch Noth und Entbehrung an das Plündern gewöhnt, dazu unbändiger und zuchtloser als irgend ein anderes revolutionäres Heer jener Tage, hat damals zuerst den verdienten Ruf einer räuberischen und schamlosen Bande erlangt, den sie hier an der Lahn, am Main und bis nach Baiern hinein auf allen ihren Kreuz- und Querzügen bewahrt hat. Das bergische Land ward zunächst von ungeheuren Lieferungen heimgesucht, dann ihm drei Millionen Livres Contribution auferlegt, deren Minderung nur durch reiche Geldspenden an die Commissarien erkauft ward.*) Viel schlimmer als diese organisirten Räubereien war das planlose Plündern, womit die Armee im Einzelnen sich equipirte. Von der Fußsohle bis zum Wirbel mußten die zum Theil wirklich „sansculotten" Horden gekleidet und versorgt werden. Die Räubereien, die in einzelnen Orten verübt wurden, die Gewaltthätigkeiten, die thierischen Ausschweifungen hatten ihres Gleichen nur an den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Zerstörte Kirchen, ausgeplünderte und verwüstete Dörfer und Städte, rauchende Brandstätten bezeichneten hier, wie im folgenden Jahre in Franken, die Spuren dieser Armee. Weiter aufwärts gegen die Lahn hatten indessen ihre royalistischen Landsleute sich mit gleicher Schande bedeckt. Die Emigrantencorps Rohan und Bussy hatten beim Rückzuge der Oesterreicher auf dem Westerwalde solche Plünderungen und Excesse verübt, daß der österreichische Anführer ihrer eine ziemliche Anzahl zum warnenden Exempel erschießen ließ.**) Das waren befreundete Franzosen; es ließ sich danach erwarten, wie es die Feinde treiben würden.

---

*) S. die Berichte von Augenzeugen in den „Helden der Republik" S. 20. 28—30.

**) Rhein. Antiq. II. 3. S. 462. 463.

Auch an der Lahn waren die Stellungen der Oesterreicher nicht zu halten. Während die Franzosen in immer größeren Massen auf dem rechten Rheinufer erschienen, Ehrenbreitstein einschlossen und nach der Lahn hin drängten, war im Rücken der Kaiserlichen ein unerwarteter Schlag erfolgt, der sie zwang, ihre Stellung aufzugeben. Die pfalzbairische Regierung hatte durch die Uebergabe von Mannheim am Oberrhein ein würdiges Seitenstück geliefert zu dem Verrathe von Düsseldorf.

Die Beziehungen der pfälzischen Regierung in Mannheim zu den Franzosen waren schon seit Juli nicht unverdächtig gewesen. Damals hatte der Feind die Räumung der Stadt und des pfälzischen Gebietes am Rheine von den Kaiserlichen verlangt und für den Fall der Weigerung mit einem Bombardement gedroht. Der pfälzische Gouverneur, ein Freiherr von Belderbusch, und der Minister Graf Oberndorf hatten das dem österreichischen General Kospoth, der bei Mannheim commandirte, verborgen und eine Deputation nach München geschickt, um dort Befehle einzuholen. Doch hatte Kospoth bald die Spur einer verdächtigen Verhandlung, und er wie Clerfayt, der deshalb persönlich nach Mannheim kam, legten Protest ein gegen den bedenklichen Verkehr der Pfälzer mit dem Reichsfeinde, zumal die angebotene Verstärkung der Garnison mit Oesterreichern abgelehnt und mit dem Verlangen, die Oesterreicher aus der Stadt wegzuziehen, beantwortet ward.*) Die kurfürstliche Regierung in München gebot wenigstens, die Stadt mit ihren reichen Vorräthen erst im „äußersten Nothfall durch eine ehrenvolle Capitulation" zu übergeben; die militärische Lage war aber von der Art, daß die Franzosen, bei der Nähe österreichischen Entsatzes, an eine rasche gewaltsame Bezwingung der Stadt nicht denken durften. Am 19. Sept. forderte Pichegru die Stadt auf und drohte mit einem Bombardement; schon am andern Morgen erschloß ihm eine Capitulation, die Alles eher als „ehrenvoll" war, die Thore der Reichsfestung. Die pfälzer Regierung lieferte selbst die Pontons, damit der Feind sich eine Brücke über den Rhein schlagen konnte!

Es war schwer, dabei nicht an Verrath zu denken, und die Anklage ward so laut und bestimmt ausgesprochen, daß die pfalzbairische Regierung selber bei der später gepflogenen Untersuchung gegen Oberndorf die Frage an den allmächtigen pfälzischen Minister richten ließ, ob nicht Geschenke und Versprechungen zur Uebergabe mitgewirkt? In Wien wollte man noch andere Mitschuldige kennen. Die Rathgeber des Zweibrücker Pfalzgrafen, also des präsumtiven Thronerben, um dessen Ausschließung sich Oesterreich früher und auch neuerlich wieder so viel Mühe gegeben, sollten den Verrath mit zu Stande gebracht haben und die Ueberlieferung der Festung eine der Bedingungen gewesen sein, wofür die fränkische Republik den Pfalzgrafen in

*) S. Oesterr. Militärzeitschr. 1832. I. 277 f. II. 134. Vergl. des Verf.'s Gesch. der Pfalz II. 984 f.

seinem Erbrecht gegen Oesterreich zu schützen verhieß. **Diese angebliche Protection, die den Lieblingsplan der österreichischen Politik zu vereiteln drohte, erbitterte Thugut viel mehr als die Preisgebung der Reichsfestung. In** seinem despotischen Groll übte er einen Gewaltstreich, der, als Nachspiel der Mannheimer Geschichte, Reich und Reichstag noch lange Zeit beschäftigt hat. Das Factotum des Zweibrücker Hofes, namentlich unter dem jüngst verstorbenen Herzog Karl August, war der Minister Salabert gewesen.*) Ursprünglich französischer Abbé, der aus Lothringen nach Zweibrücken gekommen war, mit den Sitten und Gesinnungen eines Roué der altfranzösischen Zeit, aber verschmitzt, geschmeidig und in Intriguen viel erfahren, konnte Salabert wohl zur Uebergabe der Festung mitgewirkt haben, obgleich er selbst zur Zeit, wo dies geschah, in München war, und zwar im Auftrag seines Herrn, der ihn allerdings, um eine Capitulation zu befürworten, dorthin geschickt hatte. Salabert war aber in einer andern Eigenschaft, als tiefeingeweihter Vertrauter der Zweibrücker Politik, eine wichtige Person für den Wiener Minister. Wie daher im November Mannheim von den Oesterreichern wiedergenommen ward, ließ Thugut außer Oberndorf auch Salabert verhaften, seine Papiere versiegeln und ihn ein Vierteljahr ohne jedes Verhör gefangen halten. Es war ein Ausbruch jener gewaltthätigen Politik, die ein paar Jahre später in dem Walde bei Rastatt ein Probestück von trauriger Berühmtheit abgelegt hat. Zugleich gab sich der österreichische Staatsmann nicht einmal die Mühe, zu verbergen, daß er den ehemaligen Abbé nicht sowol wegen der Mannheimer Capitulation, als wegen der Zweibrücker Politik festhalte. Ehe Salabert verhört war, wurden seine Papiere eröffnet und durchsucht; ja man schickte um die Mitte Februar 1796 einen eigenen Agenten an den Pfalzgrafen nach Mannheim und ließ ihm anbieten: man wolle Salabert frei lassen, wenn der Herzog verspreche, denselben auf immer von seiner Person und von aller Theilnahme an den Geschäften zu entfernen. Durch dies offenbar mehr türkische als deutsche Verfahren ward die Mannheimer Angelegenheit in den Hintergrund gedrängt; das ganze Reichsfürstenthum, vom König von Preußen an bis zum Kurfürsten von Cöln, dem Oheim des Kaisers, nahm Partei für Salabert gegen Thuguts Gewaltthätigkeit. Wie man in Deutschland jederzeit mit der Feder rasch bei der Hand ist, erwuchs auch aus dieser leidigen Sache eine kleine Brochüren-Literatur. Jener übereifrige kaiserliche Diplomat, der sich kurz vorher als „Graf von Strengschwerd" hatte vernehmen lassen, ergriff auch jetzt das Wort, bestritt den Landesfürsten das Recht, ohne kaiserliche Genehmigung über die in ihren Gebieten gelegenen Festungen zu verfügen, und schlug den Ton der Reichseinheit und der nationalen Eintracht unter der Aegide des Kaisers an. Indessen wollte diese neue Anwendung der Einheit, um Thugut'sche Polizeigewaltthätigkeiten damit zu decken,

*) S. Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 25.

nach keiner Seite munden; eine ganze Reihe von Entgegnungen lehnten sich gegen den „groben Cäsarianismus" des angeblichen Grafen Strengschwerd mit aller Entschiedenheit auf. Salabert ward aber spät genug, erst im December 1797, wieder freigelassen.*)

Die unerwartete Uebergabe von Mannheim und der Rückzug der Kaiserlichen von der Lahn verbreitete am rechten Rheinufer einen ähnlichen panischen Schrecken, wie 1792 der Streifzug Custine's. Aus Darmstadt wurden Hunderte von Wagen nach Franken geflüchtet, der Landgraf selbst eilte nach Weimar; der Kurfürst von Mainz zog sich nach Erfurt zurück, der von Cöln nach Franken; der Bischof von Speyer floh nach Oberschwaben, der Markgraf von Baden nach Ulm. Alle Heerstraßen am Rhein herauf und hinab waren mit Flüchtigen bedeckt, bis nach Schwaben hinein reichte die Auswanderung. Und nicht nur die einzelnen schutzlosen Höfe ließen sich zur übereilten Flucht fortreißen. Das kursächsische Contingent zog, allen kaiserlichen Remonstrationen zum Trotz, im Anfang October aus dem Lager von Bobenheim durch Franken und das Voigtland nach Hause; ein Befehl des Kurfürsten wollte es so, „da bei dem schnellen Vordringen der Franzosen die eigenen Staaten in naher Gefahr seien und deshalb, den Reichsgesetzen gemäß, das Contingent zu deren Schutz zurückziehe." Wie dankbar flüchtete man jetzt hinter den preußischen Adler, der die Neutralitätslinie bezeichnete! Der Erbprinz von Hohenlohe, der den Cordon befehligte und sein Hauptquartier in Frankfurt hatte, ward nach dem Ausdrucke eines zeitgenössischen Berichtes wie ein schützender Genius betrachtet. Der preußische Gesandte beim fränkischen Kreise setzte trotzig eine Frist von fünf Tagen, binnen welcher die Kreisstände sich über ihren Beitritt zur Demarcationslinie aussprechen sollten.**) Hannover, bis jetzt immer noch säumig, die Demarcationslinie, die es umschloß, durch strenge Neutralität anzuerkennen, zeigte sich nun, da der Feind vor den Thoren war, rasch bereit, die bisher verzögerte Neutralität unter Preußens Vermittelung dankbar anzunehmen.

Bevor indessen die Schwäche und Rathlosigkeit sich noch greller bloß-

---

*) S. Häberlin's Staatsarchiv I. 346 ff. und die Schriften: „Rechtliches Gutachten, die Uebergabe der Festung Mannheim betreffend. Von Karl Grafen Strengschwerd. Regensb. 21. Oct. 1795." — „Ho! Ho! oder rechtliche Verwunderung über einige Stellen einer Druckschrift u. s. w. Jena 1796." — „Freimüthige staatsrechtl. Prüfung des sogen. rechtlichen Gutachtens. Regensburg im Febr. 1796." — „Unpartheiische Prüfung der vom Grafen S. aufgestellten Grundsätze. Frankf. und Leipz. 1796." — „Prüfung des S.'schen Gutachtens von einem Göttinger Akademiker. Gött. 1796." — „Beiträge zur richtigen Beurtheilung der Kapitulation von Mannheim. 1796." — „Uebergabe der Festung Mannheim, von keinem Grafen, aber einem ehrlichen Reichsbürger. 1796."

**) S. Rhein. Antiquar. II. 3. 464 f. Polit. Journ. II. 1033. 1082. 1105. Posselt Annalen IV. 239.

stellte, hatten die Kaiserlichen mit einigen raschen, glücklichen Schlägen gut gemacht, was durch die Capitulationen von Düsseldorf und Mannheim verschuldet war. Gelang es den Franzosen nach der Besetzung von Mannheim die Linie der Oesterreicher zwischen Rhein und Neckar zu durchbrechen, ihre Magazine in Heidelberg wegzunehmen, so war die Verbindung zwischen Clerfayts und Wurmsers Heeren zerrissen, vielleicht die ganze Stellung am obern Rheinufer unhaltbar geworden. Dies zu hindern, verstärkte Clerfayt mit größter Schnelligkeit die Posten an der Bergstraße, auch Wurmser setzte sich vom Oberrhein her in Bewegung; indessen die Franzosen drängten bereits den Neckar herauf gegen Heidelberg, bevor die Verstärkungen eintreffen konnten. Die Kaiserlichen unter Quosdanovich setzten sich, um Heidelberg zu decken, in den nahegelegenen Dörfern an der Bergstraße, namentlich am rechten Ufer in Neuenheim und Handschuhsheim fest und erwarteten mit etwa zehn Bataillonen und einiger Reiterei den Angriff, den zwei französische Divisionen am 24. September gegen die Bergstraße versuchten. In einem lebhaften Gefechte um das Dorf Handschuhsheim, das durch einen tapfern Angriff von sechs Schwadronen Reiterei unter Oberstlieutenant Graf Klenau entschieden ward, wurden die Franzosen in wilde Flucht geworfen, ihr Führer gefangen.

Während man sich an der Bergstraße schlug, war Mainz von beiden Ufern blokirt, das Land bis zum Main und der Nidda von Jourdan besetzt worden. Clerfayt entschloß sich ihn anzugreifen, obwol er nur etwa 40,000 Mann zur Operation gegen einen viel zahlreicheren Gegner verwenden konnte. Es kam ihm die Lage des Feindes freilich zu Hülfe. Die französische Armee war schlecht verpflegt und gezwungen, sich in einem Lande, dessen Vorräthe schon aufgezehrt waren, den Unterhalt selbst zu schaffen. Auf ein schmales Terrain eingeengt, von der Demarcationslinie umschlossen, ohne Magazine und Transportmittel, um die in Cöln und Coblenz gesammelten Vorräthe herbeizuführen, war Jourdan in einer Situation, die jeden Exceß förderte, die Bande der Disciplin vollends löste. Von Pichegru war viel Hülfe nicht zu hoffen; sein Zaudern weckte mit jedem Tage mehr den Verdacht, daß er mit seinem Herzen nicht mehr bei der republikanischen Sache sei. Die Stellung Jourdans berührte mit dem linken Flügel die Demarcationslinie; machten es dort die Oesterreicher so, wie die Franzosen eben das Beispiel bei Eikelskamp gegeben, so war eine Umgehung ihrer Position nicht schwer. Clerfayt hielt den französischen Feldherrn absichtlich in dem Wahne, die Oesterreicher würden das neutrale Gebiet gewissenhafter achten, als es die Franzosen gethan, und sein Centrum und seine Rechte etwa bei Höchst angreifen. Sobald Clerfayt gewiß war, daß Jourdan auf diese Gutmüthigkeit der Oesterreicher fest baue, wollte er sich mit seiner Hauptmacht rechts wenden, rasch oberhalb Frankfurt den Main passiren, auf Bergen vorrücken, sich des linken Niddaufers und der Straße, die von Frankfurt in die Wetterau führt, bemächtigen. Damit war der linke Flügel der Franzosen umgangen. Der Plan gelang

vollkommen. Die Oesterreicher überschritten bei Seligenstadt den Main und passirten, während die Aufmerksamkeit des Feindes durch Scheinbewegungen bei Höchst festgehalten ward, die Kinzig, um plötzlich zur Ueberraschung der Franzosen zwischen Bergen und Friedberg zu erscheinen (11. Oct.). Der Angriff, den die Franzosen am nächsten Tage an der Nidda machten, mislang und zwang sie zum Rückzuge.*) Viel rascher, als sie den Weg zur Lahn und zum Main erfochten, waren sie an den Niederrhein zurückgedrängt. Bei Neuwied, Bonn und Düsseldorf eilte der größte Theil der Maassambre-Armee auf's linke Ufer zurück. Hatten die Kaiserlichen vorher gegen die Uebermacht jede Meile Landes hartnäckig vertheidigt, so war der Rückzug der Jourdanschen Schaaren rasch in die schimpflichste Flucht ausgeartet; sie liefen in wilder Hast vom Main bis zur Lahn, und ihre einzigen Thaten, von denen die Geschichte Zeugniß giebt, waren scheußliche Plünderungen und Verwüstungen. Schon an der Lahn warfen sie massenweise Waffen und Gepäck weg, um schneller laufen zu können; aber allenthalben ward von den Flüchtigen geplündert, Pferde und Vieh mit fortgeschleppt, Mädchen und Weiber geschändet. Die Städte Hadamar und Limburg wurden von der Bestialität ihrer Ausschweifungen besonders schwer heimgesucht. Ueber beide Orte ward eine Plünderung verhängt, in Limburg die eine Vorstadt verbrannt, auf die, welche löschen wollten, wurde gefeuert, gegen Frauen Schandthaten ohne Zahl verübt.**) Geraubt ward überall, so weit sie kamen; wie der Volksausdruck jener Tage lautete, nur Mühlsteine und glühendes Eisen nahmen sie nicht mit fort. In den Gegenden, die schon auf dem Hinmarsche der Schauplatz der Greuel gewesen, flüchtete Alles; Berge und Waldungen waren die Zuflucht von Tausenden geworden, die dort halb nackt und hungernd die kalten Herbstnächte zubrachten, bis der böse Schwarm der Dränger vorübergebraust war. Krankheiten waren die Folge der Kälte und Entbehrung; viele Hunderte wurden von der Ruhr hinweggerafft. In einzelnen Gegenden am Niederrhein, in Bensberg und Mülheim z. B., schlug die Erbitterung des Volkes zum verzweifelten Widerstand und einem kleinen Kriege aus, der freilich die Wildheit der Dränger nur steigerte.

Es reichten mäßige Streitkräfte hin, diese demoralisirten Horden im Schach zu halten; drum brach Clerfayt mit dem Gros seines Heeres (25. Oct.) von der Lahn auf und wandte sich gegen Mainz zurück, um einen Schlag gegen die Rheinmoselarmee zu führen. Beinahe ein Jahr hatten die Franzosen an den Verschanzungen gearbeitet, welche Mainz von der Westseite einschlossen; dieselben zogen sich in einem Bogen von Mombach über Marienborn, Hechtsheim bis nach Laubenheim. Die Franzosen rühmten die Arbeiten als unüberwindlich. Es waren Erdwälle von acht Fuß Dicke aufgeworfen, Gräben von zwanzig Fuß Breite

*) Oesterr. milit. Zeitschr. a. a. O. 289. 297. 298.

**) Rhein. Antiquar. II. 3. 469 f. 568 ff.

und zehn Fuß Tiefe angelegt, zudem durch eine ununterbrochene Linie von Wolfsgruben das Terrain der Reiterei unzugänglich gemacht. Etwa 150 Schritte vor dem Walle waren starke Hornwerke und Redouten errichtet; eine stattliche Reihe von Feuerschlünden war darin aufgepflanzt, das Ganze mit einer dreifachen Verpallisadirung umgeben und vor der Linie starke Verhaue von Holz angebracht. Diese Reihe von Befestigungen, die sich mehrere Stunden weit ausdehnten und 30,000 Mann Besatzung zählten, machte auf die Zeitgenossen den Eindruck eines undurchdringlichen Bollwerks; auch die Franzosen schienen sich mehr auf die Stärke dieser Erdwälle als auf die eigene Wachsamkeit zu verlassen. Doch tadelten die Leute vom Fach, daß die Strecke zwischen Laubenheim und dem Rhein etwas vernachlässigt war und dem Angriff eine starke Blöße gab, auch die Werke zu ausgedehnt waren für die Zahl der Vertheidiger und deshalb, wenn die Linie an einem Punkte durchbrochen war, bei dem Mangel hinreichender Reserven, sich nur schwer behaupten ließen.*) Was Clerfayt zum Angriff gegen die Schanzen aufbieten konnte, war an Zahl kaum der Besatzung gewachsen, welche die Befestigung deckte; aber es gelang ihm, die Franzosen und ihre etwas sorglose Führung vollkommen zu überraschen. Unbemerkt waren die Oesterreicher vom rechten Rheinufer in die Festung geführt worden; am Abend und in der Nacht vom 28. zum 29. October ward Alles vorbereitet zum Angriff des kommenden Morgens und die Franzosen hatten keine Ahnung von dem Schlage, der sie bedrohte. Die kaiserlichen Truppen selbst erfuhren erst im letzten Augenblicke den Zweck des Unternehmens; in größter Stille, mit ungeladenen Gewehren gingen sie vor, ein starker Westwind verbarg dem Feinde das Geräusch des nächtlichen Marsches. Früh, am Morgen, zwischen fünf und sechs Uhr, begann, um die Aufmerksamkeit der Franzosen dorthin zu lenken, der Angriff auf Mombach; das Dorf ward im ersten Sturme genommen. In demselben Augenblicke waren die Verschanzungen an der schwächsten Stelle bei Laubenheim mit Macht angegriffen worden, indessen eine kleinere Abtheilung weiter oben über den Rhein gesetzt war und die Linien zu umgehen drohte. Von den Franzosen unbemerkt warfen sie sich auf Bodenheim, überfielen und zersprengten was dort von Franzosen stand, und kaum rettete sich der Führer der Division vor Gefangenschaft. Eine zweite Sturmcolonne, bei welcher sich Clerfayt selbst befand, war auf den wichtigsten Punkt, auf Hechtsheim losgegangen und hatte, anfangs mit heftigem Feuer zurückgewiesen, beim wiederholten Angriff den Ort erstürmt. Während sich so in der Mitte und auf dem linken Flügel der Feind schon in verworrener Flucht zurückzog, hatte eine dritte Colonne auch Bretzenheim

*) S. Geschichte d. Kriege IV. 24. Oesterr. milit. Zeitschrift 1832. III. 145 ff. Aehnlich Soult Mém. I. 263, der die Besatzung zudem nur auf 25,000 Mann schätzt, übrigens Clerfayts Anordnungen alles Lob zollt.

angegriffen, die Linien beschossen und erobert. Nur an der dritten Linie war die Vertheidigung länger und hartnäckiger gewesen. Doch war schon vor Mittag die ganze Reihe der Befestigungen in den Händen der Kaiserlichen. Der kurze Kampf hatte allerdings Opfer gekostet; die Oesterreicher hatten gegen 1500 Mann, darunter viele Officiere, verloren, aber auch der Verlust des Feindes war bedeutend; gegen 1700 Gefangene, 138 Geschütze und eine Menge Munition war die Beute der Sieger geworden. Die Franzosen, deren Colonnen zum größten Theil vereinzelt und zusammenhanglos das Weite suchten, sammelten sich erst hinter der Pfriem, auf der Linie von Worms und Pfeddersheim gegen den Donnersberg hin. Der Eindruck des Tages wirkte im ganzen Reiche aufrichtend und erfrischend; der Sieg vom 29. October war nach langer diplomatischer Misère die erste kecke, kräftige Kriegsthat. Sogar die Reichstruppen und noch dazu die geistlichen Contingente von Bamberg, Lüttich, Salzburg und Mainz nahmen an der Ehre dieses Tages rühmlichen Antheil. Für Oesterreich war es aber ein hoher Triumph, durch einen glänzenden Act zu zeigen, daß es auch allein und von Preußen verlassen stark genug war, sich mit dem Gegner in glücklichem Kampfe zu messen.

Am ganzen Rhein waren diese Octobertage, besonders der 29., durch Erfolge der österreichischen Waffen bezeichnet. Zwischen Neuwied und Ehrenbreitstein wurden die feindlichen Verschanzungen auf der Rheininsel Niederwerth genommen und die Festung von dieser Seite wieder frei gemacht. Am Oberrhein machte sich Wurmser auf, um die Franzosen aus Mannheim zu drängen. Ein glückliches Gefecht (17.—18. Oct.) schob die französischen Colonnen, die außerhalb der Stadt den Neckar entlang aufgestellt waren, zurück; Neckarau, eine Stunde von Mannheim am Rhein gelegen, ward besetzt und die Ebene, die sich zwischen Rhein und Neckar dort ausbreitet, vom Feinde gesäubert. Auf dem rechten Neckarufer blieb nur eine verschanzte Anhöhe, der Galgenberg, den eine stehende Brücke mit der Festung verband, in der Gewalt der Franzosen; ein rasch und glücklich unternommener Angriff entriß dem Feinde diesen Punkt an dem nämlichen Tage, wo Clerfayt ihn bei Mainz aus seinen Schanzen schlug. Die Kaiserlichen konnten nun daran denken, das französische Heer in die Stellungen zurückzudrängen, die es vor den Erfolgen in den letzten Wochen des Jahres 1793 eingenommen hatte. Seit dem 10. Nov. schlug man sich an der Pfriem. Von dort weggedrängt, suchten sich die Franzosen am Haardtgebirge zu halten; auch hier mit Erfolg angegriffen (13. 14. Nov.) nahmen sie ihre Stellung hinter der Queich. So hatten die Oesterreicher ungefähr die Linien inne, welche vor dem Misgeschick von 1793 von den Preußen besetzt waren; Kaiserslautern, Homburg, Zweibrücken waren wieder in deutschen Händen. Nun war auch Mannheim entblößt und die Einschließung konnte auf der linken und rechten Seite des Rheins beginnen. Ein heftiges Bombardement brachte die Festung bald zur

Uebergabe. Am 22. Nov. ergab sich die Besatzung kriegsgefangen; die Stadt, durch die Beschießung zum großen Theil verwüstet, mußte büßen, was der kurzsichtige Leichtsinn ihrer höchsten Beamten gesündigt hatte.

Die Maassambre-Armee hatte sich nach ihrer schmachvollen Flucht erst einige Wochen ruhig gehalten, dann vergebliche Versuche gemacht, Pichegru zu Hülfe zu kommen. Sie besetzte (11. November) Kreuznach, zog sich aber, als eine österreichische Colonne sich näherte, nach wenigen Tagen zurück; ein Versuch, auf dem rechten Ufer vorzudringen, war nicht glücklicher, die Spuren ihres Weges waren wieder wie vorher durch scheußliche Ausschweifungen bezeichnet. Als Pichegru hinter die Queich ging, rückte Jourdan (Ende Nov.) zum zweiten Male vor, besetzte wieder Kreuznach und drang gegen die Nahe vor, aber indessen war Mannheim gefallen und damit ein wesentlicher Theil seines Zweckes verfehlt. Bei Meisenheim und Alsenz erlitt zudem die rechte Flanke des Jourdan'schen Heeres eine blutige Schlappe (8. Nov.) und auch ein Versuch Pichegru's, vorwärts zu dringen, hatte keinen Erfolg. Die Maassambre-Armee mußte abermals den Rückzug antreten.

Die kleinen Neckereien an der Queich und im Westrich, zum Theil in hartnäckige und blutige Gefechte umgeschlagen, dauerten bis in die letzten Wochen des Jahres; erst gegen Ende December trat ein Ruhepunkt ein, der durch die Jahreszeit und die natürliche Erschöpfung geboten war. Es war auf beiden Seiten der Wunsch gleich lebhaft, durch einen Waffenstillstand Athem zu schöpfen; am Neujahrstage verständigte man sich darüber. Die Franzosen hielten das linke Rheinufer von Basel bis zur Queich besetzt; von da zog sich ihre Linie westwärts längs der Blies und Nahe und traf erst bei Niederdiebach wieder mit dem Rhein zusammen. Die Oesterreicher hielten das rechte Ufer des Stromes von Basel bis zur Sieg besetzt; links vom Rhein ging ihre Gränze von Speyer in der Richtung des Haardtgebirges bis zum Hundsrück und der Nahe hin und berührte bei Oberdiebach den Rhein.

Der Feldzug war von kurzer Dauer und an großen kriegerischen Ereignissen nicht eben reich gewesen, aber er hatte gleichwol unter allen seit 1792 den Rheinlanden die tiefsten Wunden geschlagen. Der Landstrich von der Sieg bis über die Lahn hinaus war durch die wilden Ausschweifungen der Jourdan'schen Banden am schwersten heimgesucht, und auch links vom Rhein, wo die Franzosen sich schon als künftige Herren fühlten und mehr Schonung zu erwarten war, sah es traurig genug aus. Ein Mitglied des Convents selber entwarf davon im Herbst 1795 der Versammlung ein erschütterndes Gemälde. „Die Pfalz — sagte er — ist gänzlich verwüstet; Alles was Menschen heilig und werth gewesen, alle gesellschaftliche Ordnung und Gerechtigkeit ist vernichtet, den Einwohnern ihre Güter auf die schändlichste Art geraubt und oft selbst die geraubten Gegenstände den früheren Eigenthümern wieder verkauft. Der französische Name ist zum Abscheu in jenen Gegenden

geworden; denn die Barbarei der Commissarien ging so weit, daß sie die Unglücklichen, welche sich über die Plünderung beklagten, niederschießen ließen, um ihre Klagen nicht zu hören." Der Druck mußte einen furchtbaren Grad erreicht haben, wenn solche Schilderungen aus französischem Munde zu hören waren. Es kam die Noth des bittern Hungers hinzu, die im Jahr 1795 einen großen Theil von Europa heimsuchte. In der Nachbarschaft von Mannheim mußten die Landleute Meilen weit laufen, um sich Brod in knappen Portionen zu verschaffen; sie waren genöthigt, in größeren Haufen zu gehen, um sich vor hungernden Banden zu schützen, welche die sonst so blühende Gegend jetzt durchstreiften.

Es war hohe Zeit, daß diese furchtbare Kriegsnoth ein Ende fand. Dies Gefühl ging bei Clerfayts letzten Siegen durch alle Gemüther; mit Begeisterung ward überall der muthige Feldherr genannt, der zuerst wieder Deutschland Siege und durch sie den Frieden zu bringen versprach. Wie war man erstaunt, als wenige Wochen nachher die Kunde kam, daß der erste österreichische General, der nach einem glücklichen Feldzuge vor den Thron seines Kaisers getreten war, — seinen Abschied gefordert und erhalten habe. Clerfayt theilte, wie wir sehen werden, das Schicksal aller Männer von Talent, die während Thuguts Verwaltung das Obercommando führten; er mußte weichen, weil er eine eigene Meinung und einen eigenen Willen zeigte, weil er die Bedürfnisse des Krieges und die vorhandenen Mängel furchtlos vor Augen legte. Thugut und sein Hofkriegsrath konnten aber nur Creaturen brauchen; darum vermochte sich weder Clerfayt noch der Erzherzog Karl auf die Dauer an der Spitze der Armeen zu behaupten.

Die Verhandlungen über den Reichsfrieden hatten seit August, wo wir sie verließen, zu keinem besseren Ergebniß geführt. Ein Versuch Hardenbergs, durch die Abtretung Belgiens die Franzosen zu befriedigen, Oesterreich im Reiche einen Ersatz zu bieten und das übrige linke Rheinufer zu retten, war natürlich abschlägig beschieden worden; die Franzosen sprachen nun offen den auch im Convent sanctionirten Grundsatz aus: daß es für sie ohne die Rheingränze keinen dauerhaften Frieden gebe. Die kaiserlichen Anträge, die durch dänische Vermittelung angebracht wurden, blieben ebenfalls erfolglos, da vorerst weder in Wien noch in Paris eine aufrichtige Neigung für den Frieden vorhanden war.

Nur der Reichstag fuhr unverdrossen fort, mit gewohnter Breite über die Reichsfriedensdeputation, über ihre Vollmachten und Instructionen Rath zu pflegen. Der ehrwürdige Körper war nicht so leicht aus dem einmal betretenen Geleise herauszudrängen. Es kam erst die Anzeige Preußens (17. Sept.), daß der Versuch, einen Waffenstillstand zu erlangen, in Basel gescheitert sei; dann die überraschende Botschaft, daß auch Hessencassel den

Weg eines Separatfriedens eingeschlagen; aber der Reichstag setzte seine Arbeit mit einer Geduld fort, die eines besseren Erfolges werth gewesen wäre. Der hessencasseler Friedensschluß, frisch geschlossen, nachdem eben noch der Kaiser (29. Juli) feierlich von Separatverträgen abgemahnt, konnte indessen doch nicht ganz unbesprochen bleiben; wenn auch der Reichstag schwieg, so hatte doch der Kaiser keine Ursache, mit seiner Meinung hinter dem Berge zu halten. Ein Hofdecret vom 18. Sept. gab der Misstimmung über den neuesten Abfall vom Reiche einen sehr bestimmten und scharfen Ausdruck. Ein Friede des Reiches unter billigen und anständigen Bedingungen, hieß es darin, sei nicht wohl zu erreichen, wenn einzelne Stände nach eigener Willkür aus dem Reichsverbande austräten, ihr Interesse durch Separatverträge und geheime Artikel von der gemeinsamen Sache des Reiches trennten und dieses selber in lauter Sonderinteressen auflösten. Der Kaiser verlangte ein Gutachten des Reiches über die Frage, wie ein solcher Friedensvertrag nach der deutschen Verfassung zu beurtheilen, und welche Maßregeln zu nehmen seien zur Aufrechthaltung der Freiheit, Würde und Selbständigkeit des deutschen Staatskörpers. In dem Augenblicke, wo dies Hofdecret in Regensburg eintraf, war durch die Capitulation von Mannheim dem Kaiser eine neue Gelegenheit geboten, seine Misbilligung kundzugeben; er bezeichnete jene Uebergabe nicht als ein unglückliches Kriegsereigniß, sondern als eine Folge jener „einseitigen Maßnahmen, durch welche die Reichsoperationen offenbar gehemmt und die Erwirkung eines billigen und anständigen Reichsfriedens immer mehr entfernt würde."

Mittlerweile war der Reichstag (14. Oct.) mit der Entwerfung der Vollmachten und Instructionen für die Friedensdeputation fertig geworden; es sollte, hieß es darin, dieser Reichskrieg, welcher dem deutschen Reiche zur Vertheidigung seiner Verfassung aufgedrungen, auf der Grundlage der Integrität und Wiedererlangung der entzogenen geistlichen und weltlichen Rechte und Besitzungen durch einen billigen und annehmlichen Frieden beendigt werden. In dem Augenblicke, wo dies Gutachten vollendet war, standen sich die Armeen in erneuertem Kampfe gegenüber. Die kaiserliche Bestätigung, die am 19. Nov. erfolgte, gab denn auch dieser Lage einen bezeichnenden Ausdruck. Unter der Form, die vorgeschlagenen Friedenseinleitungen zu bestätigen, mahnte das Actenstück dringender als je zum Kriege. Es theilte den Briefwechsel mit, welcher das Mislingen der dänischen Friedensvermittelung beurkundete, es erinnerte an den bekannten Bericht Roberjots und an die unzweideutig ausgesprochene Absicht der Franzosen, nur um den Preis der Rheingränze Frieden zu schließen; es berichtete dann die kriegerischen Vorgänge vom September und October, die deutschen Siege am Neckar, Main und Rhein und sprach im nachdrücklichsten Tone die Ueberzeugung aus, daß ein billiger und anständiger Friede nur mit den Waffen in der Hand errungen werden könne. Treffend und prophetisch ward die Taktik der Franzosen, den

Friedensverhandlungen mit dem Reiche auszuweichen und nur Separatverträge zu schließen, als ein Mittel bezeichnet, dem Reiche die Friedensgesetze zu dictiren. „Ja Deutschlands Verhängniß würde mit dem Verluste der reichsten, bevölkertsten und ansehnlichsten Provinzen entschieden gewesen sein, wenn der von dem Feinde in besonderem Vertrauen auf seine Trennungspolitik dem deutschen Reiche zubereitete letzte Hauptschlag gelungen wäre; aber es bestätigen zugleich eben die herrlichen Siege, welche diesen tödtlichen Schlag abgewendet haben, daß die feindlichen, auch an Zahl überlegenen und durch die fürchterlichsten Feldverschanzungen geschützten Heere deutschem Muthe und deutscher Kriegskunst nicht unbezwinglich sind. Nur durch vereinte Anstrengung der deutschen Gesammtkraft, durch erhöhtes Nationalgefühl, durch Einigkeit, deutschen Muth, Energie und Ausharren ist der Feind, der das deutsche Reich zerstücken und dessen Verfassung zerrütten will, zu einem billigen und gerechten Frieden zu bewegen."

Mit diesem kriegerischen Manifeste schlossen die Friedensverhandlungen des Jahres 1795 in bezeichnender Weise ab. Die Reichsfriedensdeputation blieb vorerst ein todtgebornes Ding und mit erneutem Eifer sollte der Friede auf dem Schlachtfelde erfochten werden. Aber es war nicht das Reich, welches dies Wagniß unternahm, nur Oesterreich und dessen ausländische Verbündete; vom Reiche waren zwei angesehene Fürsten in Frieden mit dem Feinde eingetreten, die meisten kleineren waren heute eher wie morgen bereit, wenn die Noth drängte, den gleichen Weg zu gehen. Die kaiserliche Politik war auf diesen Fall gefaßt, ihre Organe sprachen offen die Drohung aus, der Kaiser werde fortan auch seinen besondern Weg ohne das Reich gehen. „Der kaiserliche Hof — hieß es in einem Aufsatze jener Zeit — wird die gemachten Eroberungen und Fortschritte als seine eigene Sache ansehen und wird sich darüber mit Frankreich verständigen; und wenn der Kaiser dann einwilligte, daß Frankreich seine Gränze bis an den Rhein ausdehnte, und noch Mainz dazu hergäbe, welche Hindernisse könnte er finden, wenn er eine gerechte Entschädigung von dem Reiche nähme?" Für Pfalzbaiern war dieser Wink deutlich genug.

Das Verhältniß zu Preußen war indessen weniger schroff geworden; es ward wenigstens der bittere und herausfordernde Ton gemieden. Daß die polnische Angelegenheit endlich erledigt war, trug am meisten dazu bei, zwischen den östlichen Höfen ein etwas besseres Vernehmen herzustellen. Aber an einen Umschlag der preußischen Politik war darum nicht zu denken. Wohl waren die Lectionen des letzten Jahres für die Neutralitätspolitik herb genug gewesen, Preußen hatte alle seine Vermittelungsversuche scheitern gesehen und Hardenberg verließ jetzt zu Ende des Jahres Basel, ohne daß irgend eine wesentliche Hoffnung, die man im Frühjahr gehegt, erfüllt war. Die Demarcationslinie war erst von den Franzosen, dann von den Oesterreichern verletzt worden und beide Male hatten die Verwahrungen und Einsprachen

Preußens höchstens gleichgültiges Achselzucken zur Folge gehabt. Mit Oesterreich war man über den Separatfrieden zerfallen, mit Rußland drohte es darüber zum offnen Bruch zu kommen, der Versuch, die Reichsfürsten vom österreichischen Einflusse zu trennen und unter preußischer Aegide zu sammeln, war in der Hauptsache mislungen. Wer Augen hatte zu sehen, der mußte sich sagen, daß die preußische Politik sich auf einem Abwege befand, der ihr nichts übrig ließ, als die zweideutige französische Freundschaft. Zur Umkehr von diesem Wege war aber in Berlin weniger Aussicht als je.

So lag denn der Krieg wesentlich auf Oesterreichs Schultern. Zwar waren in Deutschland unter dem Eindrucke der letzten Erfolge die mattherzigen Stimmungen des Friedens um jeden Preis gewichen; im Kreise des Volkes regten sich wieder muthige und kriegerische Gedanken. Selbst der Regensburger Reichstag trat aus seiner steifen Eintönigkeit heraus und richtete ein besonderes Dankschreiben an den Kaiser für die jüngsten Siege. Während in Frankreich die Existenz der Republik von inneren Erschütterungen noch mehr als vom äußeren Feinde bedroht schien, gab sich in Deutschland eine gehobene Stimmung kund. Als Clerfayt jetzt im Winter vom Rhein nach Wien ging, ward er mit Huldigungen überschüttet; in Frankfurt, in Wien selbst feierte der Held des ersten glücklichen Feldzuges die lautesten Triumphe. Die Hülfe freilich, die das officielle Reich zu leisten versprach, eine Reichssteuer von hundert Römermonaten, deren Ertrag man auf eine Million Gulden berechnete, wollte im Vergleich mit den Bedürfnissen eines solchen Krieges nicht viel bedeuten.

In Oesterreich selbst überhob man sich vielleicht in der Beurtheilung der letzten Erfolge; sie waren nur errungen worden, weil man endlich einmal die Kriegsleitung einem Feldherrn, nicht den Künsten der Diplomatie überlassen hatte. Noch stand aber in Wien derselbe Mann mit unbegränztem Einfluß an der Spitze, dessen schlechten Künsten ein großer Theil des Unheils seit 1793 zuzuschreiben war; noch waren in der Umgebung des Kaisers und an gewichtigen militärischen Stellen alle die Persönlichkeiten thätig, mit denen höchstens Mack, aber kein Mann von selbständigem Talent und Willen sich vertragen konnte. Auch Clerfayt sollte jetzt diese Erfahrung machen. Sein Oberbefehl war ihm hinlänglich verbittert worden durch die Thugut'sche Kabale und durch den Hofkriegsrath; erst hatte man von Wien aus seine Thätigkeit gelähmt und, wie es Thugut's Art war, die militärischen Bewegungen von kleinen diplomatischen Berechnungen, die in der Regel fehlschlugen, abhängig gemacht. Dann hatte der Obergeneral sich mit dem Hofkriegsrathe herumzuzanken, der Behörde, die sich in Alles mischte, aber das Erste und Nöthigste, die Bedürfnisse der Armee, auf eine schmachvolle Weise vernachlässigte und der Corruption der Heeresverwaltung freien Spielraum ließ. Ein Glück war es, daß Clerfayt, wo er immer konnte, seinen eigenen Weg ging, aber eben diese Selbständigkeit ward ihm in Wien nicht verziehen. Daß

er den Krieg nicht selten im Widerspruch mit den Rathschlägen von Wien führte, an die Begünstigten des Hofkriegsraths, wie Wurmser, Befehle statt Bitten richtete, daß er die Sorglosigkeit der Verpflegung, die Unterschleife im Lager ohne Schonung rügte, hatte die Stimmung der Leute von Einfluß gegen ihn entschieden. Als er nun mit dem vollen Selbstgefühl der erfochtenen Siege nach Wien kam, erntete er bei dem Hofkriegsrath Tadel statt Lob; man rügte seine Eigenmächtigkeit, unterstellte seine einzelnen Operationen einer kleinlichen Kritik und erbitterte ihn durch grundlose Mäkeleien. Grollend nahm er seine Entlassung, deren Beweggrund man vergebens durch äußere Auszeichnungen zu verdecken suchte; alle Welt fühlte, daß wieder ein fähiger und populärer Feldherr dem bekannten System erlegen war.

Die Leitung des Kriegswesens war nun wieder, durch keine überlegene Persönlichkeit beschränkt, in den Händen eines Ausschusses, in dem nur ein namhafter Soldat, der General Nostitz, saß. Referent war der Oberst Rollin, jene complete Mittelmäßigkeit, die wir von 1793 her durch ihre Freundschaft für Wurmser kennen. Ihm zur Seite stand Thugut; einige unbedeutende Personen aus der obersten Kriegsbehörde waren noch beigegeben, weil sie den Einfluß der Cotterie nicht störten. Man mochte sich in Wien schmeicheln, daß der junge Erzherzog, den man jetzt an Clerfayts Stelle berief, sich eher von dieser Behörde am Gängelbande leiten ließ; aber ihm waren die Erfahrungen seines Vorgängers in noch reicherem Maße beschieden.

Zweiter Abschnitt.

Der Feldzug von 1796.

Die französische Republik hatte gewaltige Rüstungen gemacht zu dem erneuerten Kampfe. Fünf große Armeen waren von der Nordsee bis zum Mittelmeere aufgestellt; während die Heere im Norden und an den Alpen eine beobachtende Stellung einnehmen sollten, war der Maassambre-, der Rhein-Armee und der italienischen die eigentliche Action zugetheilt. In einer zusammenhängenden Operation sollten die beiden ersten nach dem Innern von Deutschland hereinbrechen und dem durch Oberitalien nach Innerösterreich vordringenden italischen Heere die Hand reichen. Gelang der Plan so sicher, wie er kühn entworfen war, dann ward dem Kaiser in seinen eigenen Erblanden der Friede vorgeschrieben.

Die Entscheidung dieses Jahres lag auf den Schlachtfeldern Italiens, nicht weil dort die größere Masse der Streitkräfte wirkte, sondern weil dort zuerst in selbständiger Thätigkeit der Mann hervortrat, um den sich in den nächsten Jahrzehnten die Geschichte Europa's bewegt hat. Aus dem Feldzuge von 1796 ist die militärisch-politische Glorie Napoleon Bonaparte's emporgewachsen.

Das französische Directorium sandte als Oberfeldherrn den Mann nach Italien, dessen Verdienst es zum guten Theil gewesen, daß die neue französische Verfassung und Regierung nicht schon vor ihrem Eintritt unter dem Aufstande vom October 1795 begraben ward. Eine solche That verdiente den Dank eines Regiments, dessen Geburt schon die Ermattung der revolutionären Kraft und das Uebergewicht des Lagers und der Feldherren verkündigte; welch besserer Dank war ihm zu geben, als das Commando auf einem Kriegsschauplatze, dessen militärische und politische Natur ihm vertraut war, wie kaum einem Anderen?

War die Revolution selbst gewaltig und riesenhaft angelegt, so schloß

sie auch ihre erste Epoche mit einem Manne ab, der den außerordentlichen Stempel seines Ursprungs an sich trug. Er brachte die Bildung und Technik der alten Zeit mit herüber, glich aber der Revolution durchaus an Gewaltsamkeit und jenem Mangel an Pietät für das Geschichtliche und Ueberlieferte, der einer ihrer Grundzüge ist. Ein Kind der großen Welterschütterung und doch ohne einen Zug jenes philanthropischen Enthusiasmus, der die erste Morgenröthe derselben umgab, kündigte er sich gleich in den Anfängen als das scharfe Gegenbild aller Verfassungsschwärmer und politischen Theoretiker von 1789 an. Aber wie wunderbar hatte die Natur diesen Mann ausgerüstet, wie mächtig die Schule des Lebens ihn großgezogen! Ein Geist von durchaus praktischer Genialität, von jener Ursprünglichkeit und vielseitigen Schöpfergabe, die das Kennzeichen des ächten Genies ist, noch im ganzen Feuer seiner ersten Jugend, aber frühreif und im Gebrauch seiner Mittel so gewandt und elastisch, wie es nur Südländer sind, auch bei aller Jugend voll selbsterworbener Erfahrung und Menschenkenntniß, schien er in der That mehr als ein anderer Sterblicher dazu geboren, die Revolution zu bezwingen, aber auch sie abzuschließen und die Versöhnung herzustellen zwischen der alten und der neuen Zeit. Allein der schlichte Sinn für friedliches Menschenglück und bürgerliche Freiheit war diesem Manne fremd; der philanthropischen Begeisterung des Jahrhunderts, dem er angehörte, stand er mit der Kälte vollendeter Selbstsucht und mit jener tiefen Menschenverachtung entgegen, die der Hingebung für das Ideale wie einer kindischen Thorheit spottet. Die Lorbeeren, die auf dieser Bahn errungen werden, haben ihn nie gelockt; wohl aber hatte der Zauber äußeren Ruhmes und Glanzes seine Seele mit unwiderstehlichem Reize umstrickt. Die einen Washington für diese kranke Welt in ihm hofften, die konnten schon aus den Ereignissen von 1796 ihren Irrthum erkennen. Die Cäsaren Roms waren seine Schule und sein Vorbild. Große äußere Werke, wie sie nur im Glanze einer Weltherrschaft gedeihen, materielle Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, neben innerer Oede und Unfreiheit; Gleichheit Aller unter der Despotie eines Einzigen, wiewol verhüllt in demokratische Formen, soldatische Macht und Zucht neben dem Schein republikanischer Erinnerungen, Haß gegen alles wahrhaft Aristokratische, bestehe es in Geburt, Gesinnung oder Bildung, aber dafür Fütterung der Massen, Blendwerke und Schauspiele für den großen Haufen — mit diesen Künsten hatten die römischen Imperatoren einst wie eine Gottheit auf Erden über die Welt gewaltet, und darauf ging auch die bonapartesche Menschenbeglückung aus.

Verwandte Naturen hatte schon das spätere italienische Mittelalter erzeugt, dem die Bonapartes durch Art und Abstammung angehören; Naturen von ähnlicher Weltanschauung, von derselben dämonischen Gewalt über die Massen, von der nämlichen seltsamen Mischung soldatischer Tyrannei und revolutionärer Rhetorik. Aber noch niemals war eine Persönlichkeit aufge-

treten, in welcher mit solchen Reminiscenzen sich diese individuelle Größe und die herbe Schule einer großen Revolution verband. Der kosmopolitische Zug, der durch das achtzehnte Jahrhundert hindurchgeht, kam hier zu einem eigenthümlichen und furchtbaren, die Welt bedrohenden Ausdruck; nicht in vagem, weltbürgerlichen Empfinden gab er sich kund, sondern in dem gewaltigen Wollen einer Despotennatur, die entschlossen war, mit Verachtung des Individuellen und Nationalen der Welt ihr persönliches Gepräge aufzudrücken. Es war wie eine ernste Probe, die das Schicksal den Völkern dieses Welttheils vorlegte; ob sie sich selber noch angehören oder bonapartisch umgeschmolzen werden sollten, war eine Zeit lang die ernste, zweifelhafte Frage. Uns zumal dem deutschen Wesen und seiner Eigenthümlichkeit, ist diese romanische Cäsarenpolitik mit aller Feindschaft entgegengetreten; zwei Jahrzehnte wird sich nun unsre Geschichte um diesen Mann und seine Ziele bewegen. Den Grund zu der kommenden Macht und Herrlichkeit haben aber die Ereignisse von 1796 gelegt.

Gleich nach den ersten Erfolgen weissagte Bonaparte mit der Sicherheit des Mannes, der an seine Zukunft glaubt, Triumphe, deren kühner, phantastischer Flug selbst seine schwärmerischen Bewunderer frappirte. Kaum in Mailand eingezogen, hielt er einem seiner vertrauten Adjutanten schon die Unterwerfung Italiens, den Einbruch nach Deutschland wie nahe, sichere Ergebnisse vor Augen. Es ist, sagte er, nichts Großes in unsrer Zeit unternommen worden; an mir ist es, das Beispiel zu geben.*)

Der frühere Gang des Krieges in Italien ließ nicht erwarten, daß von dorther die Entscheidung kommen werde; mit Ausnahme einer einzigen größeren Schlacht, die zu Ende November 1795 bei Loano geschlagen worden, war auf diesem Schauplatze bisher von großen und folgenreichen Kriegsthaten nichts zu verzeichnen gewesen. Auch jetzt betrug das französische Heer, das sich, durch den Kamm der Apenninen gedeckt, an der genuesischen Küste ausdehnte, höchstens einige vierzigtausend Mann und schien durch die an Zahl etwas stärkere österreichisch-piemontesische Armee genügend im Schach gehalten. Doch war der Unterschied der Zahlen in Schätzung der Streitkräfte nicht allzuhoch anzuschlagen. Die französischen Truppen waren zwar ausgehungert, schlecht verpflegt und gekleidet, aber kriegsgeübt und voll Ungeduld, zum Kampfe herausgeführt zu werden in die fruchtbaren Ebenen Italiens. Die Oesterreicher waren nicht viel besser versorgt; denn die angebliche Fülle, worin sie sich befanden, bezog sich, wie ein bewährter Meister urtheilt,**) auf tausend halb oder ganz entbehrliche Gegenstände des Gepäcks und der Verpflegung, mit denen sich das Vorurtheil der damaligen Heere herumschleppte, aber keineswegs auf das Wohlleben der Soldaten. Die Truppen waren

*) S. Mémoires du Duc de Raguse I. 178. 186.

**) Clausewitz, hinterlassene Werke IV. 12.

vielmehr durch Anstrengung und Entbehrung entkräftet und mismuthig, die Piemontesen zudem dem österreichischen Bündniß abgeneigt; die Sympathien mit der Revolution reichten hier bis in die Armee. Dem Führer der Oesterreicher, Beaulieu, gebrach es weder an Fähigkeit und Kriegserfahrung, noch an Raschheit, und aus den ersten Tagen des Revolutionskrieges (1792) ward sein Name mit Auszeichnung genannt; einem Bonaparte war er aber nicht gewachsen. Ein Siebziger, in der herkömmlichen Kriegsart grau geworden, von dem Wiener Hofkriegsrath abhängig, des Terrains, auf dem er jetzt stand, wenig kundig, auch dem Heere, das er führte, fremd und nicht ohne Opposition in den höheren Kreisen der Officiere empfangen, stand Beaulieu einem genialen, siegesdurstigen Feldherrn von 27 Jahren gegenüber, der sich seine eigene Kriegsart schuf, der vollkommen Herr seiner Handlungen war, der Land und Leute kannte wie sich selber, der wie Wenige die Gabe besaß, seine Soldaten zu begeistern und an sich zu fesseln. Der erste Aufruf, womit er sein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuosität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbstgefühle des Soldaten geschmeichelt, die Zuversicht des Sieges in ihm geweckt und die blühenden Ebenen Italiens ihm als das Siegesfeld gezeigt, wo statt Noth und Entbehrung nur Genuß und Ruhm seiner warte. Ein Feldherr solcher Art, der die Politik zu handhaben wußte, wie die Kriegskunst, befand sich hier ganz auf seinem rechten Boden. Italien hatte in seiner politischen Gestaltung manche Aehnlichkeit mit Deutschland; es hatte, außer dem Mangel einer nationalen und einheitlichen Action, besonders die Kleinstaaterei mit uns gemein. Jenseits wie diesseits der Alpen war es nicht allzuschwer, die einzelnen Regierungen zu überraschen, von der gemeinsamen Sache zu trennen und durch Sonderbündnisse an die Politik Frankreichs zu knüpfen. Es ist denn auch in diesem Feldzuge an beiden Stellen diese Politik mit wahrer Virtuosität gehandhabt worden: Oesterreich völlig zu isoliren, dort Sardinien, Neapel, Parma, Modena, hier Preußen, Baiern, Württemberg, Baden in den Dienst der französischen Politik zu verflechten.

Die Oesterreicher eröffneten in Italien den Feldzug (10. April); besorgt um Genua, warfen sie sich auf den rechten Flügel der Franzosen, ehe diese den Angriff erwarteten, bevor die österreichischen Streitkräfte selbst vollständig beisammen waren. Der erste Stoß, von Beaulieu auf Voltri gerichtet, hatte einen kleinen Erfolg; inzwischen war eine andere österreichische Abtheilung unter Argenteau gegen Montenotte vorgegangen. Zwei Bataillone Franzosen, die unter Oberst Rampon sich in die verlassenen Schanzen auf dem Monte Legino zurückgezogen, leisteten dort den hartnäckigsten Widerstand und wiesen den Angriff der Kaiserlichen zurück. Diesen Moment benutzte Bonaparte, um am nächsten Tage mit überlegener Macht die österreichische Colonne anzugreifen und zu zerstreuen. Eine Strecke westwärts, bei Millesimo, stand eine gemischte Abtheilung unter Provera; gegen ihn wandte sich nun Bona-

parte (13. April) und zwang ihn, sich in das Bergschloß Cossaria zurückzuziehen. Während Augereau diesen Posten einschließt und zur Uebergabe zwingt, wirft sich dann Bonaparte rasch gegen die Verschanzungen von Dego (14. April) und schlägt den dortigen Posten vollständig. Ein Corps von 3000 Oesterreichern unter Wukassowitsch, das durch Misverständniß erst jetzt eintraf, erschien dann am 15. von Neuem bei Dego, überraschte die Franzosen und drang anfangs gegen sie mit siegreicher Kühnheit vor. Ihre Schanzen wurden erstürmt, ihre Geschütze genommen. Aber als Bonaparte mit überlegener Macht zu Hülfe eilte, erlag die kleine Colonne nach tapferem Kampfe der Uebermacht. So war in einer Reihe einzelner Gefechte die österreichisch-piemontesische Macht überall zersplittert und in geringerer Zahl aufgetreten; überall hatte Bonaparte mit überlegenen Massen den Kampf entschieden. Die Oesterreicher hatten sich an allen Stellen mit großer Bravour geschlagen; aber das Resultat dieser Gefechte kam dem Verluste einer großen Schlacht gleich.

Nach diesen ersten Erfolgen wandte sich der französische General rasch gegen die sardinische Armee, die unter Colli bei Ceva stand. Es ward an drei Tagen (19. 20. 22. April) bei Ceva, Cursaglia, Mondovi gefochten und allenthalben Colli zurückgedrängt. Schon am 23. kam aus dem piemontesischen Lager das Anerbieten eines Waffenstillstandes. Der Turiner Hof, erschreckt durch die letzten Schläge, voll Sorge vor einer demokratischen Erhebung und der Stimmung des Heeres nicht sicher, beeilte sich durch den Abfall von der Coalition seine Existenz zu retten, die freilich fortan der französischen Politik auf Gnade und Ungnade überantwortet war. Zu Chierasco ward am 28. April der Waffenstillstand geschlossen, der Sardinien von der Coalition trennte, einen Theil des Gebietes den Franzosen einräumte und ihnen die wichtigsten Festungen zum Pfande gab. Der Vertrag ward auch für die andern italienischen Regierungen entscheidend; das „Rette wer sich kann" war nun die Losung ihrer Politik.

Beaulieu war nach dieser Wendung außer Stande, den oberitalienischen Westen zu behaupten; schon die Zahl der Truppen gab Bonaparte jetzt ein entschiedenes Uebergewicht, noch mehr die Stimmung und Führung. In feurigen Proclamationen wurde das Heer zu weitern Siegen begeistert, die Regierungen durch die Furcht vor einer Erhebung der Völker erschreckt, die Völker selbst durch den verführerischen Klang der neuen Freiheit aufgeregt. Beaulieu vermochte das Vordringen des Feindes über den Po nicht zu hindern; auch der der Adda-Uebergang ward nach der Erstürmung der Brücke bei Lodi (10. Mai) erzwungen und vier Tage später zog Bonaparte in der lombardischen Hauptstadt ein. Wie beeilten sich nun die italienischen Fürsten, um hohen Preis von dem revolutionären Krieger ihre Existenz zu erkaufen! Schon am 9. hatte Parma durch 2 Mill. Livres, durch 1700 ausgerüstete Pferde, große Vorräthe an Lebensmitteln und 20 Gemälde seine Neutralität erlangt; am

15. machte Sardinien zu Paris seinen Frieden mit der Republik, trat Savoyen, Nizza u. s. w. ab, überließ seine Festungen den Franzosen und versprach als Vorboten engeren Einverständnisses einen Handelsvertrag mit der Republik zu schließen. Auch Modena erkaufte um achthalb Millionen Livres baar Geld, dritthalb Millionen an Vorräthen und zwanzig Gemälde seine schwankende Existenz von dem revolutionären Feinde. Bis nach Rom und Neapel zitterte die Angst vor der Revolution, die eben dadurch nur beschleunigt ward, daß die alten Gewalten ihre Ohnmacht an den Tag legten. Fähige und muthvolle Regierungen hätten auch hier, wie in Deutschland, dem Feinde verderblich werden können; aber diese kleinen Despoten überkam jetzt die Gewissensangst für die vergangenen Thaten, sie waren nun so muthlos, wie sie vordem gewaltthätig gewesen. Zwar waren in Italien, zumal in den mittleren und höheren Klassen, stärkere Sympathien mit der Revolution als in Deutschland und der Sirenengesang der neuen Freiheit riß anfangs Viele mit sich fort. Allein die Enttäuschung folgte bald; dem republikanischen Gaukelspiele, das den leichtgläubigen Kindern und Thoren aufgeführt ward, gingen schamlose Erpressungen, Plünderungen und Gewaltthaten jeder Art zur Seite. Dem ersten Taumel folgten bald verspätete Volkserhebungen, deren blutige Ueberwältigung für's Erste die Sicherheit der neuen Eroberung verbürgte. In den letzten Tagen des Mai ward auch der Mincio von den Franzosen überschritten; die Oesterreicher waren auf Mantua beschränkt und es blieb nur noch diese Festung zu nehmen, dann war die Eroberung Oberitaliens vollendet. Auch das mittlere und südliche Italien beeilte sich nun, mit der siegreichen Macht Frieden zu schließen; der Papst und Neapel erkauften um theuren Preis unsichere Waffenstillstände mit der Republik.

So hatte Bonaparte's Kunst, mit einer vielgewandten politischen Taktik seine militärischen Bewegungen zu unterstützen, allenthalben siegreich das Feld behauptet. Wo die naive Bewunderung jener Tage nur die Größe des Helden sah, können wir jetzt überall zugleich die Anfänge und das Werden des künftigen Bonapartismus erkennen. In hundert einzelnen Zügen kündigte sich diese neue Macht an, deren Druck ein Jahrzehnt später auf den Nationen Europa's lastete. Die Verbindung despotischer und revolutionärer Eigenschaften, der imperatorische Stil seiner Bülletins, der Ton, den er gegen die besiegten Gewalten anschlägt, die Ernährung des Krieges durch den Krieg, die Requisitionen und Plünderungen, Alles zeigt die Keime einer Gewalt, wie sie das Bonaparte'sche Kaiserreich nachher vollendet darstellt. Und welche Meisterschaft, sich Alles dienstbar zu machen, Alles in den Zauberkreis seines Interesses hereinzubannen! Seine Umgebungen berauscht und bezaubert er, so daß sie ihm schon mit dem Vorgefühl einer „unbegrenzten Zukunft" dienen,*) der geldarmen Regierung Frankreichs wirft er die Spolien Italiens zu, der

*) Aeußerung Marmonts in den Mémoires I. 186. 187.

Nation schmeichelt er mit Trophäen, Bildern und Statuen, die Fürsten Italiens hält er durch die Furcht vor der Revolution gefesselt, die Völker knüpft er durch die Hoffnung auf eine Umgestaltung an sich.

Zur Zeit, wo sich bei Mantua der letzte Entscheidungskampf um Oberitalien vorbereitete, hatte auch in Deutschland der Feldzug begonnen. Die Last des Kampfes lag hier auf Oesterreich; die meisten übrigen Reichsstände zögerten, selbst ihre bescheidenen Beiträge zu zahlen; ward es doch als besondere Merkwürdigkeit in den Blättern der Zeit verzeichnet, daß Holstein und Württemberg ihre Römermonate bezahlten, Kursachsen sein Contingent mobil machte, die Reichsstädte Frankfurt und Ulm dem kaiserlichen Hofe mit Anleihen zu Hülfe kamen.*) Das linke Rheinufer ward indessen von den Franzosen ausgesogen und gebrandschatzt; im Norden dachte man, nachdem die alte von keiner Seite respectirt worden, an eine neue Demarcationslinie. Das locale Interesse der niederdeutschen Stände traf zusammen mit den Intentionen der Haugwitz'schen Politik, in ein noch engeres Verhältniß zu Frankreich zu treten und die norddeutschen Staaten unter preußischer Aegide von einer Betheiligung an dem Kampfe im Süden und Westen abzuhalten. In Wien waren die Unfälle in der Lombardei nicht ohne Eindruck geblieben, zumal da sich nun lauter als vorher die Klage hören ließ über die Entfernung Clerfayts und über den Einfluß der militärischen Hofcoterie. Es tauchte sogar nach dem Abfall Sardiniens und dem Rückzuge Beaulieu's einen Augenblick der Gedanke auf, den Frieden zu suchen, aber Thugut fand es für diesmal noch gerathener, dem Bündniß mit Rußland und England treu zu bleiben. Um dem Unwillen über die kriegerische Leitung eine scheinbare Concession zu machen, traten die Grafen Wallis und Ferraris aus dem Hofkriegsrathe aus (Mai)**); im Uebrigen blieb es beim Alten. Die militärische Camarilla beherrschte nur noch unumschränkter die Dinge und gerade einer ihrer Lieblinge, Wurmser, ward jetzt als Beaulieu's Nachfolger nach Italien geschickt.

Zum Theil dieselbe Rücksicht auf den öffentlichen Unmuth über Clerfayts Abschied hatte auf die Ernennung des deutschen Oberfeldherrn am Niederrhein eingewirkt: man hatte den Erzherzog Karl dazu ernannt und hoffte mit Grund, durch ihn bald den populären Namen des Siegers von 1795 vergessen zu machen. Der Erzherzog war das einzige jüngere Talent, das in den letzten Feldzügen mit Auszeichnung hervorgetreten war: ein Führer von ausgezeichneter Schule, von strengster wissenschaftlicher Methode und Meister in der sichern Ausführung schwieriger Combinationen. Man hat an ihm ge-

*) Polit. Journ. I. 413 ff.
**) Polit. Journ. I. 547.

tadelt, daß ihm die wahre feurige Kriegslust fehlte und er den Krieg mehr wie ein Schachspiel, die Schlacht wie die Lösung eines schwierigen und interessanten Problems betrachtet habe; und allerdings scheint ihm nur das rechte Maß von Energie und Leidenschaft gefehlt zu haben, um im Innern der widerstrebenden Elemente besser Meister zu werden und auf dem Schlachtfelde der vollkommenste Feldherr zu sein.

Es standen sich im Frühjahr 1796 am Rhein die beiden Armeen unthätig gegenüber; der Waffenstillstand war noch nicht abgelaufen. Der Maassambre-Armee unter Jourdan, die etwa 76,000 Mann stark war, stand die niederrheinische unter dem Erzherzog gegenüber, die mit Einschluß der Garnisonen von Mainz und Ehrenbreitstein ungefähr 91,000 Mann zählte; die Rhein-Mosel-Armee Moreau's, 77,000 Mann stark, war durch Wurmsers oberrheinisches Heer von einigen 80,000 Mann im Schach gehalten. Bestand auf deutscher Seite ein kleines Uebergewicht der Zahl, so war die Stellung der Franzosen ungleich günstiger als die der Oesterreicher. Rechts an die neutrale Schweiz gelehnt, links durch Holland und die Maasfestungen gedeckt, im Rücken die Vogesen, von Hüningen, Straßburg und Landau an bis Thionville, Metz, Saarlouis und Luxemburg im Besitz der stärksten Festungen, bei Düsseldorf auch Herren des rechten Rheinufers, boten die Franzosen kaum eine Seite, die zum Angriff günstig war. Ihre Gegner hatten weder am Oberrhein noch in Schwaben ähnliche Haltpunkte, ihr rechter Flügel war ziemlich entblößt. Der Erzherzog Karl ist daher, im Gegensatz zu den Wiener Rathgebern, der entschiedenen Meinung gewesen,*) die Oesterreicher seien zu einer Angriffsoperation zu schwach und nur eben zu einer tüchtigen Defensive stark genug gewesen. Noch ehe es zur Eröffnung des Feldzuges kam, machte sich schon die Rückwirkung der Ereignisse in Oberitalien fühlbar. Sardinien war abgefallen, die Lombardei besetzt, schon rüstete sich Bonaparte, den Mincio zu überschreiten und Mantua, den letzten Haltpunkt der österreichischen Herrschaft in Oberitalien, zu belagern. Da traf denn (Ende Mai) am Oberrhein der Befehl ein, Wurmser solle schleunigst einen Theil seiner Armee durch Tirol gegen Mantua senden. Sofort brachen 25,000 Mann aus der Gegend von Mannheim nach dem Mincio auf. Wurmser selbst folgte dem Corps bald nach, um das Commando in Oberitalien zu übernehmen; Latour ward sein Nachfolger. Latour war kein bedeutendes Talent, aber er ordnete sich den Befehlen des Erzherzogs willig unter. Dieser Umstand, der die Einheit im Commando erzeugte, war, nach des Erzherzogs Ansicht, das Glück Oesterreichs und rettete, trotz der unzweckmäßigen Basis, auf welche die Operationen gegründet wurden, und aller daraus erfolgten fehlerhaften Einleitungen, die Ehre seiner Waffen im Feldzuge von 1796.

Der Abmarsch Wurmsers traf mit dem Augenblicke zusammen, wo der

*) S. (Erzh. Karl's) Grundsätze der Strategie. II. 12 ff.

Waffenstillstand in Deutschland abgelaufen war. Am 1. Juni begann der Feldzug; die ersten Gefechte fanden in der Pfalz am linken Rheinufer statt; die Stellung der Oesterreicher, die sie gemäß dem Waffenstillstande eingenommen, war dort nicht zu behaupten; sie wurden auf Mannheim zurückgedrängt. Während der Feind sie hier beschäftigte, schickte sich zugleich die Maasjambre-Armee an, am Niederrhein den Fluß zu überschreiten und über die Sieg und Lahn vorzudringen. Das österreichische Corps, das an der Sieg stand, versäumte den rechten Augenblick, in welchem der Angriff der Gegner leicht wäre abzuwehren gewesen; den Franzosen gelang es unter Kleber, gleich beim ersten Angriff (1. Juni) die vorgeschobenen Posten der Kaiserlichen gegen Altenkirchen zurückzudrängen. Indessen nun diese in den nächsten Tagen unter lebhaften Gefechten gegen die Lahn geschoben wurden, ging Jourdan mit dem größeren Theile der Maasjambre-Armee bei Neuwied über den Strom und drängte die Kaiserlichen über die Lahn zurück. Am 12. Juni standen ungefähr 50,000 Franzosen auf dem rechten Ufer der Lahn, von Lahnstein bis über Weilburg hin ausgedehnt. Ein rascher Angriff hätte wahrscheinlich die Oesterreicher in der Stärke und Stellung, worin sie waren, ebenso genöthigt, weiter zurückzugehen, wie sie das Terrain zwischen Sieg und Lahn hatten räumen müssen. Daß Jourdan jetzt zögerte mit dem Angriff, war um so folgenreicher, als der Erzherzog schon seit dem ersten Rückgange von der Sieg den Bewegungen am rechten Ufer des Niederrheins aufmerksam gefolgt war und alle Vorbereitungen traf, dem weiteren Vordringen des Feindes ein Ziel zu setzen. Er war mit 32 Bataillonen und 61 Escadrons (Oesterreicher und Sachsen) vom Taunus her im Anzug, um die Lahn unterhalb Wetzlar, wo der Uebergang wenig Hindernisse bot, zu überschreiten, den Feind durch einen Angriff auf seinen linken Flügel in die Flanke zu nehmen und von der Lahn zurückzuwerfen. Am 13. und 14. Juni, während Jourdan sich zum Kampfe vorbereitete, trafen die Truppen des Erzherzogs schon zwischen Butzbach und Wetzlar ein. Am 15. Juni, früher als es ursprünglich in seinem Plane gelegen, erfolgte der Uebergang über die Lahn zwischen Wetzlar und Leun; die ersten Colonnen geriethen mit dem linken Flügel der Franzosen unter Lefevre in einen lebhaften Kampf, dessen Folge ein übereiltes Weichen der Letzteren war. Es war am Nachmittag, als der Erzherzog dies bemerkte; rasch bildete er seine Angriffscolonne, um eine Anhöhe, die der Schlüssel der feindlichen Stellung war, zu erstürmen, und ließ zugleich in der Ebene seine Streitkräfte entwickeln. Der Kampf, an dem sich Oesterreicher und Sachsen gleich rühmlich betheiligten, dauerte bis in die Nacht und endigte auf allen Seiten mit dem Siege der deutschen Waffen. Nun stand der Erzherzog in Jourdans linker Flanke; der französische Feldherr entschloß sich daher zum Rückzuge. In derselben Weise, wie sie gekommen waren, gingen die Franzosen an den Niederrhein zurück; Jourdan überschritt wieder bei Neuwied den Strom, Kleber ging nach der Sieg, von Kray eifrig verfolgt. Am 19. Juni lieferten sich

beide bei Kircheip (in der Nähe von Altenkirchen) noch ein Gefecht; beide Theile fochten dort mit wetteifernder Tapferkeit und es kam zu einem der hartnäckigsten Handgemenge mit dem Bajonnet, aber die Franzosen waren doch genöthigt, in ihre früheren Stellungen zurückzugehen. Kray ging nach Siegburg vor (21. Juni); seine leichten schwärmenden Truppen folgten dem Feinde bis an die Wipper.

Indem Jourdan es vermied, seine Armee durch eine Schlacht an der Lahn auf's Spiel zu setzen, und lieber mit einigem Verluste wieder zurückging, hatte er doch den einen Zweck erreicht: den Erzherzog zu beschäftigen und von dem abzulenken, was sich am Oberrhein vorbereitete. Denn während die Kaiserlichen sich an der Lahn glücklich schlugen und dem Feinde bis an die Sieg folgten, gelang den Franzosen bei Straßburg der Uebergang auf's rechte Rheinufer.

Dem Erzherzog war diese Gefahr nicht entgangen; er hatte schon am 21. einen Theil der Truppen von der Lahn zurückgeschickt an den Neckar und zugleich Latour die Weisung gegeben, die Gegend bei Kehl nicht zu vernachlässigen, bei Offenburg ein Reservecorps zu concentriren und bei Mannheim nur so viel Truppen zu verwenden, als die dortigen Befestigungen bedürften. Diese Weisung, welche den ganzen Plan der Franzosen vereiteln konnte, traf zu spät ein; Wurmsers fehlerhafte Aufstellung erleichterte dann dem Feinde seinen Uebergang.*)

Am Oberrhein standen auf dem rechten Ufer von Philippsburg bis zur Schweizergränze im Ganzen 32,000 Mann, in weitläufige Cordonsstellungen zersplittert; die Strecke zwischen der Rench und Schutter, Straßburg gegenüber, war nur von 7230 Mann schwäbischer Kreistruppen bewacht und diese zudem meist schwadronen- und compagnienweise in die Dörfer vertheilt; nur in Kehl standen zwei Bataillone und bei Wilstett 6 Bataillone und 4 Schwadronen vereinigt. Dieser mangelhaften Besetzung gegenüber hatte Moreau in der Stille einen ansehnlichen Theil seiner Truppen vereinigt, durch Scheinangriffe in der Nähe von Mannheim (20. Juni) die Aufmerksamkeit der Kaiserlichen dorthin gelenkt und im größten Geheimniß alle Anstalten getroffen, um bei Straßburg den Fluß zu überschreiten. Es standen dort über 27,000 Mann bereit, in der Nacht vom 23—24. Juni den Uebergang zu gewinnen. Im Angesicht und unter dem Schutze der Festung wurden in der Nacht mehrere tausend Mann auf Schiffen übergesetzt und landeten am frühen Morgen auf den Rheininseln bei Kehl, indessen zugleich an zwei andern Stellen der Uebergang versucht war. Die Ueberraschung der schwäbischen Kreistruppen gelang vollkommen; in wilder Flucht gingen sie zurück und brachen nicht einmal die Brücken ab, welche die Inseln mit dem Ufer verbanden. Eilig setzten die Franzosen immer neue Abtheilungen über; wie

*) Grundsätze der Strategie II. 105. 106.

sechs österreichische Bataillone aus dem Wilstetter Lager herankamen, fanden sie sich schon einem überlegenen Feinde gegenüber. Die Schanzen am deutschen Ufer wurden erstürmt, Kehl genommen, gegen Mittag standen die Franzosen bereits über der Kinzig und auf der Straße nach Offenburg. Ungestört konnte nun eine Brücke über den Rhein geschlagen und am andern Tage ein großer Theil der französischen Armee auf's rechte Ufer geschafft werden. Die Bewegungen der Kaiserlichen waren vereinzelt und ohne Zusammenhang; sie kamen zu keinem rechten Entschlusse, nicht einmal dem, sich bei Offenburg oder bei Bühl vereinigt aufzustellen. Latour machte zwar Miene, von Mannheim herauf zu dringen, aber die zehntausend Mann im Breisgau blieben unthätig, und was am Oberrhein im Ganzen zusammenzubringen war, reichte, zumal bei der Zersplitterung der Positionen, nicht hin, den funfzigtausend Franzosen, die jetzt schon um Kehl vereinigt waren, die Spitze zu bieten. Die Straße ins Kinzigthal ward von ihnen besetzt, ein Corps Oesterreicher auf den Höhen zwischen Oberkirch und Renchen geworfen (28. Juni) und der Eingang ins Renchthal gewonnen, die Kniebisschanzen und Freudenstadt von dem württembergischen Contingent ohne Schwertstreich verlassen. Ein panischer Schrecken ergriff bereits die Kleinstaaterei im deutschen Süden und Westen; es bereiteten sich ähnliche Abfälle vor, wie sie bei Bonaparte's Vordringen in Italien vorgekommen waren. Hätte Moreau die verwegene Raschheit Bonaparte's gehabt, schon jetzt wäre die Desertion an den meisten Stellen erfolgt, die wenige Wochen später den deutschen Südwesten dem Reichsfeinde preisgab.

Die wichtigsten Uebergänge des Schwarzwaldes waren in den Händen der Franzosen, die Oesterreicher ungefähr auf die Murg beschränkt. Jetzt näherte sich in drängender Eile der Erzherzog. Er hatte sein Hauptquartier im Westerwald, als er am 26. Juni Moreau's Rheinübergang erfuhr. Rasch überschaute er die französischen Erfolge in ihren weiteren Wirkungen; daß Jourdan nun von Neuem wieder vordringen und der ganze Stoß der vereinigten Heere sich dann gegen die österreichischen Erblande richten werde, hielt er für zweifellos. Die kaiserliche Armee schien aber nach Absendung des Wurmser'schen Corps zu schwach, um es mit den beiden feindlichen Heeren zugleich aufzunehmen; ihre Aufgabe war, sich mit aller Schnelle und Ueberlegenheit getrennt auf die eine und die andere Armee zu werfen. Der Erzherzog hat es später selbst bedauert, daß er nicht eben nur das Allernothwendigste an Truppen am Niederrhein zurückließ und mit Allem, was ihm zu Gebote stand, nach dem Oberrhein und Neckar aufbrach. Doch setzte er sich auf die erste Kunde von den Ereignissen bei Kehl mit 15 Bataillonen und 20 Escadrons rasch in Bewegung und erreichte in Eilmärschen das Oberrheinthal. In dem Augenblick, wo seine Vorhut sich der Murg näherte, hatten die Oesterreicher (5. Juli) um Gernsbach und Kuppenheim tapfer gestritten, aber weichen müssen; sie standen nun hinter der Murg. Der Erz-

herzog ließ Pforzheim und die Posten im Gebirge besetzen, um zugleich hier und in der Rheinebene den Feind anzugreifen. Am 9. Juli ward auf beiden Seiten hitzig gefochten; in der Ebene stritt man sich hartnäckig um Malsch, das zweimal gewonnen und wieder verloren ward, bis sich die Oesterreicher zum dritten Male darin behaupteten. Die Franzosen gingen gen Rastatt zurück. Aber im Gebirge war es ihnen gelungen, bei Loffenau und Herrenalb die Oberhand zu gewinnen; der Erfolg des Erzherzogs in der Ebene verlor dadurch seine Bedeutung. Er entschloß sich zum Rückzuge auf Pforzheim, um dem Feinde wenigstens am obern Neckar zuvorzukommen. Dessen Ueberlegenheit war freilich jetzt entschieden; die Festungen am Rhein, die er im Rücken ließ, hielten ihn nicht auf, der Weg nach Schwaben lag Moreau offen, indessen Jourdan, nachdem der Erzherzog sich entfernt, sich von Neuem in Bewegung setzte (Ende Juni) und, diesmal mit geringeren Hindernissen als zuvor, gegen den Main und nach Franken hin vordrang. Die Oesterreicher, die an der Sieg und Lahn gestanden, waren unter Wartenslebens Führung zurückgegangen.

In dieser Lage bildete sich der Erzherzog den Kriegsplan: dem Feinde das Vorrücken Schritt für Schritt streitig zu machen, ohne sich doch zu einer Schlacht zwingen zu lassen, dagegen Alles darauf anzulegen, daß es ihm gelang, seine in zwei Armeen getrennten Streitkräfte zu vereinigen und sich mit ihnen auf eines der beiden feindlichen Heere zu werfen.*) Es war darum von der höchsten Wichtigkeit, einmal Moreau so zu beschäftigen, daß er nicht in gleicher Höhe mit Jourdan vorrücken und sich mit ihm verbinden könne, dann selber die eigene Verbindung mit Wartensleben so zu sichern, daß die beiden kaiserlichen Feldherren auf ihrem Rückzuge ungehindert sich vereinigen konnten. Ein Glück für Deutschland, daß diesmal der Oberbefehl in einer Hand lag, während die Bewegungen der Gegner von zwei selbständigen Führern geleitet wurden.

Das Vordringen der Feinde nach Schwaben war vorerst freilich nicht mehr aufzuhalten. Während sich der Erzherzog von Pforzheim nach dem oberen Neckar zurückzog und die Flußübergänge bei Canstatt und Eßlingen besetzte, waren in den Schwarzwaldthälern an der Kinzig, der Elz, der Gutach die letzten noch zurückgebliebenen Abtheilungen deutscher Truppen von den Franzosen zurückgedrängt (14. 15. Juli) und die Uebergänge nach Schwaben vollends frei gemacht worden. Besonders rasch operirten indessen die Franzosen nicht; sie ließen den zurückziehenden österreichischen Heeren volle Zeit, sich in guten Positionen aufzustellen, von wo sie die Magazine retten, die Festungen verproviantiren und dem vordringenden Feinde jeden Fußbreit Landes theuer verkaufen konnten. So ward (21. 22. Juli) am Neckar bei Canstatt und Eßlingen gefochten und die französischen Angriffe mit beträcht-

*) S. Grundsätze der Strategie II. 202.

lichem Verluste abgeschlagen; die Oesterreicher setzten ihren Rückzug unverfolgt durch das Rems- und Filsthal fort. Nur langsam folgten ihnen die Franzosen nach; es blieb dem Erzherzog unbenommen, zwischen Göppingen und Heidenheim alle Maßregeln zum Schutz der Magazine bei Ulm und Günzburg zu treffen (26. 27. Juli) und dann unangefochten in den ersten Tagen des August gegen Neresheim zu ziehen, wo er den Feind erwarten wollte.

So bereitete der deutsche Feldherr Alles vor, um Moreau und Jourdan auseinanderzuhalten und sich seine Verbindung mit Wartensleben zu sichern. Die kaltblütige Ruhe und Besonnenheit, womit er diese Bewegungen leitete, hat nachher Deutschland von der französischen Invasion befreit und dem Feinde in wenig Tagen die ganze Frucht der früheren Erfolge aus den Händen gewunden.

Aber der Zerrüttung der deutschen Reichsorganisation, der Ohnmacht und Furcht der Kleinstaaterei vermochte der Erzherzog nicht zu steuern; während er die zukünftigen Erfolge vorbereitete, griff wie eine Epidemie ringsum Abfall und Desertion um sich. Die schwäbischen Kreistruppen, die hauptsächlich den raschen Erfolg Moreau's beim Rheinübergange verschuldet, entwichen mit einem Male (21. Juli) dem österreichischen Corps, dem sie beigegeben waren, und ihr General gab die Erklärung: da der schwäbische Kreis in Unterhandlung mit den Franzosen getreten sei, könne das Contingent keinen Antheil mehr an den Operationen nehmen. Schon vorher hatte der Herzog von Württemberg beim ersten Vordringen der Franzosen seine Truppen vom Kniebis ohne Schwertstreich zurückgehen lassen. Auch das sächsische Contingent, dessen Führer, General Lindt, schon lange des Krieges müde war und dessen Schuld es zum Theil gewesen, daß der Erfolg des Kampfes bei Malsch verloren ging, folgte jetzt der um sich greifenden Desertion. Wie der Erzherzog vom Neckar weiter zog, weigerte sich Lindt, an den Operationen länger Theil zu nehmen; aller Vorstellungen des Oberfeldherrn ungeachtet ließ er sich nicht einmal bewegen, sich an Wartensleben in Franken anzuschließen, sondern zog unaufhaltsam über Nürnberg nach der sächsischen Gränze zurück.

Es war richtig, was der Führer der Kreistruppen als Grund der Desertion angab: der schwäbische Kreis stand schon mit Moreau in Unterhandlung. Die Franzosen lehrten jetzt die Deutschen, wie viel man diesen kleinen Gebieten zumuthen konnte; dieselben, die sich zum größten Theil oft und lange gesträubt, ihr Contingent und ihre Römermonate zu stellen, gaben jetzt dem Reichsfeinde das Zehn- und Zwanzigfache von dem, was sie dem Reiche zu ihrem eigenen Schutze verweigert hatten.

In der Bevölkerung regten sich wohl Gedanken des Widerstandes und es wäre vielleicht nicht schwer gewesen, die Schwarzwälder und Oberschwaben zu einem Volkskriege zu begeistern, aber die Regierungen hielten es für ge-

rathener, dem Feinde mit großen Opfern einen zweifelhaften Schutz abzukaufen. Als die Franzosen am Oberrhein erschienen, waren die schwäbischen Kreisstände in vertraulicher Besprechung zu Ulm beisammen, um über die Lage zu berathen. Schon war die Furcht allgemein; unbedeutende Vorgänge, unter andern eine Prügelei zwischen Condé'schen Soldaten und den Bauern in Schelklingen, verbreiteten längs der Donau einen panischen Schrecken. Wohl suchten einzelne Stände für eine Organisation des Landsturmes zu wirken, aber gerade von den angeseheneren mahnten Mehrere dringend davon ab. „Die Franzosen schienen sehr milde Gesinnungen gegen den schwäbischen Kreis zu hegen; man solle den schlafenden Löwen nicht wecken und durch einen unglückseligen Landsturm rasend machen," war z. B. der Rath, den der Vertreter eines der angesehensten Kreisstände gab. Aber auch hochgestellte Officiere mahnten dringend ab. Auffenberg schilderte in den grellsten Farben die schlimmen Folgen, die eine Volkserhebung nach sich ziehen müßte; rasche Unterwerfung und Waffenstillstand war sein Rath. „Man nenne mich Jakobiner, Illuminat, Freimaurer oder Demokrat, es ist meine Pflicht, das offen zu sagen." So verstummten denn, als am 18. Juli zu Augsburg ein förmlicher Kreisconvent gehalten ward, die Neigungen zum Widerstand; man entschied sich für eine Unterhandlung.*)

Der Herzog von Württemberg hatte schon einen Tag vor Moreau's Rheinübergang ein Schreiben an den Kaiser gerichtet (23. Juni)**), worin er offen erklärte, im Fall die Gefahr näher käme, werde ihm nichts übrig bleiben: „als zur Rettung von Land und Leuten ein Abkommen mit den Franzosen zu treffen, um sein so sehr gedrücktes Land nicht den gränzenlosen Verheerungen eines schonungslosen Feindes preisgeben zu müssen." Es folgten die bekannten Ereignisse; eiligst ward nun ins französische Lager geschickt und am 17. Juli im Hauptquartier zu Baden ein Waffenstillstand für den Herzog und die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen geschlossen, der das württembergische Contingent vom Kriegsschauplatze abrief, das Herzogthum den Franzosen öffnete und gegen den zugesagten Schutz von Personen und Eigenthum dem Lande eine Contribution von vier Millionen Livres auferlegte. Der Vertrag sollte zugleich die Brücke werden zu einem Separatfrieden; der württembergische Minister von Wöllwarth, der ihn abgeschlossen, begab sich nach Paris, um darüber zu unterhandeln. Wie später die Gefahr vorüber war, wurde die Verantwortlichkeit auf ihn gewälzt. Nun beeilte sich auch Baden, mit dem nach Stuttgart vorgerückten Feinde einen Vertrag zu schließen (25. Juli) und die „Sicherheit von Personen und Eigenthum" mit einer Contribution von zwei Millionen Livres, der Lieferung von tausend

*) Nach der handschriftlichen Correspondenz des Kreistages und der schwäbischen Stände.

**) Häberlin's Staatsarchiv II. 205 ff.

Pferden, 500 Ochsen, 25,000 Centnern Getreide, 12,000 Säcken Hafer, 5000 Centnern Heu und 25,000 Paar Schuhen zu erkaufen. An dem nämlichen Tage schlossen die übrigen Stände des schwäbischen Kreises ein ähnliches Abkommen. Die französische Armee erhielt freien Durchzug und ward ohne Entschädigung einquartirt; für den verheißenen Schutz zahlte der Kreis zwölf Millionen Livres und lieferte achttausend Pferde, fünftausend Stück Ochsen, 150,000 Centner Brodfrüchte, 100,000 Säcke Hafer, 150,000 Centner Heu und 100,000 Paar Schuhe. Außerdem ward den Stiftern zu Kempten, Buchau, Lindau und der gesammten Prälatenbank noch eine Contribution von sieben Millionen Livres auferlegt.

Dies Alles geschah für einen versprochenen „Schutz von Personen und Eigenthum", bei dem doch, wie die Erfahrung bald bewies, Beides der brutalsten Gewalt preisgegeben war. Es war nach diesen Vorgängen nicht zu verwundern, wenn der Erzherzog den Kreis als feindliches Gebiet behandelte, das Contingent entwaffnen, das Zeughaus zu Ulm ausleeren ließ und die Beschwerden der Stände mit der Erklärung beantwortete: er könne solche Ansinnen nur von einer Kreisversammlung erwarten, die, uneingedenk ihrer gegen Kaiser und Reich tragenden Pflichten, Stände und Länder, die noch nicht in der Gewalt des Feindes seien, ihm zinsbar mache und damit vor dem Vaterlande ein ewig schimpfliches Denkmal ihrer voreiligen Zaghaftigkeit hinterlassen habe. Freilich ward dadurch der Riß im Reiche nur erweitert. Es bestand eine alte Spannung zwischen dem kaiserlichen Heere und dem schwäbischen „Kragen", wie man die lächerliche Armada des Kreises nannte; die Oesterreicher verbargen ihre Verachtung gegen diese absurde und buntscheckige Ausrüstung zu keiner Zeit, die Kreistruppen ihrerseits sprachen, während sie unter einer Fahne mit einander fochten, ihre Schadenfreude laut aus, wenn die „Kostbeutel" eine Schlappe erlitten. Drum machte es jetzt besonders böses Blut, als der Feldmarschalllieutenant Fröhlich, auf Befehl des Erzherzogs, die sechs Bataillone Kreistruppen, die noch übrig waren, bei Biberach einschloß, die Mündungen der Kanonen auf sie richtete und ihnen die Waffen abnahm. Die Erbitterung der Oesterreicher gab sich denn auch in Excessen kund, wie sie die Armee des Kaisers im deutschen Reiche nie hätte verüben sollen. So wuchs auf allen Seiten die Entzweiung, die dann später unter Bonaparte wucherischen Zins getragen hat.*)

Wohl sind die Gebiete, die sich auf solche Weise mit dem Feinde abfanden, um etwas besser weggekommen, als die andern, die sich ihm auf Gnade und Ungnade übergaben; allein der Feind hätte überhaupt nie den Rhein überschritten, wenn sich z. B. der schwäbische Kreis früher dazu verstand, die fünfundzwanzig Millionen Livres dem Reiche zu liefern, die er jetzt dem fremden Feinde ohne Widerspruch bezahlte. Was vorher weder das Be-

*) Vgl. Häberlin, Staatsarch. II. 15. 17. Polit. Journ. II. 924. 925.

dürfniß noch der patriotische Eifer hatte aufbringen können, das wurde jetzt im Nu durch die drängende Furcht erwirkt. Die hülflose Schwäche der einzelnen Regierungen trat jetzt nicht minder grell zu Tage, als 1792 bei der Razzia Custine's. „Diese große, merkwürdige Fürstenflucht — sagt ein loyales Blatt jener Tage*) — war ohne Beispiel, so wie die raschen Märsche der französischen Heere.“ Die geistlichen Kurfürsten waren weit ins Innere des Reiches geflüchtet, der Mainzer nach Erfurt, der von Trier nach Dresden, der Cölner nach Leipzig, wohin sich auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt gerettet hatte. Der Coadjutor Dalberg war nach der Schweiz, ein anderer geistlicher Fürst nach Tirol geflüchtet, eine ganze Reihe kleiner Herren hatten in dem neutralen Preußen Schutz gesucht. Bis in den fränkischen und obersächsischen Kreis reichte der panische Schrecken, zumal seit Jourdan von der Lahn und dem Main her nach Süden vordrang. Auch Franken glaubte sich mit sechs Millionen Livres und der Lieferung von Naturalien im Werth von zwei Millionen abkaufen zu müssen; der Kurfürst von Sachsen, nachdem er sein Contingent bei Zeiten zurückgerufen, schloß ebenfalls einen Neutralitätsvertrag mit Moreau (13. Aug.).

Württemberg und Baden hatten noch mehr gethan; sie waren nicht säumig gewesen, die Bedingung des Waffenstillstandes zu erfüllen, welche auf definitive Friedensschlüsse mit Frankreich hinwies. Am 7. August machte Württemberg, funfzehn Tage später auch Baden seinen Frieden mit der Republik. Württemberg trat von der Coalition zurück, begab sich in Frieden und Freundschaft mit Frankreich, entsagte seinen Besitzungen auf dem linken Rheinufer (Mömpelgard, Hericourt, Passavant, Horburg, Reichenweyer und Ostheim) und versprach zugleich, in Zukunft keiner mit der fränkischen Republik verfeindeten Macht Hülfe zu leisten, „selbst wenn Württemberg als Mitglied des deutschen Reiches dazu aufgefordert würde.“ Das Gleiche verhieß Baden, indem es seinen überrheinischen Ansprüchen an Sponheim, Rodemachern, Herspring, Gräfenstein, Beinheim und Rott entsagte, die ihm gehörigen Rheininseln abtrat und auf die Erhebung von Rheinzöllen verzichtete. Das war aber nicht Alles; die beiden Mitglieder des künftigen Rheinbundes gingen noch einen bedeutsamen Schritt weiter. In geheimen Stipulationen ließ sich Württemberg das Straßburger Amt Oberkirch, die Abtei Zwifalten und die Propstei Ellwangen zusagen, versprach aber zugleich, außer der strictesten Neutralität, für den Grundsatz der Säcularisation geistlicher Güter, für die Abtretung des linken Rheinufers und den Verzicht aller deutschen Ansprüche an Italien beim künftigen Friedensschlusse wirken zu wollen. Baden ließ sich die Abtei Reichenau, die Propstei Oehningen, das Amt Schliengen, die speyerschen Gebiete auf dem rechten Rheinufer, das Amt Ettenheim, Seligenstadt und einzelne kurmainzer Besitzungen

*) Polit. Journ. II. 841.

versprechen, die letzteren, um sie gegen Hanau-Lichtenberg, Lahr und Geroldseck zu vertauschen. Auch die Einschmelzung der geistlichen Güter, die Abschaffung der Taxisschen Post und die Beseitigung der geistlich-lehensherrlichen Rechte hatte der gescheidte badische Unterhändler, Freiherr von Reizenstein, in richtiger Ahnung der Auflösung des Reiches und der künftigen landesherrlichen Souverainetät zu erwähnen nicht vergessen. Dafür ging Baden die gleichen Verpflichtungen wie Württemberg ein und verhieß noch außerdem für die Schleifung von Philippsburg zu sorgen, „wenn es nicht vorziehe, den Platz durch französische Truppen besetzen zu lassen.“*) Es war die Politik von Luneville und Preßburg, der Reichsdeputationsreceß und der Rheinbund, der hier in allen Grundzügen anticipirt ward.

So schritt die Auflösung des Reichsverbandes rasch vor. Indem Württemberg und Baden Verpflichtungen eingingen, zu denen sie als Reichsstände nimmer berechtigt waren, erreichte die französische Politik ihren Zweck; sie trennte, wie früher Preußen, so jetzt auch den deutschen Südwesten vom Kaiser, erzwang Separatverträge und isolirte Oesterreich, bis es auch seinerseits mit der Republik Frieden auf Kosten Deutschlands schloß. Es war nun Jedem einleuchtend, warum Frankreich sich beharrlich geweigert, mit Kaiser und Reich sich in billige Friedensunterhandlungen einzulassen; es entsprach seinem Interesse mehr, nach einander Preußen, Hessen-Cassel, Württemberg, Baden, Baiern u. s. w. einzeln an sich zu knüpfen und sich eine Clientel im deutschen Süden und Westen großzuziehen. Die Politik des Rheinbundes war eine Ueberlieferung, die sich bei den Franzosen instinctmäßig geltend machte; sie beherrschte die Staatskunst Heinrichs IV., Richelieu's und Ludwigs XIV. so gut wie die der Revolution und Bonaparte's und ist jederzeit im günstigen Momente wieder aufgetaucht, mochten legitime oder revolutionäre Gewalten über Frankreich gebieten.

Auch in Preußen schwanden jetzt manche Bedenken gegen eine engere Verbindung mit Frankreich und die Feststellung einer neuen Demarcationslinie. Entschuldigten sich die kleinen Gebiete im Südwesten mit dem Beispiele, das Preußen 1795 gegeben, so suchte man sich in Preußen mit diesem Vorgange der Kleineren das Gewissen zu beruhigen. Allerdings war die preußische Politik gezwungen, sich zu einer bestimmten Stellung zu entschließen, nachdem das System von Basel, der Friedensvermittler für das Reich zu werden, und inzwischen durch die Neutralitätslinie einen Theil desselben dem Kriege zu entziehen, völlig mislungen war. Aber welche Stellung zu wählen sei, darüber gingen die Ansichten der preußischen Staatsmänner auseinander. Hardenberg war der Meinung, durch eine starke militärische Besetzung könne man die Demarcationslinie zur allgemeinen Anerkennung bringen und so der preußischen Neutralität nach beiden Seiten hin Respect ver-

*) Posselt, Ann. 1796. III. 342 f. 345 f. Reuß, Staatscanzlei 1799. VII. 15 ff.

schaffen; Haugwitz dagegen neigte zu einem unverhohlenen Anschluß an Frankreich. Es waren die alten Gegensätze, wie sie schon 1795 zu Basel die beiden Staatsmänner geschieden hatten. In diese schwankenden Stimmungen spielten dann die Bemühungen von beiden Seiten herein: Frankreichs, sich der preußischen Politik völlig zu versichern und ihr die Hoffnung auf reiche Entschädigungen durch Säcularisationen geistlicher Stifter zu eröffnen, Englands, Preußen durch die lockende Aussicht auf neue Subsidien wieder in die Coalition hereinzuziehen. Aber die preußische Politik vermochte sich weder jetzt noch nachher bis zur Katastrophe von 1806 zu einem rechten Entschluß nach der einen oder der andern Seite hin zu entscheiden; sie strebte mit beiden kämpfenden Parteien in leidlichem Frieden zu sein und verscherzte damit das Vertrauen Beider. Die Tradition Friedrichs II., daß ein Staat, wie Preußen, in jeder großen politischen Verwickelung eine entscheidende Rolle spielen müsse, schien vergessen; wenigstens bedurfte es erst der bittersten Erfahrungen, bis man inne ward, daß ein Staat, der in solcher Krise die Rolle des müßigen und unentschlossenen Zuschauers spielt, Gefahr läuft, in Folge dieser Selbstgenügsamkeit Ansehen und Namen einer Großmacht einzubüßen.

Indessen brachte die herannahende Kriegsgefahr den Entschluß zur Reife, eine neue Demarcationslinie zu ziehen und ihr, wie das Hardenbergs Meinung war, durch eine stärkere militärische Besetzung Ansehen zu schaffen. Seit dem Frühjahr unterhandelte Dohm mit den niederdeutschen Ständen, um für die Armee, die im Norden aufgestellt werden sollte und deren Unterhalt die Tragkraft der preußischen Finanzen überstieg, die Mitwirkung und die Geldbeiträge der übrigen Regierungen im niedersächsischen Kreise und den angränzenden Gebieten zu erlangen. Anfangs wollten die preußischen Anträge keinen rechten Anklang finden, bis die Furcht vor der französischen Invasion auch die Widerwilligsten, namentlich Hannover, geschmeidig machte.*) Ein Convent, der in Hildesheim (Juni) zusammentrat, um das Einzelne festzustellen, berieth unter dem Eindruck der Erfolge, welche die Franzosen in Deutschland und Italien erfochten. Hier war Bonaparte bis zum Mincio vorgedrungen, dort bedrohte Moreau Süddeutschland mit einer Invasion. Kam dies den preußischen Planen zu Hülfe, so glaubten auch die Franzosen, jetzt sei die Zeit gekommen, wo man Preußen zum offenen Anschluß bewegen könne. Sie traten unverblümter mit ihren geheimen Gedanken heraus. Preußen solle, meinten sie, den Gedanken, die Integrität des Reiches zu erhalten, ganz aufgeben, vielmehr sich mit Hülfe Frankreichs reiche Entschädigungen schaffen, theils durch Säcularisation geistlicher Güter, theils durch die Preußen naturgemäß zufallende Protection der kleineren Fürsten. Sogar die confessionelle Rivalität in den deutschen Dingen wurde von der französischen Diplomatie nicht vergessen; es sei jetzt die beste Gelegenheit, das katholische Ueberge-

*) S. Häberlins Staatsarchiv I. 392 f. 432 f. III. 45 f. 281 f. 373 f.

wicht, das auf den geistlichen Staaten beruhe, zu brechen und die Leitung der verstärkten evangelischen Reichsstände an sich zu nehmen.

Daß solche Rathschläge in Berlin Eingang finden würden, war in hohem Grade wahrscheinlich, wenn man das Verfahren sah, das sich Preußen im nämlichen Augenblicke in Franken erlaubte. Man hatte dort die seit dem Heimfall der fränkischen Fürstenthümer betriebene Politik der Reunionen mit neuem Eifer wieder aufgenommen und schien entschlossen, die zweideutigen oder auch verjährten Ansprüche an geistliche, reichsstädtische, ritterschaftliche und andere Enclaven oder Nachbargebiete, die seit 1792 wieder aufgetaucht waren, nun mit Gewalt geltend zu machen. Der Regierungsrath Kretschmann spielte dabei eine ähnliche Rolle, wie der Metzer Parlamentsadvocat Ravaux bei den berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV. Vor Allem war es auf die Reichsstadt Nürnberg abgesehen, deren tiefer Verfall jetzt bessern Erfolg der streitigen Ansprüche versprach, als in den Zeiten, wo die stolze Stadt mächtig genug war, den Forderungen der hohenzollernschen Markgrafen Trotz zu bieten. Nachdem der Schriftenwechsel seit dem Baseler Frieden lebhaft erneuert worden, Nürnberg beim Reichshofrath Schutz gesucht und gefunden hatte, entschloß sich die preußische Verwaltung in Franken, mit Gewalt ihr streitiges Hoheitsrecht auf das angesprochene Nürnberger Gebiet und die Vorstädte Wörth und Gostenhof geltend zu machen. Am 2. Juli kündigte Hardenberg das der Stadt an; ihrer Vorstellungen ungeachtet rückten zwei Tage später preußische Regimenter ein, besetzten die Vorstädte und ergriffen im Namen der Krone Preußen förmlichen Besitz. Der Vorgang stimmte ganz zu der Politik, welche die Franzosen in Berlin anempfahlen: die kriegerische Bedrängniß zu nützen, um sich auf Kosten der Schwachen und Hülflosen zu vergrößern. Nur die Hegemonie in Deutschland, auf die Frankreich lockend hinwies, ward auf diesem Wege nicht errungen. Der Gewaltstreich in Nürnberg, dessen materieller Gewinn kaum der Rede werth war, gab den Anstoß zu einer Reihe der widerwärtigsten Erörterungen, in denen Preußen sich ganz isolirt fand, da die gesammte Masse der Reichsstände den lebhaftesten Protest gegen die Reunionspolitik erhob und dem grollenden Mistrauen gegen Preußen neue Nahrung zugeführt ward. Oesterreich gewann an Vertrauen, was Preußen verlor. In dem Augenblicke, wo die Oesterreicher sich tapfer gegen den gemeinsamen Feind schlugen, um dessen Invasion nach Süddeutschland abzuwehren, gebrauchte ein Staat, der bis dahin eine leitende Rolle in den deutschen und europäischen Dingen gespielt, seine Truppen dazu, um eine wehrlose Reichsstadt zu überfallen. Diese Thatsache sprach zu laut, als daß nicht die für Preußen peinlichsten Parallelen hätten gezogen werden sollen.

Nach solch einem Verfahren konnte man in Berlin kaum noch bedenklich sein gegen die Politik, im Bunde mit Frankreich durch Säcularisationen in Deutschland sich zu vergrößern. England kam zu spät, wenn es glaubte, jetzt noch

Preußen auf diesem abschüssigen Wege zurückhalten zu können; als der britische Abgesandte Hammond in Berlin ankam, war dort am 5. August der Vertrag im Sinne der französischen Rathschläge bereits abgeschlossen. Der Vertrag setzte eine neue Demarcationslinie fest, die längs der Nordsee hinlief, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems umfaßte, dann an der holländischen Gränze und der alten Issel sich hinzog bis zu deren Mündung in den Rhein; von da sollte sie diesem Strome bis nach Wesel und der Ruhrmündung folgen, am linken Ufer der Ruhr bis zu deren Quelle sich erstrecken und von dort, indem sie die Stadt Medebach zur Linken ließ, ihre Richtung mit der Fulda nehmen und längs dieses Flusses bis an seine Quelle aufwärts steigen. Alle Gebiete innerhalb dieser Linie und außer ihnen auch die Grafschaft Mark, Sayn, Bendorf und die fränkischen Fürstenthümer sollten unter gleichen Bedingungen, wie früher, als neutral betrachtet werden. Viel inhaltschwerer war der geheime Vertrag, den Preußen am nämlichen Tage mit der französischen Republik einging.*) Preußen gab darin den Standpunkt der „Erhaltung der Integrität des Reiches“, den es noch 1795 in Worten festgehalten, förmlich auf; es stimmte nun ohne Clausel zur Abtretung der Rheingränze, zu dem Grundsatze der Säcularisationen und ließ sich, als Entschädigung für seine linksrheinischen Gebiete, einen Theil des Stiftes Münster und der Herrschaft Recklinghausen versprechen. Aehnliche Entschädigungen sollten dem hessischen Fürstenhause zu Theil werden, die Casseler Linie zugleich die Kurwürde erhalten. Das Haus Oranien sollte, im Falle seine Wiedereinsetzung in Holland nicht zu erreichen war, einmal eine Entschädigung von der batavischen Republik für die verlorenen Güter in Holland, dann im Reiche einen Ersatz erhalten durch die Säcularisation der Stifter Würzburg und Bamberg, die den Oraniern nebst der Kurwürde zufallen und bei ihrem Aussterben an das Haus Hohenzollern übergehen sollten. Die Unabhängigkeit der Hansestädte versprach Preußen zu erhalten.

Diese diplomatischen Siege der französischen Politik wogen schwerer, als die militärischen Erfolge Moreau's am Oberrhein. Der Norden und der Südwesten Deutschlands waren damit den Franzosen völlig hingegeben, bevor noch die Entscheidung des Feldzuges gefallen war.

Wir haben den Rückzug des Erzherzogs und das Vordringen Moreau's bis in den Anfang August begleitet; der Erzherzog näherte sich der Donau, der französische Feldherr folgte ihm durch Schwaben. Auch Jourdan hatte

*) Der von Martens VI. 653 ff. gegebene Abdruck ist eine französische Uebersetzung einer deutschen Uebersetzung des Originals; uns liegt eine wortgetreue Abschrift vor, die zwar nicht in der Sache, aber im Ausdruck vielfach davon abweicht.

sich vom Niederrhein her wieder in Bewegung gesetzt. Als Moreau über den Rhein gegangen und der Erzherzog rasch vom Westerwalde nach der Murg geeilt war, blieben außer den Truppen, die Mainz und die nächste Umgebung deckten, ungefähr 36,000 Mann Oesterreicher unter Wartensleben gegen die französische Maassambre-Armee zurück. Sie waren vertheilt auf dem Westerwald und an der Sieg, deckten den Rheinübergang bei Neuwied dehnten sich an der Lahn aus und die Reserve unter Werneck war bis zum Taunus zurückgeschoben. Schon an Zahl den Gegnern nicht gewachsen, nahmen diese Truppen so ausgedehnte Stellungen ein, daß Jourdan sich der Uebergänge über den Rhein und die Sieg bemächtigen konnte, bevor die Kaiserlichen im Stande waren sich zu vereinigen. Die Männer von Fach tadeln besonders, daß die Vorhut zu weit von der Hauptstellung entfernt Neuwied zu schwach besetzt und die Reserve zu irgend einer raschen Hülfe zu entlegen war.*)

In den letzten Tagen des Juni begann ein Theil der Franzosen von Düsseldorf aus in der Rheinebene und über die Höhen vorzugehen; wie früher war auch diesmal ihr Weg mit unwürdigen Gewaltthaten aller Art bezeichnet und der 29. Juni, der Peter- und Paulstag, hat darum in der Erinnerung der Zeitgenossen dort noch lange fortgelebt. Bei Neuwied ward der Strom überschritten (2. Juli), die einzelnen Abtheilungen der Kaiserlichen mußten weichen, das ganze Heer sah sich in wenig Tagen genöthigt, vom Westerwalde hinter die Lahn zurückzugehen. Dort standen die Oesterreicher seit dem 6. Juli in einer weitausgedehnten Stellung, die mehr einem Cordon ähnlich, als einem raschen Gesammtangriff des Gegners gewachsen war. Wo die Truppen in Cordons aufgelöst sind, da denkt, wie der Erzherzog bei diesem Anlasse bemerkt,**) jeder Commandant nur auf die Vertheidigung des eigenen Postens; keiner hat Vertrauen auf die Festigkeit des Ganzen und jeder ergreift den ersten Vorwand, um sich aus einer so prekären Lage zu ziehen. So reichte denn auch der Verlust eines sonst wenig bedeutenden Postens an der Lahn für Werneck hin, Limburg preiszugeben und damit den Rückzug der ganzen Armee zu bewirken. Der Erzherzog hatte früher den Befehl gegeben, die Stellung bei Friedberg nicht ohne Kampf zu räumen; drum stellte sich Wartensleben, ehe er über die Nidda ging, noch einmal dem Feinde und lieferte ihm ein Gefecht, das rühmlich, aber erfolglos war. Hinter den Main zurückgeschoben, verstärkte der kaiserliche Feldherr durch Zuzüge aus Mainz sein Heer auf einige vierzigtausend Mann, schickte Werneck mit einem kleinen Corps voraus, um sich die Verbindung mit Aschaffenburg und Würzburg zu decken, und warf eine Besatzung von 2400 Mann nach Frankfurt, nicht in der Absicht, diese Stadt zu halten, sondern mehr um den

*) Grundsätze der Strategie II. 172. 174.

**) Grundsätze der Strategie II. 185 f.

Feind zu beschäftigen und sich selber ungestörten Rückzug zu verschaffen. Am 12. und 13. Juli ward die reiche Handelsstadt von den Franzosen beschossen; Wartensleben hatte seinen Zweck erreicht, als er am 14. den Bitten des Magistrats nachgab und mit dem Feinde wegen der Uebergabe unterhandelte. Es sollte nach der Uebereinkunft, die er schloß, eine Waffenruhe von achtundvierzig Stunden stattfinden, die Franzosen indessen die Kinzig nicht überschreiten und erst am Morgen des 16. Juli die Thore der Stadt ihnen geöffnet werden. Völlig ungefährdet traten die Oesterreicher ihren Rückzug gegen Würzburg an; dort schien es gegen Ende des Monats, als wolle Wartensleben, einer früheren Weisung des Erzherzogs getreu, sich zur Schlacht aufstellen und den Platz wenigstens nicht ohne Kampf verlassen. Allein die übertriebene Sorge, er möchte von der Tauber her umgangen werden, bewog ihn, davon abzustehen und seinen Rückzug nach Franken in östlicher Richtung fortzusetzen. An keiner Stelle hatten die Franzosen diesen Rückzug so benutzt, wie er nach Ansicht der Kenner zu benutzen war: zum raschen Angriff und zu einem ungünstigen Treffen, dessen Ausgang die Kaiserlichen zersprengt und jede Aussicht auf eine Vereinigung mit dem Erzherzog vereitelt hätte.

Auch auf Seiten der Oesterreicher war wohl Manches besser zu machen, aber es war doch die wesentliche Aufgabe, der Rückzug in der Richtung, die zur Vereinigung mit dem Erzherzog führte, ungestört verfolgt worden. Der ganze Feldzugsplan, wie ihn der kaiserliche Prinz nach Moreau's glücklichem Vordringen entworfen, blieb demnach unerschüttert, und je näher die beiden feindlichen Armeen der Donau kamen, desto sicherer drohte ihnen auch die Gefahr, durch rasche Schläge der vereinigten österreichischen Heere überwältigt zu werden.

Waren die kriegerischen Thaten der Maassambre-Armee in diesem Feldzuge keines besonderen Ruhmes werth, so hat sie sich dafür in allen Gegenden, die sie durchzog, durch unerhörte Gewaltthaten und Verwüstungen ein um so denkwürdigeres Gedächtnißmal gestiftet. Nicht als wenn die Rheinarmee, die Moreau führte, etwa ein Muster von Mannszucht und Mäßigkeit gewesen wäre! Vielmehr war auch vor ihr baares Geld, Lebensmittel, Silber, Kirchengeräthe und überhaupt Alles, was nicht niet- und nagelfest war, so wenig sicher, als die Bewohner durch den theuer erkauften „Schutz", den Schwaben mit Millionen bezahlt, vor empörender Mishandlung bewahrt wurden. Eine ganz ins Einzelne gehende Berechnung, die aufzeichnet, was Dorf für Dorf, Stadt für Stadt nur im Herzogthum Württemberg geraubt worden ist, berechnet den Verlust an gestohlenem Gute auf eine Million und 242,376 Gulden, ohne den Schaden auf den verwüsteten Feldern, ohne das, was vor dem Waffenstillstande geplündert worden war. Es hat sich eine kleine Literatur gesammelt über die Räubereien und Gewaltthaten, womit dem Vertrage zum bittern Hohne das schwäbische Land heimgesucht worden

ist.*) „Der General — so versichern die Berichte der Augenzeugen — handelte wie sein Koch und Kutscher und der Officier hatte die nämliche Denkungsart, wie der Gemeine.“ Als Haupträuber wurden Duhem, Delmas, Laroche und Vandamme genannt, mit Ehren ausgenommen nur St. Cyr und der uns von Mainz her bekannte Eickemeyer. Die schamlosesten Erpressungen, mit Drohungen von Mord und Brand erzwungen, wahre Spitzbübereien der niedersten Sorte wurden von den Führern in Menge berichtet; war es zu wundern, wenn nach diesem Vorbilde der gemeine Soldat zum Raub noch die rohen und sittenlosesten Gewaltthaten hinzufügte? Das Alles geschah von einem Heere, das noch den Ruf der besseren Disciplin genoß, geschah in einem Lande, das sich den „Schutz von Personen und Eigenthum“ mit vielen Millionen erkauft hatte!

Weit überboten ward freilich Alles, was in Schwaben geschah, durch die Thaten der Maassambre-Armee; ihre eigenen Greuel vom Jahr 1795, die wir früher erzählt haben, erblassen neben dem, was jetzt nachfolgte, und man glaubt sich bei der Schilderung des Details in die wildesten Zeiten des dreißigjährigen oder des orleansschen Krieges zurückversetzt. Die Contributionen in baarem Gelde und Naturalien, deren Frankfurt sechs, das verarmte Nürnberg nahezu zwei Millionen entrichten mußte, waren unbedeutend zu nennen neben den Plünderungen der Einzelnen, wie sie von fast Allen, vom General an bis zum Troß herab, ohne Zahl verübt worden sind. Die Commissarien insbesondere raubten ins Ungemessene; dafür ließen sich denn die Einwohner noch gegen gute Bezahlung „Sauvegarden“ geben, die „so lange blieben, als von ihrem Hauswirth etwas zu erpressen war.“ Waren die Kisten und Schränke geleert, so wurden wohl die Betten zerschnitten, die Federn umhergestreut, die Ueberzüge mitgeschleppt. Den Frauen wurden die Tücher, womit sie Kopf und Brust bedeckten, vom Leibe gerissen, die Männer niedergeworfen und ihre Taschen ausgeleert. Bei einem Dorfe in Baunachgrund kam es vor, daß ein Bettler angefallen und aus seinem Zwerchsack die paar Groschen, die er sich erbettelt, herausgeholt wurden. Kirchen und Heiligthümer waren natürlich nicht sicherer, als das profane Eigenthum. Wo die Raubgier ungesättigt blieb, folgten Mishandlungen der wehrlosen Bewohner; aus der Gegend von Bamberg und Nürnberg wurde eine ziemliche Anzahl Leute namhaft gemacht, die man ermordete, als nichts mehr zu plündern war. Zu dem Allem kamen dann die entsetzlichsten Ausbrüche thierischer Sinnlichkeit. Weiber von siebzig Jahren, Kranke, Schwangere wurden auf öffentlicher Gasse von Vielen gewaltsam mishandelt; achtjährige Kinder erlagen dieser Bestialität.**)

*) S. Pahl, Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben III. 533—624. Vgl. die anschauliche Schilderung in den „Briefen deutscher Bürger und Landleute über das Betragen der Franken in Deutschland im Sommer und Spätjahr 1796.“

**) S. die Franzosen in Franken im Jahr 1796. Von Julius Soden, Reichsgrafen. Nürnberg 1796.

Das macht es denn begreiflich, daß selbst dies geduldige Volk, vom Grimm der Verzweiflung ergriffen, sich nachher gewaltsam erhob und an den Flüchtigen blutig züchtigte, was die Sieger in scheußlichem Uebermuth verbrochen hatten.

Das Reich hatte den Schutzlosen keine Hülfe bringen können, vielmehr war der Körper, welcher die Reichseinheit vertrat, jetzt selber in der Lage, um Schutz und Sicherheit zu bitten. Der Regensburger Reichstag hatte in einschläfernder Weitläufigkeit seine gewöhnlichen Materien discutirt, die sich um rückständige Römermonate, um Bittgesuche verarmter Reichsstädte, geistlicher Herren und Reichsritter, oder auch um die fehlenden Subsistenzmittel des Reichskammergerichts bewegten, als in diese Verhandlungen die Schreckensbotschaft von dem verheerenden Vordringen der Franzosen hereinfiel. War die Versammlung 1792 und 1795, als Custine und Jourdan sich dem Main näherten, versucht gewesen, sich zu flüchten, so war nach den Vorgängen in Franken der panische Schrecken zu ermessen, der die Versammelten ergriff. Wie der Feind sich Nürnberg näherte, trat man in Berathung, was zu thun sei. Wohl war die Mehrzahl der Gesandten noch der Ansicht, es sei am besten, ungetrennt zusammenzubleiben, aber es schien doch auch zugleich zweckmäßig, durch Vermittelung der neutralen Mächte bei dem vorrückenden Feinde Garantieen für die Sicherheit des Reichstages nachzusuchen. Der preußische Gesandte, Graf Görtz, war im Verein mit den Vertretern von Dänemark, Schweden und Hessen-Cassel zu solch einem Schritte bereit; sie richteten ein Schreiben an den französischen Feldherrn, worin sie sich als Minister der Höfe bezeichnen, „die den Vortheil haben, in guter Freundschaft mit der Republik zu stehen, deren siegreiche Heere sich in diesem Augenblicke dem Sitze des Reichstages nähern.“ Unaufgefordert eilten die Vertreter von Württemberg und Würzburg diesem neutralen Boten nach, gelangten aber nicht bis ins feindliche Lager; unterwegs kam ihnen schon der von Preußen geschickte Bote mit dem Bescheide entgegen: die Franzosen hätten erklärt, erst an's Directorium berichten zu müssen. Der Bescheid vermehrte die Verwirrung. In dringendstem Tone ward jetzt der Erzherzog um Hülfe angegangen, indessen die Desertion anfing einzureißen. Der kaiserliche Concommissarius rieth zur unbestimmten Verlängerung der Ferien, ein Theil der Gesandten reiste auch einstweilen ab, Emigrirte und Franzosenfeinde wurden fortgeschafft, es konnten, wie ein Bericht aus jenen Tagen sagt, „nicht Pässe genug ausgestellt werden“ — als mit einem Male der Umschlag erfolgte, der den gefürchteten Feind an die Lahn und den Niederrhein zurückwarf.

Der Reichstag erhielt seine Sicherheit wieder, aber eine bittere Nachwirkung blieb doch. Es entspann sich ein peinlicher Schriftenwechsel mit dem Erzherzoge, der, seines Erfolges jetzt schon fast versichert, mit unverhohlenem Mismuth den Schritten der Regensburger Diplomatie gefolgt war. In einem Schreiben, das er am 31. Juli an den Reichstag erließ, äußerte er:

es müsse wohl Jedermann fühlen, wie unzeitig und nachtheilig es sei, schon im gegenwärtigen Augenblicke an den feindlichen General eine Deputation zu schicken. „Ich hätte — fügte er hinzu — mehr Contenance, Standhaftigkeit und Entschlossenheit von der erleuchteten Reichsversammlung erwartet und zum wenigsten glauben sollen, daß man vordersamst meine Antwort und meine Gesinnungen abgewartet hätte, da es offen liegt, daß bei einem solchen Schritte die beiden Armeen militärisch wesentlich interessirt sind."

Der Reichstag ließ diese Rüge nicht unbeantwortet; in einer eigenen Schrift appellirte er an die öffentliche Meinung, ohne freilich den Vorwurf übereilter Besorgniß ganz abwehren zu können.*) Die Hülflosigkeit, in welcher sich bei diesem Anlasse die Versammlung befand, war ein getreuer Spiegel der Lage des deutschen Reiches selber.

Indessen nahte die Entscheidung, die Süddeutschland von seinen Drängern befreite. Wir haben die beiden deutschen Heere in dem Augenblicke verlassen, wo der Erzherzog durch das Fils- und Remsthal gezogen war und sich der Donau näherte, Wartensleben sich von Würzburg östlich gewendet hatte. Noch war die eine Gefahr nicht ganz beseitigt, daß der Letztere, von Jourdan bedrängt, zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt ward, aber der französische Feldherr ließ nicht nur diese Gunst des Augenblicks unbenützt, sondern er drängte vielmehr durch seine Bewegungen die Armee Wartenslebens zur Vereinigung mit dem Erzherzog hin. Am 1. August brach Wartensleben gegen Bamberg auf, um sich längs der Regnitz auf der Straße nach Forchheim und Nürnberg zu ziehen; die Franzosen folgten und es kam zu kleinen Gefechten, die indessen den Rückzug der Oesterreicher nicht stören konnten. Geradezu auf Nürnberg loszugehen, hielt der kaiserliche Feldherr für gewagt; die Armee wandte sich daher (8. Aug.) seitwärts, um durch das Gebirge den Weg nach Amberg zu gewinnen. Wartensleben war ein braver Soldat aus der alten Schule, aber eben darum leicht versucht, auf die Deckung einer Strecke Landes, auf die Sicherstellung eines Magazins einen allzu großen Werth zu legen. Der Marsch an die Donau, durch den er Böhmen und die an den Gränzen aufgehäuften Vorräthe einzubüßen fürchtete, stand daher mit seiner ganzen Anschauung vom Kriege im Widerspruche und er mochte wohl nicht ohne inneren Kampf sich den Befehlen eines jungen Feldherrn fügen, der seine Stellung vorerst noch mehr der Geburt als dem Verdienste zu danken schien. Drum griff er, wie der Erzherzog selbst sagt, nach jeder auch nur scheinbaren Ursache, die ihn berechtigen konnte, seinen Bewegungen die Richtung zu geben, die er für die beste hielt; so wich er auch jetzt wieder den

*) S. „Getreue Darstellung und Beurtheilung der Handlungen der Reichsversammlung bei ihrer unlängst gefährdeten Sicherheit. Im Sept. 1796."

Befehlen des Prinzen aus und wandte sich statt nach Nürnberg lieber östlich gegen Amberg. Diese Bewegung konnte sehr bedenklich werden für die Entscheidung des Feldzuges; die Armee Wartenslebens entfernte sich damit vom Erzherzog, statt sich ihm zu nähern, sie kam auf ein Terrain, wo sie sich wenig entfalten, insbesondere ihre Reiterei kaum gebrauchen konnte, indessen Jourdan noch einmal die Aussicht eröffnet war, ihr durch einen raschen Marsch an die Donau zuvorzukommen. Denn nahm der französische Feldherr jetzt seinen Vortheil wahr, so konnte er von Forchheim in vier bis fünf Märschen sich der Donau nähern, den Erzherzog zum Rückzuge auf das rechte Ufer zwingen und vereinigt mit Moreau einen überlegenen Schlag gegen ihn führen. Daß dies nicht geschah, das hat die entscheidende Wendung des Feldzuges herbeigeführt.

Der Erzherzog hatte sich in den ersten Tagen des August von Heidenheim gegen Neresheim zurückgezogen; indeß er über Wartenslebens Stellung in Ungewißheit war, folgte ihm der Feind und hing sich jetzt schon in gedrängter Aufstellung an seine Fersen. Der Prinz entschloß sich zum Kampfe, als dem einzigen Mittel, den sicheren Rückzug nach der Donau zu erlangen. Am 11. August kam es bei Neresheim zu einem hitzigen Treffen, das für keine der beiden kämpfenden Parteien einen entscheidenden Sieg herbeiführte, aber dem österreichischen Feldherrn verschaffte, was er gewollt, den ungestörten Marsch nach der Donau. Zwei Tage nach dem Treffen ging er bei Donauwörth auf das rechte Ufer des Flusses. Ungefähr 30,000 Mann unter Latour, nebst dem Corps von Condé, blieben am Lech, an der Iller und in Vorarlberg aufgestellt; was der Erzherzog selbst jetzt an der Donau vereinigte, um es Wartensleben entgegenzuführen, das betrug mit den Verstärkungen, die aus Oesterreich angelangt waren, etwa 28,000 Mann. Wartensleben war von Amberg hinter die Nab zurückgegangen; hier sollte er nach der Weisung des Oberfeldherrn entweder bleiben, oder falls der Feind mit Macht auf ihn dränge, sich nach Regensburg ziehen. Eben jetzt überschritt der Erzherzog die Donau, um in der Oberpfalz die Verbindung mit dem andern Heere herzustellen; er ging (19. 20. August) über die Altmühl und näherte sich nun mit überlegener Macht dem rechten Flügel Jourdans, der nur etwa 9000 Mann stark unter Bernadotte bei Neumarkt stand. So war Jourdans Flanke bedroht und die Verbindung der beiden österreichischen Heere kaum mehr zu hindern. Die nächsten Tage mußten die Entscheidung bringen.

Bei Teining stieß am 22. August der Erzherzog mit Bernadotte's Division zusammen; hitzige Gefechte an diesem und am nächsten Tage zwangen den französischen General zum Rückzuge. Er zog sich auf Neumarkt und Nürnberg, aber schon streiften österreichische Plänkler bis vor die Thore der alten Reichsstadt. So war der rechte Flügel der Franzosen verdrängt; es galt nun noch, einen Schlag gegen das Gros der Armee zu führen. Jourdan war auf die Kunde von Bernadottes Rückzug entschlossen, über Amberg und

hinter die Pegnitz zurückzugehen, allein der Erzherzog hatte für diesen Fall seine Anstalten schon getroffen. Ein Theil seiner Truppen verfolgte Bernadotte, er selbst setzte sich mit dem Reste gegen Amberg in Bewegung (24. Aug.), um Jourdan anzugreifen, indessen zugleich Wartensleben angewiesen war, über die Nab zu gehen und von der andern Seite her den Feind zu attakiren. Von seinem Flügel getrennt und auf zwei Seiten angegriffen, konnte Jourdan die Niederlage nicht abwenden; sie war entschieden, bevor es zum Schlagen kam. So fand sich denn Jourdan am 24. Aug. in einen sehr ungünstigen Kampf verwickelt; Wartensleben stürmte von der Nab her auf seine Front, der Erzherzog bedrängte ihn im Rücken. Mit Verlust gingen die Franzosen über die Pegnitz zurück, indessen die Vereinigung der beiden österreichischen Heere stattfand.

Die Maassambre-Armee befand sich nun in einer kritischen Lage; hinter ihr lagen die Festungen Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein und ihr Rückweg führte durch Gebiete, deren Bewohner bereits zu den Waffen griffen, um die fliehende Armee für die Greuel zu züchtigen, womit sie die Tage ihres Erfolgs bezeichnet hatte. Nur schlechte Wege und ungünstiges Terrain blieben Jourdan zum Rückzug frei; schon drängten die österreichischen leichten Truppen ihm in die Flanke, indessen das Gros der kaiserlichen Armee sich ihm an die Fersen hing und mit einer raschen und kraftvollen Verfolgung leicht im Stande war, den Rückzug zu einer völligen Niederlage zu machen.*) Das französische Heer, noch etwas über 40,000 Mann stark, war körperlich erschöpft, und die Mannszucht, ohnehin nie die starke Seite dieser Armee, gerieth nach den letzten Unfällen in volle Auflösung. So langte sie in den letzten Tagen des August am Main an; die Kaiserlichen waren ihr gefolgt und der Erzherzog hoffte nun den letzten Schlag zu führen, der den Feind vollends unschädlich machte und ihm selber erlaubte, sich mit ganzer Macht gegen Moreau zu wenden. Jourdan zog am Main hin und stand bei Schweinfurt, als die erste österreichische Colonne bereits Würzburg überfiel und die der Stadt zunächst gelegenen Anhöhen besetzte (1. Sept.). Auch Jourdan wandte sich am andern Tage nach Würzburg; es kam zu kleinen Gefechten, in denen die Oesterreicher sich gegen die feindliche Ueberzahl behaupteten. Nun beschloß der französische Feldherr auf den folgenden Tag einen allgemeinen Angriff; er hoffte, der Erzherzog habe einen Theil der Armee nach dem Lech gegen Moreau entsendet und es werde ihm dann gelingen, mit der Masse die vereinzelte österreichische Macht zu erdrücken. Aber auch der kaiserliche Anführer hatte sich zur Schlacht entschlossen; noch waren zwar seine Streitkräfte nicht vereinigt, indessen er zählte sicher auf ihre Ankunft. So begannen am Morgen des 3. Sept. die Oesterreicher selbst den Angriff; der Kampf schwankte und einzelne Posten mußten an die Uebermacht des Feindes

*) S. Grundsätze der Strategie III. 74 f. 145 f.

überlassen werden. Indessen die erwartete Hülfe kam noch zur rechten Zeit. Eine Colonne unter Wartensleben und Kray passirte den Main bei Schwarzach; während die Infanterie auf einer Brücke überging, hatte Wartensleben mit 24 Schwadronen Kuirassieren den Fluß weiter unten durchritten, um rascher auf das Schlachtfeld zu gelangen, von dem der Kanonendonner ihm verkündete, daß sich der heiße Kampf bereits entsponnen. Diesen Kuirassieren Wartenslebens war der Ruhm des Tages beschieden; sie kamen und warfen die französische Reiterei in einem gewaltigen Choc, der Jourdans Rückzug entschied. Nun traf auch Kray mit der Infanterie auf dem Schlachtfeld ein und schlug den linken Flügel des Feindes zurück; die ganze österreichische Linie ging rasch vor, um den Sieg zu vollenden. Der Erfolg des Tages war bedeutend; dem geschlagenen Feinde war die große Straße nach Frankfurt verlegt, und er zum Rückzug durch die Spessart- und Rhöngegenden gezwungen.

Schon vor der Niederlage hatte in Franken eine Erhebung des Volkes begonnen und dem Feinde nicht geringen Abbruch gethan. Ganze Gemeinden waren dort aufgestanden und verfolgten, mit Sensen, Heugabeln und Dreschflegeln, Manche auch mit Flinten bewaffnet, die zerstreuten Haufen der Franzosen, griffen kleinere Haufen an und nahmen ganze Transporte von Wagen, Pferden, Waffen und Munition weg. Diese Volksbewegung machte sich den rückziehenden Feinden so furchtbar, daß sie lieber den Kaiserlichen entgegengingen und sich zu Gefangenen ergaben, als den Bauern in die Hände fallen wollten. Neue Verwüstungen, die sie, um abzuschrecken, auf dem Marsch von Würzburg nach Bamberg verübten, steigerten nur die Erbitterung des Volkes; viele Tage hindurch hörte man auf weite Strecken hin die Sturmglocken läuten, welche den fränkischen Bauer zur Jagd auf die Franzosen ermunterten. Seit der Würzburger Niederlage breitete sich diese Bewegung nach dem Spessart hin; ja bis in die Gegend von Fulda waren die Bauern aufgestanden, um ihre Dränger zu züchtigen. Die Einbuße, welche die Franzosen an Leuten und Waffen durch diesen kleinen Bauernkrieg erfuhren, kam im Ganzen dem Verluste einer Schlacht gleich.

Die Armee nahm ihren Rückweg über Hammelburg und Brückenau nach der Lahn; die Truppen unter Marceau, die zur Einschließung von Mainz und Ehrenbreitstein zurückgeblieben waren, zogen sich ebenfalls dahin. Auch die Lahn ward ohne eigentliche Schlacht verlassen; während die Kaiserlichen durch einen Scheinangriff auf Wetzlar die Aufmerksamkeit des Feindes abzogen, ward zugleich seine Stellung bei Limburg und Diez angegriffen (16. Sept.) und er gezwungen, an die Sieg zurückzuweichen. Auf dem Rückzug dahin verloren die Franzosen bei Altenkirchen (19. Sept.) einen ihrer besten und ritterlichsten Führer, Marceau, den beim Recognosciren eines der Defiléen auf dem Westerwald eine österreichische Kugel tödtlich traf.

Damit war die Thätigkeit der Maassambre-Armee für dieses Jahr be-

schlossen; zu Ende September standen ihre Abtheilungen theils hinter der Sieg und bei Düsseldorf, theils auf dem linken Rheinufer. Es genügten mäßige Streitkräfte auf Seiten der Kaiserlichen, um den erschöpften Gegner dort für dies Jahr im Schach zu halten. Mit der Masse der Truppen setzte sich der Erzherzog jetzt nach dem Oberrhein in Bewegung, um dort Moreau's Rückweg zu bedrohen.

Moreau war bis nach Baiern vorgedrungen, als die Entscheidung bei Neumarkt und Amberg fiel. Wir erinnern uns, der Erzherzog hatte, als er nach dem Neresheimer Treffen über die Donau nach der Oberpfalz vorging, den Feldzeugmeister Latour mit einem Theile des Heeres zurückgelassen, um Moreau zu beobachten. Latour sollte mit etwa 30,000 Mann den doppelt so starken Feind im Schach halten, damit er nicht plötzlich über die Donau gehe, dem Erzherzog in den Rücken falle und die Vereinigung mit Wartensleben vereitle. Diese Vereinigung blieb dem Erzherzog immer der entscheidende Punkt; wenn Moreau auch bis vor Wien kommt, äußerte er gegen Latour, als sie sich trennten, so thut es nichts, wenn ich nur Jourdan schlage. Die Verbindung mit dem Erzherzog zu unterhalten, Moreau zu beschäftigen, sich dem Feinde nicht in zerstreuten Aufstellungen zum Kampfe zu bieten, so daß er etwa zersprengt und der Erzherzog im Rücken gefährdet ward, das war demnach die Aufgabe, die Latour zufiel. Sie schien erleichtert durch eine zögernde Vorsicht des Gegners, wie sie sonst den Revolutionsgeneralen nicht eigen war. Moreau hatte nach dem Gefechte bei Neresheim die Oesterreicher nicht verfolgt, er machte auch keine Miene, durch einen raschen Marsch nach der Oberpfalz die Verbindung mit Jourdan zu suchen, sondern er überschritt erst am 19. August die Donau und wandte sich, statt nördlich den Spuren des Erzherzogs zu folgen, nach dem Lech hin, um nach Oberbaiern vorzudringen. An dem Tage, wo bei Amberg der entscheidende Schlag gegen Jourdan erfolgte, ging die französische Rheinarmee über den Lech und warf bei Friedberg die Oesterreicher mit Verlust zurück, da Latour dem Reiz nicht widerstehen konnte, in ungünstiger Aufstellung den Angriff des überlegenen Gegners zu erwarten. Ein Glück, daß Moreau seinen Vortheil nicht energischer verfolgte, sondern noch langsamer als bisher vorwärts drang. Während sich dann die Franzosen in dem Winkel zwischen Lech, Donau und Isar ausbreiteten, versuchte Latour (1. Sept.) bei Geisenfeld ihren linken Flügel zu fassen, aber auch dies führte nach keiner Seite hin zu einer Entscheidung. Moreau scheint von der wirklichen Situation des Gegners keine recht bestimmte Vorstellung gehabt zu haben; seine Operationen trugen, wie der Erzherzog sagt, das Gepräge eines Mannes, der, seiner Sache und der zu ergreifenden Mittel ungewiß, zwischen allen hin- und herschwankte, alle versuchte und sich für keines mit so viel Zuversicht bestimmte, um seinen Ent-

schluß mit hinlänglichen Kräften durchzuführen. Während man von ihm hätte erwarten sollen, daß er rasch vorging und gegen Latour entscheidende Schläge führte, denen dieser dann mit kluger Schonung seiner Kräfte auswich, that jeder der beiden Feldherren das Gegentheil; Latour vertheilte seine Truppen in weiten Stellungen von der Donau bis zu den tiroler Pässen und war allezeit zum Kampfe bereit; Moreau begnügte sich, durch einzelne Postengefechte langsam Terrain zu gewinnen.

Inzwischen hatte der Erzherzog die Maassambre-Armee an die Lahn und Sieg zurückgedrängt, die Festungen am Rhein entsetzt, und rüstete sich eben, dem Feinde auch die letzten Vortheile zu entwinden, die der Feldzug im Sommer ihm gebracht. Die Lage Moreau's war nun in der That bedenklich geworden. Ohne Verbindung mit Jourdan, im Rücken bedroht, hundert Stunden vom Rhein entfernt, vor sich eine feindliche Armee, hinter sich einen bedenklichen Rückweg in später Jahreszeit, war der französische Feldherr in einer Situation, deren Verlegenheit mit jeder Stunde wuchs; das Verweilen in Baiern war gefährlich, der Rückzug war es ebenfalls. Wenn es ihm gleichwol in diesem kritischen Augenblick noch gelang, ohne Waffengewalt einen großen friedlichen Erfolg zu erringen, so war dies weniger sein Verdienst, als vielmehr die Schuld der allerwärts zunehmenden Auflösung deutscher Staatsverhältnisse.

In Baiern war der Krieg gegen Frankreich von Anfang an nicht populär gewesen; wir kennen die Schwankungen und Zweideutigkeiten, in welchen sich die Politik Karl Theodors seit 1792 bewegte. In der Bevölkerung kamen andere Motive hinzu, den Krieg an Oesterreichs Seite verhaßt zu machen. Der Anschluß des Kurfürsten an die Wiener Politik wurde mit den Empfindungen des Hasses und Mistrauens betrachtet, welche die Erinnerung an 1778 und 1785 erweckte; der Einfluß der österreichischen Diplomatie in München, die Heirath des siebzigjährigen Kurfürsten mit einer achtzehnjährigen österreichischen Prinzessin steigerte die Sorge, daß die früher vereitelten Entwürfe auf Baiern mit mehr Vorsicht wieder aufgenommen seien. Die Vorfälle nach der Uebergabe von Mannheim kamen solch einem Verdacht natürlich zu Hülfe und es galt allmälig als ausgemachte Sache, daß das alte Tauschproject wieder aufgefrischt sei. Wenigstens machte der Herzog von Zweibrücken in Regensburg die förmliche Mittheilung (Frühj. 1796), daß ein österreichischer General ihm eine Aeußerung über neue Tauschplane gemacht habe, und daß er jetzt wie früher niemals dazu die Hand bieten werde.

Zu dem Allen kamen die Lasten der Kriegsrüstung, die bei der sorglosen Finanzwirthschaft Karl Theodors und seiner Günstlinge doppelt schwer drückten. Schon 1794 waren die fast vergessenen Landstände mit herben Beschwerden hervorgetreten, unter denen auch die Belastung des Landes durch den Krieg eine Stelle einnahm; doch gelang es, sie damals noch zu beschwich-

tigen. Im Volk gährte das Misvergnügen fort, zumal der Erwerb darniederlag und die Preise der Lebensmittel stiegen; im Herbst 1795 kam es darüber in München zu einem ernsten Tumult, der vom Kurfürsten die Getreidesperre erzwang und die Herstellung einer selbständigeren Gemeindeverfassung der Hauptstadt im Sinne ihrer alten Privilegien nach sich zog. Es folgte die Kriegsnoth von 1796; zum ersten Male ward auch Baiern der Schauplatz eines Kampfes, der bis jetzt nur die Rheinlande heimgesucht. Freund und Feind, Kaiserliche und Franzosen verhängten nun bittere Drangsale über das schutzlose Land. Einzelne österreichische Colonnen und das fremde Gesindel in Condés Emigrantencorps wetteiferten mit der Brutalität von Jourdans Horden; was allein im Monat Juli durch Plünderung und Erpressung dem Lande war entzogen worden, berechneten officielle Quellen auf mehr als dritthalb Millionen Gulden. Es erwachte der alte Groll der Baiern gegen Oesterreich, den eine verkehrte Politik genährt, mit neuer Macht; von einem tiefer gehenden Interesse an dem Kampfe, von patriotischer Einsicht und Opferbereitschaft konnte ja in dieser deutschen Misère ohnedies keine Rede sein. Als Moreau sich dem Lech näherte, hatte der Kurfürst, nach dem Beispiel der übrigen süddeutschen Fürsten, rasch sein Contingent abgerufen und war mit dem Hofe nach Sachsen geflohen; die Regierung überließ er einigen Beamten vom hohen Adel, wie es hieß mit der Ermächtigung, sich mit den Franzosen abzufinden. Wohl war München bedroht und ein rascherer Feldherr als Moreau hätte die Stadt vielleicht schon weggenommen, aber in demselben Augenblick, wo sich vor den Thoren der Stadt und an der Isar die Heere gegenüberstanden, zu Ende August im Anfang September, war auch schon der Umschwung bei Amberg eingetreten, von dem alle Zeitungen Bericht gaben. Indessen in solchen Zeiten übt die kurzsichtige Furcht eine ansteckende Gewalt und die schwäbischen Reichsstände waren ja mit dem Beispiel vorangegangen. So wirkte Alles zusammen, die Furcht vor dem Feinde und der stille Haß gegen den widerwärtigen Freund, um einen der kopflosesten Entschlüsse hervorzurufen, der aus der Geschichte jener Tage zu verzeichnen ist. Es ward eine Deputation ins französische Lager geschickt, um von einer zum Rückzug genöthigten Armee den Frieden zu erbitten! Die hohe Aristokratie und die Landstände übernahmen diesmal die Rolle, die anderwärts den Dynastien und Höfen zugefallen war; wir finden die Namen der Arco, Seinsheim, Thurn und Taxis u. s. w. unter denen, die jetzt ins Lager nach Pfaffenhofen gingen, von Moreau einen Schutz zu erkaufen, den er binnen wenig Tagen nicht mehr geben konnte. Am 7. Sept. ward ein Vertrag zu Pfaffenhofen unterzeichnet, welcher der Oberpfalz, Neuburg, den pfälzischen und bergischen Gebieten am rechten Rheinufer und den in Baiern gelegenen Stiftern einen Waffenstillstand gewährte; das bairische Contingent sollte zurückgezogen werden, die Franzosen freien Durchzug haben, Personen und Eigenthum geschützt sein und in Paris für den Frieden unterhandelt werden.

Dafür versprach Baiern zehn Millionen Livres, 3300 Pferde, 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Centner Heu, 100,000 Paar Schuhe und 30,000 Ellen Officierstuch zu liefern, auch sollten, wie das Bonaparte in Italien begonnen, zwanzig Gemälde aus den Gallerien zu München und Düsseldorf den Franzosen abgetreten werden. „Wenn die Kriegsoperationen," hatte Moreau vorsichtiger Weise festgesetzt, „die französische Armee von Baiern entfernen sollten, so müssen jene Naturalleistungen durch baares Geld (über 4 Millionen Livres) ersetzt werden." Deutschland hat aus jenen Tagen manchen Act schmachvoller Unterwürfigkeit zu verzeichnen; der Vertrag von Pfaffenhofen behauptet indessen den Ruhm, daß die kurzsichtige Thorheit seiner Urheber noch größer war als ihr Mangel an Gemeingeist.

In dem Augenblick, wo Moreau diese fette Beute erhandelte, war auch schon sein längeres Verweilen in Baiern militärisch unmöglich geworden. Ein Corps unter Desaix, das er (10. Sept.) bei Neuburg über die Donau geschickt, war gegen Eichstädt und Nürnberg vorgegangen, entdeckte aber natürlich nichts mehr von der Maassambre-Armee; vielmehr kam Desaix am 16. wieder in Neuburg an und brachte die niederschlagende Gewißheit mit, daß Jourdan nach dem Rhein zurückgedrängt war. Der Rückzug aus Baiern war jetzt unvermeidlich. Moreau zog daher das ganze Heer auf dem rechten Donauufer zusammen und machte sich fertig, den Rückmarsch nach dem Lech anzutreten. Die Oesterreicher folgten ihm bei der ersten rückgängigen Bewegung nach und drohten ihn an der Donau und der obern Iller zu überflügeln; es war also Eile nöthig, wenn der Lech, die Iller und die Donau bei Ulm unangefochten erreicht werden sollten. Indeß Latour den Franzosen nachrückte, trat auf den beiden Flanken die Gefährlichkeit der Lage schon deutlich ins Licht. Der linke Flügel der Kaiserlichen an der tiroler und vorarlberger Gränze schob die einzelnen französischen Colonnen zurück; Fröhlich drängte eine Abtheilung (17. Sept.) aus Immenstadt und Kempten hinaus und schlug sie mit ansehnlichem Verlust (20. Sept.) bei Isny, während Giulay eine andere nach blutigem Gefecht aus Memmingen wegtrieb (22. Sept.) und Nauendorf, am nämlichen Tage zwischen Heidenheim und Ulm angelangt, die ersten Corps der rückziehenden Armee (24. Sept.) auf Ulm zurückwarf. Moreau stand in diesem Augenblick erst an der Günz und mußte eilends Verstärkungen nach Ulm schicken, damit seine vorgeschobenen Posten nicht von Nauendorf erdrückt würden. Inzwischen war ihm aber auch Latour schon auf der Ferse und hatte über Burgau und Leipheim die Verbindung mit Nauendorf hergestellt. Die Hoffnung, mit der sich Moreau bis jetzt noch trug, bei Ulm und an der Iller eine beobachtende Stellung einzunehmen, war damit vereitelt, der volle Rückzug unvermeidlich.

Die Gefahr dieses Rückzugs wie sein Verdienst ist übertrieben worden; nicht nur von den Franzosen, sondern auch auf deutscher Seite hat man den

geschmacklosen Vergleich mit Xenophons Rückzug der zehntausend Griechen angestellt.*) Daß Moreau seine geschwächte und ermüdete Armee von vierzig- bis fünfzigtausend Mann, ohne feste Communicationen und sichere Nachrichten, vorn und im Rücken vom Feinde bedroht, durch ein vielfach durchschnittenes und gebirgiges Terrain, zum Theil umgeben von einer erbitterten Bevölkerung, glücklich bis in das Rheinthal geführt hat, dies Verdienst spricht — zumal bei einem Führer französischer Truppen — für sich selbst; man hat nicht nöthig, seine fünffache Zahl mit den Zehntausend des Xenophon, oder den Marsch von Ulm an den Rhein mit dem wunderbaren Zuge aus der Nähe Babylons bis nach Byzanz in eine Parallele zu bringen. Schon die Vorgänge vor dem Rückzuge konnten zeigen, daß er es mit keinem allzugefährlichen Gegner zu thun hatte. Latour hatte wohl die Vorzüge eines tapfern Soldaten, aber nicht die eines Feldherrn; der begabtere Führer bei der österreichischen Donauarmee war Nauendorf, allein die Ueberlieferungen der militärischen Hierarchie erlaubten es nicht, daß man ihn so mit einem Male an die Spitze stellte. Dem Uebel abzuhelfen, hatte der Erzherzog eine nicht unbedenkliche Auskunft gewählt; er hatte Nauendorf gestattet, selbständig und unabhängig von Latour zu handeln. Dies Verhältniß war früher einigemal von guter Wirkung gewesen, jetzt griff es störend ein. Einem Feinde gegenüber, der noch immer gegen 50,000 Mann in einer Masse vereinigte, waren die Kaiserlichen auf eine bedenkliche Weise zersplittert und nirgends einem Gesammtangriff gewachsen. Ein Corps unter Petrasch von etwa 7000 Mann machte sich vor Kehl und am obern Neckar zu schaffen, bot die schwarzwälder Bauern auf und drohte durch einen kleinen Krieg in den Defileen jener Berge den Franzosen den Rückzug abzuschneiden; Nauendorf stand mit 10,000 Mann bei Ulm den Franzosen gegenüber, Fröhlich hielt mit 14,000 die obere Iller besetzt, Latour folgte mit dem Gros des Heeres, 23—24,000 Mann, den Franzosen auf dem Fuße nach. Eine Masse von 55,000 Mann war demnach so vertheilt, daß Moreau überall mit Gegnern zusammentraf, die ihm an Zahl lange nicht gewachsen waren.

Am 26. und 27. Sept. setzte sich Moreau von Ulm in Bewegung, zunächst gegen Biberach und den Federsee, um so durch Oberschwaben den Durchgang über den Schwarzwald zu erreichen. Latour war der Meinung ihm zu folgen, Nauendorf verfocht die Ansicht, auf der Sehne des Bogens, den Moreau beschrieb, gegen Urach und Tübingen vorzugehen, sich mit den zerstreuten Abtheilungen unter Petrasch auf dem Schwarzwalde zu vereinigen und dann mit einer Truppenmasse von wenigstens 40,000 Mann vor der Ankunft der Franzosen den Schwarzwaldübergang zu gewinnen. Die Uneinig-

*) In Posselts Annalen 1796. IV. S. 249 f. ist z. B. mit allem gelehrten Aufwand der Satz durchgeführt, daß die Aehnlichkeit im Ganzen sehr groß sei, wenn auch im Einzelnen beide Züge von einander abwichen.

keit der Führer hat hier jeden größeren Erfolg vereitelt. Latour blieb bei seinem System und folgte den Fußtapfen der Franzosen; Nauendorf machte von seiner Vollmacht Gebrauch und ging auf eigene Hand nach dem Schwarzwald. Die Folge war sehr einfach; auf dem Schwarzwald hatten die Oesterreicher vorerst nicht über zwölftausend Mann stehen und die Armee, die den Franzosen folgte, war durch Nauendorfs Abzug auf einige zwanzigtausend Mann verringert. Gelang es also Moreau, sein Heer zusammenzuhalten, so waren voraussichtlich die Oesterreicher weder in Oberschwaben noch auf dem Schwarzwalde zahlreich genug, ihm seinen Rückzug zu verlegen. Die öffentliche Meinung jener Tage, durch den raschen Umschwung des Kriegsglücks erregt und zum Theil gegen die Franzosen heftig erbittert, bewegte sich in seltsamen Illusionen; sie sah bereits die Moreau'sche Armee abgeschnitten und kriegsgefangen, als wenn sich eine Armee von mehr als 40,000 Mann so leicht in einem Netze fangen ließe! Daß diese sanguinische Hoffnung nachher vereitelt ward, erregte dann um so größere Sensation und hat wesentlich mit dazu beigetragen, von der Gefahr und Schwierigkeit des Rückzugs übertriebene Vorstellungen zu erwecken.

Auch Latour schien zu besorgen, der Feind könne ihm entwischen. Er drängte ihm von Ulm nach und in der Nähe des Federsees bei Biberach stießen die beiden Heere zusammen. Wie die Sachen standen, lag es im Vortheil der Oesterreicher, daß Moreau seinen Rückzug nicht allzusehr beschleunigte; denn noch waren erst die Streitkräfte auf dem Marsche, die ihm den Rückweg nach dem Rheinthal verlegen sollten. Ein paar Tage Verzögerung, und Moreau's Zug über die Gebirgspässe war äußerst schwierig geworden. Da hatte denn freilich Latour kein Interesse, sich ihm zur Schlacht zu bieten und sich dann mit seinen 23,000 Mann von der fast doppelten Zahl schlagen zu lassen; vielmehr gebot ihm seine Lage, dem Erzherzog sein Corps möglichst unvermindert zuzuführen. Die Täuschung, der Feind sei in eiligem Rückzug, und die Ungeduld, einen entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen, verleitete indessen den österreichischen Führer, den Franzosen gerade die Gelegenheit zu geben, die sie suchten. Moreau hatte bedächtig alle Vorbereitungen zu der Schlacht getroffen, in die sich (2. Oct.) Latour bei Biberach verwickeln ließ. In ungünstiger Aufstellung, mit unzulänglichen Streitkräften, ward er von den Franzosen angegriffen, auf Biberach zurückgeworfen, ihm 5 Bataillone und 16 Kanonen abgenommen — eine Niederlage, die Latours Corps für den Rest des Moreau'schen Rückzugs so gut wie unschädlich machte und den französischen Feldherrn in Stand setzte, ungestört von seinem Verfolger im Rücken mit vereinter Macht den Weg über die Gebirgspässe anzutreten.

Noch waren die Oesterreicher im Rheinthal theils erst im Anmarsch, theils in so kleinen Colonnen zersplittert, daß sie nicht hoffen konnten, Moreau aufzuhalten. In dem Augenblick, wo er jetzt Biberach verließ und sich

gegen Sigmaringen und Stockach in Bewegung setzte, stand der Erzherzog noch hinter der Murg, Nauendorf bei Hechingen, Petrasch bei Schweningen, die Corps der beiden Letzteren in Streifcolonnen und Postenketten so zersplittert, daß sie nirgends stark genug waren, einer rückziehenden Colonne des Feindes mit Erfolg entgegenzutreten. Zwischen dem 7. und 9. Oct. näherten sich die Franzosen den Schwarzwaldübergängen; ein Theil des Heeres war über Sigmaringen, Rotweil, Villingen, ein anderer über Stockach auf Donaueschingen losgegangen; das schwere Geschütz nebst dem Train war über Thengen und Stühlingen längs des schweizer Oberrheins auf Hüningen dirigirt worden. Die einzelnen streifenden Colonnen der Oesterreicher, auf die man stieß, wurden überall von überlegenen Massen zurückgedrängt.

Unter den Uebergängen war die Straße durch das Kinzigthal von Natur die geeignetste, allein eben darum war hier auch am meisten Widerstand von den Kaiserlichen zu besorgen; der französische Führer entschied sich daher für den Paß, der von Neustadt durch das Höllenthal nach Freiburg führt. Der Weg war der kürzeste, ein Durchbrechen der nicht starken feindlichen Posten hier am wahrscheinlichsten. Am 11. Oct. brach St. Cyr von Neustadt auf, gewann den Höllenthalpaß, warf die kleinen Abtheilungen der Oesterreicher zurück und näherte sich am 12. Freiburg. An dem nämlichen Tage rückte auch Desaix mit dem Gros der Armee gegen Neustadt. Wohl drängte jetzt Latour, der über Ostrach, Möskirch gegen Donaueschingen seinen Weg nahm, in starken Märschen den Franzosen nach, aber der Verlust an Zeit und Truppen, den ihm das Treffen bei Biberach gekostet, ließ sich nicht mehr einholen. Am 13—15. Oct. zog die feindliche Armee ungehindert durch das Höllenthal nach dem Breisgau. Der Erzherzog hatte nun alle die zerstreuten Abtheilungen, Latour, Nauendorf und Petrasch angewiesen, nach dem Oberrheinthal zu ziehen und sich mit ihm zu vereinigen.

In den nächsten Tagen waren die österreichischen Streitkräfte mit dem, was der Erzherzog herbeiführte, hinter der Elz vereinigt und erwarteten die Franzosen, falls sie rheinabwärts gegen Kehl vordringen wollten. Am 19. und 20. Oct. kam es in der Nähe von Emmendingen zu einem Treffen, das dem französischen General seine Stellung auf dem rechten Rheinufer unmöglich machte. Er schickte einen Theil seiner Truppen gleich bei Breisach über den Rhein und zog mit dem Reste, noch einigen 30,000 Mann, stromaufwärts gegen Schliengen. Die Oesterreicher folgten; am 24. Oct. kam es dort zu einem zweiten Treffen, in Folge dessen die Franzosen bei Hüningen über den Rhein zurückgingen. Gern hätte nun der Erzherzog seinen Truppen ruhige Winterquartiere verschafft und die Hand geboten zu einem Waffenstillstande, allein in Wien wollte man den Feind auch ferner beschäftigt wissen, damit er nicht einen Theil seiner Truppen nach Italien entsenden könne. So schloß der denkwürdige Feldzug mit der Belagerung der Brücken-

köpfe von Kehl und Hüningen, die in den ersten fünf Wochen des folgenden Jahres an die Oesterreicher übergeben wurden.

Die Erfolge der kaiserlichen Waffen im Herbst ließen einen Augenblick vergessen, welche Drangsale vorausgegangen waren. Allenthalben in Süddeutschland jubelte man wie über einen großen Sieg und freute sich über die Züchtigung der fremden räuberischen Horden. Die Bewegung in der Masse des Volkes und der kleine Bauernkrieg zeigte, daß es der Nation an tüchtigen Elementen des Widerstandes nicht fehlte; nur war die Organisation und Leitung des Ganzen nicht dazu angethan, irgend eine Regung nationalen Gemeinsinns zu fördern und glücklich zu benutzen. Wie in Franken und Schwaben, so regte sich auch in Oesterreich unter dem Volke ein frischer, opferbereiter Geist; zu den Freicorps drängte sich die Jugend bereitwillig heran, der Krieg war Sache des Volkes geworden. Auch bis in die officiellen Kreise war der Rückschlag dieser letzten glücklichen Kriegsthaten so stark, daß das bekannte militärische Factotum, der Generaladjutant Rollin, jetzt vom Kaiser entfernt und an eine unschädliche Stelle gesetzt ward. Beschämend genug war die Rückwirkung der Siege dort, wo man sich dem vordringenden Feinde eilfertig gefügt oder seinen jetzt werthlos gewordenen Schutz um hohen Preis erkauft hatte. Allenthalben ward jetzt die politische Physiognomie eine andere.

Preußen, erinnern wir uns, vollzog seine Reunionsplane in Franken in dem Augenblick, wo der Reichsfeind im Süden vordrang; erschreckt hatten damals die fränkischen Reichsstände dem Druck nachgegeben, zumal seit die Nähe der Franzosen es wünschenswerth machte, durch den neutralen preußischen Adler gedeckt zu sein. Nürnberg hatte sich unterworfen und es waren preußische Truppen eingerückt; jetzt erfolgte von Berlin der Bescheid, daß der König sich nicht entschließen könne, den Unterwerfungsact anzunehmen, und die Truppen räumten wieder die Stadt (1. Oct.).*) In Baiern weigerte sich der Kurfürst, als er nach München zurückkam, den Vertrag vom 7. Sept. zu ratificiren. In Württemberg warf der Herzog seine volle Ungnade auf den Minister von Wöllwarth, welcher bei dem württembergischen Friedensvertrage der Unterhändler gewesen, und die Chicanen, womit man ihn jetzt verfolgte, zeigten, daß eben die Zeiten sich geändert hatten.**) Auch der deutsche Reichstag, der sich so übereilte Sorgen um seine Sicherheit gemacht, sammelte sich allmälig wieder in Regensburg und kündigte durch ein Rundschreiben an, daß in Folge der „siegreichen Fortschritte der kaiserlichen Waffen" die auf

*) Nach der Versicherung des Ritters von Lang (Memoiren I. 300) war es besonders die Eifersucht von Haugwitz gegen Hardenberg, die den Entschluß gefördert hat.

**) S. Häberlin Staatsarch. II. 481 f.

einige Zeit ausgesetzten Verhandlungen wieder fortgesetzt würden. Der schwäbische und fränkische Kreis schickten Deputationen nach Wien, um sich wegen ihrer Gefügigkeit gegen den Reichsfeind zu entschuldigen; in gleicher Absicht hatte auch der Herzog von Württemberg den Erbprinzen an den Kaiser abgesandt.

Im Lager der Coalition hatten die letzten Ereignisse einen Augenblick die Hoffnung geweckt, daß jetzt nach dem Scheitern des Feldzuges in Deutschland ein billiger Friede mit den Franzosen zu schließen sei. Das britische Ministerium ergriff diesmal selbst die Initiative und ließ unter dem Eindruck von Jourdans Niederlage bei Amberg durch dritte Hand dem Directorium eine Verhandlung über den Frieden anbieten. Indessen der Ton, in dem die französische Regierung diese Eröffnungen aufnahm, zeigte schon daß man sich in London geirrt, wenn man auf einen entschiedenen Umschlag der Pariser Stimmungen rechnete. Es bedurfte erst des Schlages bei Würzburg, des vollen Rückzugs von Jourdan, um das Directorium soweit zugänglich zu machen, daß es auf die nun wiederholten Anträge des britischen Ministeriums einzugehen sich bereit erwies. Aber ein anderer Vorgang zur nämlichen Zeit mußte die Hoffnungen auf einen allgemeinen Frieden, wie man sie in London hegte, herabstimmen. Es ward durch Bonaparte's Vermittelung halb drohend halb zudringlich dem Wiener Hofe angesonnen, sich mit den Franzosen in besondere Unterhandlungen einzulassen, also England ähnlich zu isoliren, wie man im deutschen Reiche den Kaiser durch die Separatverträge mit den einzelnen Fürsten isolirt hatte. Man zeigte dabei die verführerische Lockspeise einer Arrondirung durch Baiern, die seit zwanzig Jahren so oft die österreichische Politik von den höheren und allgemeineren Interessen abgelenkt, jedoch diesmal ohne Erfolg. Oesterreich wollte sich von seinem britischen Verbündeten nicht trennen und das Directorium mußte sich, schon um des Scheines willen, bequemen, in die von England angebotenen Unterhandlungen einzutreten. Gegen Ende October traf Lord Malmesbury, den wir aus den Unterhandlungen von 1794 kennen, in Paris ein, aber seine sonst viel bewährte diplomatische Geschicklichkeit war diesmal nicht glücklich. Die Franzosen blieben ihrer Taktik getreu, die Verbündeten zu entzweien, und wie ihnen das nicht gelingen wollte, kamen sie mit übertriebenen Forderungen, die jede Aussicht auf einen nahen Frieden vereitelten. Die Verhandlung hatte nur den Werth, daß man der französischen Politik etwas genauer in die Karten sehen lernte. Vor Allem wollte Frankreich sich durch Belgien und die Rheingränze verstärken und seine Gränzen nach Holland und Italien hin durch neuerrichtete Filialrepubliken decken, deren Existenz völlig von Frankreich abhing. Die Entschädigungen dachte man durch Säcularisationen geistlicher Stifter, durch Vertauschungen und Verpflanzungen, kurz durch jenen Menschen- und Länderhandel zu beschaffen, der die Friedensverträge des nächsten Jahrzehnts charakterisirt, und worin das Directorium dem Consulat

und Kaiserreich emsig vorgearbeitet hat. Die Politik William Pitts war aber nicht geneigt, um solchen Preis den Frieden zu schließen; schon das Schicksal Belgiens wurde für die Friedensverhandlung zu Paris ein unüberwindliches Hinderniß. Noch vor Ende des Jahres trennte man sich mit der Ueberzeugung, wie weit man von einem allgemeinen Frieden noch entfernt war. Die brüske Art, wie damals die revolutionäre Regierung in diplomatischen Dingen verfuhr, und der hoffärtige Ton, den ihre officielle Presse anstimmte, trugen das Ihrige dazu bei, die vorhandene Verbitterung zwischen den kämpfenden Parteien zu vergrößern.

Dritter Abschnitt.

Leoben und Campo Formio.

Indessen man sich in Deutschland mit der eiteln Hoffnung trug, das Mislingen der Invasion werde die Franzosen dem Frieden zugänglicher machen, erfolgte in Italien eine Entscheidung, wie sie den französischen Eroberungsplanen entsprach.

Als der Feldzug in Deutschland begann, war Wurmser mit 25,000 Mann vom Oberrhein nach der Lombardei gesandt worden, wo die Franzosen bis zum Mincio gedrungen waren und Mantua belagerten. Er kam Ende Juli, durch Truppen aus den Erblanden verstärkt, in Südtirol an, und brach dann in zwei Colonnen am Gardasee hervor. Bonaparte hob die schon begonnene Belagerung Mantuas wieder auf, warf sich rasch auf die einzelnen österreichischen Corps und lieferte ihnen in den letzten Tagen des Juli und zu Anfang August eine Reihe von siegreichen Gefechten, welche die Kaiserlichen zwangen, sich nach Tirol zurückzuziehen. Von bewährten Meistern der Kriegskunst wird es als ein folgenschwerer Misgriff angesehen, daß man durch die nutzlose Diversion nach Italien sich den vollständigen Erfolg in Deutschland verdorben hat.*) Wurmsers Armee, in Italien ohne Erfolg thätig, hätte nach ihrer Ansicht in Deutschland entscheidend eingreifen können, wenn sie, im rechten Augenblick nach Schwaben oder Baiern geworfen, die Niederlage Jourdans oder Moreau's vollenden half und indessen Bonaparte seine Kräfte vor Mantua aufbrauchen ließ. Indessen die Wiener Kriegsleitung blieb bei ihrer Ansicht, immer neue Verstärkungen nach dem Mincio zu senden und war durch dies erste Mislingen nichts weniger als abgeschreckt. Ein zweiter Versuch der Oesterreicher, im September unternommen, hatte aber so wenig Erfolg, wie der erste; wieder benutzte Bonaparte die Trennung

*) S. Clausewitz hinterl. Werke IV. 147. 169.

der feindlichen Streitkräfte, um sie einzeln zu schlagen; nur drang diesmal Wurmser mit einem Theile des Heeres nach Mantua ein, ein freilich zweideutiger Gewinn, insofern dadurch die Besatzung des Platzes über das Bedürfniß vermehrt und eine ansehnliche Truppenzahl, hinter die Mauern der Festung eingeschlossen, dem Kampfe draußen entzogen ward. Dies Alles entmuthigte die Oesterreicher nicht, einen dritten Versuch zu wagen. Rasch ließ der Hofkriegsrath alle noch in den Erblanden vorhandenen Truppen, die größtentheils aus Depots und ungeübten kroatischen Landbataillons bestanden, nach Friaul entsenden, um eine neue Armee zu bilden, die Alvinzy durch's venetianische Gebiet der bedrängten Festung zuführen sollte. Bonaparte ging dem neuen Heer entgegen; die ersten Angriffe an der Brenta und bei Caldiero gaben keine Entscheidung, erst der blutige Kampf von drei Tagen, der sich (15—17. Nov.) bei Arcole entspann, vereitelte auch diesen dritten Versuch, Mantua zu entsetzen.

Das geschah gerade zu der Zeit, wo Moreau, auf das rechte Rheinufer gedrängt, dem Erzherzoge einen Waffenstillstand anbot. Der Erzherzog hielt das Anerbieten für annehmbar, denn es gab ihm Zeit, von seinen Truppen einen Theil nach der Etsch abzusenden und mit diesen tüchtigen, kriegsgewohnten Elementen die Rekruten Alvinzys zu verstärken. Seine Ansicht war aber nicht die des Hofkriegsraths; er erhielt vielmehr den bestimmten Befehl, Kehl zu erobern, es koste was es wolle.*) Kehl ward zwar im Januar 1797 erobert, allein gleich nachher ging Mantua verloren. Alvinzy hatte sich gesammelt und war zum zweiten Male vorgerückt; die Niederlage, die ihm aber Bonaparte bei Rivoli (14. Jan.) beibrachte, war entscheidender und verlustvoller als die frühere. Es war an Entsatz nicht mehr zu denken; am 2. Februar fiel Mantua. Der wankende Gehorsam der italienischen Regierungen ward nun von Bonaparte neu befestigt, der Papst für seine stillen Widerstandsgelüste in dem Frieden von Tolentino hart gestraft und in völlige Abhängigkeit von der französischen Politik gebracht. Mit Italien im Reinen, konnte Bonaparte seine Kraft ungetheilt gegen Oesterreich selber wenden.

Die Mittel des Kaisers gingen aber auf die Neige; die Folgen eines fünfjährigen Krieges machten sich überall fühlbar, in den Finanzen wie im Heerwesen. Daß das deutsche Reich die Lücke decken und in dem neuen Kriege mehr Thatkraft und Einigkeit an den Tag legen werde, als im jüngsten Feldzuge, das war nicht wohl zu erwarten. Bis zum November 1796 hatte sich der Wiener Hof auf russische Hülfe verlassen, die endlich England bei Katharina ausgemittelt; aber die Kaiserin starb in dem Augenblicke, wo der Vertrag ratificirt werden sollte. Der Nachfolger, Czar Paul, verwarf den Vertrag und beschränkte sich in einer Eröffnung an den deutschen Reichstag

*) Grundsätze der Strategie III. 306 ff.

auf die wohlfeile Ermahnung: es sollten alle Glieder und Staaten des Reiches zur Sicherung der allgemeinen Ruhe in Deutschland mit aller Anstrengung mitwirken.

Wohl suchten manche von den Reichsständen, die sich im ablaufenden Jahre durch eilige Nachgiebigkeit am meisten compromittirt, dies jetzt gut zu machen durch eine gewisse Ostentation ihres patriotischen Eifers; der schwäbische Kreis rief seinen Gesandten wieder von Paris ab, der oberrheinische beschloß sämmtliche Contingente auf den Kriegsfuß zu setzen und auch in Franken schien ein neuer Kriegseifer zu erwachen. Aber Württemberg und Baden beharrten doch in ihrer franzosenfreundlichen Neutralität, der ganze Norden von Deutschland sah mit dem Gefühle des Behagens, durch die Demarcation geschützt zu sein, dem Kampfe, der Deutschlands Schicksal entschied, gleichgültig zu, und auch die, welche jetzt rüsteten und waffneten — wer hätte erwarten wollen, daß sie bei einem wiederholten Einfalle des Feindes muthiger und aufopfernder handelten, als im Jahre 1796? Der innere Hader und die Entzweiung wühlte sich vielmehr mit jedem Tage tiefer ein und drängte auf die Katastrophe hin, der Deutschland mit beschleunigtem Schritte entgegenging.

Auch am Reichstage prägte sich diese Zerklüftung der Parteien in bezeichnender Weise aus. Der Kaiser verlangte nachdrückliche Hülfe, allein er richtete das Actenstück, worin dies geschah, nur an die geistlichen Reichsstände und zwar in einem Tone, der sie zugleich bei der Sorge um ihre Existenz und bei ihrem confessionellen Eifer fassen sollte! Als wenn Deutschland der Zerrüttung nicht genug gehabt und auch noch der Wiederbelebung des Sectengeistes bedurft hätte, erklärte jetzt der kaiserliche Gesandte (10. Febr.), dem Beispiele des Abfalles seien mehrere p r o t e s t a n t i s c h e Reichsstände gefolgt, und doch war die Erinnerung noch frisch genug wie eben der erste katholische Reichsstand nach dem Kaiser ein besonders ärgerliches Beispiel gegeben, und der katholische Kurfürst von Sachsen bei der ersten dringenden Gefahr sein Contingent zurückgezogen hatte! Wiederholt, fügte der Gesandte hinzu, habe darum der Kaiser die geistlichen Stände darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Existenz in Gefahr sei, indem Säcularisationsentwürfe geschmiedet würden und allem Ansehen nach die Aufopferung der geistlichen Reichsstände zur Grundlage des Friedens gemacht werden solle. Einen solchen Frieden würde dann wohl Preußen und die von ihm abhängige protestantische Macht dem wehrlosen Reiche wider Willen aufdringen. Der Kaiser habe solchen Entwürfen stets beharrlich widerstrebt und sei zum Aeußersten entschlossen, nur müsse man ihm in dieser Lage besonders eifrige Hülfe leisten. Diese Aeußerungen fanden das rechte Echo im Kreise der geistlichen Herren. Hülfe zwar versprachen sie keine, vielmehr zählten sie alle auferlegten Opfer, die Besetzung ihrer Gebiete, die Aussaugung ihrer Lande und Anderes auf, um die Unmöglichkeit weiterer Anstrengungen zu beweisen. Aber der Vorwurf gegen Preußen und

und die „protestantischen" Reichsstände fiel auf fruchtbaren Boden; die Antworten der geistlichen Gesandten waren ein verstärkter Widerhall der kaiserlichen Anklage. Man nahm die Säcularisationsplane als ausgemacht an, sprach von den „gutgesinnten" Reichsständen im Gegensatz zu den übelgesinnten weltlichen, und redete von einer mächtigen Conföderation protestantischer Fürsten, welche sich geeinigt hätte, nichts mehr für die gemeinsame Sache zu thun. Diese seltsame Correspondenz, die wahrhaftig nicht dazu angethan war, die Stärke und Eintracht des Reiches zu fördern, erregte, wie sich denken läßt, einige Sensation und Hannover wies in einer eigenen Erklärung (25. März) diese confessionelle Taktik zurück. Wir haben — hieß es da — mit Bedauern den Ton bemerken müssen, welcher auf eine systematische Entgegenstellung der katholischen und protestantischen Reichsstände abzielt. Es ist, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, ein solches Beginnen sehr gewagt; die Zeiten der Liga und Union geben ein abschreckendes Beispiel, zumal in der gegenwärtigen Lage des Reiches.

Nur eine Stimme aus dem geistlichen Lager mahnte zur allseitigen Eintracht; es war die Dalbergs, des Mainzer Coadjutors. Er erinnerte an das Wort des alten römischen Geschichtschreibers: indeß man zu Rom beräth, geht Sagunt zu Grunde. Die Krisis sei von der Art, daß Deutschland eines Dictators bedürfe, der über alle Mittel des Kampfes, über die Mannschaft, die Vorräthe, die Kassen unbedingt verfügen könne. Der Mann sei gefunden: Erzherzog Karl; er müsse das Steuer ergreifen, um das schwankende Boot vor dem Schiffbruch zu schützen. Der Vorschlag war charakteristisch für Dalberg; so wie der Mann sein Leben lang war, stets betäubt von seinen eigenen heißblütigen Illusionen und stets beherrscht und ausgebeutet von fremden kaltblütigen Berechnungen, so hatte er jetzt in dem Erzherzoge seinen Helden und Retter gefunden — wie er ihn später in Bonaparte fand. Wäre in Deutschland an den Gemeingeist und die Verleugnung von Sonderinteressen auch nur zu denken gewesen, die Dalbergs Vorschlag verlangte, und hätte sich in seinen Fürstengeschlechtern der Mann vorgefunden, den solch ein Amt verlangte, so wäre uns schon lange geholfen gewesen, weil es dann nie so weit kommen konnte, wie es jetzt 1797 geworden war. Aber bis in der Nation solche verwegene Gedanken erwachten, bis die Fürsten einen einzigen Augenblick sich selbst vergaßen, bis die dictatorische Macht emporwuchs, die über Männer, Vorräthe und Kassen schrankenlos verfügte, bis dahin mußten erst noch andere und herbere Lectionen kommen, als die Jahre 1792—1796 sie gegeben hatten.

Indessen pochte die Gefahr so rasch und dringend an die Pforten der österreichischen Erblande, daß alle Reichshülfe zu spät kam, auch wenn sie eifriger als sonst wäre geleistet worden. Die letzten Erfolge hatten in Italien Bonaparte freie Hand gegeben; Neapel war von der Coalition getrennt, der Papst zu Tolentino gedemüthigt, Sardinien durch ein enges Bündniß an die

französische Politik geknüpft, die kleinen Staaten mit gebundenen Händen an Frankreich überliefert. Die kaiserlichen Heere, an Zahl und Kräften erschöpft, waren zwischen 20 und 30,000 Mann stark gegen Friaul zurückgegangen; nur einzelne Posten hielten sich zwischen dem Piave und Tagliamento. Die Soldaten waren durch die letzten Ereignisse tief herabgestimmt, ohne Zuversicht auf die eigene Kraft und ohne Vertrauen zu den Führern. Der Erzherzog Karl, jetzt in der Noth an die Spitze gerufen (Febr.), mußte damit beginnen, Officiere abzusetzen, die Regimenter zu reorganisiren, militärische Zucht und Ordnung neu zu begründen.

Was Bonaparte um sich an Streitkräften vereinigte, reichte hin, die Kaiserlichen über die karnischen und julischen Alpen zurückzudrängen. Drei französische Divisionen rückten der Etsch entgegen nach Tirol vor; die übrige Masse, über 40,000 Mann stark, sollte nach Innerösterreich vordringen. Im Anfang März setzte sich Bonaparte mit diesem Heere in Bewegung; kämpfend, wenn auch ohne eine größere Schlacht, wichen die Oesterreicher vor dem überlegenen Feinde; der Tagliamento und der Isonzo wurden überschritten und noch ehe der März zu Ende ging, standen die Franzosen in Illyrien. Am 25. März hatten sie Laibach besetzt; ein Theil der Kaiserlichen stand noch bei Klagenfurt, der Rest war nach St. Veit zurückgegangen. Nach wenig Tagen waren auch diese Stellungen geräumt und die Franzosen drangen über St. Veit und Friesack in Steiermark vor. Ohne Widerstand besetzten sie am 5. April Judenburg und ihre Vorhut ging schon bis Leoben vor. Die Kaiserlichen, obwol auf dem Marsche durch einzelne Truppenabtheilungen vom Rhein verstärkt, zogen sich zurück; es schien ihr Plan, sich durch nutzlose Gefechte nicht zu zersplittern, vielmehr für eine Hauptschlacht in der Nähe von Wien ihre Kräfte zusammenzuhalten.

Der Feind stand nicht mehr viele Märsche von der Hauptstadt weg und in der vornehmen Welt ward es unruhig; sie fing an, aus Wien zu flüchten. Aber es war auch viel guter patriotischer Eifer sichtbar, der sich bereit erwies, dem Feinde mit den Waffen zu begegnen. Die Bürgerschaft, die Zünfte, die Studirenden erboten sich freiwillig zur Vertheidigung der Hauptstadt mitzuwirken; von Außen strömten Zuzüge von Bauern herzu und das sorglose, genußsüchtige Wien bot mit einem Male den Anblick eines Feldlagers. Ein Freicorps in Wien hatte seine Werbeplätze aufgerichtet, Studenten, Kaufleute, Handwerker drängten sich herzu und Alles zeigte den besten Willen, den vaterländischen Boden zu vertheidigen. Dazu die Gebirgslande, insbesondere Tirol, gleich gut gerüstet und gesinnt; kurz allenthalben eine tüchtige unverbrauchte Volkskraft, die unter einer thatkräftigen und hochsinnigen Regierung Gewaltiges zu leisten vermochte, ja die sich selber überlassen, wie das Jahr 1809 bewies, mit Glanz und Ehren zu fechten verstand. Hier wie anderwärts in Deutschland, war wohl diese unbenutzte, der Organisation und Leitung bedürftige Macht der Nation fähig und bereit, den fremden Dränger abzu-

wehren, allein in der officiellen Welt war Alles schlaff und muthlos. Gerade die Männer, die Oesterreich lenkten, waren am wenigsten dazu angethan, solch sittliche Hebel zu verstehen oder zu nützen; die Erinnerung an Maria Theresia und an die Mittel, mit denen sie einst die wankende Monarchie gerettet, war für die geistlosen Bureauleute und die diplomatischen Routiniers, die dort regierten, nicht vorhanden. „Dem siegreichen Feinde — so soll sich der Cabinetsminister Graf Colloredo ausgelassen haben — stopfe ich mit einer Provinz den Mund, aber das Volk bewaffnen heißt den Thron umstürzen.*)“

Die Situation des französischen Heeres war nichts weniger als ungefährdet. Eine Armee von einigen vierzigtausend Mann, mit wenig Reiterei, war nicht dazu angethan, den Krieg in das Donauthal herabzutragen und großen Schlachten mitten im Feindeslande entgegenzugehen. Das Heer unter Joubert, das zur Linken nach Tirol vordrang, sah sich in diese natürliche Bergfeste eingeengt und von dem mächtig erwachenden Hasse des kampflustigen Gebirgsvolkes bedroht; es war zweifelhaft, ob es Bonaparte gelingen werde, die Verbindung zwischen Steiermark und Tirol herzustellen. Als er den Marsch über die Alpen angetreten, um die Kaiserstadt zu bedrohen, hatte er vorausgesetzt, daß vom Rheine her eine gleichzeitige Bewegung nach der Donau ihn unterstützen werde. War es Versäumniß oder wollte das Directorium dem gefährlichen Manne nicht alle Streitkräfte der Republik in die Hand geben, genug, zu Ende März war weder die Rheinmosel- noch die Maassambre-Armee im Stande, den Rhein zu überschreiten, und Bonaparte's dringendes Begehren um Hülfe ward mit dem verblümten Bescheide erwiedert: es sei für jetzt die Eröffnung des Feldzuges am Rhein noch nicht möglich.**) Zugleich erwuchs eine andere Verlegenheit, die eine Folge Bonaparte'scher Künste war. Um die Republik Venedig, die eine der Prämien des Friedens werden sollte, der Auflösung entgegenzuführen, war eine Reihe schmachvoller Intriguen angesponnen worden; die wehrlose, eingeschüchterte Republik, die ihre alten Ueberlieferungen politischer Größe völlig verloren, sollte zu feindseligen Schritten gegen Frankreich gereizt und damit der Vorwand offenen Angriffs gegen sie gefunden werden. Mit perfider demagogischer Taktik waren

*) S. „J. C. Hotz, später Friedrich Freih. von Hotze, k. k. Feldmarschallieutenant, von dem Verf. der kriegerischen Ereignisse in Italien.“ Zürich 1853. S. 149. Thugut selbst rühmte sich übrigens, zu den Entschlüssen muthigen Widerstands gerathen zu haben. S. die Note Rasumowski's bei Miliutin, Geschichte des Kriegs im Jahr 1799. III. 440.

**) S. Correspondance inédite de Napoleon Bonaparte. Italie. T. II. 492 493. Vgl. Mémoires du duc de Raguse I. 272, welcher bemerkt: cette réponse changeant tout à fiat l'état delaquestion, nous élaçait dans une position que le moindre revers pouvait rendre très-périlleuse; aussi fit-elle beaucoup d' impression sur l'esprit du général en chef.

revolutionäre Bewegungen angezettelt und dadurch die venetianische Regierung in die Alternative gedrängt werden, entweder sich allen Schimpf nutzlos bieten zu lassen, oder sich offen ihrer Existenz zu wehren. Bevor die Regierung sich zu einem Entschlusse ermannte, war von dem Volke die Entscheidung gegeben: es erfolgte ein nationaler Gegenschlag gegen die französischen Wühlereien und die Landbewohner waffneten sich, die fremden Dränger zu überwältigen. Auch jetzt hatte die Regierung nicht den Muth, den Franzosen offen den Handschuh hinzuwerfen, nur in der Stille suchte sie die Insurrection zu fördern. So war die Bonaparte'sche Kabale der Reife nah, allein gerade in diesem Augenblicke kam der Ausbruch sehr unerwünscht. Von Wien zwar nur einige zwanzig Meilen entfernt, aber von Joubert in Tirol getrennt, ohne Aussicht auf Hülfe vom Rhein her, war Bonaparte durch einen Aufstand im venetianischen Gebiet, durch welches seine Rückzugslinie ging, ernstlich gefährdet. Indessen er kannte seine Gegner in Wien und sein charakteristisches Wort: „der Krieg ist wesentlich eine Sache der Psychologie" fand in dieser kritischen Lage die glänzendste Bewährung.

In Wien hatten die Zustände manche Aehnlichkeit mit der Lage Preußens kurz vor dem Abschlusse des Friedens von Basel. Man führte officiell noch Krieg und der Kaiser selbst war der kriegerischen Ansicht zugethan, aber mächtige Einflüsse am Hofe und in der Regierung arbeiteten auf den Frieden hin. Schon gegen Ende des Jahres 1796, als Mantua noch belagert und eine neue Armee zum Entsatze aus Südtirol hingeschickt ward, waren darüber Berathungen gepflogen worden. Selbst Thugut verbarg seinen Vertrauten nicht mehr, daß ihm um den Preis der Rheingränze der Friede nicht zu theuer erkauft scheine; die Integrität des deutschen Reiches war eine gleichgültige Sache, wenn eine tüchtige Entschädigung für Oesterreich heraussprang. Ein dem Kaiserhause nahe verwandter Hof, der neapolitanische, von einer sonst wüthenden Franzosenfeindin, der Königin Marie Caroline, beherrscht, neigte jetzt zu friedfertigen Stimmungen und ein neapolitanischer Diplomat, der Marchese de Gallo, einer der Vertrauten Thuguts, ward zum Vermittler bei Bonaparte ausersehen. Schon im December war es dem französischen Feldherrn kein Geheimniß, daß sich in Wien hinter der officiellen Kriegslust eine rührige Friedensintrigue verstecke, die es vielleicht nicht einmal ungern sah, wenn die noch Widerstrebenden, die Anhänger der britischen Allianz und vor Allen der Kaiser selbst, durch militärische Erfolge der Gegner auf Friedensgedanken gebracht wurden. Der Schlag von Rivoli, der Fall von Mantua kam diesem Treiben mächtig zu Hülfe. Ein Versuch, Rußland zu thätiger Hülfe heranzuziehen, ward von Kaiser Paul mit Friedensmahnungen beantwortet.*) Auf dem deutschen Reichstage zwar legte Oesterreich noch ganz kriegsmuthige Meinungen an den Tag und es ist dies, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch noch

*) Michailowski-Danilewski. Feldzug von 1799. Bd. I. S. 26 ff.

des Kaisers eigene Meinung gewesen; allein das Mangelhafte der Rüstungen, die Schwäche der Truppen in Friaul, ihre unglückliche Aufstellung ließ dem Verdachte Raum, daß die Friedensmänner sicher und unverdrossen auf ihr Ziel hinarbeiteten. Daß der Held von 1796, der Erzherzog Karl, an die Spitze der Armee gerufen und mit einer gewissen Feierlichkeit zum „Generalissimus" ernannt worden war, störte jene Friedenstendenzen keineswegs. Gerade von einem so arglosen, für das politische Intriguenspiel so wenig geeigneten Charakter hatte der leitende Minister weniger Wachsamkeit und Widerstand zu befahren, als von jedem Andern. Der Name des Prinzen hatte zugleich den Werth, das doppelzüngige Spiel hinter den Coulissen mit einer ehrenhaften Hülle zu bedecken und in der öffentlichen Meinung die frohe Zuversicht wach zu halten, daß nun Alles in die besten Hände gelegt sei. Indessen übte das Vordringen Bonaparte's auch auf den Kaiser eine einschüchternde Wirkung; die Thätigkeit des leitenden Ministers, das Drängen des neapolitanischen Hofes, zumal der Kaiserin selbst, die eine Tochter Marien Carolinens war, that das Uebrige. In den Berathungen, die zu Ende März stattfanden, hatte die Friedenspolitik bereits das Uebergewicht, und dem Vertreter Englands blieb nichts übrig, als darauf zu bestehen, daß man wenigstens noch eine kurze Frist einhalte und nicht ohne britischen Rath den entscheidenden Schritt thue. Eine allgemeine Zusage in diesem Sinne zu geben und doch anders zu handeln, war für einen Mann wie Thugut eine unbedenkliche Sache.

Von allen diesen Dingen war Bonaparte unterrichtet. Es hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß ihn die vermittelnde neapolitanische Diplomatie im Zusammenhange erhielt, wenn es gleich sehr schwer ist zu sagen, wie weit solche nicht in Acten und Urkunden niedergelegten Eröffnungen gegangen sind. Doch war es Bonaparte genug, zu wissen, daß man in Wien nach Frieden dürstete; was konnte ihm willkommener sein in seiner Verlegenheit? Die Lage der Dinge war so geworden, daß sich kaum sagen läßt, wem diese Verwicklung der Dinge erwünschter kam, Thugut oder Bonaparte? Der eine konnte unter dem Eindrucke des siegreichen Vorrückens den letzten Widerstand der Friedensfeinde überwinden, der andere bedeckte alle möglichen Gefahren seiner vorgeschobenen Stellung mit einem raschen friedlichen Abschluß.

So erklärt sich der Schritt, den Bonaparte jetzt zum Frieden that. Von Klagenfurt richtete er am 31. März ein Schreiben an den Erzherzog, das im salbungsvollen Tone eines Friedensapostels die Hand zum Frieden bot. „Ich würde mich stolzer fühlen — schrieb der große Kriegswürger des Jahrhunderts — auf die Bürgerkrone, die ich durch die Rettung eines einzigen Menschenlebens verdiente, als auf all' den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen entspringen kann." In der Antwort, die der Erzherzog darauf gab (2. April), entschuldigte er sich mit dem Mangel einer Vollmacht zur Frie-

densunterhandlung und schlug einen Waffenstillstand vor. Das lehnte Bonaparte ab; nur über den Frieden wollte er verhandeln. Als dessen Bedingungen nannte er: Unabhängigkeit der Lombardei, Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers. Graf Merveldt überbrachte diese Vorschläge nach Wien. Das Vorrücken war durch diese Verhandlungen nicht unterbrochen worden; am 3. April waren die Franzosen aus Kärnthen nach Steiermark vorgerückt und besetzten Neumarkt; in den nächsten Tagen gelangten sie bis Judenburg, Knittelfeld und Leoben.

Die Bedingungen, die Merveldt überbrachte, waren die nämlichen, die man in Wien bisher und auch jetzt noch als unannehmbar bezeichnete; dennoch beeilte sich jetzt Thugut, auf die dargebotene Unterhandlung einzugehen. Am 7. April kam Merveldt, vom General Bellegarde begleitet, nach Judenburg zurück mit den österreichischen Vorschlägen. Die kaiserlichen Abgesandten fanden Bonaparte zugänglicher als es vorher schien. Ein Waffenstillstand vom 7—13. April, der den Franzosen freilich die Stellungen bis Bruck, Gratz, Mautern, Rottenmann im Ens- und im Drauthale einräumte, ward von Bonaparte jetzt gewährt, weil „er zu dem so ersehnten und nützlichen Frieden den Weg bahnen könne.“ In der Unterredung mit den österreichischen Officieren beharrte er auf der Rheingränze; Italien, fügte er hinzu, werde Gegenstand der Unterhandlung sein. Damit schien dem Kaiser wieder eine Aussicht auf die Lombardei eröffnet; Venedig schon jetzt als die Entschädigung für Oesterreich zu bezeichnen, dazu waren die Dinge noch nicht weit genug gediehen.

Diese Eröffnungen waren also gemäßigter als die früheren Bedingnisse. In einer Depesche an das Directorium hob Bonaparte alle die Momente hervor, welche diese mäßigeren Forderungen annehmbar machen müßten; seine Armee, gab er zu verstehen, sei vereinzelt und weit vorgeschoben, am Rhein der Feldzug noch nicht begonnen, Italien in wilder Aufregung; zudem werde Frankreichs Macht durch die Rheingränze, durch den Besitz von Mainz, durch die Vergrößerung der cispadanischen Republik mit Modena und Carrara hinlänglich erweitert. In dieser Auffassung fand sich der französische Feldherr schon fast auf einem Wege mit dem österreichischen Premierminister; auch diesem schien die Aufopferung Belgiens und der Rheingränze erträglich compensirt durch den Gewinn der venetianischen Gebiete und er sah wohl mit gleicher Schadenfreude wie Bonaparte die Ausbreitung des Aufstandes, welche den Vorwand gab, auf die machtlose Republik Beschlag zu legen.

Indessen war zu Wien die Entscheidung im Sinne des Friedens gefallen. Wohl hörte man auch jetzt noch Stimmen, die auf Bonaparte's kritische Lage, auf den Kriegseifer im österreichischen Volke, auf die Angriffslust der Tiroler und den Aufstand in Italien hinwiesen, aber die Friedenspolitik trug den Sieg davon; der Waffenstillstand ward verlängert und auf Grundlage von Bonaparte's Eröffnungen die Friedensunterhandlung beschlossen. Am

13. April begab sich die kaiserliche Gesandtschaft ins französische Hauptquartier nach Göß, der bischöflichen Residenz bei Leoben,*) um die Präliminarien des Friedens zu unterzeichnen. Die Wahl der Personen war charakteristisch für den Geist, in welchem die Unterhandlung geführt werden sollte. Neben Merveldt, der übrigens nur figurirte, war der Hauptunterhändler — der neapolitanische Gesandte Marchese de Gallo, derselbe Mann, der seit Monaten unermüdet daran gearbeitet, um der Sicherheit des neapolitanischen Hofes willen, Oesterreich in die Bahnen eines Separatfriedens hineinzuleiten! Wie 1793 und 1795 in Preußen die Leitung der deutschen Geschicke einem italienischen Höflinge, dem Marchese Lucchesini, überlassen war, so lag jetzt die Verhandlung Oesterreichs, die über die Zukunft des deutschen Reiches entschied, in den Händen eines Neapolitaners und eines Corsen. Bonaparte selbst hat diese traurige Anomalie den Unterhändler höhnisch empfinden lassen.**) Ihr Name ist kein deutscher, äußerte er bei der ersten Audienz. Das ist richtig, erwiederte der Marchese, ich bin Gesandter von Neapel. Seit wann, fragte Bonaparte, unterhandle ich mit Neapel? Wir sind ja in Frieden; hat denn der Kaiser Niemanden mehr von der alten Wiener Aristokratie?! Wie uns Bonaparte selbst erzählt, hat er gegen diesen Diplomaten eine ähnliche Taktik gebraucht, wie später gegen Cobenzl und Haugwitz: den Ton pathetischen Trotzes und Drohens, der auf ängstliche Gemüther seine Wirkung nicht verfehlt. „Die französische Republik — rief er aus, als Gallo deren Anerkennung in den Vertrag aufnehmen wollte — will nicht anerkannt sein; sie ist in Europa, was die Sonne am Horizont, um so schlimmer für den, der sie nicht sehen und von ihr nicht Vortheil ziehen will."

Was die beiden Italiener am 15. u. 16. April über Oesterreich, Deutschland und Italien mit einander verabredet haben, bildet den Inhalt der Uebereinkunft, die in der Nacht vom 17. zum 18. in Göß bei Leoben abgeschlossen und von den beiden Regierungen in Wien und Paris genehmigt worden ist. Diese Präliminarien von Leoben traten an Frankreich Belgien und die „durch die constitutionellen Gesetze der Republik" bewilligte Gränze, d. h. die Rheingränze ab; ein Congreß sollte den Frieden mit dem deutschen Reiche feststellen und zwar auf Grundlage der „Integrität des Reiches." Ein Congreß zu Bern war bestimmt, den Frieden auch mit den übrigen kriegführenden Mächten anzubahnen. Oesterreich entsagte seinen Besitzungen, die jenseits des Oglio lagen, und erhielt dafür den Theil des venetianischen Gebietes, der zwischen dem Oglio, dem Po und dem adriatischen Meere gelegen war, nebst Istrien und Dalmatien; auch sollten nach der Ratification des defini-

*) Ueber die Localitäten s. den genauen Bericht eines Augenzeugen im polit. Journ. 1797. II. 747 ff., wo auch die gewöhnliche Angabe berichtigt ist, als habe Verhandlung und Abschluß im Eggenwald'schen Gartenhause stattgefunden.

**) S. Corresp. inédite II. 556.

tiven Friedens die Festungen Mantua, Palmanova und Peschiera nebst einigen kleineren Forts an Oesterreich zurückgegeben werden. Die Romagna, Bologna und Ferrara sollten zu Entschädigungen für Venedig verwandt, auch Modena für seine Verluste abgefunden, die in Oberitalien neugebildete Republik von beiden Seiten als unabhängig anerkannt werden.

Es sind wenig Verträge geschlossen worden, deren Immoralitäten und Widersprüche sich mit den Präliminarien von Leoben messen können. Man verfügte hier, wie bei der Theilung Polens, über venetianische Gebiete, ohne Venedig selbst zu hören; man bestimmte ihm Entschädigungen, während es doch bereits beschlossene Sache war, den ganzen venetianischen Staat aufzulösen und zu vertheilen. Ein Theil des linken Rheinufers ward Frankreich mit unzweideutigen Worten abgetreten und wie zum Hohne die „Integrität des Reiches" als Basis des Friedens bestimmt;*) Bonaparte versprach den Oesterreichern die Rückgabe von Mantua und Peschiera, und doch war kein Zweifel, daß Frankreich nie geneigt war, dies Versprechen zu erfüllen. Indessen bestand darüber bei den Mächten, die den Vertrag schlossen, wohl kaum eine Selbsttäuschung; was beiden als Hauptsache galt, war erreicht. Bonaparte hatte Belgien, die Rheingränze und Oberitalien in der Gestalt einer Tochterrepublik erlangt; alles Andere war weniger ernstlich gemeint, als darauf berechnet, die Welt zu täuschen. Auch dies gelang; die Bedingungen, so wie sie damals an die Oeffentlichkeit kamen, reichten eine Zeitlang hin, die Welt zu düpiren, bis denn freilich immer handgreiflicher die Widersprüche an den Tag kamen. Die Vernichtung Venedigs warf das erste grelle Schlaglicht auf den wirklichen Sinn des Vertrages; der Rastatter Congreß brachte allmälig auch über das Andere, namentlich über die „Integrität des Reiches", die volle bittere Wahrheit an den Tag.

Während man in Steiermark Friedenspräliminarien unterzeichnete, ward am Rhein noch lebhaft und blutig gefochten. Auf die Raschheit der Entschließungen in Wien ist dies von fühlbarer Wirkung gewesen und das war auch wohl die Absicht der Franzosen, als sie in einem Momente, wo der Friede mit Sicherheit zu erwarten stand, noch eine Razzia auf das rechte Rheinufer unternahmen. Es waren, nachdem die Verstärkungen nach Innerösterreich abgegangen waren, noch etwa 90,000 Mann Oesterreicher am Rhein zurückgeblieben, 40,000 unter Latour von der Schweizergränze bis nach Mannheim, 25,000 unter Werneck am Niederrhein, der Rest bestand in Reserven

*) Das Directorium selbst äußerte darüber in einer Note v. 19. Mai: le principe est modifié dans les préliminaires mêmes par le consentement qu'ils énoncent à la cession des evêchés de Liège et de Bâle, à celles qui nous ont été faites par des traités, à celles qui resultent des decrets de la convention nationale; ce qui nous assurerait Aix-la-Chapelle, Mayence, Worms, Spire et la plus grande partie de ce qui est entre Moselle et Rhin.

und Besatzungen. Dieser Macht gegenüber stand Moreau mit 60,000 Mann im Elsaß; Hoche in etwas größerer Stärke am Niederrhein. Lange Zeit waren die beiden Heere nicht so weit schlagfertig gewesen, um den Rhein zu überschreiten; sie begannen den Kampf erst, als sich Alles zum allgemeinen Frieden anließ. Scheinbare Unterhandlungen über eine Verlängerung des Waffenstillstandes hatten die Kaiserlichen vollends sicher gemacht; als der Angriff plötzlich erfolgte, waren sie überrascht, ihre Anstalten mangelhaft. Am 18. April, an dem Tage, wo zu Leoben der Friede unterzeichnet ward, brach Hoche bei Neuwied über den Rhein, schlug die Kaiserlichen aus ihren Verschanzungen, drängte sie gegen Montabaur und Hachenburg zurück und ließ ihnen keine Rast, bis sie das Gebiet bis zur Nidda geräumt hatten. Indessen näherte sich schon von Mainz her eine zweite Colonne Frankfurt und die reiche Stadt hätte abermals, wie 1792 und 1796, den Brandschatzungen der Franzosen erliegen müssen, wäre nicht in diesem Augenblicke ein Courier mit der officiellen Botschaft von dem Vertrage von Leoben eingetroffen, welcher dem weiteren Vordringen ein Ziel setzte. So trat auch hier die Waffenruhe ein; die Nidda trennte beide Heere. Am Oberrhein hatte der Feind ebenfalls die letzten Stunden benutzt, um einen Schlag auf's rechte Rheinufer auszuführen. Bei Straßburg ward (19—20. April) eine Landung versucht; zwar leisteten die Kaiserlichen hier kräftigen Widerstand, aber die Franzosen gewannen doch den Uebergang, drängten die Oesterreicher über die Rench und Kinzig zurück und nöthigten das schwach besetzte Kehl zur Uebergabe. Am 22. und 23. April stand der größte Theil von Moreau's Heer auf dem rechten Rheinufer und schob seine Vorposten nach den Schwarzwaldpässen vor, als auch hier die officielle Friedensbotschaft dem Kampfe ein Ende machte. Eine Demarcationslinie, die von Ettenheim über Lahr, Gengenbach, Oberkirch, Achern nach Lichtenau lief, schied die beiden Armeen. Die wenigen Tage, die sie dem Frieden noch abgetrotzt, hatten den Franzosen über eilftausend Gefangene, zahlreiches Geschütz und andere Trophäen gebracht; Deutschland lag wieder vor ihnen offen, wie im Sommer 1796. Ein Glück noch, daß dies nicht ein Paar Wochen früher gekommen war; Oesterreich hätte dann wahrscheinlich die Bedingungen von Leoben nicht erhalten. So konnten die Franzosen allerdings mit einem gewissen Schein von Wahrheit, was sie dort erlangt, noch als Beweise ihrer „Mäßigung" rühmen!

Diese letzten Tage der Noth hatten alle Erinnerungen an die Bedrängniß des vergangenen Jahres wieder aufgefrischt; man wollte sich nicht so wohlfeil wie damals der feindlichen Ausbeutung hingeben. Die trägen Körperschaften des alten Reiches geriethen noch einmal in eine vorübergehende Bewegung, um bald für immer dem Todesschlafe zu verfallen. Zum ersten Male seit Menschenaltern sah man wieder in Ulm einen schwäbischen Grafen-

tag versammelt (Ende März), der über die Beschützung des bedrohten Vaterlandes berieth. Auch die schwäbischen Städte traten (6. April) in Ulm zu ähnlichem Zweck zusammen. Der kaiserliche Minister beim schwäbischen Kreise hielt in Kempten eine Versammlung der Kreisstände, um eine Volksvertheidigung der bedrohten Gebiete und die Organisation eines Landsturmes anzuregen; kriegerische Proclamationen forderten die Städte und Einwohner Schwabens auf, sich zum Schutze des Vaterlandes zu vereinigen. Der Waffenstillstand setzte diesen spätgekommenen Versuchen nationaler Erhebung eine Gränze; wir werden wohl kaum irren, wenn wir behaupten, daß davon auch kein Erfolg zu erwarten war. Dieselbe Verschrobenheit der Formen und der engherzige, pedantische Sinn, der an allen andern Stellen eine gesunde Entfaltung unserer Reichsverhältnisse gehemmt hat, wäre auch hier störend in den Weg getreten. Bedeutsam an diesen Kundgebungen war nur die richtige Ahnung eines nahen Umsturzes der alten Ordnung, welche alle diese Ueberreste, die geistlichen Herren, die Grafen und Städte unwillkürlich überkam. Lediglich diese Sorge um die eigene Existenz war es auch, was die „verfaulten Flecken" des heiligen römischen Reiches plötzlich den Ton des besorgten Patriotismus anstimmen ließ; das bewies am sprechendsten ein Vorgang, der in dieselbe Zeit fällt. Wir erinnern uns,*) wie seit dem Teschener Frieden die russische Politik ihre Freundschaft für Deutschland mit einer verdächtigen Zudringlichkeit geltend machte und sichtbar bemüht war, sich im Süden und Westen eine Clientel großzuziehen. Nun, an diese russische Intervention appellirten jetzt die rheinischen und der schwäbische Kreis und bestrebten sich ihre Wohlfahrt dort „devotest anzuempfehlen" —**) ein bitteres Zeugniß, was es mit der Vaterlandsliebe und dem Nationalstolz dieser Herren auf sich hatte. Das Reich und die Nation sammt ihrer Macht und Ehre konnten zu Grunde gehen, wenn nur diese winzigen Herren, sei es auch durch die Protection des Auslandes, ihre Existenz erhielten!

---

*) S. Band I. S. 155. 287.

**) S. Polit. Journal 1797. II. 731. 985. In dem oberrhein. Kreisconclusum war es als „allerseitiger Wunsch bezeichnet, daß gegenwärtiger Veranlaß ergriffen werde, um Sr. kais. Maj. von Rußland Namens der Fürsten und Stände dieses Kreises für die höchst schätzbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutschen Reiches überhaupt und dieses Kreises insbesondere die Versicherung der wärmsten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit darzubringen und zugleich um die Fortdauer des geneigten Wohlwollens ehrerbietigst anzuflehen, mit dem Zusatze, daß Fürsten und Stände, durch die Erneuerung jener großmüthigen Kaisergesinnungen aufgemuntert, nicht umhin können, um die vielvermögende Einwirkung in einer Epoche zu bitten, wo das unter den Drangsalen eines zur gerechten Nothwehr abgedrungenen Krieges schmachtende deutsche Reich dessen Beendigung durch einen annehmlichen Frieden mit Sehnsucht entgegensieht." — Der Wunsch um russische Intervention ging 1801 und 1802 in Erfüllung!

Während man sich im Süden den Czaren zu Füßen warf, empfand man im Norden ein gewisses schadenfrohes Behagen, durch den Abfall von der gemeinsamen Sache vor den Plünderungen, die Süddeutschland heimsuchten, bewahrt zu sein. Es war kein Wort zu viel gesagt, was Gentz etwa ein Jahrzehnt später über die Stimmungen dieser Zeit urtheilte. Der gemeinschaftlichen Gefahr auf jedem nur erdenklichen Wege entrinnen, wenn Theilnahme nicht mehr abgelehnt werden konnte, sich auf die dürftigste und unwirksamste beschränken, und sobald nur ein Ausgang sich zeigte, auf jede Bedingung den Schauplatz verlassen, das schien die Summe aller Staatsklugheit zu sein. Wer damals von einer gemeinschaftlichen Sache, von der Nothwendigkeit gemeinschaftlicher Maßregeln und heilsamer Bündnisse sprach, wurde, wenn es ihm noch gnädig erging, wie ein gutmüthiger Schwärmer, gewöhnlich wie ein gedungenes Organ einer oder der anderen Regierung behandelt. Seine persönliche Sicherheit auf's Spiel setzen, seine Schätze angreifen, seine Truppen ausrücken lassen, um einem Anderen zu Hülfe zu eilen, wurde wie eine Art von Wahnsinn betrachtet. Man erschöpfte sich in Lobreden auf die, die sich vor jeder auch nur augenblicklichen Versuchung, der allgemeinen Wohlfahrt ein Opfer zu bringen, am sorgfältigsten zu verwahren gewußt hatten. Die Verkehrtheit stieg wirklich so hoch, daß die am zärtlichsten geliebt wurden, die man am entschlossensten sah, an dem Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind nicht den geringsten Antheil zu nehmen.

Die Politik von Basel, die Demarcationslinie, die Sonderbündnisse von 1796, der Vertrag von Leoben, das Streben nach französischer oder russischer Protection, es sind dies alles nur Symptome derselben Auflösung, die das alte Reich vollends aus den Fugen brachte. Oesterreich und Preußen, die mittleren und die ganz winzigen Reichsstände, sie theilten sich fast gleichmäßig in die Schuld und keiner hatte Grund, sich vor dem Anderen eines Besseren zu berühmen. Höchstens überbot jetzt Thugut die vorausgegangenen Thaten der Andern. Der kaiserliche Hof hatte zu Leoben das Gleiche gethan, womit Preußen 1795, die süddeutschen Fürsten 1796 begonnen hatten: er hatte nur wenig verblümt den Franzosen die Rheingränze zugesagt und sich selber für seinen Verlust ausreichenden Ersatz auf Kosten Dritter zusichern lassen. Man strebte aber in Wien zugleich nach dem Ruhme einer besonderen Stellung; die Welt sollte glauben, nur der Kaiser sei bis zuletzt seiner Pflicht gegen Deutschland unverbrüchlich treu geblieben. So war in den Vertrag vom 18. April die nichtssagende Phrase von der „Integrität des Reiches" aufgenommen worden, der doch schon der erste Satz des nämlichen Vertrages geradezu widersprach. In diesem Sinne geschah denn auch die Eröffnung an den Reichstag. Der Reichstag beeilte sich (28. April) die Empfindungen der Freude und des Dankes für die Erhaltung der Reichsintegrität auszusprechen; es „sei dies eine neue Probe von Ihro kaiserl. Majestät immer unermüdeten, immer gleichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit für das Wohl des Reiches, von

den so allgemein wohlthätigen Folgen allerhöchstihrer Standhaftigkeit und von der sich auf die Rettung, Ruhe, Sicherheit, Erhaltung und das Glück so vieler Millionen Menschen ausbreitenden Wirkung allerhöchstihrer großmüthigen, über jeden Ausdruck erhabenen, edlen Denkungs- und Handlungsweise, Seelengröße und Herzensgüte."

Beides, die Eröffnung, wie der Dank, erinnerte an die Zeiten des byzantinischen Reiches; so viel Unwahrheit und so viel Schwulst, wo die Wirklichkeit der Dinge so laut und wahrhaftig redete! Und wie rasch mußte die Täuschung zerrinnen! Denn schon während man sich in Regensburg mit süßen Redensarten begrüßte, mußte jeder Zweifel darüber schwinden, welches der wirkliche Sinn der Verabredungen von Leoben war.

Der Waffenstillstand und die Präliminarien erwiesen dem Reiche nicht einmal die Wohlthat einer raschen Milderung der Kriegsdrangsale. Nicht das linke Rheinufer allein, sondern auch die rechte Seite ward von den Franzosen nach wie vor ausgesaugt. Die Brandschatzungen und Requisitionen, welche die Franzosen an der Lahn, an der Sieg, Nidda und in der Wetterau erhoben, erinnerten an die Zeiten Custine'scher und Jourdan'scher Erpressung; Hoche schrieb auf dem rechten Ufer blos an baarem Gelde eine Contribution von nahezu 4 Millionen Livres aus — der Leistungen an Naturalien, der zahllosen einzelnen Plünderungen nicht zu gedenken, wodurch jetzt, wie in den Jahren 1792, 1795 und 1796, diese schutzlosen Gebiete heimgesucht waren. Die Lahngegenden namentlich waren mit französischer Einquartirung so überfüllt, daß die Bewohner von allen Geißeln des Krieges, Armuth, Hunger und Krankheit fast aufgerieben wurden. Zwischen der Sieg und Wied standen ganze Dorfschaften leer, deren Bewohner sich ins neutrale preußische Gebiet geflüchtet hatten, um dort Sicherheit zu finden. Der Misbrauch der Requisitionen, der Geldauflagen und der Plünderungen im Kleinen drückte so arg wie je, und es war keine Macht vorhanden, die Deutschland davor geschützt hätte. Das Alles geschah, während sich das officielle Deutschland zu Regensburg über die Segnungen und die Wohlthaten des Friedens becomplimentirte! Wohl wechselten die Truppenzüge und es nahm seit den Sommermonaten ihre Zahl auch ab, aber die Bedrückung blieb im Ganzen die nämliche. Im Herbst wurde im Nassauischen eine neue Contribution von 2 Millionen Livres auferlegt und mit dem Abholzen der Waldungen gedroht, falls sie nicht sofort bezahlt würde.*) In Cöln setzte man die beiden Bürgermeister und einige Stadträthe ins Stockhaus, um die raschere Zahlung des noch fehlenden Restes der Contribution zu erzwingen. Aehnlich ging es am ganzen Rheine, von der Schweizergränze bis zur norddeutschen Demarcationslinie, es hing nur von der Persönlichkeit der Befehlshaber ab, ob die Geißel härter oder schonender geschwungen ward. Das einzige Lebenszeichen, welches das officielle Reich

*) Polit. Journ. 1797. II. 980 f.

gegenüber diesen Vorgängen von sich gab, war eine Erklärung des Kaisers am Reichstage: daß sich der Erzherzog Karl wiederholt bei der französischen Generalität zum Besten der bedrängten deutschen Gebiete verwandt habe.

Während so der Westen von Deutschland nur den Namen, nicht die Wohlthaten des Friedens genoß, zeigten andere Vorgänge, was es mit der „Integrität“ der Reichsgränzen, die zu Leoben stipulirt war, für eine Bewandtniß hatte. Schon früher haben wir berichtet, wie die Franzosen sich auf dem linken Rheinufer häuslich einrichteten und die Gebiete nach ihrem Zuschnitt organisirten und verwalteten; auch die Requisitionen, Kriegssteuern und Bedrückungen jeder Art blieben natürlich nicht aus. Jetzt begann links vom Rhein eine ähnliche revolutionäre Propaganda, wie die, welche in Italien die alten Regierungen stürzen half. In Cöln, Bonn, Trier, Coblenz, Worms wurden unter französischer Aegide demokratische Verbindungen und Clubs gegründet, revolutionäre Aufrufe, Schriften und Flugblätter verbreitet und gegen die alten Regierungen planmäßig agitirt. Man sprach von einer „cisrhenanischen Republik“, die hier als Seitenstück zur cisalpinischen errichtet werden sollte. In den Eifelgegenden fingen die Landgemeinden an, sich für „frei und unabhängig“ zu erklären und Freiheitsbäume zu errichten; wo in den Städten sich ein Widerstand regte, da wurden, wie jetzt im September zu Cöln, die Gemeindebehörden abgesetzt und eine Municipalität französischen Gepräges octroyirt. So gelang es denn, eine Anzahl Magistrate in Aachen, Cöln, Trier, Coblenz zu veranlassen, daß auch sie sich für „unabhängig“ erklärten und jene „cisrhenanische Republik“ ausriefen, die, aus cölnischen und trierschen Gebieten zusammengesetzt, nichts als der Vorbote französischer Einverleibung war. Kurfürst Maximilian Franz erließ von Mergentheim aus einen offenen Brief an seine Unterthanen (20. Sept.), worin er die Getreuen zu standhaftem Ausharren ermuthigte und die Hoffnung aussprach, es würden binnen Kurzem die gegenwärtigen Uebel ihr Ende erreichen. Im Ganzen glichen die revolutionären Ausbrüche den Mainzer Erscheinungen von 1792 und 1793; mit demokratischen Agitationen fing man an, die Einverleibung mit Frankreich war das Ende. Es wurde viel gelärmt und geredet, Freiheitsbäume aufgepflanzt, Proclamationen erlassen, revolutionäre Processionen und Maskeraden im französischen Stil aufgeführt, indessen das eigentliche Volk blieb theilnahmlos wie damals und die Anhänger der französischen Demokratie waren lange nicht der zahlreichste, nur der lauteste Theil der Bevölkerung. Vielmehr fehlte es nicht an Symptomen, daß die Masse der Bewohner, nicht aus Anhänglichkeit an die alten Misbräuche, sondern aus gesundem Instinct gegen die fremden aufgedrungenen Dinge eher zum Widerstande als zur Sympathie angethan war.*) Welchen diplomatischen Zweck die französische

*) Polit. Journ. II. 1043 f. 1082 f.

Regierung mit diesen republikanischen Kundgebungen im Auge hatte, werden wir später sehen.

Diese Zustände machen es begreiflich, daß der ersten unwillkürlichen Freude über die Herstellung des Friedens eine schwüle und gedrückte Stimmung gefolgt war. Zudem deutete Manches mehr auf Krieg, als auf Frieden. Auf beiden Seiten ward lebhaft gerüstet und recrutirt, die Kriegsbedürfnisse wie für einen neu bevorstehenden Kampf vorbereitet. In Baiern und der Oberpfalz standen noch die österreichischen Heerhaufen, nach Franken zogen neue Verstärkungen, bei Würzburg, Ulm und Heilbronn wurden Lager abgesteckt, indessen die Franzosen auch auf dem rechten Ufer vom Niederrhein bis zum Taunus sich ausdehnten und die Schwarzwaldübergänge im Rench- und Kinzigthale besetzten. Dazu kamen die Truppenbewegungen in Italien, der Einmarsch der Oesterreicher in Istrien; Schritte, die allerdings nur eine Folge der geheimen Einverständnisse von Leoben, aber in ihren wahren Beweggründen der Menge noch nicht verständlich waren. Was dem von Thugut und Bonaparte verabredeten Streich gegen Venedig galt, das konnte den Uneingeweihten ebenso gut als ein Symptom neuer kriegerischer Ereignisse erscheinen.

Der Reichstag war so bedeutungslos, daß er über die eigentliche Lage der Dinge fast zuletzt unterrichtet ward. Jener Anzeige, die gleich nach dem Vertrage von Leoben gemacht war, folgte eine Pause von Monaten, in welcher die Versammlung beinahe völlig unthätig blieb. Daß eine Reichsfriedensdeputation erwählt und eine Instruction für dieselbe ausgearbeitet werden sollte, das waren die einzigen nennenswerthen Acte vom April bis in den Sommer. Am 23. Juni traf dann ein kaiserliches Hofdecret ein, welches die Einleitung zum allgemeinen Frieden betraf; noch, hieß es darin, dauerten die Unterhandlungen über den Ort des Friedenscongresses fort; es werde aber darüber bald eine Entscheidung erfolgen. „In der Zwischenzeit sollten die deputirten Reichsstände sich beeifern, alles Erforderliche zur Beschleunigung des Geschäfts ihrerseits vorkehren, um hernach, vereinigt unter ihrem Reichsoberhaupte, nach überlebten vielen Stürmen im Geiste patriotischer Eintracht und Standhaftigkeit das große Werk zu beginnen, auf der Basis der Integrität Deutschlands Verfassung und Wohlfahrt, dem Sinne der Reichsinstruction gemäß, zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte zu befestigen." Der Reichstag beantwortete die Eröffnung gleich salbungsvoll, gedachte jedoch zugleich der Bedrängnisse, denen der westliche Theil Deutschlands auch während des Waffenstillstandes unterworfen blieb. Es verflossen wieder einige Monate, bis die Instructionen eingeholt und das weitläufige Geschäft der Abstimmung in den drei Reichscollegien zu Ende gebracht war; am 11. August kam es endlich zu dem Beschlusse: daß Se. kaiserl. Maj. geruhen möge, die Abschließung des Reichsfriedens zu übernehmen; sollte es aber, wie der Anschein sei, dem Kaiser nicht gefällig sein,

dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, so werde die bereits beschlossene Reichsdeputation sich einzufinden bereit sein.

Es charakterisirte die Zerklüftung des Reiches, daß der eine der beiden mächtigsten Reichsstände, Preußen, an diesem Beschlusse nicht einmal Antheil nahm, sondern — allerdings consequent im Geiste der Verträge von 1795 und 1796 — diese Berathungen wie etwas ansah, das die preußische Politik zunächst nicht berührte.

Ob der Friede so rasch zu Stande kommen würde, darüber waren im Laufe des Sommers 1797 die Meinungen von Neuem in Schwanken gerathen; mitten durch die Friedensverhandlungen, deren nahen Abschluß man schon verkündete, drangen plötzlich Botschaften von neuen Kriegsrüstungen, Gerüchte von einer großen Coalition, die sich wieder gegen Frankreich gebildet, Schilderungen von den Vorbereitungen zum Volkskriege im großen Stil. Noch in den Tagen, wo zu Campo Formio der Abschluß erfolgte, ward in den Zeitungen erzählt, wie die Bildung des Landsturmes fortschreite, und wie viele Tausende zur Erneuerung des großen Kampfes bereit ständen.

Diese Schwankungen erklären sich aus dem Verlaufe der diplomatischen Verhandlung, die volle sechs Monate brauchte, bis aus den Präliminarien ein definitiver Friede ward. Dem Vertrage von Leoben waren zunächst die Umwälzungen in Italien gefolgt, die Bonaparte während des Kampfes vorbereitet: der Umsturz der alten venetianischen Republik und die demokratische Umschmelzung Genuas in einen ligurischen Freistaat. Der französischen Eroberung und Propaganda war nun in Oberitalien ein solches Uebergewicht geschaffen, daß die übrigbleibenden Dynastien kaum durch die demüthigste Geschmeidigkeit ihre bedrohte Existenz zu erhalten vermochten. Der Mann, von dessen Wink ihre Geschicke abhingen, war Bonaparte; es gab in der französischen Republik keinen Einfluß, der dem seinen hätte trotzen mögen. Nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein Organisator, Staatsmann und Diplomat stand er den Verhältnissen gegenüber; er hatte seine eigene Politik, die mit der von der Regierung verfolgten nicht selten im Widerspruche war, aber im Conflict beider Meinungen jedes Mal den Sieg behauptete. Der Plan, den er sich jetzt vorgezeichnet, war: Frankreich mit der Rheingränze zu erweitern und durch die Schöpfung der italischen Tochterrepubliken zu verstärken, Oesterreich durch die Erwerbung venetianischer Beute, durch den Besitz von Istrien und Dalmatien zu gewinnen und dessen Politik dauernd von der britischen Allianz zu trennen. Im französischen Directorium bekämpften sich zwei widerstrebende Meinungen; drei Mitglieder der Regierung wollten mit der ungeduldigen Hitze alter Jacobiner Propaganda und Eroberung treiben, allerwärts wühlen und plündern; die beiden Andern, besonders Carnot,

sahen nicht in der künstlichen Anschwellung des Umfanges, sondern vor Allem in dem Frieden und der friedlichen Ausbildung der inneren Verhältnisse die beste Gewähr für die Dauer der Republik. Bonaparte hatte sich keiner der beiden Fractionen in der Regierung hingegeben; er bediente sich bald der einen, bald der andern und sah ruhig zu, wie sie sich einander bedrängten und zerfleischten; dieser innere Conflict verschaffte um so sicherer seiner Politik den endlichen Sieg.

Die Präliminarien von Leoben waren rasch ratificirt worden und die ersten Eröffnungen über den definitiven Frieden, wieder von dem Neapolitaner Gallo überbracht, zeigten den Wiener Hof bereit, vorerst einen Separatfrieden zu schließen, dem der Friede mit dem Reiche später folgen würde. Auf dieser getrennten Verhandlung unwandelbar zu bestehen, darüber waren Bonaparte und das Directorium vollkommen einer Meinung. Vielleicht, so rechnete man in Paris, ließ sich der Kaiser dazu herbei, seine Truppen aus den Reichslanden herauszuziehen, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein zu räumen; dann konnte man die französischen Heere auf deutsche Kosten nähren und war zugleich in der Lage, jeden Widerspruch der Wiener Politik mit dem Gewichte seiner militärischen Stellung zum Schweigen zu bringen. Ueber die Friedensbedingungen hatte sich das Directorium die Meinung gebildet, daß die Rheingränze nicht schwer zu erlangen sei, zumal eine Reihe von Reichsfürsten in Sonderverträgen bereits dazu ihre Einwilligung gegeben. Widerstand erwartete man nur von den geistlichen Herren und von Oesterreich, insofern die Fortdauer dieser kirchlichen Reichsstände einer der ersten Wünsche der überlieferten Wiener Politik war. Man hoffte diese Schwierigkeiten damit zu ebnen, daß man Oesterreich selbst durch die Ueberlassung von Salzburg, Trient und Brixen an der Beute Theil nehmen ließ. Die Entschädigung der Häuser Oranien und Modena sollte auf das Reich geworfen, Württemberg und Baden begünstigt, Preußen dagegen nicht vergrößert werden, damit sich Oesterreich beruhige.*)

Aehnlich beurtheilte Bonaparte die österreichische Politik. Wenn man in Wien der Abtretung des ganzen linken Rheinufers widerstrebte, so sah er darin mit Recht weniger die Fürsorge für die Integrität des Reiches, als die Furcht, es möchte bei dieser Abtretung auch Preußen für seine kleinen Verluste große Entschädigungen erlangen und sich in Norddeutschland arrondiren. Der Jammer der deutschen Reichszustände und das leichte Spiel, welches dieselben dem fremden Einflusse gewährten, ward schon damals von dem künfti-

---

*) S. die Actenstücke in der Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte (Campo Formio. Paris 1819.) S. 31. 45. Les arrangemens, hieß es dort am Schlusse, laisseront subsister la puissance fédérative dite le corps germanique: ainsi ils n'ont rien, qui contrarie essentiellement les vues de la maison d'Autriche.

gen Protector des Rheinbundes scharf herausgesehen. „Wenn der deutsche Reichskörper — schrieb er*) — nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu unserem Nutzen erschaffen.“

Große Schwierigkeiten schienen kaum mehr zu bestehen und Bonaparte zählte die Zeit des Friedensabschlusses nicht mehr nach Wochen, sondern nach Tagen. So schnell rechnete man aber in Wien nicht. Die Präliminarien waren dort in der ersten Angst vor Bonaparte's Vorrücken unterzeichnet worden; seit die Gefahr gewichen, schöpfte man wieder Athem und die kriegerischen Meinungen wurden wieder lauter. Die kritische Lage der Franzosen in den steierer und tiroler Bergen, die Verlegenheiten des venetianer Aufstandes, die großen natürlichen Hülfsquellen Oesterreichs, der patriotische Sinn der Tiroler, die Opferbereitwilligkeit der Ungarn, das Alles erschien wieder in frischeren Farben, seit Bonaparte nicht mehr auf dem Wege von Klagenfurt nach Wien stand. Die britische Politik war eifrig bemüht, diese Stimmung zu fördern. Die Gegner Thuguts klagten ihn jetzt um des Friedens willen an, indessen was verschlug es ihm, der Strömung rasch zu folgen und in die unfriedfertigen Ansichten einzugehen! Zunächst war es seine Taktik, zu zögern und zu temporisiren; statt des raschen Abschlusses begann ein neues Intriguenspiel, das den österreichischen Staatsmann in dem ungleichen Kampfe gegen eine Macht zeigt, die verschlagen und doppelzüngig wie er, an wildem Trotz ihm mindestens gewachsen, an materieller Kraft ihm weit überlegen war. Wohl ward der Abschluß des Friedens dadurch um einige Monate verschoben; in der Hauptsache löste sich aber Alles so wie die Franzosen es im April und Mai gewollt und erwartet hatten.

Wie Gallo jetzt an den französischen Feldherrn geschickt ward, sollte sein Zweck eher sein, ihn auszuhorchen, als mit ihm abzuschließen; ging er weiter, so konnte man ihn ja desavouiren. Der neapolitanische Diplomat fand Bonaparte in dem lombardischen Schlosse Montebello und verständigte sich mit ihm dort (24. Mai) über die Grundlagen der Friedensverhandlung: zunächst sollte nur mit dem Kaiser, dann zu Rastatt mit dem Reiche der Friede abgeschlossen, für die übrigen Alliirten nur vermittelt werden. Auch über die Bedingungen selbst war Bonaparte nicht zurückhaltend und Gallo schien geschmeidig in seine Gedanken einzugehen; die Rheingränze für Frankreich, die Etschgränze und Mantua für die cisalpinische Republik, Venedig, Salzburg und Passau für den Kaiser, für Preußen nur eine Entschädigung, keine Vergrößerung, das war die Vertheilung der Beute, wie sie der General anbot.**)

Es waren also nicht die Bedingungen von Leoben, sondern zum Theil wesentlich neue, wie die Abtretung Mantuas, die Bonaparte aufstellte; ein

*) Correspondance S. 5.
**) Correspondance inédite S. 4. 60.

Anlaß mehr für die Wiener Diplomatie, der jüngsten Verstimmung nachzugeben. Sie wies diese neuen Vorschläge zurück, tadelte den neapolitanischen Unterhändler über seine Gefügigkeit und verlangte einen allgemeinen Friedenscongreß. Jetzt entdeckte die österreichische Politik mit einem Male — was schon zu Leoben mit mäßigem Scharfsinn einzusehen war — daß die Integrität des deutschen Reiches bedroht sei; sie nahm die Miene an, als sei das ihre erste und dringendste Sorge. Ein Ausdruck dieser Taktik war das früher erwähnte Hofdecret vom Juni, welches die Integrität des Reiches so nachdrücklich betonte. Diese Tonart des deutschen Patriotismus verkündigte nicht etwa eine glückliche Umwandlung der Thugut und Lehrbach, sondern sie zeigte nur den Wechsel der politischen Strömung, der in Wien augenblicklich eingetreten war. Hatte Oesterreich zu Leoben die Verbindung mit England rasch abgebrochen, um fortan seine Entschädigungen im Einverständniß mit den Franzosen zu suchen, so war jetzt ein voller Rückschlag zu Gunsten der Coalitionspolitik eingetreten. So erklären sich die Rüstungen, die im Sommer des Jahres auf einmal die Kriegsgefahr neu heraufzubeschwören schienen; und war auch der Krieg noch nicht vor der Thüre, so war man doch dem Frieden nicht um einen Schritt näher gekommen. Als die erste Hälfte des Jahres abgelaufen war, stand man da, wo man um die Mitte Mai gewesen, bevor der Marchese de Gallo die jetzt desavouirten Bedingungen von Montebello eingegangen hatte.

Zwar geschah in demselben Augenblicke von England ein Schritt, auf den man am wenigsten gefaßt war; Lord Malmesbury ging zu Anfang Juli nach Lille, um im Namen der britischen Krone mit Frankreich zu unterhandeln. Theils die innere Bedrängniß, theils der immer lautere Ruf der Opposition nach Frieden hatte diesen Entschluß hervorgerufen; ob er zum Ziele führen würde, war freilich sehr zweifelhaft. Aber selbst das Scheitern der Verhandlungen, wie es nachher im Herbst erfolgt ist, hatte den Werth, die Stellung Pitts zu befestigen; die öffentliche Meinung schöpfte daraus die Lehre, daß die Zeit des Friedens mit Frankreich noch nicht gekommen sei.

So lagen die Dinge im Sommer 1797, während Aushebungen und Truppenmärsche einen neuen Kampf ankündigten, ein großer Theil von Deutschland unter der Wucht fremder Occupation seufzte und die Lande links vom Rhein für die Französirung vorbereitet wurden. Ahnungsvoll sprach damals ein britischer Diplomat die kassandrische Weissagung aus: wie einst Julius Cäsar die durch inneren Unfrieden entzweiten Gallier unterjocht, so werde jetzt auf einem größeren Gebiete Bonaparte als neuer Cäsar Frankreich und Europa seinem Willen unterwerfen.

Wie anders hätten sich auch jetzt noch für Deutschland die Sachen gestalten können, wenn Oesterreich und Preußen einig gewesen wären und nicht die Leitung der Politik in Wien und Berlin in der Hand grundsatzloser

Intriguanten gelegen hätte! In Berlin war man in den seit 1795 betretenen Geleisen so festgefahren, daß nur die gewaltsamste Erschütterung wieder herausleiten konnte. Selbst einem Manne wie Hardenberg, dem es wohl an eherner Festigkeit des Charakters, aber gewiß nicht an Einsicht und wohlwollenden Meinungen fehlte, waren die Sinne so umfangen, daß er Preußen glücklich pries, gegenüber den Schwankungen der Zeit in der festen Position des Baseler Friedens dazustehen! Preußen solle dabei bleiben, sich auf diese Weise das Uebergewicht im Norden zu sichern, seine militärische Macht und seine finanzielle Ordnung erhalten, um gleichsam zuwartend und in eingebildeter Selbständigkeit zwischen den streitenden Parteien zu stehen, so lautete der politische Quietismus, den sich auch Hardenberg damals angeeignet hatte. Als wenn es in solch einer Weltkrisis einer Großmacht erlaubt wäre, unthätig zu sein ohne Verlust an moralischer Macht und Ansehen; als wenn diese Politik pfiffigen Zuwartens für einen Staat, dessen ganze Geschichte und Ueberlieferung auf rascher, kühner Action beruhte, nicht die gefahrvollste Taktik gewesen wäre! Indem man auf die klare und bestimmte Stellung verzichtete, offen mit der fränkischen Republik, oder offen gegen sie zu gehen, blieb denn freilich nichts übrig, als die unsichere, schwankende Intrigue, in der sich Haugwitz und Lucchesini als Meister dünken mochten. Es gab eine Zeit, wo diese Künste vielleicht ausreichten; einem Manne wie Bonaparte gegenüber, der die List eines Italieners mit dem gewaltigen Trotze und der Kühnheit eines revolutionären Imperators verband, konnten solche Mittel nicht verfangen. Vergebens hatte sich Lucchesini im Frühjahre bemüht, auf einem Ausfluge nach Italien die geheimen Absichten Bonaparte's und der französischen Politik zu erforschen; das war damals für den corsischen Meister aller Listen nur eines der Mittel geworden, die Oesterreicher zum raschen Abschlusse von Leoben zu drängen. Indem er Andeutungen fallen ließ, wie sich Lucchesini an ihn herandränge und weitgreifende preußische Plane gegen Oesterreich im Kopfe trage, denen vielleicht Frankreichs Unterstützung werden könne, übte er ein wirksames Schreckmittel, das in Wien die letzten Bedenken gegen den Abschluß von Leoben überwinden half.*) Lucchesini ward dabei selbst das Opfer seiner vermeintlichen Schlauheit; er hatte sich dem Wiener Hofe gegenüber zu sehr compromittirt, um dort länger Gesandter bleiben zu können, und der französische Moniteur erzählte seine Abberufung in ziemlich geringschätzigem Tone. Diese bittere Erfahrung, zu gleicher Zeit von Bonaparte abgewiesen und von Oesterreich mit Mistrauen betrachtet zu sein, hinderte dieselben Staatsmänner nicht, jetzt im Sommer 1797 den Franzosen

*) Welche Erbitterung in Wien gegen Preußen herrschte und wie man dieselbe in den stärksten Ausdrücken kund gab, indem man sich zugleich Rußland zudringlich anbot, zeigen die österreichischen Noten bei Michailowski-Danilewski Krieg von 1799. I. 319. 321 f.

einen sehr willkommenen Dienst zu leisten. Es galt diesen damals, den geheimen Verabredungen über den Grundsatz der Säcularisationen eine gewisse Förmlichkeit und Oeffentlichkeit zu geben; vielleicht gab sich Preußen dazu her, eine öffentliche Billigung des Grundsatzes auszusprechen und damit theils die Unterhandlung im französischen Sinne zu fördern, theils dem Kaiser die Verlegenheit zu ersparen, das gehässige Wort zuerst öffentlich auszusprechen. Friedrich Wilhelm II. war in Pyrmont; sein körperliches Leiden hatte einen Grad erreicht, der eine Genesung kaum mehr erwarten ließ. Um so leichteres Spiel hatte Haugwitz; durch seinen Einfluß erfolgte (3. Juli) im verbindlichsten Tone die von Frankreich begehrte Erklärung,*) worin der König im Einklange mit dem Vertrage vom August 1796 den Grundsatz der Entschädigung durch Säcularisationen so rund und offen anerkannte wie dies Frankreich wünschen mochte. Solch eine Dienstwilligkeit ohne Lohn und Dank erwirbt niemals Macht und Ansehen; Preußen erschien den Franzosen mehr und mehr nur als brauchbar, nicht mehr als furchtbar. Talleyrand, der gerade in jenen Tagen die Leitung der auswärtigen Politik übernahm, sah in Preußen ein gutes Mittel, um Oesterreichs Macht und Einfluß im Schach zu halten. „Wenn Oesterreich — schrieb damals der Lenker der künftigen Bonaparte'schen Politik — sich weigern sollte, so würden wir den Berliner Hof von Neuem werben und nicht daran verzweifeln, den König oder seinen Nachfolger zu Entschlüssen zu drängen, welche dem Hause Oesterreich eine lange Reue verursachen könnten."

So blieben die Friedenshoffnungen in der Schwebe. Der Juli war herangekommen; die Unterhändler waren von Montebello nach Udine in Friaul gewandert, das war aber auch der einzige Punkt, worüber ein Einverständniß erzielt war. Weder über Mantua noch über die Rheingränze war man um einen Schritt weiter; Bonaparte drängte, Thugut zögerte, in diesen Worten läßt sich die ganze Geschichte der Unterhandlungen bis in den Sommer 1797 zusammenfassen. Das Temporisiren der Wiener Politik stützte sich besonders auf die Hoffnung, eine innere Umwälzung werde in Frankreich die moderirten Parteien ans Ruder zurückführen, vielleicht die Herstellung des Königthums vorbereiten. Allerdings standen sich dort die Parteien in äußerster Erbitterung gegenüber; der Zwiespalt war bis in die Regierung eingedrungen und alle Factionen, die seit 1789 auf dem Kampfplatze gewesen, vom bourbonischen Royalismus an bis zu den äußersten Jacobinern, standen

*) S. Correspondance inédite S. 83. Preußen schloß außerdem am 20. Juli mit Hessen-Cassel zu Pyrmont einen Vertrag, worin sich beide Höfe für den Grundsatz der Säcularisation aussprachen und sich gegenseitig bestimmte Entschädigungen garantirten. Auch Oranien war dabei bedacht. Der französischen Republik sollte von dieser Uebereinkunft Kenntniß gegeben und sie zum Beitritt eingeladen werden. (Aus Archivacten.)

schlagfertig, um über die Herrschaft zu ringen. Gedachte man der vielen Umwälzungen, die seit 1789 erlebt worden, so war eine neue Umgestaltung der Regierung, vielleicht der Constitution, nicht gerade unwahrscheinlich; die Verfassung und das Regiment, das bestand, waren durch sich selber kaum im Stande, sich des Andranges der Parteien zu erwehren. Aber die Armeen und ihre Feldherren, vor Allen Bonaparte, hatten für's Erste noch ein Interesse, die Partei am Ruder zu erhalten, auf deren Umsturz das Ausland speculirte, und diese Macht war jetzt schon in der Republik die einzige, die entschied. Thugut indessen rechnete auf einen Umschlag im entgegengesetzten Sinne.

Auch bei den Unterhandlungen zu Udine, wo neben Bonaparte und Gallo auch Clarke und Merveldt, natürlich nur in einflußloser Stellung, Theil nahmen, gab sich wie zu Montebello deutlich kund, daß der Lenker der österreichischen Politik auf etwas wartete, was die ganze Situation verändern mußte. Er ließ gleich bei den ersten Conferenzen die Erklärung abgeben, daß der Kaiser unwandelbar auf den Präliminarien von Leoben beharre und gegen Alles Protest einlege, was im Widerspruche damit theils geschehen sei, theils ferner geschehe. Besonders ward über die Veränderungen in Italien, über die Demokratisirung Venedigs und Gennas Beschwerde erhoben. Der Eindruck dieser Eröffnungen bei den Unterhändlern von Udine war der, daß der Friede dadurch in weite Ferne gerückt und vielleicht schon in nächster Zeit der Krieg erneuert würde. Während Gallo nach Wien ging, um dort zu beschwichtigen, schlug Bonaparte den drohenden und trotzigen Ton an, der ihn bei so manchen Unterhandlungen zum Ziele geführt hat. Zwar wurden die Conferenzen seit Ende August wieder aufgenommen, indem sich Bonaparte auf das Schloß Passeriano bei Udine begab und dort fortfuhr mit Gallo und Merveldt die einzelnen Fragen zu erörtern, aber zu einem bestimmten Resultate kam es offenbar nicht, so lange nicht die Entscheidung über die inneren Zustände Frankreichs erfolgt war. „Alle diese Unterhandlungen, schrieb Bonaparte am 6. Sept. aus Passeriano, sind nichts als Spielerei; die wahre Entscheidung wird zu Paris fallen. Wenn die Regierung sich befestigt, wenn diese Menschen, die an England verkauft, oder durch eine Horde Sklavenseelen verführt sind, ohne Macht und Mittel sind, dann werdet Ihr zweimal vierundzwanzig Stunden später den Frieden so bekommen, wie Ihr ihn wollt."

Der Schlag erfolgte am 18. Fructidor (4. Sept.); durch einen Staatsstreich, den die Armeen und die Feldherren entschieden, ward die bestehende Mehrheit des Directoriums befestigt, deren Widersacher verbannt oder deportirt, die Nationalvertretung verstümmelt, die Presse und alle politischen Rechte Ausnahmsgesetzen unterstellt. Wenige Wochen später wurden die Verhandlungen, die man zu Lille mit England gepflogen, brüsk abgebrochen. Die Hoffnungen auf eine Reaction waren also vereitelt; das revolutionäre Ge-

waltsystem, das sich auf Eroberung und Propaganda stützte, war ohne Milderung von Neuem festgestellt. Unter dem tiefen Eindrucke, den diese Vorgänge im Auslande machten, beeilte sich Bonaparte das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war. Auf eigene Hand entwarf er (11. Sept.) ein Ultimatum, das Thugut anzunehmen gedrängt werden sollte. Sei bis zum 1. October — so lautete die Drohung — der Friede nicht geschlossen, dann werde die Republik nicht mehr auf der Grundlage der Präliminarien unterhandeln. Als Bedingungen stellte Bonaparte auf: Frankreich erhielt die Gebiete links vom Rheine nach den „constitutionellen Gränzen" mit Einschluß von Mainz; über den Rest des linken Rheinufers sollte im Frieden mit dem Reiche entschieden werden, in Italien bildete die Etsch die Gränze zwischen Oesterreich und der cisalpinischen Republik, Mantua fiel also an die letztere, der Kaiser sollte das venetianische Gebiet bis zur Etsch mit Venedig selbst erhalten, Corfu und die venetianischen Inseln im ionischen Meere an Frankreich abgetreten werden. Diese Bedingungen entsprachen weder den Absichten des Directoriums noch den Wünschen des Wiener Hofes; von jenem ward die Etschlinie und Venedig, von diesem Mantua und die Rheingränze angefochten. Aber Bonaparte fühlte sich als den Herrn der Lage und kannte die Mittel, den Widerstand beider Theile zu besiegen. Dem Directorium wurde die Gefahr eines Krieges vorgestellt, dessen Ausgang zum wenigsten ungewiß sei, dem Wiener Hofe sollte mit Drohungen zugesetzt und Merveldt selbst nach Wien gesandt werden, um in diesem Sinne auf Thugut zu wirken. Die letzte Aufgabe war offenbar die leichtere. Denn die revolutionäre Regierung in Frankreich, von dem Siege, den andere Waffen als die ihrigen erfochten, sichtbar berauscht, dachte an nichts Geringeres, als an einen Bruch, wie er eben zu Lille erfolgt war, an die Umwälzung Piemonts, Toscana's und der Rheinlande; die Wühlereien im Cölnischen und Trierschen, die Komödien einer cisrhenanischen Republik, deren wir oben gedachten, waren darauf berechnet, Schrecken zu verbreiten unter den deutschen Höfen und Regierungen. Das Directorium war zudem im Besitz von Actenstücken, die Thuguts Vergangenheit bloßstellten und seine Bestechlichkeit erwiesen; die Papiere sollten in den Zeitungen bekannt gemacht und dadurch die Stellung des österreichischen Staatsmannes unhaltbar gemacht werden — und das Alles in einem Augenblicke, wo man mit ihm eine noch nicht abgebrochene Unterhandlung pflog! Bonaparte hielt diesmal den Gebrauch dieser äußersten Mittel nicht für nothwendig; es genügte ihm, Thugut durch Gallo vom Besitz jener Papiere in Kenntniß zu setzen. Gallo, von Bonaparte's Ueberlegenheit völlig beherrscht, war unermüdet thätig, um bei Thugut, der Kaiserin, ihren Kammerherren und Hofdamen für den raschen Abschluß des Friedens zu wirken; zum Ueberfluß kam noch Merveldt mit Bonaparte's trotzigem, kriegdrohendem Ultimatum Man schwankte nicht mehr lange in Wien; die vereitelte Hoffnung auf einen Umschwung in Frankreich hatte schon die neu erwachte Kriegslust abgekühlt,

nun kamen die französischen Eröffnungen, die zugleich so drohend und so lockend waren. Oder konnte das Bedenken, das deutsche Reich preiszugeben, bei der überlieferten Staatskunst irgend ins Gewicht fallen gegen die verführerische Aussicht, die österreichische Erbmacht durch das venetianische Gebiet vortrefflich abzurunden? So entschloß sich Thugut, auf die Bonaparte'schen Gebote ungesäumt einzugehen und einen Mann nach Udine zu senden, dessen Name schon die Bürgschaft gab, daß es jetzt Ernst sei mit dem Frieden. Der Unterhändler war Graf Ludwig Cobenzl, ein Diplomat aus der Kaunitz'schen Schule, dessen Individualität und Vergangenheit ihn sehr geeignet machten zu dem Abschlusse mit Frankreich. Von Sitte und Art durchaus der französische Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts, mehr ein Mann von Formen als von Grundsätzen, dazu niemals in die Coalitionspolitik ernstlich verwickelt, erschien er in Wien als der rechte Mann, den Friedensschluß rasch und mit einem gewissen Eclat abzumachen.

Hatte in Wien Bonaparte seinen Zweck erreicht, so galt es jetzt noch, das Directorium von seiner abenteuerlichen Politik zurückzubringen und für den Frieden zu stimmen, wie er ihn wollte. Die Depeschen, die der General aus Paris erhielt, waren erfüllt mit den heftigsten Rodomontaden gegen das Kaiserhaus, dessen Umsturz zugleich mit der Demokratisirung Mitteleuropa's den Advocaten des Directoriums wie eine Bagatelle erschien.*) Bonaparte würdigte die Schwierigkeiten der Lage als Feldherr und Staatsmann; als Feldherr schlug er die militärischen Hülfsquellen Oesterreichs nicht allzu gering an, als Staatsmann wollte er die französische Republik keineswegs mit Oesterreich tödtlich entzweien, vielmehr durch eine satte Entschädigung die kaiserliche Politik dauernd von der britisch-russischen Allianz trennen.**) Seine Politik beruhte auf einem wohlüberlegten System, in dessen Hintergrunde bereits die Plane eigener Herrschaft lagen; die des Directoriums auf dem Moment und auf jakobinischen Erinnerungen. Auch im Heere war dieser Gegensatz sichtbar. Augereau, seit er am achtzehnten Fructidor eine Anzahl waffenloser Abgeordneten mit Fäusten und Flintenkolben zu Paaren getrieben, hielt sich für einen bedeutenden Politiker und machte sich zum Organ der directorialen Bestrebungen. Von seinen Feldherrntalenten hatte Bonaparte keine große Meinung und äußerte gleich nach seiner Ernennung voll Verdruß gegen seine Vertrauten: es bleibe jetzt nichts übrig, als rasch Frieden zu schließen.***)

---

*) S. z. B. das Schreiben von Lareveillère-Lepaux in der Correspondance inédite S. 231 f.

**) Quant à l'Autriche, äußerte er gegen Botot, den Boten des Directoriums, il est essentiel de la lier par un traité de paix; après l'avoir signé elle n'osera plus bouger, d'abord parcequ'elle se sera aliénée de ses alliés et ensuite par la crainte de perdre ce que nous lui aurons donné généreusement pour l'attacher à notre système.

***) Mémoires du duc de Raguse I. 300. 301.

Augereaus Proclamationen, die er als Hoche's Nachfolger erließ, erinnerten an den Stil von 1793 und waren Bonaparte doppelt unbequem, theils weil ihn das Aufblähen Augereau's verdroß, theils weil er die alten Mittel aus der jacobinischen Rüstkammer nur dann hervorgeholt wissen wollte, wenn sie durchaus nothwendig waren. Jetzt schien ihm dazu die rechte Zeit nicht mehr; die revolutionäre Rhetorik hatte ihren Zweck erreicht, sie war nun lästig. „Ihr bildet Euch immer ein — schrieb er nach Paris — die Freiheit könne ein verweichlichtes, abergläubisches, possenhaftes und feiges Volk zu großen Dingen bringen.... Alles, was nur dazu gut ist, in Proclamationen und gedruckten Reden gesagt zu werden, das ist Roman. Nur mit Klugheit, Weisheit und vieler Geschicklichkeit gelangt man zu großen Zielen und überwindet die Hindernisse. Wollten wir die auswärtige Politik von 1793 annehmen, so würden wir doppelt Unrecht thun, einmal weil wir uns bei dem entgegengesetzten System wohl befunden haben, dann weil uns die großen Massen und der Aufschwung der Begeisterung, der seine Zeit hat, jetzt fehlen."*) Reichten diese Rathschläge etwa nicht hin, die Pariser Regierung auf andere Gedanken zu bringen, so bedurfte es nur der schmollenden Drohung des Rücktritts und das Directorium fand in seinem Siegestaumel rasch die Erinnerung wieder, daß es Alles, was es war, nur eben Bonaparte's Siegen und Armeen verdankte.

Am 26. Sept. traf Cobenzl in Udine ein, wohin ihm Merveldt vorausgeeilt war; Bonaparte verweilte zu Passeriano. Der österreichische Unterhändler war ermächtigt, auf die Niederlande, die Lombardei und Mantua zu verzichten; als Ersatz sollte er das ganze venetianische Gebiet in Oberitalien nebst Istrien und Dalmatien verlangen. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers betheuerte auf's wärmste seine friedfertigen Gesinnungen und schien in die Hand des französischen Feldherrn, für den der Kaiser seine „persönliche Achtung" aussprach, die Entscheidung des Friedens zu legen. Die Individualität des kaiserlichen Unterhändlers erleichterte Bonaparte's raschen Erfolg. Graf Cobenzl schien anfangs zu glauben, mit den Salonsmanieren der alten Diplomatie und den abgegriffenen Künsten dieser Kreise sei einem revolutionären General leicht zu imponiren; er machte wohl Miene, ihn die Ueberlegenheit des vornehmen Herren vom ancien regime in Etikette, Feierlichkeit und Ton absichtlich fühlen zu lassen. Das war just der Schlag Leute, mit denen Bonaparte am besten fertig ward. Der Schlauheit und List der alten Diplomatie vollkommen gewachsen, setzte er ihrem Vornehmthun plebejischen Trotz, ihrem Zögern brüske Drohungen, ihren kleinen Kniffen bald grobe, bald geschmeidige Mittel entgegen, die selten ihr Ziel verfehlt haben.

Die Rheingränze den Franzosen einzuräumen, dazu war die österreichische

*) Correspondance inédite S. 206. 208 f.

Politik entschlossen; es handelte sich nur darum, eine bequeme Form dafür zu finden. Wenn Cobenzl im Einzelnen zögerte und schwierig schien, so wollte er damit lediglich den Preis der Abtretungen und die Höhe des Ersatzes steigern. Wie Preußen früher den Rhein preisgab und sich Frankreich in der Hoffnung näherte, gegen Oesterreich das Uebergewicht zu erlangen, so deutete jetzt der österreichische Diplomat an, man werde in Wien gern sich enger an Frankreich anschließen, „um den ehrgeizigen Planen Preußens Widerstand zu leisten."*) Wie 1795 und 1796 Preußen weniger um den Verlust seiner linksrheinischen Gebiete, als um eine recht reiche Entschädigung dafür besorgt war, so legte jetzt Oesterreich den größten Nachdruck, nicht auf die Abtretung der Rheinlande, sondern auf einen möglichst großen Ersatz zu Gunsten seiner Hausmacht. Venedig war das Mindeste, wonach Cobenzl seine Hand ausstreckte; er klopfte selbst wegen der päpstlichen Legationen leise an und Bonaparte mußte, um ihn genügsamer zu machen, ihm bedeuten, daß ein längeres Zögern selbst die venetianische Entschädigung in Frage stelle. Den raschen Abschluß aber wollte Bonaparte vor Allem im eigenen Interesse. Es konnte doch die Hitze des Directoriums die Dinge zu einem neuen Kriege treiben, ihm den Lorbeer der Friedensstiftung aus den Händen winden und abermals Alles auf die Spitze des Schwertes stellen; der Krieg schien ihm aber in dieser vorgerückten Jahreszeit bedenklich, sein Verhältniß zum Directorium schwierig, drum konnte nur ein rascher Friede allen weiteren Verlegenheiten begegnen und ihm auch ferner die leitende Macht der öffentlichen Angelegenheiten sichern. Er selber hat sich später gerühmt, mit einem Theatercoup den letzten Widerstand des österreichischen Unterhändlers überwunden zu haben. Als Cobenzl neue Zögerungen vorbrachte, erzählt Bonaparte, sei er plötzlich aufgesprungen mit dem Ausrufe: „Sie wollen Krieg; gut, Sie sollen ihn haben." Und indem er ein kostbares Porzellanservice, ein Geschenk Katharinens an den österreichischen Minister, ergriff und zu Boden schmetterte, habe er mit donnernder Stimme ausgerufen: „Sehen Sie, so wird es Ihrer österreichischen Monarchie ergehen, ehe drei Monate verflossen sind." Darauf verließ er in verstelltem Zorne den Saal. Noch zu St. Helena erzählte der große Mann mit Wohlgefallen, welch einen panischen Schrecken dies erregt und wie er selber kaum das Lachen habe bezwingen können, als ihm Gallo, während Cobenzl versteinert im Saale stand, mit tausend Bücklingen nachgeeilt sei und sich in lamentabler Haltung bemüht habe, seinen erheuchelten Zorn zu beschwichtigen! Wenige Tage später seien dann seine Friedensbedingungen angenommen worden.

Am 17. October fand auf dem Schloß Campo Formio die Unterzeichnung des Friedens statt. In dem für die Oeffentlichkeit bestimmten Theile des Vertrages verzichtete Oesterreich auf seine niederländischen Gebiete

*) Correspondance inédite S. 196.

trat die Lombardei ab und gab zu, daß aus dieser und aus den Gebieten von Bergamo, Brescia, Crema, Mantua, Peschiera, einem Theile des venetianischen Festlandes, Modena, Massa, Carrara und den drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna die cisalpinische Republik gebildet werde. Den Herzog von Modena versprach Oesterreich durch den Breisgau zu entschädigen, die früheren venetianischen Besitzungen im ionischen Meere und an der albanesischen Küste sollte Frankreich bekommen. Dafür erhielt Oesterreich als Entschädigung Istrien, Dalmatien, die venetianischen Inseln im adriatischen Meere, die Mündungen von Cattaro, die Stadt Venedig und vom Landgebiete einen Theil, so daß sich die österreichisch-cisalpinische Gränze vom Gardasee über Lacise nach St. Giacomo und von der Etsch und dem Po bis zu dessen Mündung hinzog. Zu Rastatt sollte ein Congreß, lediglich aus den Bevollmächtigten des Reiches und der französischen Republik bestehend, einen Monat nach der Unterzeichnung des Friedens zusammentreten, zur Herstellung des Reichsfriedens. Alle Lieferungen, Contributionen und sonstigen Kriegsleistungen sollten am Tage des Austausches der Ratificationen in den besetzten Gebieten aufhören.

Gewichtiger noch waren die vierzehn geheimen Artikel, welche dem öffentlichen Vertrage angehängt waren. Vor Allem versprach der Kaiser mitzuwirken zur Abtretung eines Theils vom linken Rheinufer. Das Gebiet links vom Rheine, von der Schweizergränze bis zur Mündung der Nette bei Andernach, dann von da längs der Nette über die Eifel und an der Roer und Maas hinab bis nach Venloo sollte an Frankreich fallen. Die Abgränzung war so getroffen, daß beinahe das ganze linke Rheinufer an Frankreich überging; nur die preußischen Gebiete, Cleve, Meurs, Geldern blieben davon unberührt, damit einem Lieblingswunsche der österreichischen Politik, Preußen jeden Anspruch auf Entschädigung zu nehmen, genügt werden konnte. Auf dem Rheine sollte die Schifffahrt frei sein, auf der Maas alle Zölle und Abgaben abgeschafft werden. Oesterreich verzichtete, außer den früheren Abtretungen, auch auf die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal. Es erhielt aber, außer den früher erwähnten Compensationen in Italien, die Zusage der französischen Vermittelung zum Erwerb des Bisthums Salzburg und des Theils von Baiern, der von Salzburg, dem Inn, der Salza und Tirol eingeschlossen ist. Wenn Frankreich eine Erwerbung in Deutschland mache, so solle der Kaiser auch ein Aequivalent erhalten und umgekehrt. Preußen solle seine Gebiete links vom Rhein zurückbekommen, aber — das verbürgten sich beide Mächte — keine weitere Erwerbung machen. Ferner versprach der Kaiser beim deutschen Reiche dahin zu wirken, daß es auf seine Oberherrlichkeitsrechte und Lehensansprüche in Italien verzichte. Diejenigen Reichsfürsten, welche Verluste erlitten hatten, insbesondere die drei geistlichen Kurfürsten, Pfalzbaiern, Württemberg, Baden, Zweibrücken, beide Hessen, Nassau-Saarbrücken, Salm-Kyrburg, Löwenstein-Wertheim, Wiedrunkel und Leyen sollten

entsprechende Entschädigungen in Deutschland erhalten, die in gemeinsamem Einverständniß mit der französischen Republik geordnet würden. Auch die Entschädigung des Hauses Oranien war auf Deutschland angewiesen. Endlich sollten zwanzig Tage nach Austausch der Ratificationen die Festungen Mainz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm und Ingolstadt vom Kaiser geräumt und dessen Truppen in die Erblande zurückgezogen werden.

Mit diesem Vertrage begann ein neuer Abschnitt der europäischen Geschichte. Die alten völkerrechtlichen Verhältnisse waren aufgelöst, die Triumphe der revolutionären Propaganda in Holland, am Rhein, in Italien anerkannt, gegen weitere Siege der gleichen Macht, wie sie im Kirchenstaate und in der Schweiz rasch gefolgt sind, die Dämme weggeräumt. Die Thugut'sche Politik gab sich diesen neuen Grundsätzen so vollständig hin, daß sie nicht nur die Beraubung des Reiches und die Entschädigung auf Kosten Dritter zuließ, sondern selber begierig an der Vertheilung der großen Beute Theil nahm. Von einem Verluste Oesterreichs konnte im Ernste nicht die Rede sein; nach fünf Feldzügen, die im Ganzen entschieden ungünstig ausgefallen waren, erlangte der Kaiser für weit entlegene und schwer zu behauptende Provinzen, wie Belgien und das Herzogthum Mailand, eine vortreffliche Arrondirung durch den Besitz des Venetianischen und die Zusage von Salzburg und einem Theil von Baiern. Für seine italienischen Abtretungen, die man auf 580 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner anschlug, erhielt er über 700 Quadratmeilen mit mehr als 2 Millionen Einwohnern*) und einem Gebiete, das, mit den Erbstaaten zusammenhängend und an Hülfsquellen aller Art reich, Oesterreich nicht nur sehr glücklich arrondirte, sondern ihm auch die Mittel zu einer maritimen Macht eröffnete. Für Belgien, das man seit Jahren in Wien wie ein werthloses Gut zu betrachten sich gewöhnt hatte, erhielt der Kaiser die Aussicht auf die Erfüllung eines Lieblingswunsches der überlieferten Politik, der Erwerbung eines Theils von Baiern. Fielen ihm die beiden Entschädigungen, Venedig und die Gebiete am Inn, unverkümmert zu, so hatte Oesterreich durch den Frieden an Macht und Einheit wesentlich gewonnen, aber auch, wenn es nur Venedig erhielt, im Großen und Ganzen nicht verloren.

Dieser Erfolg für die Hausmacht ward vom deutschen Reiche bezahlt; greller noch als vorher Preußen und die Neutralen sagte sich jetzt der deutsche Kaiser selbst von den Interessen des Reiches los. Er bot die Hand nicht nur zur Abtretung der Rheinlande und dem Verzicht auf die einst mit so vielen Opfern erworbenen italischen Ansprüche, er ließ es auch zu, daß Deutschland als die große Entschädigungsmasse für Europa angesehen und Dynastien, denen Deutschland durchaus nichts schuldete, wie die oranische,

---

*) S. Häberlin's Staatsarchiv V. 341.

auf das Reich angewiesen wurden. Auch er gab jetzt den Grundsatz der Säcularisationen zu, einmal indem er in die Entschädigung für alle Verluste auf dem linken Rheinufer einstimmte, die ja nur durch Säcularisationen möglich war, dann sich selber eines der angesehensten deutschen Erzstifte als Beute versprechen ließ. Noch mehr; er gab dem Grundsatz der Spoliation Dritter eine Ausdehnung, die man selbst in den berüchtigten Verträgen von 1796 vergebens sucht. Wie sich dort Preußen, Württemberg und Baden zum Nachtheil einzelner kleiner Stifter, Abteien und winziger Reichsstädte hatten Vergrößerungen versprechen lassen, so wurde von ihm jetzt einer der ersten weltlichen Kurfürsten ungefragt mit in die Entschädigungsmasse hineingeworfen, überhaupt dem Princip der Beraubung ein ganz unbegränzter Umfang eingeräumt, indem Vergrößerungen Frankreichs auf deutsche Kosten zugelassen wurden, falls nur Oesterreich ein volles Aequivalent davontrage. Die Wehrlosigkeit des Reiches zu vollenden, wurden die Festungen geräumt, die kaiserlichen Truppen in die Erblande gezogen.

Alle die Momente, welche die Auflösung des Reiches und die tiefste Erniedrigung unserer Nation herbeigeführt haben, sind in diesem Vertrage schon enthalten: der Grundsatz, das Reich als europäische Enschädigungsmasse zu betrachten, die Vertauschung und Vertheilung von Ländern und Völkern nach diplomatischem oder dynastischem Belieben, die feindselige Rivalität der Reichsstände unter einander. In den Verträgen von Basel und Berlin hatte Preußen den Einfluß Oesterreichs im Reiche zu beeinträchtigen gesucht; jetzt vergalt ihm Oesterreich das mit reichen Zinsen, indem es sich vom Erbfeinde Deutschlands versprechen ließ: Preußen solle keinerlei Gebietserweiterung erhalten. Und Frankreich versprach das mit dreister Doppelzüngigkeit, nachdem es fünf Vierteljahre zuvor Preußen das Gegentheil zugesagt!*) Die spätere Bonaparte'sche Taktik, Preußen auf Oesterreich, Oesterreich auf Preußen zu hetzen und durch die Rivalität Beider nach einander Beide zu erniedrigen, ist in diesen Verträgen mit einer, man darf sagen schamlosen Aufrichtigkeit bekannt.

*) In dem Vertrage vom 5. Aug. 1796 hieß es Art. II. nachdem die Abtretung der linksrheinischen Gebiete festgesetzt war: (La Prusse) recevra — — le reste de l'evêché de Munster avec le pays de Recklingshausen — moyennant leur sécularisation préalable; se reservant toutes les fois sa dite Majesté d'y ajouter ce qui pourrait être de sa convenance, pour compléter son indemnisation, objet sur lequel les deux parties s'entendront amicalement. — Der Art. IX des geh. Vertrags von Campo Formio lautete: La république française n'a point de difficulté à restituer au Roi de Prusse ses possessions sur la rive gauche du Rhin; en conséquence il ne sera question d'aucune acquisition nouvelle pour le Roi de Prusse, ce que les deux puissances contractantes se garantissent mutuellement.

Wohl hatte Bonaparte Recht, wenn er den Vertrag als einen der vortheilhaftesten pries, den Frankreich seit Jahrhunderten geschlossen. Die cisalpinische Republik mit den militärisch stärksten Gränzen in Europa, Frankreich mit Mainz, Corfu und den ionischen Inseln, was will man mehr? — schrieb er damals an Talleyrand. Mit gutem Grunde sah er in dem Vertrage eines der Fundamente seiner künftigen Herrschaft in Europa. Oesterreich schien ihm nun nicht mehr gefährlich, nur noch Großbritannien. „Der gegenwärtige Augenblick, rief er aus, gibt uns gutes Spiel. Vereinigen wir unsere ganze Thätigkeit auf die Meere, zerstören wir England, dann liegt Europa zu unsern Füßen!" *) So kündigte sich bereits das Programm einer Politik an, welche die nächsten Jahrzehnte der Weltgeschichte beherrscht hat.

Auch in Deutschland ward die Kunde vom Abschluß mit ungetheiltem Jubel aufgenommen; man hielt sich zunächst an die Thatsache des Friedens und fragte nicht nach dem Preis, um den er erkauft war. Die Hoffnung, von den unmittelbaren Drangsalen befreit zu werden, überwog die Sorge vor dem noch unbekannten Uebel. Auch gab es gläubige und arglose Seelen genug, die den trügerischen Satz von Leoben, die „Integrität des Reiches", ernstlich und wörtlich nahmen; erst wie selbst nach dem Friedensabschluß die französischen Umwälzungen auf dem linken Rheinufer fortdauerten, man schon anfing die Gebiete in Departements zu theilen und den Beamten den Eid der Treue abnahm, erst da fing das Vertrauen auf jene papierne Integrität an etwas zu wanken. Aber es bedurfte doch noch sehr derber und handgreiflicher Lectionen, bis die unerschöpfliche Langmuth deutschen Hoffens gründlich von der bittern Wahrheit überzeugt war.

In Einem irrte die öffentliche Meinung nicht, daß sie den Frieden als eine Annäherung Oesterreichs an die französische Republik betrachtete, wodurch der Kaiser von seinen bisherigen Verbündeten getrennt und auf Vergrößerungen mit französischem Beistande angewiesen sei.**) Es konnte darum auch das unbewährte Gerücht auftauchen von einer engen Verbindung Preußens mit Rußland und dem Beitritt Großbritanniens zu dieser nordischen Allianz, die das Gegengewicht zu dem französisch-österreichischen Bündniß bilden solle.

Oesterreich erlitt in dem Frieden keine Einbuße, wie sie nach solch einem Kriege zu erwarten war, ja es hatte, wenn die geheimen Stipulationen von Campo Formio genau erfüllt wurden, sogar gewonnen und dennoch kündigte dort Alles den Rückgang und Verfall an. Man zehrte nur von den

*) Correspondance inédite a. a. O. S. 212.

**) S. Polit. Journ. II. 1233.

Capitalien, welche die Vorgänger aufgehäuft; die Hülfsquellen und die innere Kraft der Monarchie zu mehren, dazu zeigte sich nirgends die Fähigkeit bei Denen, die regierten. Wenn man so große Anstrengungen zu ertragen, so gewaltige Schläge zu verwinden fähig war, so war das ein Verdienst Marien Theresiens und Josephs, die mit rühriger, unermüdeter Thätigkeit die schlummernde und noch unverbrauchte Naturkraft dieses Staates zum Leben geweckt hatten. Aber jetzt besaß Oesterreich keine fürstliche Persönlichkeit, die nur entfernt der letzten Habsburgerin und ihrem Nachfolger zu vergleichen war; vergebens suchte man in den regierenden Kreisen die frischen schöpferischen Geister, welche die Epoche von 1740—1790 verherrlicht hatten. Aus der innern Administration war die thätige Anregung gewichen, die mit jenem Haugwitz der theresianischen Zeit über die alte zerrüttete Staatsmaschine kam; in der äußeren Politik war die diplomatische Ueberlieferung der alten Zeit mit Kaunitz zu Grabe getragen worden.

Während sich in Frankreich immer ausdrucksvoller die Macht eines Helden und Herrschers in den Vordergrund drängte, war für die Monarchien im Osten — Oesterreich wie Preußen — die um die Mitte des scheidenden Jahrhunderts glänzend und gewaltig in die europäischen Geschicke eingegriffen, die Zeit des Verfalles angebrochen. Die Stelle Marien Theresiens und Josephs nahm ein junger Monarch ein, den die Natur mit keiner der Gaben des Helden oder Königs ausgestattet, deren Oesterreich jetzt so gut bedurfte, wie in der Zeit der Bedrängniß von 1740. An natürlichem Verstande fehlte es Franz II. zwar nicht, er besaß vielmehr eine feine, lauernde Beobachtungsgabe, die sich ebenso in das Gewand sorglosen Wohlwollens hüllte, wie sein harter autokratischer Sinn sich in die Miene bescheidener Bonhommie versteckte; allein er entbehrte einer tiefen und umfassenden Regentenbildung, sein Sinn war auf Kleines gerichtet, seine Thätigkeit und sein pünktlicher Arbeitseifer beschränkte sich auf die untergeordneten, mehr mechanischen Dienste seines königlichen Berufes. Ein Fürst ohne weiten politischen Blick und ohne große Anschauung menschlicher Dinge, mehr zäh und starr, als rührig und schöpferisch, voll argwöhnischer Eifersucht auf seine Regentenrechte und darum auch gegen die Nächststehenden mistrauisch und verschlossen, kurz ein Mann von gewöhnlichem Geist und einem engen selbstsüchtigen Herzen hat Franz II. noch einmal über Oesterreich Gefahren heraufzuführen vermocht, wie sie einst durch die Zeiten der Ferdinande und Leopolds bereitet waren. Zuerst die tiefe Erschütterung und Demüthigung Oesterreichs unter Bonaparte, dann die Revolution und drohende Auflösung der ganzen Monarchie in unsern Tagen, das sind die Resultate gewesen, welche der Regierung Franz des Zweiten in der Geschichte Oesterreichs einen Platz von verhängnißvoller Bedeutung gesichert haben.

Eine solche Persönlichkeit, deren despotisches Mistrauen selbst die begabteren Prinzen des Hauses nicht verschonte, war besonders dazu angethan,

die schläfrige Mittelmäßigkeit zu begünstigen. Nur das Mittelmäßige schien ungefährlich; jedes Talent, jeder selbständige Charakter störte die Monotonie und Selbstgenügsamkeit solch eines Regiments. Die geistestödtende Mandarinenwirthschaft vor 1740, gegen die Maria Theresia und ihr Sohn mit Kraft und Erfolg reagirt hatten, setzte sich jetzt von Neuem fest; alles Neue, Schöpferische ward wieder von vornherein mit Haß und Verdacht verfolgt. Wohl kehrte jener Geist finsterer, pfäffischer Verfolgungssucht so nicht mehr zurück, wie er unter den Ferdinanden und unter dem ersten Leopold gewaltet; aber es kam etwas Anderes, das vielleicht noch vergiftender gewirkt hat. Franz II. war nicht nur zu Florenz geboren, er hatte auch, wie sein Vater, etwas von dem tückischen und argwöhnischen Geiste wälscher Politik in sich eingesogen. Italienische Polizeikünste, ein Netz von Spionen, dem die eignen Brüder nicht entgingen, eine krankhafte Scheu gegen alles Gerade und Offene in politischen Dingen und eine erbarmungslose Härte gegen Alles, was als politisch gefährlich und feindselig galt, das gehört wesentlich mit zur Signatur dieser Regierung. Daß sich daneben ein gesundes geistiges Leben nicht entfalten konnte, weil die polizeiliche Allwissenheit wohl im Stande war, manche gute und edle Frucht im Keime zu ersticken, aber das wuchernde Unkraut nicht zu beseitigen, darüber hat die folgende Zeit erschöpfenden Aufschluß gegeben.

Das Regiment der Mittelmäßigkeit, ohne Seele und ohne Aufschwung, gab sich denn auch auf allen Gebieten kund. Für's Heer legte die ganze Geschichte der Kriege seit 1792 Zeugniß ab. Auch zuletzt, sahen wir, mußten selbständige Talente entweder weichen, wie Clerfayt, oder sie sahen, wie der Erzherzog, die Frucht ihrer Siege durch die Diktate des Hofkriegsraths vereitelt. Dagegen erfreuten sich die Günstlinge der militärischen Camarilla, Wurmser trotz seines Eigensinns, Mack und Alvinzy, ungeachtet ihrer praktischen Unbrauchbarkeit, fortwährend der sicheren Protection. In der bürgerlichen Administration richtete sich die Thätigkeit vornehmlich auf die Bekämpfung dessen, was als revolutionär oder aufklärend verrufen war; die Reformen Josephs hatten fast insgesammt diesen verdächtigen Geruch und gegen sie ward denn auch mit einer sichtbaren Planmäßigkeit reagirt. Doch ließ man Josephs bedenklichste Schöpfungen, sein bureaukratisches und mechanisches Administrationswesen, am ersten unangetastet; der Rückschlag galt gerade dem verdienstlichsten Theile seines Wirkens, der Anregung, die er der Schule, der Erziehung und überhaupt dem geistigen Bedürfniß der Nation gegeben hatte.

Der einzige Mann von hervorragendem Talent im Rathe des Monarchen war Thugut; was sonst von staatsmännischen Kräften ihm zur Seite stand, war nur eben dazu geeignet, das Uebergewicht Thuguts zu verbürgen. Graf Ludwig Lehrbach, ein Intriguant der schlimmsten Art, seit vielen Jahren in alle die dunkeln und zweideutigen Künste verstrickt, durch die Oester-

reich Baiern zu erlangen strebte, eine Persönlichkeit, wie sie in der haute volée des achtzehnten Jahrhunderts bisweilen auftauchen, von so markirtem sittlichem Rufe, daß ihm leicht die schmählichsten und gewissenlosesten Handlungen zugetraut wurden, ein solcher Mann konnte wol als Werkzeug Thuguts, aber nie als sein Rivale bedeutend werden. Auch Graf Ludwig Cobenzl, der Unterhändler von Campo Formio, war nicht die Persönlichkeit, um Thuguts Einfluß ein Gegengewicht zu sein, oder ihn durch einen besseren zu ersetzen; durchaus ein Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts, französisch gebildet und gesinnt, leichtfertig und in der Intrigue alt geworden, mit allen den Künsten wohl vertraut, womit die Zeit der Günstlings-, Maitressen- und Priesterherrschaft ihre diplomatischen Siege erfochten, lange Zeit am Petersburger Hofe als Gesandter thätig und wegen galanter Künste, leichten Witzes und seiner Fertigkeit im Komödienspiel dort gern gesehen. war Graf Cobenzl einer der letzten Repräsentanten des Zeitalters, das jetzt eben zur Neige ging, und wildfremd in der neuen revolutionären Zeit, mit deren Verwegenheit und Gewaltthat er zu Udine den unglücklichen diplomatischen Zweikampf bestand.*)

Neben solchen Rivalen blieb Thuguts Einfluß unbestritten; wir haben erfahren, wie der intriguante und abenteuerliche Geist des Mannes ihn gebrauchte. Seit 1793 sahen wir ihn in die unseligsten Wendungen der Politik jener Tage jedesmal verhängnißvoll verflochten; durch seine polnischen und bairischen Cabalen ist er einer der schuldigsten Urheber des Mislingens geworden. Bald war er in blinder Leidenschaft dem britischen Bündniß und seinen reichen Subsidien zugethan, bald wieder der unermüdliche Dränger zum Frieden, selbst mit den Terroristen oder mit Bonaparte; dabei erfüllte ihn eine angeborene Abneigung gegen alle geraden, ehrlichen Wege der Politik, in der Regel war er von falschen und schielenden Berechnungen beherrscht, da wo es galt den Frieden zu schaffen, zeigte er sich kriegslustig, und wo der Krieg mit Ernst zu führen war, ward er die Geißel und Plage aller redlichen und fähigen Generale. Die letzten Ereignisse, die wir erzählt haben, der Ausgang des Feldzugs von 1797, der Vertrag von Leoben, dann das listige Zögern bis zum brüsken Abschluß von Campo Formio, die plötzliche Hingebung an Bonaparte, das Verrathen und Verlassen des Reiches, die lüsterne Ungeduld, sich aus venetianischen und bairischen Spolien zu bereichern, das Alles waren recht charakteristische Wendungen und Sprünge Thugut'scher Staatskunst.

Was ihn seinem kaiserlichen Herrn werth und lange Zeit unentbehrlich machte, war nicht diese abenteuernde und verwegene Politik, die dem engen und ängstlichen Geiste von Franz sehr ferne lag, sondern die Verwandtschaft, welche zwischen der Thugut'schen Anschauung vom inneren Staatsleben und

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 462 f.

den Ansichten des Kaisers bestand. Der Minister hegte für die Menschen so viel Liebe und Achtung, wie sein kaiserlicher Herr, er glaubte nicht an die edleren und höheren Motive, fühlte nur Respect vor den mechanischen und handgreiflichen Hebeln der Staatsordnung, haßte jeden geistigen und sittlichen Aufschwung und sah wie Franz in geheimer Polizei und Spionage eines der alleinseligmachenden Mittel, die Völker zu regieren. Die Nation durch trägen Sinnengenuß zu beschäftigen und zu zerstreuen, lieber der Immoralität und Entnervung freien Spielraum zu lassen, als eine heilsame Erweckung geistigen und sittlichen Lebens zu gestatten, das war die tiefe Staatsweisheit, die hier als Gegengift gegen die Revolution gepriesen ward; wohin diese Weisheit schließlich führte, das haben die Ereignisse von 1800 — 1805 und in unsern Tagen die Erschütterung von 1848 auch dem blödesten Auge gezeigt.

In Preußen trat wenige Wochen nach dem Frieden von Campo Formio eine Veränderung ein, auf die man seit geraumer Zeit vorbereitet war: der Tod Friedrich Wilhelms II.

Als der König im Frühjahr 1795 aus der Coalition ausgeschieden war, hatte er sich das Ziel gesetzt, der schwer zerrütteten Ordnung der inneren Staatsverwaltung die Zeit des Friedens und der Zurückgezogenheit zu widmen. Es mochte damals keine Ahnung in ihm aufgetaucht sein, auf welchen abschüssigen Weg die auswärtige Politik Preußens durch die kurzsichtige Schlauheit seiner Rathgeber gedrängt werden würde. Die völlige Trennung vom Reiche, der norddeutsche Sonderbund, der enge Anschluß an Frankreich in dem Vertrage von 1796, die ungeduldige Hast, durch Säcularisationen in Westfalen und Reunionen in Franken sich zu bereichern, es waren unvermeidliche, aber im April 1795 nicht erwartete und nicht erstrebte Consequenzen des Friedens von Basel. Die Finanznoth hatte den Frieden als unvermeidlich erscheinen lassen; die unzeitige Selbstsucht der Verbündeten in Polen hatte die letzten Bedenken verstummen gemacht.

Nun war dem preußischen Staate eine neue Erweiterung zugefallen durch den Antheil an der letzten polnischen Beute. Zwar war die letzte Phase der polnischen Angelegenheit nicht ohne herbe Lehren und Enttäuschungen vorübergegangen. Mit Rußland verständigte sich der König in einem Vertrage vom 24. Oct. 1795, mit Oesterreich erst am 21. Oct. 1796 und keiner der beiden Verträge hatte den Wünschen und Hoffnungen der preußischen Politik entsprochen;*) im Ganzen war die Beute unter der Erwartung geblieben, da die beiden Kaiserhöfe Preußens Noth und Verlegenheit 1794—95 benutzt hatten, sich den Löwenantheil anzueignen. Aber man schlug die neue Erwerbung

*) S. Martens Recueil VI. 699 ff.

doch immer auf mehr als 900 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner an; Schlesien wuchsen dadurch ein paar neue Kreise zu, die Gebiete an dem Bug und Narew, das alte Masovien mit der Hauptstadt Warschau, ein Theil von Podlachien und der trefflich abrundende Gränzdistrict Bialystok wurden dadurch von Preußen erworben. Eine wachsame, strenge und zugleich schöpferische Verwaltung, wie sie die beiden Vorgänger des Königs gehandhabt, konnte dies „Neuostpreußen" zu einem einträglichen Besitze umgestalten und den Bewohnern eine menschliche und behagliche Existenz auf einem Boden schaffen, auf dem bis jetzt nur sarmatischer Schmutz, polnische Junker-, Priester- und Judenwirthschaft heimisch gewesen waren. Aber Friedrich Wilhelms II. sorgloses, nachgiebiges Wohlwollen wurde hier wie in der äußeren Politik von der Habsucht Unwürdiger schmachvoll misbraucht. Die preußische Verwaltung war in dem alten Ruhm ihrer Pflichttreue und Unbestechlichkeit schon vor 1786 durch das Hereindrängen der fremden Regie erschüttert worden; die großmüthige und freigebige Art des jetzigen Königs diente dann nicht dazu, die alte straffe Weise wiederherzustellen. Das Beispiel der Günstlinge, die gewaltig um sich greifende Genußsucht in der Bevölkerung, namentlich auch in der höheren Beamtenwelt, der sinnliche und materielle Geist, der die Nation überhaupt ergriff, thaten das Uebrige, um diesen stolzen Grundpfeiler preußischer Staatsmacht zu unterwühlen. Zum ersten Male hörte man in einer neuen Erwerbung, die dem hohenzollernschen Hause zugefallen, über unredliche und gewaltthätige Verwaltung klagen, und wie viel auch die immer mächtiger aufwuchernde Schmäh- und Schmutzliteratur jener Tage übertrieben haben mag, es mußten doch grelle Dinge vorgekommen sein, wenn die preußische Administration nicht einmal auf polnischem Boden sich Anerkennung zu erwerben wußte! Nationaler Widerwille trat dort wohl bei Geistlichkeit und Adel störend entgegen, aber gewiß nur in sehr geringem Maße bei jenem bis jetzt unmündigen und vielgeplagten Menschenhaufen, den man in Polen Volk nannte.

Gegen die alte preußische Ueberlieferung, solch neue Erwerbungen mit knappster Sparsamkeit zu verwalten und für die Gesammtheit möglichst nutzbar zu machen, stach die Gutmüthigkeit seltsam ab, womit Friedrich Wilhelm II. jetzt polnische Güter verschenkte. Nicht das Verdienst allein wurde aus der polnischen Beute mit Gütern dotirt, auch die Unwürdigen, und sie zumeist, weil sie die Zudringlichsten waren, erhielten theils als Geschenk, theils gegen einen kaum nennenswerthen Preis und kleine Leistungen ansehnliche Güter in Polen, die nach dem Aufstand dem Fiscus anheimgefallen waren. Wieder nannte man Bischoffswerder und seine Cameraderie als vorzugsweise bei diesem unsaubern Handel betheiligt; neben ihm den schlesischen Minister Hoym, in dessen Kanzlei ein untergeordnetes Subject mit der Sache ein einträgliches Geschäft getrieben hat. Der höhere Zweck, der bei den Dotationen ursprünglich vorgeschwebt, Ansiedler von deutscher Art und Gesinnung unter die Polen

zu verpflanzen, ward nur zum kleinsten Theile erreicht, da die so gewonnenen Güter verschleudert und verschachert wurden, wie jede andere Waare.*)

Indessen war der Schatz aufgezehrt, die Steuerlast hoch gespannt, schon mußte der Staat zu ungünstigen und drückenden Bedingungen greifen, um augenblickliche Verlegenheiten zu decken. Das Tabaksmonopol, das am Anfang der Regierung des Königs unter populärem Jubel gefallen war, wurde jetzt gegen Ende wiederhergestellt (Aug. 1797). Mit Widerstreben kehrte man also zu Auskunftsmitteln zurück, die der König vor zehn Jahren selber verworfen; Alles nur, um den drängenden Mangel zu decken. Aus dem Ueberschuß der Einkünfte anzuregen und zu fördern, Lasten zu erleichtern und den nationalen Wohlstand zu heben, dieser alten Ueberlieferung preußischer Staatskunst mußten über der Noth des Augenblicks immer engere Gränzen gezogen werden. Die bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse blieben wie sie waren; ein Versäumniß, das sich im folgenden Jahrzehnt schwer gerächt hat.

So war die Tradition der großen preußischen Blüthe und Macht zwar nirgends mit Plan und Bewußtheit verlassen, aber sie war allenthalben abgeschwächt und verwischt worden. Den kühnen und sichern Gang in der äußeren Politik hatte man verloren, es war in eine Staatsordnung der strengsten Disciplin und Anspannung aller Kräfte allmälig Laxheit und ein gewisses Gehen- und Geschehenlassen eingedrungen, in dem so nüchternen und sparsamen Kreise des Beamtenthums fingen an Unterschleife und Feilheit heimisch zu werden, in einem Lande, wo man im vollen Sinne des Wortes an die persönliche Regierung des Königs gewöhnt war, hatten sich Einflüsse untergeordneter, zum Theil unwürdiger Personen eingeschlichen. Das Heer eine der starken Stützen der Macht dieses Landes und eben darum auch eine der größten Lasten für die Steuerkraft des Volkes, war durch die Kriegführung der letzten Jahre demoralisirt und nahm in den Jahren der faulen Ruhe mehr und mehr die Unarten einer Friedensarmee an, und zwar in einem Augenblick, wo in Europa die Bildung der Heere, ihre Bewaffnung, Taktik und Kriegführung eine völlige Umgestaltung erfuhr. So war Alles vom Roste angegriffen, was die Stärke des alten Preußens ausgemacht: Verwaltung, Finanzen, Beamtenthum und Heerwesen; konnte das Volk von dieser Krisis unberührt bleiben? Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, starkmüthige Geschlecht der alten Zeit war nicht mehr; Frivolität und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um so entnervender auf den alten preußischen Geist, je weniger in den Männern der Regierung selber dieser Geist lebendig war.

Eine tiefe religiöse Erweckung, eine energische und wahre Gläubigkeit

*) S. K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preuß. Gesch. S. 429 f. und das Zeugniß Steins bei Pertz I. 73.

konnte allein diesen bösen Geist des platten Sinnengenusses und der sittenlosen Frivolität überwinden. Aber die frommen salbadernden Schwätzer, an denen Wöllners und Bischoffswerders Schweif so reich war, die geistlosen Handwerker der Orthodoxie, die man jetzt auf polizeilichem und bureaukratischem Wege heranzog, konnten das Uebel nur mehren. Ihr Spüren nach heterodoxen Meinungen, ihre Sucht, mit Censur, Verboten und königlichen Machtsprüchen den Gegner stumm zu machen, ihre Tendenzprocesse, durch die man ohne Noth Märtyrer machte, ihre Liebhaberei für die veralteten Producte einer theologischen Scholastik ohne Geist und Geschmack, das Alles hat gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, als der im Plane lag. Die wirkliche Frivolität und Sittenlosigkeit wucherte fort, die künstlich großgezogene und nur mit äußerlichen Mitteln aufrecht erhaltene Orthodoxie dauerte so lange als die Macht der Coterie, von der sie ausging. Preußische Geschichtschreiber*) erzählen ausführlich von dem Treiben der theologischen Censur und der Prüfungscommissionen, von den Processen gegen misliebige Geistliche und Lehrer, von den Aeußerungen der Ungnade, womit allmälig auch die Universitäten heimgesucht wurden, von den Rügen gegen die Gerichte, wenn sie nicht eifrig genug gegen die Tendenzen der Aufklärung einschritten; diese polizeilich-theologische Kleinmeisterei bildet einen bezeichnenden Gegensatz zu der Stockung, in welche alle gesunden Kräfte des Staates gerathen waren. Es war das kein großer inquisitorischer Despotismus, wie man ihn oft gezeichnet hat, wohl aber eine kleinliche, chicanöse Jagd auf flache Aeußerlichkeiten, von denen das innere religiöse Leben so gut wie unberührt blieb. In einem Augenblick, wo die alte preußische Monarchie einer Krisis entgegenging und die gesammte europäische Welt in den Wehen einer neuen Zeit lag, war dies Land mit widrigem geistlichem Zank erfüllt, stritten sich die voltairisirende Frivolität und die künstlich aufgezogene Gläubigkeit einer Coterie von Hoftheologen mit einander um die Herrschaft, wuchs neben dem vorhandenen Uebel auch noch das Unkraut einer officiellen und gemachten Frömmigkeit auf. Wie einsam freilich trotz aller Rührigkeit der Häupter dies neue System in dem überlieferten Staate dastand, davon hat ein gesetzgeberisches Werk derselben Zeit ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt. Das „allgemeine Landrecht“, schon seit mehreren Jahren vollendet, aber aus manchen politischen Bedenken erst 1794 publicirt und in Wirksamkeit gesetzt, wich nicht nur in den Bestimmungen über Kirchen- und Glaubenspolizei von dem Wöllner'schen Systeme völlig ab, sondern es stellte auch über den Staat, dessen Angehörige, dessen Oberhaupt und das Verhältniß der vollziehenden Gewalt zu den Gesetzen und Gerichten Sätze auf, wie sie gerade den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Aufklärung entsprachen. Es lag in diesem Gesetzbuche der Gedanke, daß Preußen ein Rechtsstaat, daß selbst die Gewalt des Königs den bestehenden

*) Außer andern besonders Menzel, Zwanzig Jahre pr. Gesch. S. 441—460.

Gesetzen unterworfen sei, daß landesherrliche Verordnungen niemals als Gesetze angesehen, daß die „natürliche Freiheit" des Bürgers niemals weiter beschränkt werden könne, als es der Endzweck des gemeinschaftlichen Wohles erfordere. Es sollte jeder Staatsangehörige nicht nur die Pflicht haben, für das gemeine Wohl zu wirken, sondern auch das Recht, Schutz der Gesammtheit für seine Person und sein Eigenthum zu fordern. Die Gesetze sollten gleich verbindlich sein für Alle ohne Ausnahme; auch gegen das Staatsoberhaupt waren Rechtsstreitigkeiten zulässig, die Krongüter und Gefälle wurden Staatsdomänen. Zwar blieben die Vorrechte des Adels, die noch bestehenden Lasten der Feudalität, das untergeordnete Verhältniß von Bürger und Bauer in dem neuen Gesetzbuch unangetastet, aber aus der Ansicht vom Staate, seinem Zwecke, dem Umfange seiner Rechte und seiner Gewalt war mehr die Zeit Friedrichs und die juristische Tradition seiner Regierung herauszuhören, als die Restaurationstendenzen der Wöllner'schen Periode.*) Wir begreifen vollkommen, daß gegen die Veröffentlichung des Gesetzbuches in den Tagen der Erbitterung und der Furcht vor der Revolution im Westen ernste Bedenken laut geworden sind; daß es dennoch in Vollzug gesetzt ward, ist ein für die Entwickelung Preußens sehr charakteristischer Zug. Es prägte sich darin der Widerspruch aus, welcher in der preußischen Monarchie seit 1740 und selbst seit älterer Zeit vorhanden war. Neben der streng absolutistischen Staatsmaschine, ihrer straff militärischen und bureaukratischen Ordnung hatten sich früh die Anschauungen eines Rechtsdaseins, eines allgemeinen gesetzlichen Schutzes, einer von bestimmten Normen abhängigen obersten Gewalt festgesetzt und ein großer König, wie Friedrich II., hatte in Theorie und Praxis diese Anschauungen gefördert. Aber der alte Mechanismus blieb stehen, selbst die ständischen Unterschiede und das adelige Privilegium wurden in aller Schroffheit conservirt, die leisen Ahnungen des Rechtsstaates, die unter allen Monarchien des Festlandes am frühesten in Preußen Eingang fanden, blieben unentwickelt. So ward auch jetzt, 1794, in einem Augenblick, wo die überlieferte absolute Gewalt ihre Machtsprüche selbst auf dem Gebiete des Gewissens mit allem Eifer geltend machte, eine Reihe abstracter Formeln zur juristischen Geltung gebracht, deren Grund und Folgerungen zu allem Andern eher, als zum alten Absolutismus stimmten. Es dauerte dieser unversöhnte Gegensatz selbst dann noch fort, als die alte Monarchie unter der Katastrophe von 1806 für immer zusammengebrochen war.

Am 16. Nov. 1797 erlag Friedrich Wilhelm II., erst 53 Jahre alt, den langwierigen Leiden der Brustwassersucht, die sich, wie es scheint, in Folge der Strapazen und Entbehrungen des polnischen Feldzuges bei ihm ausgebildet; es folgte ihm sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm III., ein junger

*) S. Allg. Gesetzb. für die preuß. Staaten. Berlin 1792. Theil I. Einleitg. §. 5. 6. 77—81. 83. 85. 87. Thl. II. Titel XI. §. 1—4.

Mann von 27 Jahren, den eine der schwierigsten Regentenaufgaben erwartete. Die Krisis, in welcher sich der Staat befand, erforderte eine kühne und durchgreifende Heilung. Es war nicht genug, wenn die Hoffrömmler und Schmarotzer, welche das Wohlwollen des verstorbenen Königs unwürdig misbraucht, beseitigt wurden; das ganze Staatsleben bedurfte einer gründlichen Reinigung, das vorhandene Uebel mußte energisch abgeschüttelt, der sittliche Geist in der Nation mußte in hochsinniger Weise wieder erweckt, nach außen der Weg einer muthigen, grundsatzvollen und consequenten Politik wieder gefunden, der Geist der Kleinlichkeit und Selbstsucht aus der hohen Staatskunst, dem Volke und dem Heere verbannt, kurz der Staat und die Nation durch eine innerliche Erregung wieder erfrischt werden, wie sie später in Noth und Unglück dem preußischen Lande gekommen ist.

Die ersten Handlungen Friedrich Wilhelms III. zeugten von einem redlichen und wohlwollenden Eifer, die augenfälligen Ursachen des Misvergnügens zu beseitigen. Die königliche Geliebte, die Lichtenau, ward unmittelbar, nachdem Friedrich Wilhelm II. die Augen geschlossen, verhaftet und ein Proceß gegen sie eingeleitet, der zwar ohne weitere Folgen für sie blieb, aber doch ihren Rücktritt aus dem öffentlichen Leben nach sich zog. Eine Cabinetsordre, die acht Tage nach dem Regierungsantritt erfolgte, drang auf Entfernung träger und unfähiger Beamten, auf bessere Controle in der Verwaltung und auf strenge Thätigkeit und Ordnung in allen Zweigen des Staatswesens. Auch Wöllner mußte bald erfahren, daß die Zeit seiner Macht vorüber war. Er ertrug es erst, daß man eines seiner Lieblingswerke, die Prüfungscommission, beseitigte, ja er schwieg, als eine Cabinetsordre in ungnädigem Tone sein Religionsedict kritisirte und ihm die harte Wahrheit ins Gesicht sagte, es sei früher zwar kein Religionsedict im Lande gewesen, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt." Wöllner nahm das geduldig hin; es war dem Urheber der officiellen Orthodoxie von 1788 offenbar mehr um seinen Platz, als um sein System zu thun. Aber eben diese verächtliche Geschmeidigkeit beschleunigte seinen Sturz; im Frühjahr 1798 erhielt er in ungnädiger Form seine Entlassung und mit ihm die bekanntesten Träger und Werkzeuge seiner Kirchenpolitik. Diesen ersten Rückschlägen gegen die Richtung, die unter dem Vorgänger die herrschende gewesen, folgten kleine Reformen in der Verwaltung, dankenswerthe Maßregeln, die das Schulwesen und die Volkserziehung heben sollten, und einzelne Schritte, welche die Förderung der materiellen Interessen des Landes bezweckten. Im obersten Rechnungswesen ward eine strengere Prüfung anbefohlen, genaue Controle und Sparsamkeit eifrig eingeschärft. Das Tabaksmonopol, kaum wieder eingerichtet, ward schon in den ersten Wochen der neuen Regierung beseitigt. Ueberhaupt prägte sich im ganzen Thun der neuen Regierung ein wohlwollender Eifer für das gemeine Beste, ein nüchterner, sparsamer Sinn, eine ungesuchte Schlichtheit und Geradheit aus, die aus der Persönlichkeit des Königs

entsprang und im Lande die dankbarste Anerkennung fand. Die Zeitungen und Zeitschriften jener Tage waren erfüllt mit kleinen charakteristischen Zügen, welche die anspruchlose Simplicität, das bürgerlich einfache Wesen, die musterhafte Häuslichkeit des jungen Monarchen beurkundeten. Nach dem Aergerniß, welches sich an die Lichtenau und ihren Schweif geknüpft hatte, war der Anblick eines Königspaares, dessen innige Zuneigung, Züchtigkeit und Sittenstrenge Allen zum Vorbild dienen konnte, besonders wohlthuend. Diese persönlichen Tugenden hatten die Erzieher Friedrich Wilhelms III. glücklich zur Entfaltung gebracht. In bescheidenen, knappen Verhältnissen, wie nur irgend ein Bürgerkind, hatte der Kronprinz seine frühesten Knabenjahre verlebt; einfach, mäßig in seinen Bedürfnissen, an strenge Zucht gewöhnt, im ganzen Wesen offen und wahrhaftig wuchs er heran. Seine religiöse Erziehung trug mehr ein praktisches als speculatives Gepräge; die mystischen Neigungen des Vaters waren ihm fremd geblieben. Nüchterne Verständigkeit, ein gerechter, wohlwollender und gerader Sinn, strenges Pflichtgefühl und Ordnungsliebe prägten sich früh als vorwiegende Eigenschaften in Friedrich Wilhelm aus; es war sicherlich zum guten Theil Verdienst seiner Erzieher gewesen, diese Eigenschaften in ihm zur Entfaltung zu bringen. Aber auch die angeborene Blödigkeit seines Wesens war durch seine Erziehung begünstigt worden; durch die pedantische Art seines ersten Lehrers früh verschüchtert, entbehrte er des Selbstvertrauens, der raschen Entschlossenheit und des durchgreifenden Willens, den sein königlicher Beruf verlangte. Eine Geistesbildung, die ihm eine umfassende und große Anschauung der Dinge hätte geben können, war ihm nicht geworden; noch weniger hatte man das Augenmerk darauf gerichtet, zur Selbständigkeit des Handelns ihn früh heranzubilden. Unter dem Vater von allen Geschäften fern gehalten, während die Lichtenau und ihre Creaturen das Ohr des Königs hatten, entbehrte er noch völlig der praktischen Uebung und Sicherheit, die ihn zu seinem königlichen Berufe hätte vorbereiten können. Die Umgebungen seit seinen Jünglingsjahren waren am wenigsten geeignet, diese Lücke zu ergänzen. Sein Adjutant war General Köckeritz, wie Stein ihn schildert,*) ein ehrlicher, wohlmeinender Mann, aber von eingeschränkten Begriffen und ohne Bildung. Er hatte sein ganzes Leben mit dem kleinen Dienst in der Potsdamer Garnison zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbständigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorsam hingewirkt wurde; hier bildete sich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur der flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, „um ungestört seine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können.“ Die Gewöhnung an solchen Umgang wirkte auf den jungen König nicht günstig; es setzte sich in ihm eine gewisse Vorliebe für die ehrbare Mittelmäßigkeit,

*) S. dessen Leben von Pertz I. 172.

eine Scheu gegen große und geniale Menschen fest. Ein Mann wie Stein hat ihm nie so nahe kommen können, wie Köckeritz oder Zastrow. Dazu stimmte denn die tiefe Abneigung gegen kühnes, entschlossenes Handeln, und die scheue, verzagte Art des Königs, in den einmal breitgetretenen Geleisen, so lange es immer ging, fortzuwandeln. Dies Phlegma der Gewöhnung war wohl auch die Ursache, daß, während die Lichtenau beseitigt ward, ihre Creaturen, die einflußreichsten Träger einer Politik ohne Grundsatz und ohne Sittlichkeit, in ihren Stellen blieben. Denn nur die Scheu vor einem durchgreifenden Entschluß kann die räthselhafte Erscheinung erklären, daß ein so sittenstrenger und unbescholtener Mann, wie der König, jetzt und später, von der Zeit der Haugwitz und Lombard an bis zu dem Einflusse des Fürsten Wittgenstein, Personen um sich geduldet und mit Vertrauen ausgezeichnet hat, die schon durch ihre sittlichen Qualitäten aus der Nähe des Monarchen hätten verbannt sein sollen.

Eine durchgreifende Veränderung ward darum 1797 in keinem Zweige des Staatswesens versucht; es kehrte wohl in die Staatsleitung mehr Ordnung, Zucht und Sparsamkeit zurück, aber alles Andere blieb, wie es vorher gewesen. Die Leitung der auswärtigen Politik behielt Graf Haugwitz; es blieb neben ihm als einflußreichster Rathgeber der Geheime Cabinetsrath Lombard, ein Mann von Geist, Bildung und Geschäftsgewandtheit, über dessen Schlaffheit, Leichtsinn und Immoralität aber nur eine Stimme war. Es bestand fort die verderbliche Einrichtung des Cabinetsrathes, einer Behörde meist bürgerlicher Schreiber und Beamten, die, zwischen den König und die eigentlichen Minister gestellt, ohne Verantwortlichkeit, oft auch ohne innern Beruf, die unmittelbare Einwirkung auf den Monarchen übte und als unsichtbare Camarilla über die wichtigsten Interessen des Staates entschied. Wohl hatte in der ersten Zeit des Königs ein trefflicher und ehrenwerther Mann, der Cabinetsrath Mencke, den vorwiegenden Einfluß, allein dessen leidende Gesundheit nöthigte ihn bald zum Rücktritt und sein Nachfolger gab sich willig an die Politik Haugwitz-Lombard hin. Wären aber auch die tüchtigsten Personen in diesem Rathe vereinigt gewesen, die ganze Einrichtung war nachtheilig; sie lähmte die Geschäfte und stand kräftigen Männern und durchgreifenden Maßregeln überall im Wege, weshalb Stein später seine Uebernahme der Regierung vor Allem von der Beseitigung dieser Behörde abhängig gemacht hat. Wenn auf diese Weise selbst die bedenklichsten Formen des überlieferten Regiments unangetastet blieben, so war eine sittliche Regeneration des Staates und der Gesellschaft natürlich nicht zu hoffen. Die Weichlichkeit, die platte Genuß- und Erwerbsucht, welche die Kraft des Volkes entnervte, die Frivolität und Ungebundenheit, die eine Erbschaft der Vergangenheit war, der flache, äußerliche Sinn, der die Zeit beherrschte, dies Alles blieb unverändert, wie es in den letzten Zeiten Friedrichs und unter Friedrich Wilhelm gewesen; das officielle Frommthun verschwand, aber die Immoralität

und Heuchelei, die sich dahinter versteckt, blieb übrig. Die kurzsichtige Selbstsucht der Friedenspolitiker hielt den Geist der ganzen Nation gefangen und beherrschte die Armee, die, des Krieges entwöhnt, von dem alten Ruhme ihrer Unbesiegbarkeit zehrte und in selbstgenügsamer Einbildung auch der neuen Zeit und ihren Kampfesmitteln sich mehr als gewachsen glaubte. In den höhern Ständen war der aufopfernde vaterländische Sinn und die patriarchale Einfalt alter Zeiten mehr und mehr verschwunden; der Adel erschien als eine Klasse von Privilegirten, die weniger in Leistungen, als in Gunst und Vorrecht die Ersten zu sein strebten. Die untern Klassen litten unter diesen Vorrechten, deren Druck sie abstumpfte und mit Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe des Staates erfüllte. Kurz, es war in der ganzen Staatsmaschine ein Stocken, in der Gesellschaft eine sittliche Lähmung eingetreten, deren ganze Gefahr erst erkannt ward, als es für die friedliche Heilung zu spät war. Eine Katastrophe ohne Beispiel mußte erst vorausgehen, bis man die Mittel der Wiedergeburt fand.

Damals, bei Friedrich Wilhelms Thronbesteigung, war der Kern des Uebels auch den Scharfsichtigsten nicht deutlich geworden. Wohl drängten sich eifrige Wünsche genug an den Königsthron heran, aber in dem Allem ward keine Stimme laut, welche den eigentlich wunden Fleck berührte. Unter den Bittstellern jener Tage war einer der ungestümsten und nach den Anschauungen der Zeit auch vorlautesten Friedrich Gentz, der sich in seinem „Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III." zum Sprecher der Volkswünsche aufwarf. Allein auch hier war nur von einzelnen Besserungen in der Verwaltung, von Vertrauen, freier Presse die Rede, in der Lebensfrage theilte Gentz die Illusionen aller Andern. Auch er rühmt die preußische Armee als die „trefflichste und geehrteste", deren „innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheische"; auch er sagt, mit dem Kriege sei nie ein positiver Vortheil zu erlangen, und rühmt die aufgeklärte Staatskunst, welche den Gedanken, mit Krieg etwas zu gewinnen, in das Reich der Träume verwiesen habe. „Den Krieg abzuwenden — so lautet auch bei ihm das Orakel der Zukunft — muß der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein."

Vierter Abschnitt.

Der Congreß zu Rastatt.

Indessen war die Frist herangekommen, wo der große Friedenscongreß zu Rastatt die Angelegenheiten des deutschen Reiches zur Erledigung bringen sollte. Der Reichstag trat nun vollends in den Hintergrund und seine Verhandlungen boten im Laufe des nächsten Jahres auch nicht das mindeste Interesse. Recht geflissentlich suchte man jede bedeutende Angelegenheit von Regensburg fernzuhalten, so lange das Schicksal Deutschlands der Versammlung in Rastatt überantwortet war; die Reichsversammlung verbrachte deshalb ihre Zeit mit Sachen ohne politische Wichtigkeit, der Sustentation des Reichskammergerichtes und ähnlichen Fragen, die zu jeder Zeit als Lückenbüßer auf der Tagesordnung standen und doch niemals zur Erledigung gekommen sind.

In Rastatt sollte der Friede und die künftige Ordnung des Reiches festgestellt werden. Wie es in Deutschland nie an Hoffenden gefehlt hat, so sind auch damals sanguinische Stimmen laut geworden, welche von dem bevorstehenden Congresse eine Wiedergeburt des deutschen Reiches erwarteten. Eine bessere Organisation des Ganzen, eine tüchtige Reichsjustiz, Gewissens- und Preßfreiheit, Verbesserung des deutschen Gewerb-, Zunft- und Innungswesens, Abstellung des Bettels, Schutz der deutschen Manufacturen gegen das zunehmende britische Uebergewicht — solche und noch ausschweifendere patriotische Wünsche sind in politischen Schriften jener Zeit niedergelegt und erwarteten von dem Congresse ihre Erfüllung. Daneben machten sich auch schon Stimmen recht laut und schamlos geltend, welche im französischen Interesse oder Solde Deutschland auf die kommenden Dinge vorbereiten sollten. Es liegt uns eine solche Schrift von „einem deutschen Patrioten" vor, worin als erstes Opfer des Friedens die Räumung von Ehrenbreitstein verlangt wird, weil dessen Lage Coblenz beherrsche und also Deutschland leicht in die

„Unannehmlichkeit" eines Conflictes mit der mächtigen Republik bringen könne. Preußen, forderte derselbe „Patriot", solle mit Frankreich eine innige Allianz eingehen, aber sein Gebiet zugleich, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden, möglichst weit von den französischen Gränzen entfernen. „Deutschland", in eine große „Fürstenunion" vereinigt, würde dann an den Kriegen Oesterreichs und Preußens gar keinen Antheil mehr zu nehmen brauchen. Man sieht, die künftige deutsche Trias von 1806 und der Rheinbund waren in den Köpfen der Eingeweihten schon vorhanden; leider beurtheilten diese Stimmen die Lage richtiger, als die patriotischen Schwärmer, die sich von der bevorstehenden Diplomatenversammlung den Aufgang einer neuen Zeit für Deutschland versprachen.

Im Allgemeinen war die Stimmung nichts weniger als enthusiastisch oder schwärmerisch; entweder Gleichgültigkeit gegen die untergehenden alten Formen oder frivoler Spott ist der vorherrschende Ton der Zeit. Ein mit treffendem Witz geschriebenes fliegendes Blatt aus jenen Tagen schildert die „Leidensgeschichte des Friedenscongresses in Rastatt" mit lauter Bibelstellen. „Da versammelten sich, heißt es da, die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, daß sie das römische Reich mit List griffen." Das Römische Reich aber spricht: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod;" aus dem Kreise der geistlichen Kurfürsten hört man den Ruf: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, einer unter Euch ist's, der es verrathen wird." Bonaparte verfügt: „Wir haben nur ein Gesetz; nach dem muß es sterben." „Was wollt Ihr mir geben, fragt Preußen, daß ich es Euch verrathe?" Und vom Kaiser heißt es: „Er ließ es geißeln und übergab es, daß es gekreuzigt würde." Auch die Reichsarmee wird nicht vergessen. „Sie schlugen an ihre Brust und kehrten wieder um."

Ein ähnliches Product hat damals Joseph Görres ausgehen lassen; er hielt im Januar 1798 in der patriotischen Gesellschaft zu Coblenz dem heiligen römischen Reich eine Leichenrede und fingirte ein Testament, das auch jetzt noch ein gewisses Interesse bietet, da die Nachtreter des Mannes nicht selten eine überschwängliche Pietät für die Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches affectiren. Diesem Tendenzcultus gegenüber ist es von Werth zu wissen, wie die junge Generation von damals über diese Herrlichkeit geurtheilt hat.*) In dem erwähnten Testament wird zuerst die fränkische Republik als einzig rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers bestellt, dann die Insignien und Güter des Reiches vertheilt. „Die Reichsoperationscasse und die goldne Bulle sollen Sr. päpstlichen Heiligkeit zufallen; die erste um ihre zertrümmerten Finanzen wiederherzustellen, die zweite, damit selbe ihre eignen Bullen damit vergolden und denselben durch den äußerlichen Schimmer, der in unsern verderbten Zeiten nothwendig ist, den verlorenen Credit wieder verschaffen

*) S. Rothes Blatt Jahr VI. 20. Ventose.

können. Die große, mittlere und kleinere Reichstitulatur soll einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt, und aus dem Erlös ein jährliches Seelenamt gestiftet werden, das jedesmal an dem Jahrestage mit aller möglichen Feierlichkeit gehalten werden soll." Die Einkünfte des Kaisers werden dem Armenhause zu Regensburg, die Prälaten- und andere Bänke der Universität Heidelberg vermacht. „Die Reichsdeputation in Rastatt soll ihre Sitzungen permanent erklären und sich dann mit Abschluß eines ewigen Friedens beschäftigen; jeder Artikel desselben darf aber in nicht weniger als 50000 Sitzungen abgethan werden. Die Reichsarmee soll dem Landgrafen von Hessen Cassel übergeben werden, damit er sie bei erster bester Gelegenheit den Meistbietenden zuschlagen und nach England, America oder Ostindien verhandeln möge. Das Reichsarchiv soll ausgestäubt, gesäubert, geordnet und dann den Chemikern ausgeliefert werden, um englisches Riechsalz für unsre allenfalls ohnmächtig werdenden Erben daraus abzuziehen. Alle Nonnen unseres Gebiets vermachen wir unsern Mönchen, und hoffen, daß beide Theile sich wohl dabei befinden werden. Alle sich vorfindenden Perücken, Mäntel und übriger Apparat sollen dem Naturalienmuseum zu London übermacht werden, um dort in die große, für alle Nationen und Zeiten angelegte Perückensammlung aufgehangen zu werden."

So dachte die junge Generation über den Werth der alten Formen, und allerdings waren dieselben nicht dazu angethan, Achtung oder Pietät zu erwecken. Niemals war das Reich kläglicher zerrissen, als eben jetzt; der Kaiser führte das Schauspiel auf, es zu dem Friedenscongresse einzuladen und ihm die Erhaltung seiner Integrität vorzuspiegeln, während er in den geheimen Artikeln von Campo Formio diese Integrität bereits den Franzosen preisgegeben hatte. Preußen, seit Jahren von Frankreich ins Schlepptau genommen und auf die Spolien des deutschen Reiches angewiesen, hatte sich schon 1796 Vergrößerungen von der Republik versprechen lassen und diese letztere hatte jüngst an Oesterreich die Zusage gemacht, daß Preußen keine Erwerbung zufallen solle. Oesterreich war lüstern auf Baiern und voll Hoffnung, ein Stück davon jetzt mit Frankreichs Hülfe zu erlangen; Preußen gleich begierig nach Arrondirungen in Franken und Westfalen und nicht weniger eifrig, diese Beute durch französische Protection zu gewinnen. Die kleineren Reichsstände erschienen zu Rastatt zwar mit der patriotischen Miene, die Integrität des Reiches zu erhalten, aber auch von ihnen waren schon mehrere in geheimem Einverständniß mit Frankreich, hatten die Rheingränze ihres Theils eingeräumt und sich dafür die geistlichen Stifter zusagen lassen. Allenthalben nur betrogene Betrüger, vom Kaiser an bis zu den kleinen süddeutschen Reichsständen herab!

Es war der französischen Politik nicht schwer, diese zerfahrenen Gruppen in ihrem Sinne zu leiten; sie versprach den Preußen Vergrößerung und sagte zugleich den Oesterreichern das Gegentheil zu; sie stellte dem Kaiser Baiern in Aussicht und war doch im Ernste nie entschlossen, es zu thun; sie schien Oesterreich auf Kosten der Kleineren vergrößern zu wollen und war doch mit diesen schon im Reinen, sie sich auf Kosten von Kaiser und Reich als französische Clientel in Süd- und Westdeutschland großzuziehen. Eifrig wurden Oesterreich und Preußen in Haß und Mistrauen erhalten, die Mittleren und Kleineren mit der Sorge vor dem bösen Willen der Großen erfüllt, Allen eingebildet, daß nur Frankreich ihnen Schutz und Stütze sei. Die Instructionen des Directoriums an seine Gesandten in Rastatt zeichneten mit dürren Worten die Taktik vor: dem Reiche durch Drohen Mainz abzuschwatzen, den mittleren und kleineren Staaten eine Invasion anzudrohen, wenn sie nicht zustimmten, Preußen über die wahre Lage im Ungewissen zu lassen und es mit Redensarten abzuspeisen.*) Die Taktik war plump und handgreiflich und den Franzosen selbst ist es im Laufe der folgenden Unterhandlung manchmal zweifelhaft geworden, ob sie ihren Zweck völlig erreichen würden,**) aber die Rivalität der Großen und die haltlose Schwäche der Kleinen sicherte ihnen überall den Erfolg.

Der deutsche Kaiser bezeichnete die Einleitungen zu dem Congresse mit einem Act seltener Doppelzüngigkeit. In einem Hofdecrete vom 1. November forderte er die Reichsstände auf: „sie möchten, dem großen Erhaltungsgesetz der Einheit und Gesammtheit des deutschen Reiches in gesetzlicher Verbindung mit dessen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinsame Wohl des deutschen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutscher Standhaftigkeit wirksamst unterstützen und also vereint mit ihrem Reichsoberhaupte den längst gewünschten, auf die Basis der Integrität des Reiches und seiner Verfassung zu gründenden billigen und anständigen Frieden bestens befördern und beschleunigen." In dem Augengenblicke, wo der Kaiser sich so salbungsvoll vernehmen ließ, hatte er nicht nur zu Campo Formio bereits die „Integrität des Reiches" an das Ausland hingegeben, sondern er war eben im Begriff, diese Hingabe durch einen neuen Act schmachvoller Nachgiebigkeit unwiderruflich zu machen. Es galt die rasche Abtretung der deutschen Gränzfestungen, deren Räumung in Campo Formio vorerst nur versprochen war; erst wenn die Franzosen dort fest saßen, fühlten sie sich des linken Rheinufers sicher, drum sollte Oesterreich durch die Aussicht auf eine rasche Uebergabe der venetianischen Beute bewogen werden, sofort Mainz und das deutsche Reichsgebiet preiszugeben. Bonaparte selbst kam, um das ins Reine zu bringen, nach Rastatt; wie ein

---

*) S. Correspondance inédite de N. Bonaparte. Campo Formio. II. 417. 418.
**) S. die Note Talleyrands in Gagerns Antheil an der Politik I. 88.

Zeitgenosse ihn schildert, erschien er dort trocken, verschlossen und schneidend, machte rasch das Geschäft ab, um dessenwillen er gekommen war, und hinterließ dann einen Agenten auf dem Congresse, der ihm über den Zustand der Dinge berichtete. Am 1. December schloß er die Uebereinkunft mit den Oesterreichern, wonach die Kaiserlichen, während die Franzosen das venetianische Gebiet räumten, bis Weihnachten das Reich verließen und sich in die Erbstaaten zurückzogen. Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und Würzburg sollten geräumt, Mainz zu Ende December den Franzosen übergeben werden. Der Kaiser versprach, bei Kurmainz und dem Reiche sich dafür zu verwenden; würden sie nicht einwilligen, so könnten die Franzosen sie mit Gewalt dazu nöthigen. Die Vollziehung dieser Uebereinkunft mußte freilich die in Rastatt versammelten Vertreter des Reiches sehr bald darüber aufklären, was es mit der vom Kaiser betonten „Integrität des Reiches" in der That auf sich hatte.

Indessen hatten sich schon im November die bunten Elemente zu dem großen Congresse in Rastatt gesammelt. Officiell nahmen an der Friedensverhandlung Theil: die Gesandten der französischen Republik, die des Kaisers und die in Regensburg ernannte Reichsfriedensdeputation, aus Kurmainz, Kursachsen, Oesterreich, Baiern, Würzburg, Hannover, Hessen-Darmstadt, Baden und den Reichsstädten Augsburg und Frankfurt zusammengesetzt. Aber es waren außerdem auch alle übrigen Kurfürsten, die meisten geistlichen Stifter, die weltlichen Glieder des Fürstencollegiums, von Pfalzzweibrücken, Württemberg, Hessen-Cassel, Mecklenburg, Dänemark und Schweden an bis zu den Reichsgrafen herab, theils durch Gesandtschaften vertreten, theils persönlich anwesend. Von den Reichsstädten hatten wenigstens die größeren Abgesandte hingeschickt und auch die Ritterschaft unterließ es nicht, ihre Interessen vertreten zu lassen. Selbst Corporationen, die nicht zu den unmittelbaren Reichsständen zählten, wie die Landstände von Württemberg, vom Breisgau, vom Stift Hildesheim, oder die vielbedrängten pfälzer Reformirten hatten ihre diplomatischen Agenten auf dem Congresse. Dazu kamen dann die auswärtigen Gesandtschaften, unter denen im Namen von Böhmen und Ungarn auch ein österreichischer Diplomat erschien. Die Vertretung Oesterreichs war auf diese Weise eine dreifache; eine Gesandtschaft, an deren Spitze Graf Metternich, der Vater des Staatskanzlers, stand, vertrat den Kaiser als Reichsoberhaupt; eine zweite, unter Lehrbachs Leitung, repräsentirte Oesterreich als Mitglied der Reichsfriedensdeputation; die dritte für Böhmen und Ungarn ward vom Grafen Ludwig Cobenzl geführt. Preußen war durch den vom Fürstenbunde und vom Reichstage her bekannten Grafen Görtz, durch den Baron Jacobi, den bisherigen Gesandten in London, und durch Dohm vertreten; des jüngern diplomatischen Nachwuchses nicht zu gedenken, der hier, wie bei den meisten größeren Gesandtschaften, zahlreich ge-

nung vorhanden war.*) Die gesammte Diplomatie der alten Zeit war fast vollzählig hier beisammen; auch die Juristen und Publicisten des heil. römischen Reiches hatten sich zahlreich eingefunden, um der Bestattung desselben beizuwohnen. Neben dem mainzischen Kanzler Albini, dem beim Fürstenbunde genannten sächsischen Botschafter Graf Löben, dem Domherrn Grafen Friedrich Stadion, dem jungen Metternich, der das westfälische Grafencollegium vertrat, waren als literarische und publicistische Namen Ittner, Zentner, Martens, Häberlin und der nachherige Ritter von Lang zu nennen. Der Letztere hat uns in seiner Weise den Congreß und seine Persönlichkeiten Grau in Grau gemalt,**) und doch, darf man sagen, schwerlich ein Wort übertrieben, wo er die Erstarrung des alten Wesens, das leere, nichtsnutzige Treiben der Reichsdiplomatie und die tiefe Gleichgültigkeit der Meisten gegen das, was dem Reiche bevorstand, geschildert hat. Wir haben über den Congreß verschiedene handschriftliche Berichte fürstlicher Gesandten eingesehen und dabei die charakteristische Erfahrung gemacht, daß der frivole, spöttelnde Ton und die skurrilen Späße nicht nur bei dem Ritter von Lang, sondern auch bei andern Mitgliedern des Congresses die geläufige Form waren, in der sie die Rastatter Vorgänge besprachen. Pietät und Theilnahme für das alte, morsche Wesen war fast nirgends mehr vorhanden; nach diesen Aufzeichnungen konnte es scheinen, als sei die Rastatter Episode nicht etwa ein Stück tiefer Erniedrigung Deutschlands, sondern eine lustige Komödie gewesen, aus der jeder Einzelne so viel Nutzen und Amusement als möglich habe zu ziehen suchen. Die ersten diplomatischen Persönlichkeiten entwürdigten sich durch Auftritte, wie sie allenfalls einem jungen Roué anstanden; Graf Cobenzl nahm hierin den vordersten Rang ein und vergebens suchte der alternde Graf Metternich mit ihm zu rivalisiren.***)

Gegenüber diesem theils pedantischen, theils frivolen Geschlecht hatten

---

*) S. die Personalstatistik in Posselts Annalen 1798. II. 278 ff.

**) S. dessen Memoiren I. 317 ff.

***) Von mehreren Proben führen wir aus einer geheimen Correspondenz dieser Zeit nur eine an. Als Cobenzl im April rasch nach Wien sollte, fehlte ihm sein Wagen; er hatte denselben einer Sängerin, der Citoyenne Hyacinthe, der er in anstößiger Weise den Hof machte, geborgt, damit sie nach Straßburg zurückreisen konnte. „Aber die Citoyenne H. hatte ihn unterdessen einem andern Geliebten geborgt, der damit nach Frankfurt gefahren war, und Cobenzl mußte nun in einer elenden Cariole seine Reise nach Wien machen.“ Solcher Geschichten fielen manche vor. Das schreckte aber den kais. Commissarius, den Grafen Metternich, nicht ab, durch eifrigen Umgang mit Komödiantinnen, wie ein anderer Bericht sagt, „den Ruf eines ebenso artigen Mannes wie Graf C. zu erstreben.“ — Auf der französischen Gesandtschaft war die Galanterie nicht allzu groß, dagegen herrschte dort schamlose Bestechlichkeit und ein Attaché derselben wurde später bei seiner Abreise überführt, einem andern Diplomaten seine Equipage gestohlen zu haben.

die französischen Unterhändler leichtes Spiel. Die Gesandtschaft der Republik bestand, nachdem Bonaparte nur einen Moment aufgetaucht und dann verschwunden war, aus Treilhard und Bonnier; der erstere ward später, als er ins Directorium eintrat, durch Jean Debry ersetzt und außerdem um die Mitte des nächsten Jahres der ehemalige Pfarrer Roberjot der Gesandtschaft beigegeben. Von diesen allen erwarb sich nur Roberjot den Ruf eines gebildeten, verträglichen Mannes mit anständigen Formen; der übermüthige Trotz und die Brutalität der übrigen, besonders Bonniers, hat eine traurige Berühmtheit erlangt. Indessen diese Männer wußten, was sie wollten; sie verfolgten das Ziel, das ihnen vor Augen stand, die Macht und Vergrößerung ihres Landes, mit rücksichtsloser Dreistigkeit, mit allen Mitteln revolutionärer Terroristen; das mußte ihnen sogar ein moralisches Uebergewicht über die alte Reichsdiplomatie geben. Denn diese war nur durch kleine selbstsüchtige Motive getrieben, hatte sich jedes vaterländischen Interesses größtentheils entäußert und war allezeit bereit, durch geschmeidige Unterwürfigkeit vom Reichsfeinde kleine Vortheile auf Kosten der Gesammtheit zu erkaufen.

Die amtliche Verhandlung sollte zwischen den französischen Gesandten und der Reichsfriedensdeputation gepflogen werden; natürlich in der weitläufigen Form des schriftlichen Verfahrens und mit aller der überlieferten Pedanterie, die im Reiche und am Reichstage heimisch war. Es ließ sich kaum etwas Verschrobeneres denken, als diese Verhandlung mit einem wachsamen, unermüdlichen Gegner, der zudem in der Wahl seiner Mittel niemals verlegen war. Die Friedensdeputation bestand, wenn man alle Betheiligten mitzählte, aus 76 Personen; kein Wunder, daß die Franzosen von jeder Berathung alsbald in Kenntniß gesetzt, von jedem Zerwürfnisse innerhalb des Ausschusses auf's genaueste unterrichtet waren. Und wäre dies nur der einzige Vortheil gewesen, den ihnen die Zerrüttung des Reiches in die Hand gab! Viel schlimmer war es, daß gleich anfangs neben der officiellen Friedensdeputation die einzelnen Stände des Reiches besondere Unterhandlungen mit den Franzosen anknüpften und sie so öffentlich und ungescheut pflogen, als wenn die Deputation gar nicht vorhanden gewesen wäre.

Die Taktik der Franzosen war durch diese Verwirrung sehr begünstigt. Sie hatten es bequem, die innerlich entzweiten Großstaaten, Oesterreich und Preußen, in dieser Entfremdung zu erhalten, indem sie Oesterreich durch Zusagen lockten, deren Erfüllung angeblich am preußischen Widerstande gescheitert sein sollte, und mit Preußen ein ähnliches Spiel spielten. Es ward dann bald die geläufige Praxis, die preußischen Vergrößerungstendenzen durch die österreichische Einsprache, die Absichten Oesterreichs auf Baiern durch die preußische Opposition zu vereiteln. Oder man zeigte Oesterreich und Preußen in der Ferne die verführerische Aussicht auf Arrondirungen und war dann geschäftig, zum Schrecken der Kleineren die eigenen Anerbietungen ins Publikum zu bringen, wie wenn es Ansinnen der Wiener und Berliner Politik

gewesen wären. Die mittleren und kleineren Reichsstände, die sich auf der Länderjagd zu Rastatt befanden, wurden je nach ihrer Brauchbarkeit gnädig oder ungnädig behandelt; eine kleine französische Clientel, man konnte sagen ein Krystallisationskern des künftigen Rheinbundes, war unter pfalzzweibrücker Führung in Rastatt schon vorhanden. Die Franzosen brauchten nicht zu werben; man drängte sich mit eilfertiger Zudringlichkeit an sie heran.*) „Vorgestern — schreibt am 29. Dec. ein fürstlicher Gesandter — war ich endlich so glücklich nach einigem Warten im Vorzimmer den Minister Treilhard zu sehen und zu sprechen. Bonnier war für mich noch immer unsichtbar. Der Zutritt zu diesen Deputirten ist so leicht nicht. Die Franzosen unterscheiden die Gesandtschaften weltlicher Fürsten merklich von den geistlichen, und wenn die französische Stimme die Stimme des Schicksals sein sollte, so ist sicher die Lage der weltlichen Fürsten viel glücklicher, als jene der geistlichen. Sogar der Kammerdiener von Treilhard scheint diesen Unterschied zu machen. Er fragte mich ziemlich finster, ob ich ein Gesandter eines geistlichen Fürsten wäre, und auf die Antwort nein! wurde sein Gesicht heller und ich sogleich gemeldet.“ Dann schreibt derselbe Diplomat: „In diesem Augenblicke darf man nicht auf einige Summen sehen; aber man muß versichert sein, wenn man sie hingiebt, daß sie in die rechten Hände kommen. Ich muß mir hier den Zutritt zu den französischen Deputirten auch verschaffen, aber so groß werfe ich nicht umher!“ Das Verfahren dabei war, wie wir aus den vertraulichen Berichten ersehen, einfach folgendes: außer den Geschenken, womit das Personal der französischen Gesandtschaft, bis zu den Kammerdienern und Kutschern herab, in guter Laune erhalten ward, saßen gewöhnlich in Straßburg und Paris Agenten, die mit beträchtlichen Summen die Machthaber und ihre Creaturen in der französischen Hauptstadt bearbeiteten.**).

---

*) Aus den handschriftl. Mittheilungen, die wir benutzt, theilen wir ein Schreiben mit, welches eine fürstliche Gesandtschaft bei Eröffnung des Congresses an Treilhard und Bonnier richtete. Citoyens ministres! Desirant la protection de la république française j'ai voulu mettre sous les yeux du directoire exécutif et des ministres les motifs qui me faisoient espérer de l'obtenir. C'est le contenu du mémoire ci-joint, dont je prends la liberté de vous présenter une copie. (Die Denkschrift zählt alle Nachgiebigkeiten und Rücksichten auf, die im letzten Kriege auf Kosten des Reiches zu Gunsten des Feindes geübt worden waren.) Veuillez donc, je vous prie, Citoyens ministres, vous intéresser en ma faveur et en remettant au directoire exécutif le dit mémoire être l'organe de mes sentimens sincères envers la république et des voeux que je forme pour obtenir l'assurance de sa puissante protection. Das Schreiben darf wohl als Musterstück aller ähnlichen Petitionen gelten.

**) Aus den angeführten Papieren theilen wir als Probe die geheimen Ausgaben mit, welche in den Akten einer reichsfürstlichen Gesandtschaft zweiten Ranges ver-

So waren die Franzosen sehr bald vollkommen Herren der Situation; sie hielten die entzweiten Großmächte durch einander im Schach, sie liebkosten oder schreckten je nach Bedürfniß die Mittleren und Kleineren, sie lernten die hülflose Lage des alten Reichs gründlich genug kennen, um darauf die Berechnungen ihrer künftigen Politik zu bauen. Daß die schwerfällige Friedensdeputation Allen unbequem, namentlich den Franzosen vielfach lästig war, ist begreiflich; ihr Verfahren gegen dieselbe überbot denn auch Alles, was französische Dreistigkeit und jacobinische Rohheit in ähnlichen Lagen geleistet hat.

Der Hader begann gleich bei den Vorfragen. Die Deputation kam mit einer Vollmacht, die auf die Integrität des Reiches gebaut war; die Franzosen weigerten sich, eine solche Vollmacht anzunehmen. Ein wunderliches Verhältniß war es allerdings; während man von Regensburg aus mit einer gewissen Unschuldsmiene die Integrität des Reiches verlangte, waren den Franzosen von Preußen, von Oesterreich, von Württemberg, von Baden Gebiete am linken Rheinufer nicht nur zugesagt, sondern sie hatten dasselbe beinahe vollständig im Besitz, und eben jetzt ging Oesterreich einen Vertrag ein, wonach auch der Rest des Pfandes ihnen friedlich ausgeliefert werden sollte. Drum hätte der Anstand und sogar die gewöhnliche Klugheit geboten, daß der Kaiser, wenn doch einmal Deutschland die Kosten der venetianischen Arrondirung tragen sollte, wenigstens offen damit hervortrat und gleich der Friedensdeputation erklärte: das Reichsoberhaupt habe, um den Besitz Venedigs von den Franzosen rascher zu erlangen, in die Räumung des Reiches und die Uebergabe seiner Festungen willigen müssen. Es war eine der kurzsichtigen Pfiffigkeiten, an denen die Diplomatie jener Zeit so reich ist, den Inhalt der Uebereinkunft zu verbergen und doch die ungesäumte Vollziehung vornehmen zu lassen. Höchstens auf eine Frist von wenig Wochen konnte diese Verheimlichung dauern; erfolgte dann die unvermeidliche Enthüllung, so hatte die kaiserliche Politik nur den moralischen Nachtheil, vor aller Welt einer unerhörten Doppelzüngigkeit überführt zu sein.

Diese widrige Episode erfüllte die ersten Wochen der Congreßverhand-

---

zeichnet stehen. An einen Kaufmann in Straßburg, der den Vermittler für Paris machte, wurden eilfhundert Gulden ausbezahlt (Dec. 1797); dann im März 1798 wieder 550 Fl. Ein Adjutant des General Vandamme erhielt 25 Louisd'or; ein Gesandtschaftssecretär am 21. Februar 220 Fl.; am 16. März der Secretär von Bonnier 275, am 18. der Secretär von Treilhard 550, am 18. April ein anderes Mitglied der Gesandtschaft 550 Fl. Der Schreiber von Treilhard war am 21. Januar mit 55 Fl. abgefunden worden; an die Kammerdiener, Bedienten und selbst in der Küche der Gesandten wurden in kurzen Fristen Geschenke von einem Dukaten bis zu einem Louisd'or und mehr ausgetheilt. Wenn das, wie zu erwarten, im Verhältniß zur Größe der einzelnen Bittsteller getrieben ward, so war das Geschäft der Franzosen offenbar ein sehr einträgliches.

lung. Am 9. Dec. schickte sich die Deputation an, die Verhandlungen auf der Grundlage der Integrität des Reiches, die ihr der Kaiser noch jüngst so warm ans Herz gelegt, zu eröffnen; aber in demselben Augenblicke hatte auch schon der Vollzug der französisch-österreichischen Convention vom 1. Dec. begonnen. Die kaiserlichen Truppen zogen nach dem Lech und Inn zurück, aus den Festungen wurden die Besatzungen und Geschütze weggeführt, die Franzosen rückten vor und sprachen von der Besetzung von Mainz wie von einer ausgemachten Sache. Der Schrecken im Reiche und unter den Uneingeweihten auf dem Congresse war allgemein; es liefen die abenteuerlichsten Gerüchte um, und auf dem rechten Rheinufer, am Main, am Neckar sah man mit bangster Besorgniß einer neuen französischen Ueberfluthung entgegen. Die kaiserliche Gesandtschaft zu Rastatt beschränkte sich auf die Anzeige, daß in Folge des Vertrags von Campo Formio der Kaiser seine Truppen zurückziehe; derselbe sei zwar außer Stande, wie bisher seine ganze Hausmacht zum Schutze des Reiches zu gebrauchen, werde jedoch unausgesetzt fortfahren, die Obliegenheiten als Reichsmitstand, wenn es das Reich für nöthig erachten sollte, zu erfüllen. Mit gleicher Zweideutigkeit wurden andere Bedenken und Anfragen beantwortet; man gab keine bestimmte Zusage und nahm doch die Miene an, als wenn alle Besorgnisse grundlos seien.*) Aufrichtiger waren die Franzosen. Schon am 9. Dec. ward von ihnen in einem officiellen Decret eine „armée de Mayence" erwähnt, und auf die Anfrage des Kurmainzer Gesandten erklärten sie unumwunden (16. Dec.), daß sie Mainz besetzen würden. Zum Beweis, wie sehr es damit Ernst sei, näherte sich schon ein französisches Corps unter General Hatry der Festung, fing an sie eng einzuschließen und den Commandanten zur Uebergabe aufzufordern. Aehnliches drohte Ehrenbreitstein. Diesen Thatsachen und Erklärungen gegenüber ließen sich die zweideutigen Bescheide der österreichischen Diplomatie nicht mehr aufrecht halten; die Reichsdeputation sah ein, daß sie vom Kaiser selbst hinter's Licht geführt werde. Sie ward dringender und verlangte offene Auskunft über die noch geheim gehaltenen Bestimmungen der zu Campo Formio und Rastatt geschlossenen Verträge. Es wurde dies abgelehnt mit der bezeichnenden Ausflucht: diese Artikel, die der Kaiser zu Campo Formio als souveraine Macht eingegangen, könnten um so weniger mitgetheilt werden, als auch die geheimen Bestimmungen der einzelnen Verträge deutscher Fürsten mit Frankreich dem Kaiser unbekannt geblieben seien. Das zeichnete die ganze Lage! Der Kaiser verhehlt dem Reiche eine Verabredung, die

*) In einem handschriftlichen Berichte einer andern reichsfürstlichen Gesandtschaft als der früher genannten heißt es um diese Zeit: Metternich, Cobenzl, Bonnier s'assemblent les nuits dans une chambre secrette par une galerie dérobée, la porte fermée à la clef.... L'on n'a compris que des ris, et entre autre les mots: le terme de l'empire est arrivé.

dessen Sicherheit und Existenz auf's innigste berührt; das Reich seinerseits steht zum großen Theil zu Frankreich in ähnlichen Verpflichtungen, die dem Kaiser verborgen sind!

Indessen ward das Schicksal der Festungen entschieden. Die Franzosen bedrängten das von den Kaiserlichen verlassene und nur noch spärlich besetzte Mainz und brachten es ohne Kampf dahin, daß mit Einwilligung des Kurfürsten am 18. Dec. die Festung durch eine Capitulation geräumt ward. Der Einnahme von Mainz folgte wenige Wochen später ein anderer Ueberfall, der nicht einmal in dem Decembervertrage vorgesehen war. Am 25. Januar 1798 wurde die kleine aus Reichstruppen bestehende Besatzung der Rheinschanze bei Mannheim aufgefordert, sich zu ergeben, und als das Begehren unerfüllt blieb, begann am Abend der Sturm, bei dem nach einem nicht unblutigen Gefechte die Besatzung umgangen und abgeschnitten ward. Bis sich in Rastatt die kaiserliche Gesandtschaft und die Friedensdeputation vernehmen ließen, war auch hier eine vollendete Thatsache vorhanden, gegen die alle Rechtsgründe und Proteste wirkungslos verklangen. So lief neben der Friedensverhandlung noch ein kleiner Krieg zur Seite, den das Reich und seine Diplomatie zu hindern ohnmächtig war. Die Gebiete links vom Rhein aber, über deren Abtretung zu Rastatt erst verhandelt werden sollte, wurden schon jetzt, wie es schien, mit absichtlichem Eclat, als französische Erwerbung behandelt, in Departements eingetheilt, die französische Gesetzgebung angewandt, Contributionen und Steuern in ihnen erhoben.

Dem Allem gegenüber machte es denn allerdings einen wunderlichen Eindruck, wenn die Friedensdeputation mit einer Vollmacht erschien, welche die Integrität des Reiches als Grundlage annahm. Da die Franzosen sich weigerten, die Verhandlungen zu eröffnen, so lange die Deputation keine andere Vollmacht beibringe, mußte man sich erst mit dem Reichstage benehmen, der dann auch am 11. Januar 1798 eine unbedingte Vollmacht ausstellte. Erst jetzt konnte das eigentliche Friedensgeschäft beginnen. Am 17. Januar trat die französische Gesandtschaft mit der Erklärung hervor: Frankreich verlange als Grundlage des Friedens die Rheingränze; doch sollten die einzelnen Reichsstände für ihre Verluste entschädigt werden. Nun war, wie wir uns erinnern, im Frieden von Campo Formio den Franzosen nicht das ganze Gebiet am linken Rheinufer, sondern nur der größere Theil zugesagt und zugleich Oesterreich entsprechende Vergrößerungen auf Kosten Baierns verheißen. Jetzt forderten die Franzosen das ganze Rheinufer und waren offenbar nicht geneigt, die österreichischen Absichten auf Baiern zu unterstützen; denn der Grundsatz der Entschädigung, den sie zugleich aussprachen, bezog sich vorzugsweise auf die kleinen süd- und westdeutschen Reichsstände, die man sich als Clientel großzuziehen hoffte. Diese höher gespannten Forderungen waren eine Frucht der jüngsten Erfahrungen, welche die Franzosen gemacht. Sie hatten gelernt, was man dem deutschen Reiche Alles bieten dürfe; sie sahen den

Zwiespalt Oesterreichs und Preußens, das Mistrauen, welches Preußen durch die Vorgänge von 1795 und 1796, Oesterreich durch seine jüngste Haltung im Reiche geweckt hatte, sie überzeugten sich von der Bereitwilligkeit vieler Mittleren und Kleineren, sich mit Hülfe Frankreichs zu arrondiren, sie hatten gesehen, wie wenig Mühe es gekostet, Mainz zu erlangen, die kaiserlichen Truppen aus dem Reiche hinauszubringen, die linksrheinischen Gebiete der Republik förmlich einzuverleiben.

Doch gab der erste Eindruck der Forderungen wenig Aussicht auf eine rasche Verständigung. Der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, erinnerte an die alten, freilich sehr verschütteten Ansprüche, die das Reich an Frankreich zu erheben hatte; die Friedensdeputation nannte die Annahme der Bedingungen eine Zerrüttung des Reiches, die sie nicht auf sich nehmen könne. Denn Deutschland verliere damit nicht nur seine Barrière nach Westen, sondern seine Verfassung erleide einen furchtbaren Stoß, ja das Gleichgewicht Europas werde durch die Gefährdung des Reiches bedroht. Frankreich gewinne durch diese fremden Gebiete lange nicht so viel, als Deutschland durch ihre Abtretung verliere; für das Reich sei die Einbuße so bedeutend, daß seine ganze Weltstellung dadurch geändert werde.

Viel Erfolg war von solchen Vorstellungen freilich nicht zu erwarten.*) Die Rheingränze war den Franzosen von Oesterreich, von Preußen und von einigen anderen Reichsständen vertragsmäßig zugesagt; was wollte es bedeuten, wenn jetzt Oesterreich in seiner Rolle als Reichsoberhaupt Scheines halber eine andere Sprache führte, oder wenn ein paar mittlere Reichsstände wie Kursachsen und Hannover im Bunde mit einigen ziemlich machtlosen, wie Darmstadt und Würzburg, die Miene annahmen, die französischen Ansinnen rundweg abzulehnen? Der geheimen Zustimmung Oesterreichs und Preußens versichert, durch die Entzweiung dieser Beiden Herr der deutschen Lage, dazu von den Reichsständen zweiten und dritten Ranges schon eifrig umworben, konnte Frankreich diesen Sturm im Wasserglas ruhig mit ansehen; die Annahme seiner Forderungen war gewiß, mochten sich auch vorerst der Regensburger Reichstag und die von ihm bestellte Deputation mit voller Einstimmigkeit dagegen setzen.

Dies Bewußtsein klang denn auch aus der Antwort heraus, worin die französischen Unterhändler (28. Januar) die Erklärung der Reichsdeputation

---

*) In einem Schreiben des Grafen Görtz (aus einer der angeführten dipl. Correspondenzen) ist schon am 19. Januar der Gang der Dinge richtig vorausgesagt. On représentera, on insistera irrévocablement et on cédera, et alors les princes possessionés sur l'autre rive reclameront des indemnisations à la députation, à l'Empereur, s'adresseront en partie aussi à la mission prussienne, et essentiellement à la France et celle-là vraisemblablement lâchera alors le mot du guet des sécularisations etc.

zurückwiesen; man sprach mit dem Trotze, der sich des Erfolges sicher weiß. Mit den Gründen nahm man es freilich leicht genug, denn es klang doch beinahe wie Hohn, wenn die Franzosen jetzt das Reich beschuldigten, dasselbe sei der angreifende Theil gewesen, oder wenn sie behaupteten, nicht aus Eroberungssucht, sondern nur aus Sorge für die Sicherheit Frankreichs und Deutschlands wollten sie die Rheingränze, und deren Abtretung werde die innere Ordnung und Verfassung des Reiches nicht im Geringsten alteriren. Die Friedensdeputation nahm sich die Mühe, darauf ausführlich zu antworten; sie erinnerte an Alles, was seit den Beschlüssen vom 4. August 1789 bis zu dem Einfall Custines geschehen war, um das Reich zu kränken, sie wies darauf hin, daß die Abtretung des linken Rheinufers drei deutsche Kurfürstenthümer auflöse, eine große Anzahl Reichsstände fast esitzlos dund den burgundischen Kreis völlig verschwinden mache, also die Zusammensetzung und Ordnung des Reiches einer gänzlichen Umgestaltung entgegenführe.

Es nahm sich doch in der That seltsam aus, wenn die französischen Minister in ihrer Erwiederung (3. Febr.) noch einmal das Gespenst der Emigration von 1791 und 1792 als Ursache des großen Krieges heraufbeschworen und auf die Entschädigung der beraubten Reichsstände am rechten Rheinufer hinwiesen. Als ob das eine Entschädigung gewesen wäre, wenn man den Umfang des Reiches um zwölfhundert Quadratmeilen verringerte, seine Westgränze schutzlos machte, dafür aber die verdrängten Fürsten und Dynastien durch Beraubung Dritter bedachte. Oder als wenn Deutschland auch nur den Schein eines Ersatzes für seine Einbuße von vier Millionen Bewohnern dadurch erhalten hätte, daß man zu Gunsten des wittelsbachischen, zähringischen oder hohenzollernschen Hauses neue willkürliche Ländervertheilungen in dem übrigbleibenden Rumpfe des Reiches vornahm. Im Munde von republikanischen Diplomaten, welchen die Volkssouverainetät als Glaubensbekenntniß galt, war es doch eine wunderliche Auffassung: die Nation und das Reich nur wie Patrimonialgüter fürstlicher Geschlechter anzusehen! Indessen Rechtsgründe entschieden hier nicht mehr, nur die Gewalt gab den Ausschlag. Das gab sich auch charakteristisch genug in der Sprache kund, in welcher unterhandelt ward; die Franzosen redeten in dem übermüthigen, gebieterischen Tone, der seit 1792 durch sie in die diplomatischen Verhandlungen eingeführt war; die Reichsdeputation sprach bescheiden, fast demüthig, wie wenn sie geglaubt hätte, durch Höflichkeit und freundliche Ueberredung die Franzosen erweichen zu können.

Außerhalb Rastatt machte man sich seit dem ersten Auftreten der Franzosen keine Illusionen mehr; man war auf das Aergste gefaßt. Es drängten sich die abenteuerlichsten Gerüchte von Ländervertauschungen, von dem Verschwinden geistlicher Fürstenthümer, von dem Verschmelzen einzelner Territorien; die Vorgänge um Mainz und Mannheim, im Zusammenhange mit dem Rückzuge der Kaiserlichen, weckten zudem die peinliche Sorge vor einer neuen Ueberfluthung auch des rechten Rheinufers durch die Franzosen. Es

läßt sich denken, mit welchen Empfindungen man in Frankfurt, an der Sieg, der Lahn und in Franken, wo die Erinnerungen an 1795 und 1796 noch frisch waren, dieser Möglichkeit entgegensah. Drum herrschte in ganz Süddeutschland eine dumpfe, ängstliche Stille; man fühlte sich wehrlos gegenüber einer neuen Ueberwältigung, aller Verkehr stockte, denn Niemand glaubte sich seines Eigenthums sicher. Vorgänge an anderen Orten ließen von der dreisten Gewaltthätigkeit der Franzosen das Schlimmste erwarten. In dem Augenblicke, wo in Rastatt das Reich zu unterhandeln anfing, zogen von Straßburg aus Emissaire durch das Oberrheinthal, verbreiteten revolutionäre Flugschriften, hetzten die Bauern gegen ihre Obrigkeiten auf und predigten die Republik. Im markgräfler Lande, im Breisgau, in der Umgebung von Lahr und in der Ortenau begannen fast gleichzeitig diese Wühlereien und breiteten sich bis ins Hessische und Nassauische aus. Sie wurden so offen und durch so bekannte Persönlichkeiten geleitet, daß man in Rastatt nicht umhin konnte, die Sache zum Gegenstande diplomatischer Erörterung zu machen. Es ist nicht nachzuweisen, wie weit die französische Regierung dabei betheiligt war; sie selber lehnte den Vorwurf der Mitschuld ab und schrieb abgeschmackter Weise englischen Agenten die Verantwortlichkeit zu. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß die ungeduldigeren Elemente des Directoriums, die überall auf eine organisirte revolutionäre Propaganda drangen, und mit ihnen im Einklange Generale von altjacobinischen Reminiscenzen, wie z. B. Augereau, die Hand dabei im Spiele hatten. Aber leicht durfte man die Dinge nicht nehmen, wenn man sah, was zur nämlichen Zeit mit unverkennbarer Betheiligung des Directoriums in anderen Ländern geschah. Zwei der ältesten europäischen Staaten, der Kirchenstaat und die Eidgenossenschaft, wurden damals mit handgreiflicher demagogischer Taktik für eine revolutionäre Umgestaltung vorbereitet. Man regte die Bevölkerungen auf, trieb die Agitation bis zum blutigen Conflict und intervenirte dann, um die erschütterte alte Ordnung vollends umzustürzen und den Boden für eine französische Filialrepublik zu ebnen. Erst jetzt, wo die Revolution die wilden Parteierschütterungen durchlebt hatte und in starker militärischer Rüstung dastand, trat jene Gefahr ein, die das alte Europa schon 1791 und 1792 gefürchtet: ihre erobernde Kraft, durch politische Propaganda unterstützt, wandte sich nach Außen und begann die feudalen und monarchischen Ordnungen zunächst in den an Frankreich angränzenden Gebieten von Grund aus zu erschüttern. Der italienische Feldzug von 1796 hatte die erste Meisterprobe dieser neuen militärisch-revolutionären Strategie geliefert; nachdem nun Rom und die Schweiz bedroht waren, schien das deutsche Reich die nächste mittelalterliche Schöpfung zu sein, die dem gleichen Loose verfiel. Schon zur Zeit des Abschlusses von Campo Formio war in einem wichtigen Pariser Blatte*) darauf hingedeutet,

*) Moniteur univers. an VI. 30 vendem.

daß die Souverainetät des Papstes zugleich mit dem alten deutschen Reiche der neuen Umwälzung erliegen müsse. Die deutsche Verfassung, hieß es da, sei der Mittelpunkt aller adeligen und feudalen, die Souverainetät des Papstes der Grundpfeiler aller religiösen Vorurtheile; darum gebiete das Interesse der französischen Politik die Vernichtung beider. Das deutsche Reich werde durch die Wegnahme des linken Rheinufers drei Kurfürstenthümer und über zwanzig reichsunmittelbare Stände einbüßen; ein solcher Verlust müsse die bestehende Reichsverfassung dergestalt zerreißen, daß dies gothische Gebäude nicht wiederherzustellen sei. Die Franzosen handelten also mit voller Kenntniß der Lage, auch wenn ihre Vertreter zu Rastatt die Miene annahmen, als werde die Abtretung des Rheinufers keine Umgestaltung der Reichsverfassung nach sich ziehen.

Zugleich hatte auf dem linken Rheinufer die Revolution schon begonnen. Man schuf (23. Jan.) die vier Departements der Roer, Saar, Rhein-Mosel und des Donnersberges, führte französische Gesetze und Verwaltungsformen ein, schuf neue Magistrate und Tribunale, organisirte neben den außerordentlichen Contributionen das französische Steuerwesen und brachte die revolutionären Gesetze gegen Emigranten und widerspenstige Priester in Anwendung. Es kam für die Rheinlande eine drückende Uebergangszeit. Auf der einen Seite wurden ihnen die neuen fremden Formen gebracht, auf der andern nahm man in dem Augenblicke, wo man sie einverleibte, doch zugleich die Miene an, sie wie besetzte feindliche Gebiete zu behandeln; so wurde ihnen eben jetzt wieder eine Contribution von zwölf und einer halben Million Livres aufgebürdet.

Bei dieser Lage war nicht abzusehen, wie die Bemühungen, auf dem Congresse die Integrität des Reiches zu retten, irgend einen Erfolg haben sollten. Die Friedensdeputation that darum in einer Erklärung vom 9. Februar den ersten Schritt der Nachgiebigkeit, indem sie verlangte, dasjenige auf einmal vollständig zu übersehen, was die französische Republik vom Reiche als Opfer fordere; sie wollte wissen, wie weit sich die Abtretungen ausdehnen, und unter welchen Bedingungen sie erfolgen sollten. Das war es aber nicht, was die Franzosen wollten; gingen sie auf den Wunsch der Deputation ein, so kamen die Unterhandlungen in eine Richtung, die zwar dem gewohnten Gange diplomatischer Geschäfte mehr entsprach, aber den französischen Gelüsten keine so leichte Erfüllung verhieß. Schroff und trotzig erwiederten sie: der Rhein als Gränzscheide sei das unabänderliche Verlangen Frankreichs; die Domainen der Fürsten dort sollten Domainen der französischen Nation werden.

Das trieb die Deputation zu einer weiteren Nachgiebigkeit; sie bot am 16. Februar die Hälfte der auf dem linken Rheinufer liegenden Reichslande als Friedensbasis an. Wie zu erwarten, beharrten die Franzosen auf der unveränderten Annahme ihrer ersten Forderung und schoben drohend der Deputation die Verantwortlichkeit aller der Folgen zu, die aus längerem Sträu-

den entstehen müßten. Unter den Gründen, die sie anführten, war einer, der die ganze Lage erschöpfend zeichnete: die betheiligten erblichen Fürsten — erklärten sie — hätten in die Abtretung ihrer Besitzungen bereits eingewilligt. Auch fing Oesterreich an besorgt zu werden, es könne zu einem neuen Bruche kommen und ihm dann die ersehnte Entschädigung entschlüpfen. Allein die Deputation, wie es scheint in der Erkenntniß, daß mit größerer Nachgiebigkeit den Franzosen noch weniger beizukommen sei, beantwortete deren brüske Ablehnung mit einer Note (2. März), die im Grunde weniger bot als die frühere Erklärung. Sie faßte die Franzosen bei dem Wort, es sei ihnen nicht um eine Vergrößerung, sondern um bessere natürliche Gränzen zu thun, und bot zu einer solchen Abtretung die Hand. Außer der einen Hälfte des linken Ufers sollten der Republik am Rhein und der Mosel noch Gebiete abgetreten werden, die eine solche natürliche Gränzmark bilden konnten. Aber die Deputation fügte zugleich achtzehn Bedingungen hinzu, die voraussichtlich den Franzosen noch weniger zusagten, als das geringere Angebot an Land und Leuten. Die Bedingungen betrafen zunächst die Ströme und ihre Schifffahrt, die freie Religionsübung und den Schutz des Kirchengutes. Dann sollten die Franzosen auf jeden Hoheitsanspruch an Gebiete, die beim deutschen Reiche blieben, Verzicht leisten, die Patrimonialrechte der in den abzutretenden Gebieten begüterten Reichsstände schützen, dieselben für den Verlust, den sie an Hoheits- und Lehensrechten, an Zöllen und Abgaben erlitten, entschädigen, alle bisher verfügten Sequestrationen und Confiscationen aufheben, die im französischen Gebiete gelegenen Güter deutscher Unterthanen und Körperschaften, die auch ferner beim Reiche blieben, unangetastet lassen, Niemand wegen seiner Anhänglichkeit an die alten Regierungen oder überhaupt wegen politischer Meinungen kränken oder zurücksetzen, endlich auch die ohne ihre Schuld beeinträchtigten Personen entschädigen oder versorgen. Diese Grundsätze sollten namentlich auch auf das Elsaß und Lothringen Anwendung finden und den dort begüterten Reichsgliedern Ersatz für Verluste, Rückgabe des entzogenen Eigenthums geleistet, auch die wegen der Revolution geflüchteten Beamten und Personen nicht als Emigranten betrachtet,*) überhaupt über die vor 1789 ihnen zustehenden Rechte eine friedliche Verständigung getroffen werden. Selbst die Auslieferung des seit dem orleans'schen Kriege in Straßburg befindlichen Theils der Kammergerichtsacten war nicht vergessen.

So beantwortete die Deputation die französischen Forderungen mit einer Reihe deutscher Gegenforderungen und ging auf die ersten Gründe des Strei-

*) Dahin gehörte besonders die Reichsritterschaft, von welcher die Wurmser, Berstett, Bodeck, Bock, Türkheim, Gayling, Hunoldstein, Neuenstein, Oberkirch, Schauenburg u. A. für Emigranten erklärt waren. Ihre Beschwerde darüber siehe in Hallers Geh. Gesch. der Rastatter Friedensverh. VI. 9 ff.

tes zurück, die 1790 bis 1792 weitläufig auf den Reichstagen waren verhandelt worden. Nur täuschte sie sich, wenn sie damit die Franzosen zu verblüffen glaubte. Ihnen war die Zerrüttung des Reiches zu wohl bekannt, als daß sie hätten zweifeln sollen, alle ihre Forderungen durchzusetzen. Hatte doch schon in der Sitzung vom 18. Februar ein Mitglied der Deputation, Baden, geradezu auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers angetragen und unter andern Motiven auch das geltend gemacht, daß die französischen Gesandten sehr ungehalten seien über die jüngsten Vorschläge — eine Anschauung der Dinge, die im Kreise der Mittleren und Kleinen täglich mehr Boden gewann. Die französische Antwort auf die Vorschläge vom 2. März lautete darum auch wegwerfender als zuvor und beharrte unwandelbar bei den einmal aufgestellten Forderungen. „Die Republik konnte erwarten — so lautete ihre lakonische Erwiederung auf die ausführliche Note des Reiches — daß man, alle Umschweife und Ausflüchte vermeidend, ihr mit derselben Offenheit antworten würde; es ist Zeit, diesen Discussionen ein Ende zu machen. Die Minister der französischen Republik verlangen daher von der Reichsdeputation eine positive Erklärung, ob sie der vorgeschlagenen Basis beitreten wolle oder nicht?"

Die Franzosen wußten, daß dieser Ton sicher zum Ziele führen werde; schien es auch, als habe die Friedensdeputation sich in ihrer Erklärung vom 2. März zu einem ernsten Widerstande aufgerafft, so war doch die allgemeine Auflösung und Demoralisation im Fortschreiten begriffen. Oesterreich verfolgte ganz andere Interessen, als die Integrität des Reiches; es rechnete vor Allem auf die zu Campo Formio versprochene Vergrößerung auf Kosten Baierns. Aber die alten Gegner dieses Projects, Preußen und Zweibrücken, waren nicht unthätig gewesen, sondern gaben den Franzosen durch ihre Einsprache den Anlaß oder Vorwand, mit der Erfüllung jener Zusage zu zaudern. Der Eindruck dieser Wendung läßt sich aus den österreichischen Abstimmungen in der Friedensdeputation herauslesen. Erst hatte der Vertreter Oesterreichs sein Votum ausgesetzt (22. Jan.), dann drei Wochen später sich bereit erklärt, einen Theil vom linken Rheinufer abzutreten und nachher noch einmal ausdrücklich die Abtretung des ganzen linken Rheinufers verweigert. Dies letztere geschah nur deshalb, weil man in Wien gern Preußen im Besitz seiner kleinen linksrheinischen Gebiete beließ, um ihm jeden Vorwand einer Entschädigung zu benehmen. Es war die gleiche Taktik, wie wenn Preußen nachher plötzlich mit der Erklärung hervortrat: es wolle gar keinen Ersatz, wenn die andern Höfe das Gleiche thäten, d. h. wenn Oesterreich auf seine umfangreichen Entschädigungen verzichte.

Schon dies eine Verhältniß machte die Lage Deutschlands ganz trostlos. Die beiden größten Mächte im Reich, Oesterreich und Preußen, führten einen diplomatischen Krieg gegen einander, der nur den Franzosen zu Gute kam; sie arbeiteten vor Allem darauf hin, die Vergrößerung des andern zu

hindern, beide unterhielten Sonderverhandlungen mit Frankreich und eines wie das andere ward dadurch zum Spielball der französischen Politik. Die mittleren und kleineren Fürsten, die am linken Rheinufer Besitzungen verloren, hatten sich entweder mit Frankreich darüber schon in besonderen Verträgen verständigt, oder gaben zum größten Theil die Erklärung ab, daß sie „dem Frieden dies schmerzliche Opfer zu bringen bereit seien."*) Der einzige weltliche Reichsstand, der jetzt noch einen Versuch machte, in einem Rundschreiben gegen die Abtretung des linken Rheinufers zu wirken, Pfalzbaiern, war durch seine bisherige Politik während des Reichskrieges am wenigsten dazu angethan, als der Sprecher der patriotischen Forderungen aufzutreten oder eine größere Rücksicht auf seine besonderen Interessen zu verlangen. Die geistlichen Reichsstände waren viel weniger über die Abtretung des linken Rheinufers, als über den drohenden Grundsatz der Säcularisation in Sorgen; wie ihnen einmal die Aussicht eröffnet war, daß diese letzte Gefahr für jetzt noch abgewendet werde, und selbst Frankreich den Grundsatz fallen zu lassen schien, schlossen sie sich ungescheut denen an, die in der Abtretung der Gebiete links vom Rhein die einzige Möglichkeit des Friedens sahen. Wenn es in einer so trüben Geschichte ein Trost sein könnte, daß alle die Mächte und Stände, die das alte Reich bildeten, gleichmäßig zu dessen Auflösung mitgewirkt haben, so ist uns dieser Trost in vollem Maße zu Theil geworden: Oesterreich und Preußen, Baiern, Baden wie Pfalzzweibrücken, die weltliche wie die geistliche Fürstenschaft, sie sind alle in diese Schuld gleich tief verstrickt und Keiner hat Ursache, den Andern um seines geringeren Patriotismus willen vor der Nachwelt anzuklagen.

So erfolgte denn am 11. März die Erklärung der Friedensdeputation, daß sie in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers einwillige. Unbedingt war freilich auch diese Abtretung noch nicht. Die Deputation machte sie davon abhängig, daß wenigstens am Niederrhein ein Strich Landes, vom Ursprung der Roer bis zu deren Mündung und von der Quelle der Nette bis zu ihrem Ausfluß, beim Reiche verbleibe, das französische Heer sofort das rechte Rheinufer räume, Frankreich keine weiteren Ansprüche mehr erhebe und auch auf die in der Note vom 2. März hervorgehobenen politischen Bedingungen näher eingegangen würde. Wir erinnern uns, diese Bedingungen waren von der Art, daß ihre Annahme auf französischer Seite kaum zu er-

*) Bei Haller VI. 98 ff. steht eine Reihe solcher Erklärungen der betheiligten Reichsstände. Preußen, Pfalzzweibrücken, die nassauischen Linien, Aremberg, Löwenstein, Taxis und die Reichsritterschaft erklärten sich zur Abtretung bereit, sprachen aber die Erwartung aus, entschädigt zu werden. Kurcöln stellte die Entscheidung der Deputation anheim, Kurtrier erklärte, nicht instruirt zu sein, hob aber die tief eingreifenden Folgen hervor, welche die Abtretung auf die Existenz des Kurstaates ausüben müsse.

warten war. Die Franzosen schienen auch darin keine ernste Schwierigkeit, sondern nur ein Rückzugsmanöver zu sehen; sie ignorirten die Bedingungen völlig und nahmen in ihrer Antwort vom 15. März die Abtretung wie eine unbedingte auf.

Nun entstand die Frage, nach welchem Grundsatze entschädigt werden sollte? Blieb deren Beantwortung Deutschland selbst überlassen, so ließ sich eine erträgliche Lösung allenfalls noch denken. Zwar wurde durch die Abtretung der Rheinlande das Reich in unersetzlicher Weise verkürzt, allein vielleicht ward dies der Anstoß zu einer besseren und kraftvolleren Organisation der Gebiete, die übrig blieben. Ganz unglückselig wandten sich dagegen unsere Geschicke dann, wenn der Feind, der uns beraubte, zugleich der Schiedsrichter in der Feststellung unserer inneren Verhältnisse ward. War aber bei der Zerfallenheit des Reiches, der Zwietracht Oesterreichs und Preußens, der Selbstsucht der Großen und der geängstigten Ohnmacht der Kleinen, war bei dem Mistrauen Aller gegen Alle, der gierigen Ungeduld der Weltlichen gegen die Geistlichen und der politischen Verwesung der geistlichen Gebiete ein anderer Ausweg denkbar, als die Intervention des Auslandes? Die Franzosen hatten sich bereits im zwölften Artikel des Friedens von Campo Formio die Mitwirkung bei der Entschädigungssache ausdrücklich vom Kaiser versprechen lassen; und hätten sie es nicht gethan, so mußte die Lage der Dinge von selber darauf hindrängen. Ihre Erklärung vom 15. März, welche die Abtretung des linken Rheinufers als unbedingt annahm, trat denn auch zuerst offen mit dem Grundsatze der Entschädigung durch Säcularisationen hervor; es sei — sagten sie — diese Basis nicht weniger nothwendig, als die andere, welche die Rheingränze betraf.

In der Friedensdeputation schieden sich darüber die Meinungen nach den besonderen Interessen; die meisten weltlichen Stände sahen in dem Vorschlage eine Erfüllung ihrer geheimsten und lebhaftesten Wünsche, nur die geistlichen widersetzten sich. Würzburg bezeichnete das französische Ansinnen als eine Einmischung in die Verfassung des Reiches, dem darüber allein die Entscheidung zustehe. Die Bestimmung, wodurch die Opfer auf eine Klasse von Reichsständen geworfen würden, deren Eigenthum und Recht auf ebenso anerkannten Grundlagen beruhe, wie das der Andern, sei der stärkste Angriff gegen die Constitution und führe zum Umsturz auch aller andern Stände. Aehnlich ließ sich Kurmainz aus; die geistlichen Kurfürsten seien die Grundpfeiler der alten Ordnung des Reiches, Jeder müsse in solcher Zeit Opfer bringen, damit Ruhe und Frieden zurückkehrten und nicht durch neue Umwälzungen Sorge und Unzufriedenheit geweckt würden. Doch war Kurmainz bereit, zu einer Säcularisation in beschränktem Maße mitzuwirken. Von den weltlichen Gliedern der Reichsdeputation näherte sich nur Kursachsen dem Standpunkte der geistlichen; die übrigen bargen kaum ihre Befriedigung über den französischen Vorschlag. Sie bestritten nicht das gute Recht der geistlichen

Stände, aber sie waren der Ansicht, daß jetzt weniger das Recht als die Politik in Frage komme. Baiern meinte auch, die fernere Consistenz und Aufrechthaltung des deutschen Reiches mache die vorgeschlagenen Entschädigungen nöthig; „nur durch verstärkte Intension und Energie der Stände könne einigermaßen ersetzt werden, was durch die verminderte Extension verloren gehe; den an Volksmenge und Einkünften geschwächten Ständen müsse daher so viel als möglich die verlorene Energie wieder zugelegt werden."

In der That hatte, wie ein Augenzeuge sagt,*) jeder größere Stand sich schon seinen Plan gemacht, irgend ein Bisthum oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edelmann irgend einen Schafhof davon zu reißen. Man sah die geistlichen Gesandten als geächtet an und ging ihnen überall aus dem Wege. Es regnete Liquidationen der Verluste, die Jeder am linken Rheinufer erlitten haben wollte, mit Bezeichnung der Objecte, die er dafür zur Entschädigung wünschte, und die er durch seine Negotiationen bei den drei Gesandtschaften von Frankreich, Oesterreich und Preußen durchzusetzen suchte, wobei man natürlich annahm, daß die arme Reichsdeputation selbst nichts weiter zu thun haben würde, als die von den drei Mächten genehmigte Austheilung gehorsamst gutzuheißen.**)

Nur ein kleiner Zwischenfall ohne Folgen unterbrach noch die Annahme des französischen Vorschlages. Die Reichsdeputation erinnerte noch einmal (22. März) an die Clauseln, die sie ihrer Bewilligung der Rheingränze angehängt, erhielt aber die grobe Antwort, man werde sich in so „unzeitige Discussionen" nicht einlassen und jene Clauseln seien zudem als „nichtige Hoffnungen" zu betrachten. Da gab die Deputation am 4. April die Erklärung, daß sie in den Grundsatz der Entschädigung durch Säcularisationen einstimme, „jedoch dergestalt, daß dabei mit allen den Maßregeln und beschränkenden Vorsichten eingeschritten werde, welche zur Erhaltung der Constitution des deutschen Reiches in jeder Hinsicht, auch zur Wiederherstellung und Befestigung des darauf gegründeten Wohles der Stände, Reichsangehörigen und Unterthanen wesentlich erforderlich seien." Auch unterließ die Deputation nicht, noch einmal der erwähnten Clauseln zu gedenken. Die Erklärung hatte bei den Franzosen keinen besseren Erfolg, als die früheren; die Concession, welche darin lag, ward angenommen, die Bedingungen, woran

---

*) Lang, Memoiren I. 333.

**) In dem Schreiben eines reichsfürstlichen Ministers ist diese Stimmung gut in den Worten ausgedrückt: „Jetzt, da es zu einer Art von Schiffbruch kommen soll, können wir doch wohl nicht müßig sein, und indem wir ruhig am Strande stehen, so Alles vorbeischwimmen lassen, ohne einige Rettung zu versuchen! Wenn nun etwas von unserm alten Eigenthum dabei wäre, oder wenn wir auch nur das Strandrecht ausüben könnten, sollten wir darum verdacht werden?" (Geh. Akten über den Rast. Congreß.)

man sie knüpfte, wurden schnöde abgewiesen. Weder von dem gewünschten Rückzug der Truppen wollten sie etwas wissen, noch von jenen achtzehn Bedingungen, welche in der Note vom 2. März aufgestellt worden waren. Ueber einige derselben, wie über Erhaltung des Eigenthums, Freiheit des religiösen Cultus u. s. w. könne, meinten sie, die Reichsdeputation wohl keinen Zweifel hegen, andere seien dagegen mit der Souverainetät der Republik und mit ihrer Verfassung unvereinbar. Es habe sie daher auf's Aeußerste befremdet, daß man die einen habe bezweifeln, die andern fordern können. Zugleich drangen sie auf Beschleunigung der Entschädigungssache; die Reichsdeputation solle vor Allem die Regeln entwerfen, wonach das Loos der Berechtigten, die ihre Pfründen verlören, bestimmt würde.*)

So hatten die Franzosen nach einer Verhandlung von drei Monaten alle ihre Vorschläge durchgesetzt, wenn überhaupt von einer Verhandlung da geredet werden konnte, wo der eine Theil trotzig befahl und nicht ein Jota von seiner Forderung nachließ, der andere sich durch alle Stufen der Nachgiebigkeit hindurch treiben ließ. Dieser Fügsamkeit ungeachtet war der Friede keineswegs gesichert, vielmehr sammelten sich bereits die Keime einer neuen Coalition.

Das Vorschreiten der französischen Republik stellte mit jedem Tage mehr die Selbständigkeit und das Gleichgewicht der europäischen Staatenwelt in Frage. Die Taktik, die Massen gegen ihre alten Regierungen aufzuregen und so durch revolutionäre Propaganda mitten im Frieden das Werk des Krieges und der Eroberung fortzusetzen, aus den zertrümmerten alten Staaten Schattenrepubliken nach französischem Zuschnitt zu machen, die, außer Stand sich selbst zu erhalten, doch nur französische Provinzen wurden — diese Taktik war mit der bestehenden Ordnung in Europa ebenso unverträglich, wie einst die Reunionen Ludwigs XIV. Frankreich hatte sich bereits mit der batavischen, der cisalpinischen und der ligurischen Republik wie mit Schanzen umgeben, die es vom Helder bis zum Golf von Genua deckten und die durch aufgedrungene Verträge militärisch und ökonomisch ganz an Frankreich geknüpft waren. Jetzt ward auch die alte Eidgenossenschaft umgewühlt und zum Schauplatz französischer Politik und Kriegführung umgeschaffen, ebenso

---

*) Ueber die Art der Säcularisation äußerte damals ein Mitglied der französischen Gesandtschaft (Rosenstiel) gegen einen nahe befreundeten Diplomaten: „Ich kann Ihnen zuverlässig versichern, daß die totale Säcularisation gegenwärtig ganz gegen den Plan der Franzosen ist und gewiß nicht statthaben wird, und zwar auch aus dem Grunde, weil das Gouvernement sich überzeugt hat, daß sie ohne ein gänzliches Bouleversement in Deutschland nicht ausgeführt werden könne." Schreiben d. d. 24. März in der angef. geh. Correspondenz.

der Kirchenstaat in der theatralischen Einkleidung einer „römischen Republik" zu einer Station der Franzosen gemacht. Was in Rastatt selbst geschah, ergänzte nur eben die Proben revolutionärer Brutalität und rücksichtsloser Herrschsucht, wodurch die französische Politik bezeichnet war. Kein Wunder, daß die Elemente der aufgelösten Coalition wieder anfingen sich zu sammeln. In Wien selbst war man zu einer Erneuerung des Krieges jeden Augenblick bereit, wenn man bei den Entschädigungen, besonders in dem bairischen Anspruch, seine Rechnung nicht fand.*)

In dieser gespannten Lage konnte ein Auftritt, wie er jetzt zu Wien erfolgte, der Anstoß zu einem großen Kriege werden. Am Wiener Hofe war die französische Republik durch den General Bernadotte vertreten; es war die Absicht des Directoriums, ihn dort ähnlich zu gebrauchen, wie die Gesandten in Rom und bei der Eidgenossenschaft. Er sollte Thugut stürzen helfen, indem er jene compromittirenden Papiere, mit denen schon Bonaparte gedroht, dem Kaiser oder der Kaiserin in die Hände spielte; zum Ueberfluß hatte man ihm eine Anzahl Leute beigegeben, die in Paris unbequem geworden waren, aber für Wien ganz geeignet schienen, einigen Scandal hervorzurufen. Bernadotte, dessen gascognische Schlauheit sonst jederzeit viel größer war als seine republikanische Gesinnung, ließ sich von diesen Leuten zu Schritten drängen, die selbst in den Augen der Ungeduldigsten seinen revolutionären Eifer außer Zweifel setzen mußten. Erst trat er mit extravaganten Forderungen auf; verlangte z. B. die Gerichtsbarkeit über alle in den österreichischen Staaten lebenden Franzosen, oder vermaß sich gar, als die Wiener Bevölkerung den Jahrestag ihres kriegerischen Aufgebotes festlich begehen wollte, ein Verbot dieser Feier zu verlangen. Wie dann am 13. April das Fest doch begangen ward, steckte der Gesandte am Balcon seiner Wohnung eine große dreifarbige Fahne aus. Da es in Wien nie gebräuchlich war, daß an den Gesandtschaftspaläften Fahnen aufgepflanzt wurden, mußte die aufgeregte Menge darin wohl eine absichtliche Herausforderung sehen; es bildeten sich Gruppen, das Volk sammelte sich in immer dichteren Massen, und es kam zu tumultuarischen Auftritten, bei denen der General die Unvorsichtigkeit beging, sich mit ein paar Leuten von seinem Gefolge persönlich dem andrängenden Haufen entgegenzustellen, ja wie behauptet wird, blind auf sie zu schießen. Die Fahne ward heruntergerissen, das Haus beschädigt und manche Ausschweifung verübt, bis das langsame militärische Einschreiten gegen Morgen dem Tumult ein Ende machte. Schon Abends um 9 Uhr,

*) Die Noten vom November 1797, die Danilewski. Krieg von 1799 I. 329 f. mittheilt und die freilich auf Rußland berechnet sind, deuten darauf hin, daß von Anfang an die Neigung bestand, beim ersten unbequemen Anlaß zu brechen. Nous n' hésiterons pas de saisir la première accasion pous annuller nos engagements, sagt unter anderm Graf Cobenzl.

als der Lärm begonnen, schrieb Bernadotte an Thugut und forderte rasches Einschreiten der Polizei, die sich denn allerdings nicht beeilte, die Ruhe herzustellen. Zwei Stunden später richtete der Gesandte eine zweite Note an den Minister, verlangte außer augenblicklicher Hülfe zugleich Genugthuung, und wenn sie ihm versagt würde, seine Päſſe. Ehe noch eine Antwort eingetroffen, ließ er schon ein drittes Schreiben folgen, worin er forderte, ihm sofort seine Päſſe zu geben. Um diese Zeit war die Ruhe endlich hergestellt und es traf auch eine Antwort von Thugut ein, worin er sein Bedauern über die Vorfälle aussprach, Bericht an den Kaiser und eine strenge Untersuchung zusicherte. Damit war Bernadotte nicht zufrieden; er wandte sich mit dem Verlangen um seine Päſſe an den Kaiser selbst. Der Kaiser ließ ihm durch Colloredo sein Bedauern aussprechen, Genugthuung zusagen und wünschte, daß er von der Forderung der Päſſe abstehe. Am Mittag (14.) erschienen zwei hohe kaiserliche Beamte im Auftrage des Monarchen persönlich bei Bernadotte und wiederholten diesen Wunsch. Weil sie ihm aber auf seine Antwort, welche Genugthuung er zu erwarten habe, keinen bestimmten Bescheid geben konnten, nahm er doch seine Päſſe und verließ am Mittag des 15. April die kaiserliche Hauptstadt.

Der erste Eindruck dieser Vorgänge deutete auf Krieg. In Wien erschien eine unverkennbar halbofficielle Schrift,*) welche sich bitter genug über den französischen Gesandten ausließ;**) man wollte darin den Vorboten einer förmlichen Kriegserklärung sehen. Einzelne militärische Ernennungen, das Zusammenziehen der Reserven und Aehnliches wurde damit in Verbindung gebracht, und das Bündniß Oesterreichs mit England und Rußland, das im Werden war, wurde von der aufgeregten öffentlichen Meinung als bereits abgeschlossen angesehen. Indessen so weit waren die Dinge noch nicht gediehen, vielmehr folgte als Pfand des Friedens am 1. Mai die officielle

*) S. „Getreue Darstellung des Auflaufs, welchen die französische Botschaft durch Aushängung einer dreifarbigen Fahne den 13. April in Wien veranlaßt hat.“ Wien 1798. 4. Daß Bernadotte beauftragt war, einen Eclat zu machen, versichert Soult I. 376 f.

**) Ueber den Gesandten hieß es darin: „Das Betragen des Botschafters ward mit jedem Tage zudringlicher und der Uebermuth seiner jungen Leute unerträglicher. Die Botschaft vermied mit auffallendem Widerwillen allen Umgang mit geachteten Personen und beschränkte sich auf verworfene Flüchtlinge und auf einige Fremdlinge, welche an dem Lande, das sie gutwillig in seinen Schooß aufnahm, undankbar wurden.“ Dann wird behauptet, Bernadotte habe schon am 12. Alles zur Abreise vorbereitet, also die Folgen des absichtlich erregten Scandals voraus wohl berechnet. Ueber das Ausstecken der „bei vier Ellen langen Freiheitsfahne“ heißt es: „Einige hielten es für eine Blutfahne, welche den Krieg ankündete, Andere für einen dem Kaiser zum Trotz der österreichischen Monarchie angethanen Schimpf; noch Andere für eine Aufforderung zum Aufruhr.“ B.'s Benehmen während des Tumults wird dann als sehr unwürdig geschildert.

Kunde, daß Graf Ludwig Cobenzl an der Stelle des Baron Thugut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen habe. Die Franzosen erblickten darin eine Nachgiebigkeit des Wiener Hofes; das war es wohl auch in der Form, aber in keinem Falle ein Wechsel der Politik oder eine Beseitigung des Einflusses von Thugut. Seine angekündigte Versetzung nach Venedig ward nicht ausgeführt, vielmehr blieb seine Stimme nach wie vor in den auswärtigen Dingen die entscheidende. Doch war mit seiner scheinbaren Entfernung zunächst der Weg zu Unterhandlungen gebahnt, wodurch angeblich die jüngsten Differenzen ausgeglichen werden sollten. Frankreich hatte sich über den Vorfall vom 13. April zu beschweren, Oesterreich über das Verfahren in der Schweiz, in Oberitalien, in Rom und über eine Reihe von Chicanen, womit man kaiserliche Unterthanen, die in Belgien begütert waren, als angebliche Emigranten verfolgte. Wenn der Kaiser noch weitere Beschwerden aufsuchen wollte, Stoff dazu war genug vorhanden; eben jetzt begann das Directorium den Versuch, den Hansestädten, namentlich Hamburg, unter der Form eines Anlehens zwölf Millionen Francs abzupressen.

Anfangs war es die Hoffnung der Wiener Staatsmänner gewesen, Cobenzl werde mit Bonaparte die Verständigung einleiten, aber der General schiffte sich in diesem Augenblicke nach Aegypten ein. So wurde ein ausgetretenes Mitglied des Directoriums, François aus Neufchateau, zum Unterhändler bestimmt, und weil dieser nach der Verfassung binnen Jahresfrist den französischen Boden nicht verlassen durfte, so wurde das Elsasser Städtchen Selz zum Ort der Conferenzen mit Graf Cobenzl bestimmt. Beide Theile trafen zugleich in dem Wunsche zusammen, ihre Unterhandlungen von dem diplomatischen Treiben in Rastatt möglichst ungestört vorzunehmen; dazu schien Selz der rechte Ort. In Rastatt selbst sah man mit unruhiger Spannung diese Zwischenverhandlung beginnen und deutete sie als den Anfang eines österreichisch-französischen Einverständnisses zur Isolirung von Preußen.*) Allein weder dies noch der Wiener Auftritt hatten die Conferenz

*) Im französischen Lager und den damit zusammenhängenden Kreisen hieß es: „daß die französischen Verhältnisse mit Preußen so ans Licht treten würden, wie man sie bis jetzt gar nicht erwartet hätte. Preußen würde sich aus allen seinen Vortheilen herausgesetzt sehen; da es nicht wahren Rückhalt von Macht habe, um allenfallsige Drohungen realisiren zu können, so würde es sich genöthigt sehen, einen höchst nachtheiligen Frieden zu schließen und dem Hause Oesterreich, das es bei einem andern Benehmen auf ein Jahrhundert hätte schwächen können, die Uebergewalt über sich zugestehen." Schreiben d. d. 9. Mai. Damit brachte man auch die Thatsache in Zusammenhang, daß Treilhard die ihm von Preußen überreichte Cessionsurkunde auf die linksrheinischen Gebiete gar nicht annahm. Ja man erzählte, T. habe auf den Tisch geschlagen und ausgerufen: „Sacre dieu! Que faut-il de documens! Nous tenons ces pays; qu'ils viennent les reprendre, s'ils en ont envie." Schreiben d. d. 12. Mai. (Aus der geh. Corresp.)

veranlaßt. Die gegenseitigen Beschwerden, um derentwillen in den Augen der Welt die beiden Diplomaten (Ende Mai) in Selz zusammentraten, waren nur der Vorwand für einen ganz anderen Zweck. Oesterreich, das eben jetzt durch einen Vertrag mit Neapel einen neuen Knoten der Coalition zu schürzen anfing, wollte einen letzten Versuch machen, ob es möglich sei, sich mit den Franzosen im Geheimen zu verständigen, und wie viel wohl ohne Krieg von ihnen herausgepreßt werden könne. In diesem Sinne begannen am 30. Mai die Besprechungen zwischen Cobenzl und François; während der österreichische Staatsmann in Rastatt salbungsvoll versicherte, Oesterreich werde nie auf Kosten Dritter, am wenigsten des Reiches, sich zu vergrößern suchen, hatte er in Selz den Länder- und Menschenhandel in ungescheutester Weise begonnen. Der französische Abgesandte nahm zwar anfangs die Miene an, als sei er nur wegen des Wiener Vorgangs da, allein er hörte doch die Vorschläge an, mit denen Coblenzl herausrückte. Zuerst sondirte der kaiserliche Minister, ob man nicht vielleicht auch Lehrbach noch herüberholen und Alles ins Reine bringen solle, um dann durch eine gemeinschaftliche Action Preußen und den Rest des Reiches zur Annahme dessen zu zwingen, was man zu Selz beschlossen habe. Das ward natürlich vom Directorium abgelehnt; es war in Rastatt seiner Sache zu sicher. Dann versuchte er, die Zusage eines beschränkteren Theils von Baiern und noch einige Brocken in Italien zu erlangen, war aber damit nicht glücklicher. Auch das Anerbieten, auf alle deutschen Entschädigungen zu verzichten, falls Preußen nichts bekomme, dafür aber mit venetianischen Spolien, mit Mantua und den päpstlichen Legationen sich abzufinden, fand auf französischer Seite keine Unterstützung. Inzwischen war Lehrbach doch erschienen, und die beiden kaiserlichen Diplomaten heckten einen neuen Plan aus, wonach Oesterreich wie Preußen auf deutschem Boden keine Entschädigung erhielten, überhaupt die französischen Verträge mit den deutschen Fürsten unvollzogen blieben, die Säcularisation nur in beschränktem Maße stattfand, die geistlichen Kurfürsten erhalten wurden und Oesterreich sich mit Mantua, mit venetianischen Ueberresten, mit Graubündten und dem Veltlin bezahlt gemacht hätte. Der Vorschlag schien anfangs François nicht zu misfallen, ward aber dann vom Directorium in bestimmtester Weise abgelehnt. Auch ein anderes Project, das Frankreich durch die Erwerbung von Piemont locken, Oesterreich mit dem Rest von Venedig, Mantua und dem Veltlin, Toscana mit den päpstlichen Legationen ausstatten und im Reiche eine ziemlich bunte Reihe von Abfindungen und Tauschprojecten vornehmen sollte, ward von den Franzosen nicht angenommen. Sie zogen sich vielmehr auf ihre ursprüngliche Taktik zurück, nur wegen des Wieners Vorfalls Satisfaction zu fordern.*) Am 6. Juli wurden die Conferenzen abgebrochen. Der Zweck der Franzosen war erreicht, insofern sie der österreichischen Politik tief in die

*) S. Häberlins Staatsarchiv IV. 102 ff.

Karten gesehen hatten; aber auch die Oesterreicher wußten jetzt woran sie waren, nachdem diese letzte Probe mit den Franzosen mislungen war. Die Wagschale neigte sich fortan zu Gunsten einer neuen Coalition; die Franzosen drohten schon unverhohlen mit bewaffneter Propaganda, indessen die Ereignisse in Rom und der Schweiz, die Verweigerung der in Campo Formio verheißenen Beraubung Baierns, abgesehen von allem Andern, Oesterreich Stoff genug zur Beschwerde gaben.*)

Auf die Rückkehr zur Coalitionspolitik deutete schon der Vertrag hin, den der Kaiser am 19. Mai mit Neapel geschlossen; den gleichen Sinn hatte eine leise Annäherung an Preußen. Denn eine Verständigung der beiden deutschen Großmächte führte ja von selbst darauf, daß man dem frechen Gebahren der Franzosen in Deutschland ein Ziel setzte. Rußland, wo Kaiser Pauls hitziger Eifer gegen die Revolution seine früheren Neutralitätsgedanken allmälig überwand, beförderte diese Annäherung, und Fürst Repnin kam, kurz bevor die Unterhandlungen in Selz begannen, zur Vermittlung nach Berlin. Schon früher war ein Abgesandter, Graf Keller, nach Wien gegangen und hatte mit Thugut verhandelt. Die erste Forderung des preußischen Diplomaten, man möge ihm die geheimen Artikel von Campo Formio mittheilen, ward durch das Verlangen erwiedert, die geheimen Artikel von Basel kennen zu lernen. Zu diesem Austausch konnte man sich nicht entschließen.**). Auch jetzt wollte Oesterreich seinen bairischen Gelüsten nicht rund und rückhaltlos entsagen, und Preußen machte natürlich seinen Verzicht von dem Oesterreichs abhängig. Nicht ohne Grund fürchtete man in Berlin, die bevorstehende Selzer Verhandlung solle Baierns Schicksal auf immer entscheiden. Die Gefahr muß sehr dringend geschienen haben, denn von der pfalzbairischen Gesandtschaft ward in dem Augenblicke, wo die Conferenzen begannen, eine politische Denkschrift an die französischen Unterhändler gerichtet, welche in den lebhaftesten Farben die Folgen einer solcher Vergrößerung Oesterreichs und Beraubung Baierns schilderte.***) Auch in Berlin hatte man

---

*) François de Neufchateau, heißt es in einem handschriftlichen Bericht d. d. 16. Juni, hat ausdrücklich gesagt: Wenn die Oesterreicher denn durchaus Krieg haben wollen, so soll er werden; wir werden dann schnell in Deutschland mit Constitutionen in der Hand vorrücken und ein Feuer zum Ausbruch kommen lassen, welches wir selbst bisher nur mit äußerster Mühe zurückhielten.

**) Nach der angef. geh. Correspondenz.

***) Nachdem dies „Mémoire sur le district de l'Inn" die finanziellen und militärischen Vortheile geschildert, die Oesterreich schon durch die Erwerbung von Salzburg, Passau, Berchtesgaden und dem östlichen Strich von Baiern erlange, resumirt es seine Beweise in dem Satz: „le sang des Français n'aura donc coulé que pour faciliter le développement des moyens pour mieux consolider dans le midi de l'Europe le colosse de la puissance autrichienne," — und schließt mit der Bemerkung: „le relâchement du lien social qui doit nécessairement en résulter,

sich zu einem Schritte in diesem Sinne entschlossen. Der österreichische Gesandte dort hatte das Wort fallen lassen, Oesterreich verlange keine Entschädigung, wenn auch Preußen darauf verzichte; dies griff das preußische Cabinet rasch auf und gab (23. Mai) die Erklärung: wenn Oesterreich außer dem, was es in Italien schon erhalten habe, jeder weiteren Entschädigung und namentlich der Acquisition von Baiern entsagen wolle, werde auch der König für seine verlorenen jenseitigen Lande durchaus keine Entschädigung auf dem diesseitigen Rheinufer verlangen. Er bringe dies große Opfer der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und der möglichsten Verminderung der Säcularisationen, so wie der Abwendung aller weiteren Demokratisirungen. Preußen wolle nichts als die Erhaltung des Statusquo in Franken und eine billige Entschädigung für Oranien. *)

Das war die einzige Frucht der Berliner Besprechungen; ein enges Einvernehmen der beiden Großmächte ward nicht erzielt. So lange aber nicht beide in aufrichtiger und weiser Uneigennützigkeit auf jede Beraubung des Reiches verzichteten und durch ein offenes, redliches Vorgehen das Vertrauen der Uebrigen gewannen, so lange war auch nicht zu erwarten, daß die fremde Suprematie in Deutschland aufhören werde. **) Darum war auch für Ent-

---

tournera contre le gouvernement bavarois l'arme prépondérante de l'opinion. Les habitans de ce pays sans cesse exposés d'être engloutis par un voisin qui les convoite depuis plus d'un siècle, finiront par étouffer en eux l'amour de la patrie, sentiment qui distingue les Bavarois de tous les peuples de l'Allemagne. Cette perte sensible mais inévitable de l'opinion a détruit plus d'un état. Elle a autant que toutes les secousses du dehors accéleré la chûte de la malheureuse Pologne.“ (Aus der angeführten Correspondenz.)

*) Graf Görtz schreibt darüber (a. a. O.) an den Herzog von Weimar am 6. Juni: „Un tel désintéressement j'espère sera reconnu et fera connoître le systême et la politique personelle du Roi. Tout va dépendre maintenant si le cabinet de Vienne veut répondre à ces procédés auxquels on nous assure que le prince Repnin a applaudi. V. A. S. a trouvé le vrai mot: si l'on veut être de bonne foi et que l'honnêteté sera mêlée des affaires, comme le Roi le veut sincèrement, l'Allemagne et avec elle l'Europe pourront encore être sauvées.

**) In der angeführten geh. Correspondenz schreibt darüber Graf Görtz schon am 21. Februar: „Le seul moyen d'y parvenir (i. e. de conserver le reste) est que les grandes puissances renoncent au système de rapacité, se montrent les premiers désintéressés, s'entendent et s'occupent du sort de la patrie, leur propre interêt, leur sûreté et leur conservation ne tenant qu'à cela. C'est le thème sur lequel j'ai prêché sans cesse et j'ai eu le bonheur et la consolation de me convaincre que c'est là le sentiment propre et personnel du Roi. C'est le principe qu'il a adopté, d'après lequel il se prononce et sur lequel il s'est ouvert directement vis-à-vis de la cour de Vienne.“ Aus der scharfen Betonung des Schlusses ergibt sich, daß nur der König und nicht auch sein Cabinet die Ansicht von Görtz theilte.

würfe, wie der, den damals Dohm verfolgte, die Kleinstaaterei zu beschränken, nur größere Gebiete übrig zu lassen und dem ganzen Reiche eine mehr einheitliche Organisation zu geben — der Zeitpunkt so ungünstig wie je. Die alten Rivalitäten österreichischen oder preußischen Einflusses mußten jetzt schweigen und jeder Anlaß dazu vermieden werden, da es vor Allem galt, einträchtig fremder Anmaßung zu begegnen.

Allein gerade damals war durch das verhängnißvolle Wort „Säcularisation" der große Zankapfel unter die Reichsstände geworfen worden; nun erst begann die unanständigste Hetze um Land und Leute. Ueber den politischen Werth und die Lebensfähigkeit der geistlichen Staaten hatten freilich die Erfahrungen der jüngsten Zeit zur Genüge belehrt; ihr Untergang war kaum mehr aufzuhalten, ihre Umschmelzung für das gesammte Vaterland ebenso nothwendig wie wohlthätig. Die politische und militärische Ohnmacht dieser Gebiete, ihre kleinstaatliche Ungesundheit, ihre priesterliche Trägheit und Erstarrung ließen eine Umwälzung seit lange erwarten, und so schwer dadurch einzelne Standesinteressen, z. B. des Stiftsadels, getroffen wurden, für die materielle und moralische Erfrischung des nationalen Lebens in Deutschland war die Umgestaltung dieser Stifter eine der ersten Bedingungen. Aber ein Unheil war es doch, daß diese Revolution so erfolgt ist, wie sie erfolgte, und daß ihre ersten Vorboten gerade jetzt eingetreten sind. Denn die Säcularisationsfrage entzweite vollends Oesterreich und Preußen, sie zerstörte den dürftigen Rest von solidarischer Verbindung, die unter den Reichsständen noch existirte, sie gab den Franzosen die Leitung des Spieles vollends in die Hand. Oesterreich bekämpfte den Plan der Aufhebung der Stifter, oder wollte doch nur eine sehr beschränkte Säcularisation zulassen; ebenso Hannover und Sachsen. Alle drei sahen darin weniger Vortheil für sich, als für ihre Rivalen. Preußen konnte dem Reize nicht widerstehen, sich wenigstens durch eine mäßige Säcularisation zu vergrößern; am ungeduldigsten waren die mittleren und kleineren Fürsten, zumal in den vorderen Reichskreisen, wo die geistlichen Gebiete am dichtesten vorhanden waren. Darüber scheinen sich die Wenigsten klar gewesen zu sein, daß die Einziehung der geistlichen Stifter für die Verfassung des alten Reiches der Anfang vom Ende war. Oesterreich und die bedrohten geistlichen Herren selber wiesen wohl gelegentlich darauf hin, daß mit diesem Schritte der erste Riß in die alte Ordnung der Dinge geschehe und der Weg einer großen Revolution betreten werde; aber mit dem rechten Nachdruck ist es doch von keiner Seite geschehen. Die weltlichen Fürsten zweiten und dritten Ranges sahen vollends nur den verlockenden Besitz; daß mit der Erschütterung des vielhundertjährigen Rechtszustandes auch ihr eigenes fürstliches Recht des Zaubers entkleidet werde, ja daß ein Tag kommen könne, wo man aus demselben Gesichtspunkte der allgemeinen Wohlfahrt auch ihre Einschmelzung begehren werde, diese Sorge schien sie vorerst noch nicht zu bekümmern. Nur in dem Kreise der ganz lebensun-

fähigen Zwergstaaten tauchte eine trübe Ahnung von den weiteren Folgen auf; oder sollten die Reichsgrafen, die Ritter, die Städte in ihrer Existenz gesichert sein, wenn selbst über die ersten geistlichen Staaten das Loos geworfen ward? Bezeichnende Symptome dieser Unruhe gaben sich allenthalben kund. So richteten im April die schwäbischen Reichsstädte eine Denkschrift an den Kaiser, worin sie ihn als Reichsoberhaupt um seinen Schutz für die fernere Erhaltung ihrer Existenz anflehten; ein gleicher Schritt geschah beim Friedenscongresse zu Rastatt. Die fränkischen Städte und die Reichsritterschaft suchten gleichfalls Hülfe, die ersteren beim Kaiser, die letzteren beim Friedenscongresse, der freilich selber der Hülfe bedurfte.

Auch in der Presse ward eifrig darüber verhandelt; Schriften für und gegen die Säcularisation drängten sich, ohne freilich in der Hauptsache etwas Anderes vorzubringen, als die eigennützigen Motive der Dränger oder der Bedrängten.*) Nur vereinzelt tauchte hie und da die patriotische Mahnung auf, daß es sich um Größeres handle, als um die Einschmelzung einiger geistlichen und die Vergrößerung einiger weltlichen Herren. Die Ohnmacht Deutschlands an seiner Westgränze, der Verlust seiner Festungen und eines Neuntels an Gebiet und Einkünften, sogar eines Siebentels an Bewohnern, die Nothwendigkeit, gerade an den Westgränzen bessere staatliche Schutzwehren aufzurichten und dem Reiche, nachdem seine Finanz- und Kriegsverfassung, wie seine Kreiseintheilung doch einmal aufgelöst war, eine andere Organisation zu geben — dies und Aehnliches wurde damals, wie später, den Sorglosen zugerufen, aber nicht gehört. „Wird Frankreich — fragt eine solche Stimme**) — stehen bleiben, wenn es mit dem Westen von Europa fertig ist? Kann man ihm England preisgeben, dessen Ruin dem ganzen übrigen Europa einen tödtlichen Schlag beibringen würde? Und wenn nun endlich der ganze europäische Osten nothgedrungen zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit, zur Beschützung seiner Verfassung, zur Wiederherstellung des ganz verlorenen Gleichgewichtes, einmüthig und mit aller Kraft sich erhebt, wer steht dann in vorderster Reihe, und wo wird der Kampfplatz sein?“ Aber man war noch taub für solche Warnungsstimmen.

---

*) S. „Antwortschreiben des Herzogs von *** an seinen Reichstagsgesandten u. s. w.“ Juli 1798. „Ueber Säcularisationen, Reichsvicariat und Bisthum Regensburg.“ August 1798. „Auch ein Entschädigungsplan an den Friedenscongreß zu Rastatt, von Riphelius von Solemel.“ 1798. „Freimüthige Betrachtungen über den bisherigen Geschäftsgang beim hohen Friedenscongresse. Im Julius 1798.“ — Die beiden ersten plaidiren vom weltlichen Standpunkte aus für, die anderen im geistlichen Interesse gegen die Säcularisation.

**) S. „Deutschlands Gewinn und Verlust bei der Rastatter Friedensbasis, nebst Vorschlägen zu einem Entschädigungsplan und zu einer verbesserten Reichsverfassung.“ April 1798. S. 141.

In dem Augenblicke, wo zu Selz und zu Berlin verhandelt ward, lieferten die Franzosen eine neue überraschende Probe, wessen man sich von ihnen zu versehen hatte. Die Reichsdeputation hatte bei den früheren Verhandlungen wiederholt die Erwartung ausgesprochen, daß mit der Forderung der Rheingränze jedenfalls die Ansprüche Frankreichs erschöpft seien; die Franzosen hatten darüber ein zweideutiges Schweigen beobachtet und niemals auch nur eine Silbe von neuen Prätensionen fallen lassen. Jetzt nachdem die Rheingränze und der Grundsatz der Säcularisation zugestanden waren, kam am 3. Mai eine französische Erklärung, worin eine ganze Reihe neuer Ansprüche erhoben waren. Die Rheinschifffahrt sollte freigegeben, alle Zölle aufgehoben, die Rheininseln sämmtlich an Frankreich abgetreten, die Schulden der abgetretenen Striche auf die Entschädigungsgebiete geworfen und den Franzosen **Alles** überlassen werden, was den Fürsten, Ständen und der Reichsritterschaft auf dem linken Rheinufer überhaupt zustand. Und nicht nur das linke Rheinufer sprachen sie unter so unerhörten Bedingungen an, auch das rechte sollte ihnen gegenüber fortan schutzlos sein. „Die Republik — hieß es nämlich weiter — wird auf der rechten Rheinseite nur die Feste Kehl und ihr Gebiet behalten; man wird zugeben müssen, daß dies nicht aus Vergrößerungssucht, sondern nur aus der Sorge für ihre Ruhe und Sicherheit geschieht. Ein ebenso gebieterischer Beweggrund erheischt die Demolirung der Feste Ehrenbreitstein, deren Dasein gewissermaßen mit dem der Stadt Coblenz unverträglich ist. Man redet nicht von Castel und was dazu gehört; dieser Platz kann nur als ein Theil der Mainzer Befestigungen angesehen, also nicht davon getrennt werden. Endlich verlangt die Republik, daß die Brücke zwischen Alt- und Neubreisach wiederhergestellt und vor der alten Hüninger Brücke fünfzig Morgen Landes, mit den nöthigen Wegen dahin zu kommen, an sie abgetreten werden.“

Während die Reichsdeputation alle Gründe des Rechts und der Billigkeit zusammenfaßte, um das Ungehörige und für Deutschlands Sicherheit Bedrohliche dieser Forderungen darzuthun, lieferten die Franzosen bereits ein weiteres Exempel, wie wenig sie geneigt waren, sich Zwang anzuthun, auch wo förmliche Verträge ihnen im Wege standen. Das „vae victis“, das der römische Geschichtschreiber den gallischen Siegern in den Mund legt, ist freilich zu jeder Zeit ihr Losungswort gewesen.

Unter den wenigen Festungen am Rhein, die noch in deutscher Hand waren, nahm Ehrenbreitstein mit die wichtigste Stelle ein. Alsbald nach dem Vertrage von Leoben war (24. April 1797) zwischen Hoche und dem kaiserlichen General Werneck eine Uebereinkunft geschlossen worden, welche eine Demarcationslinie zwischen den Kaiserlichen und Franzosen feststellte; darin war nicht nur im Allgemeinen die Freiheit des Verkehrs und die Verbindung zu Wasser und zu Lande gewährt, sondern noch ganz besonders die ungestörte Verproviantirung von Ehrenbreitstein, die von acht zu acht Tagen stattfinden

sollte, ausdrücklich ausbedungen. Weitere Verabredungen zwischen den Oberfeldherren beider Armeen stimmten damit überein und ein besonderer Vertrag zwischen dem Commandanten von Ehrenbreitstein und dem Führer der französischen Brigade in Coblenz hatte noch alle einzelnen Punkte des Waffenstillstandes festgestellt und den freien Verkehr zwischen Coblenz und Thalehrenbreitstein zugesichert. Die Schifffahrt auf dem Rhein und der Mosel sollte frei sein, die Verpflegung wie bisher stattfinden, die Wasserleitung von Rothenhahn, welche die Festung versorgte, der Benutzung zurückgegeben, die fliegende Brücke auf dem Rhein wiederhergestellt werden. Alle diese Verabredungen standen unangefochten da; weder ein anderer Vertrag, noch ein Abkommen der Obergenerale hatte sie abgeändert.*)

So war denn auch im Jahre 1797 die Uebung unbestritten die gewesen, daß der Verkehr der Festung nicht gestört, die Verpflegung regelmäßig besorgt ward und Personen wie Gepäck, das zur Festung gehörte, mit den nöthigen Papieren versehen, ungehemmt die französischen Posten passirten. Erst im December des Jahres, als der Kaiser die Reichsfestungen zu räumen versprach, trat insofern ein Wechsel der Verhältnisse ein, als die Oesterreicher nun Ehrenbreitstein verlassen sollten und der Platz an seinen gewöhnlichen Herrn, den Kurfürsten von Trier, zurückgegeben werden mußte. Am 15. December räumten die Oesterreicher die Festung; die Besatzung bestand fortan aus 2500 Mann kurtrierer Soldaten; Commandant war Oberst Faber, ein braver Officier, der im glänzenden Gegensatze zu der überall hereinbrechenden Auflösung des alten Reiches an der ihm anvertrauten Stelle gezeigt hat, was ein entschlossener, pflichttreuer Mann selbst mit geistlichen Contingentstruppen zu leisten vermochte.**) Sobald die Garnison gewechselt, begannen die Chicanen der Franzosen. Ihr Anführer, General Hardy, drohte mit Erneuerung der Blokade und fing auch wirklich an, Thalehrenbreitstein zu besetzen. Als man ihn auf die Verträge hinwies, zog er zwar die Truppen wieder zurück, aber er nahm gleich nachher einen für die Besatzung bestimmten Transport in Beschlag. Noch ward darüber verhandelt, als eines Tages auch die fliegende Brücke weggenommen und der Verkehr zwischen Coblenz und Thalehrenbreitstein eingestellt ward (März 1798). Damit war die Blokade begonnen; auch der Commandant traf jetzt, um nicht von den Franzosen überrascht zu werden, strengere Maßregeln. Kaum gelang es ihm noch, die

*) S. die Actenstücke und Correspondenzen in der Schrift: Eclaircissements sur les rapports extérieurs de la forteresse d'Ehrenbreitstein, par le colonel de Faber, commandant de cette place. Juin 1798. Vgl. Rhein. Antiquarius II. 1. 712 ff.

**) Faber, ein geborner Mainzer, ist später in kaiserliche Dienste übergetreten und als Feldzeugmeister erst 1844, siebenundachtzig Jahre alt, gestorben. Rhein. Antiq. II. 1. 758. 759.

Wasserleitung zu retten, deren Zerstörung schon begonnen war. Es ließ sich nichts Inhaltloseres denken, als die Gründe, womit die Franzosen ihr Verfahren rechtfertigten; der Commandant, hieß es z. B., der den Vertrag geschlossen, sei nicht mehr in Ehrenbreitstein, und überhaupt hätten sich die Umstände geändert, unter denen jenes Abkommen getroffen worden sei! Solch nichtswürdige Chicanen hatten bis jetzt, in den Sommer 1798, fortgedauert, aber gleichwol erreichten die Franzosen ihren Zweck noch nicht. Aller Hemmungen und alles Mangels ungeachtet blieb der Commandant fest und ließ sich nicht zur Uebergabe der Festung bringen. Seit Juni ward dann zu gröberen Mitteln geschritten. Die Einschließungslinie ward verstärkt, eine ganz enge Postenkette gezogen, welche nicht nur zur Festung, sondern auch zum Thal den Zugang hinderte, und als Faber darauf erklärte, man werde ihn zu feindlichen Schritten nöthigen, erfolgte der Bescheid des französischen Generals: wenn Sie die Schifffahrt auf dem Rhein und der Mosel von der Festung aus stören, so werde ich sofort die Festung angreifen und die Garnison nach der Strenge der Kriegsgesetze behandeln.

In Rastatt kannte man diese Vorgänge, aber wer hätte von dort Hülfe bringen sollen? Deutete doch schon Alles darauf hin, daß die ganze Frucht dieses Friedenscongresses eine todtgeborene bleiben würde. Zunächst trat eine Pause in der Verhandlung ein, da Treilhard noch im Mai Rastatt verließ, um seinen Platz im Directorium einzunehmen und Bonnier, wie es schien mit Absicht, allem diplomatischen Verkehr aus dem Wege ging. Eine Anzahl von Gesandten begab sich, da nichts zu thun war, in Urlaub. Erst um die Mitte Juni traf Jean Debry, als Treilhards Nachfolger, und mit ihm zugleich ein dritter Gesandter der Republik, Roberjot, zu Rastatt ein. Am 22. Juni gab die französische Botschaft wieder ihr erstes Lebenszeichen von sich, eine Antwort auf die letzte Note der Deputation. Es entspann sich nun eine weitläufige Verhandlung über die neuen Forderungen der Franzosen. Wohl gaben diese in einzelnen Punkten nach, indem sie z. B. den Thalweg als Gränze anerkannten, aber sie kamen auch immer wieder mit neuen, nachträglichen Ansprüchen, unter andern der Abtretung des Frickthals und dem förmlichen Verzicht des Reiches auf alle Ansprüche an Italien. Die Debatten darüber, hier und da durch einen Zank zwischen der Deputation und dem kaiserlichen Bevollmächtigten, oder durch eine Unart der französischen Unterhändler unterbrochen, dauerten in schleppender Breite noch fort, als sich bereits die ganze Lage Europa's anders gestaltet hatte.

Das Interesse an dem, was in Rastatt geschah, ließ nun um so rascher nach, je mehr sich Allen die Ueberzeugung aufdrang, daß die Dinge nicht mehr auf dem Congresse entschieden würden. Eben jetzt endigten (Anfang Juli) die Conferenzen zu Selz erfolglos; Oesterreich hatte weder in Baiern noch in Oberitalien erlangt, was es wollte, die Schweiz und die cisalpinische Republik blieben nach wie vor durch die Franzosen militärisch besetzt. Wenn

man vorerst auf beiden Seiten die Miene annahm, im Ganzen befriedigt zu sein, so war dies nur eine diplomatische List, um den immer unvermeidlicher werdenden Bruch noch zu verzögern,*) auf Seiten Oesterreichs wohl auch der Wunsch, Preußen durch scheinbare Eintracht mit den Franzosen zu imponiren.

Die Politik Preußens war für die Meisten ein Räthsel; selbst die am nächsten Stehenden wußten sich nicht in ihr zurechtzufinden. Das kam freilich zum Theil daher, daß man in Berlin selber keinen klaren politischen Plan verfolgte. Hessen-Cassel hatte, wie wir früher erwähnt haben, im Juli 1797 den geheimen Vertrag zu Pyrmont mit Preußen geschlossen, der ein gemeinsames Handeln in den Entschädigungssachen feststellte; allein der Landgraf fühlte sich darum keineswegs beruhigt über die Plane seines Verbündeten. Es gingen allerlei Gerüchte von der Erwerbung Hannovers und anderen Vergrößerungen, die Preußen erstrebe. Der Landgraf schickte daher zur Zeit, wo der Congreß zu Rastatt seine Arbeit begann, seinen Oberhofmarschall von Veltheim nach Berlin, um die Situation zu prüfen. Der hessische Diplomat sprach die angesehensten Männer in der preußischen Hauptstadt und sein Bericht**) enthält wenigstens manches, was die preußische Politik bezeichnet. Die französische Diplomatie in Berlin sprach es offen aus, daß sie nie die Hand bieten werde zu einer Theilung Deutschlands unter Oesterreich und Preußen; vielmehr müsse man darauf hinwirken, daß beide durch einige mindermächtige Staaten getrennt und auseinandergehalten würden. Im Uebrigen wußte man in der preußischen Hauptstadt nicht viel von den Planen der Franzosen; der König ließ darum Haugwitz hart an: es sei unverzeihlich für Jemanden, der Minister sein wolle, so wenig von wichtigen Dingen instruirt zu sein. In einer persönlichen Audienz des hessischen Abgesandten ließ Friedrich Wilhelm „eine gewisse edle Empfindlichkeit“ spüren über die Gerüchte von ehrgeizigen Entwürfen Preußens und betheuerte seinen Entschluß, die Demarcationslinie energisch zu beschützen, auch Haugwitz behandelte

*) Auf dem Congresse nahmen die Kaiserlichen wie die Franzosen den Schein an, als sei man in Selz einig geworden. „Besonders beruhigend, heißt es in einem Bericht d. d. 11. Juli, hat sich der Graf von Metternich über die Beendigung der Conferenzen zu Selz geäußert; er glaubt, daß die ganze Sache die beste Wendung nehme, daß der Wiener Hof sich mit dem französischen Gouvernement über die verhandelten, aber nicht entschiedenen Punkte sehr bald verstehen würde und daß auch der Reichsfriede sich seinem Abschluß nähere. Ueberhaupt äußert man von Seiten aller kaiserlichen Gesandtschaften die größte Zufriedenheit mit dem Gang der Sachen, und was wirklich sehr merkwürdig ist, Metternich hat sogar heute der Reichsdeputation officiell erklärt, daß die Beendigung der Conferenzen zu Selz keinen Bruch zwischen beiden Mächten veranlassen würde und daß sie auf den Congreß nicht den mindesten Einfluß haben könnte.“ Geh. Corresp.

**) Er liegt uns aus archival. Acten vor.

in einer Unterredung mit dem hannöverschen Gesandten Ompteda die Gerüchte von der Abtretung Hannovers als Verleumdungen; zwar habe die französische Regierung seit geraumer Zeit dies Preußen proponiren lassen, aber, setzte er mit vieler Salbung hinzu, man werde diese zudringlichen Anträge jetzt und in Zukunft zurückweisen und wenn man nach dem Grund der Ablehnung frage nichts anderes antworten, als: die Ehre. Im Uebrigen klagte Haugwitz über das Dunkel, in welches sich die französische Politik hülle und fragte Veltheim, ob man in Cassel nichts Genaueres über die französischen Projecte und die Verabredungen mit Oesterreich wisse! Auch Marschall Möllendorf meinte: man dürfe den treulosen Versicherungen der Franzosen so wenig trauen, wie den Ränken der Oesterreicher und man befinde sich „in einer dichten und gefahrvollen Dunkelheit.“

Preußen nahm aber allmälig eine schroffere Haltung ein, und gleichwie die diplomatischen Berichte aus Rastatt in dieser Zeit übereinstimmend das gute Einvernehmen zwischen Oesterreich und den Franzosen betonen, so erzählen sie auch, wie roh und feindselig der geläufige Ton der Franzosen gegen Preußen und seine Politik gewesen sei. Preußen hatte sich durch seine eigene Unentschlossenheit in die Lage gebracht, von der einen kämpfenden Partei gehaßt und von der andern nichts weniger als geliebt zu sein. Zur Zeit, wo Oesterreich in Selz seine ungeduldige Begier nach Baiern, nach dem Rest von Venedig und nach den päpstlichen Legationen greller als je kundgab, hatte der Berliner Hof, wie wir wissen, plötzlich den entgegengesetzten Ton angeschlagen und sich bereitwillig gezeigt, auf eigene Entschädigungen zu verzichten, wenn die Andern das Gleiche thäten. Den Franzosen gegenüber hörte aber die bisherige Gefügigkeit auf. Man hielt nun in Berlin genau darauf, daß die linksrheinischen Gebiete Preußens nur occupirt, nicht abgetreten seien, man verwahrte sich gegen die Maßregeln der Einverleibung, und als die berüchtigte französische Note vom 3. Mai in Rastatt mit den überspannten neuen Forderungen übergeben ward, sprach sich Preußen dagegen mit großer Entschiedenheit aus, legte sogar gegen die französischen Organisationen auf dem linken Rheinufer einen förmlichen Protest ein.

Das erklärte die ungezogene Art, in der sich die französischen Diplomaten zu Rastatt seit Mai und Juni über die preußische Politik ausließen. Das Directorium gab zugleich seinem Gesandten Sieyes in Berlin den Auftrag, anzufragen: welches denn eigentlich die Gesinnungen des preußischen Hofes in Bezug auf den Reichsfrieden seien? Eine ausführliche Darlegung, die Haugwitz zu Anfang August den Franzosen übergab, hielt den Standpunkt vom Mai fest: Frankreich solle die Prätensionen auf Castel, Kehl und Ehrenbreitstein fallen lassen, ebenso auf die Aufhebung der Rheinzölle Verzicht thun, auch seine Truppen vom rechten Rheinufer wegziehen und überhaupt die jetzige offensive Haltung verlassen, welche Preußen und die norddeutschen Staaten besonders zu bedrohen scheine. Man schmeichelte sich in Berlin mit

der Hoffnung, dadurch in Rastatt der Reichsdeputation Muth zu machen und so als der mächtige Vermittler zu erscheinen, der die Franzosen in ihre Schranken zurückwies. Es ist auch wahrscheinlich, daß der Schritt nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist, wenn gleich die französische Gesandtschaft sich bemühte, die Erklärung und die preußische Politik in möglichst wegwerfendem Tone zu behandeln.*)

Ueber der preußischen Politik schwebte aber ein eigener Unstern; die Erfahrungen, die sie damals machte, bestätigten das alte Wort: „Wer Jedermanns Freund sein will, ist Niemandes Freund.“ In dem Augenblicke, wo man sich zu Berlin mit den Franzosen überwarf, gelang es zugleich, das Mistrauen und die Abneigung der werdenden Coalition gegen sich wach zu erhalten. Es war nicht mehr zweifelhaft, daß sich ein neuer Kriegsbund gegen das revolutionäre Frankreich bilde; dem schon erwähnten Vertrage zwischen dem Kaiser und Neapel waren nähere Einverständnisse zwischen Oesterreich und Rußland gefolgt und die britische Politik unterließ natürlich nicht, die glimmenden Funken eines neuen Continentalkrieges zur Flamme zu schüren. Nun galt es, noch Preußen zu gewinnen; der frühere Versuch im Mai war mislungen; man entschloß sich, ihn zu wiederholen. Gelang es nicht, Preußen zum großen Bunde gegen Frankreich herüberzuziehen, so erhielt man doch vielleicht Gewißheit über die Frage: wie eng Preußen mit Frankreich verknüpft sei. Denn die Unentschlossenheit des Berliner Cabinets war Schuld, daß man ihr in Wien und Petersburg nicht weniger mistraute, als in Paris und Rastatt. Darüber sich volle Klarheit zu schaffen und wo möglich Preußen zum bevorstehenden Kampfe zu bewegen, wurden im Sommer die Verhandlungen in Berlin wieder aufgenommen.**) Fürst Repnin harrte dort noch auf einen besseren Erfolg; Graf Cobenzl begab sich, nachdem die Selzer Verhandlung abgebrochen war, Ende Juli nach Berlin. Dort war auch wenige Wochen vorher der neue Gesandte der Republik, der gewesene Abbé Sieyes,

---

*) Ein der preußischen Politik befreundeter Diplomat, der zugleich mit einem Mitglied der französischen Gesandtschaft, Rosenstiel, verwandt war, hatte Auftrag, diesen gelegentlich über den Eindruck der Denkschrift zu sondiren. „Sein Urtheil darüber war, daß mit allen den leeren Declamationen nichts herauskomme; es wären Worte ohne Nachdruck und Frankreich würde sich nur so lange daran kehren, als es seiner Convenienz zuträglich wäre. Die in jenem Memoire aufgeführten Grundsätze möchten noch so sehr die wahre Meinung des preußischen Hofes sein, so kenne man doch die wahre Lage von Preußen zu genau, um sich durch diese Meinung hindern zu lassen.“ Aus der geh. Correspondenz.

**) Die Instructionen Repnins, die darauf ausgingen, Oesterreich wie Preußen zum Verzicht auf jede Vergrößerung zu bestimmen und auf dieser Basis eine gemeinsame Action beider herbeizuführen, s. bei Michailowski-Danilewski Krieg von 1799. I. 347 f.

eingetroffen, mit dem Auftrage, die Coalitionspolitik zu bekämpfen und Preußen zu einem engeren Bündniß mit Frankreich zu bestimmen.

In Berlin hatten sich die politischen Verhältnisse nicht geändert. Noch galt neutral sein für die größte Weisheit in diesem Weltconflict; noch sah man in dem Balanciren zwischen den beiden sich bekämpfenden Principien einen Beweis hoher Unabhängigkeit, die man nicht aufgeben dürfe, um sich von Frankreich oder der Coalition ins Schlepptau nehmen zu lassen. Jener alte solonische Satz, der nicht nur für Individuen, sondern auch für Staaten gilt, daß ein rechter politischer Mann nicht neutral sein dürfe, war hier noch nicht zur Anerkennung gelangt; noch hieß das abwartende Klugheit, was im letzten Grunde doch nur kleinmüthige Unentschlossenheit und Mangel an großstaatlichem Selbstvertrauen war. Wohl neigte Haugwitz mehr auf die französische Seite; bei Anderen waren die Sympathien mit der Coalitionspolitik noch nicht völlig verwischt. Der König hatte den guten Willen, in Deutschland der allgemeinen Zerrüttung entgegenzutreten und die zudringliche Einmischung der Fremden zu bekämpfen; einzelne Schritte, die wir kennen, legten davon Zeugniß ab. Aber unter dem zwiefachen Einfluß, der ihn für die westliche und für die östliche Politik zugleich zu gewinnen strebte, wählte er dazu den bedenklichsten Weg; er verscherzte das Vertrauen der Einen, ohne das der Andern zu gewinnen.

Die Conferenzen, die jetzt im August zu Berlin stattfanden, änderten darum die Situation im Ganzen nicht. Repnin und Cobenzl drängten zum Kriege; wie es scheint, mit einer Taktik, die allerdings nicht einmal das eingewurzelte Mistrauen gegen Oesterreich besiegen konnte. Ein patriotisch gesinnter deutscher Fürst, Karl August von Weimar, der damals zu Berlin war, schrieb darüber: „Eine wichtige Zeit habe ich hier erlebt; in dieser ist mir das hiesige System sehr bekannt geworden. Oesterreich und Rußland habe ich hier auf eine Art negociiren gesehen, die jedem Ununterrichteten unglaublich vorkommen muß; wo der Schaden bei ihnen saß, konnte man bei dieser Gelegenheit klar erkennen. Zu Stande ist nichts gekommen; indessen, man sage was man wolle, es sind die großen Mächte einander näher als vorher. Oesterreich und Rußland glaubten, Preußen hinge an Frankreich, und hiervon wollten sie sich überzeugen; da sie hiervon das Gegentheil erkannten, so sind sie im Ganzen nicht unzufrieden, obwol man in alle ihre Plane nicht einging."

Dieser zweifelhafte Erfolg war auch der einzige, dessen Cobenzl und Repnin sich rühmen konnten. Eine engere Annäherung an die Ostmächte ließ sich, nach Sieyes' Ausdruck, schon durch einige kleine Concessionen formeller Art, zu denen man sich in Rastatt herbeiließ, vereiteln. Als vollends der französische Diplomat, im Auftrag seiner Regierung, unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses die geheimen Bedingungen von Campo Formio mittheilte, war die mögliche Neigung eines Bündnisses mit Oester-

reich im Keime erstickt. Die Vertreter der Ostmächte schieden, vielleicht mit geringerem Mistrauen, aber sicherlich ohne größere Zuneigung für Preußen. Sieyes schilderte die Berliner Zustände in einem Tone, aus dem schon die geringschätzige Stimmung der späteren Bonaparte'schen Politik herausklang. „Der König von Preußen, schrieb er an Talleyrand, faßt die schlechteste aller Entschließungen, die, sich für keine zu entscheiden. Preußen will allein bleiben; das ist sehr bequem für Frankreich, es kann während dieser preußischen Betäubung mit den Anderen fertig werden. Mit Unrecht sagt man, Berlin sei der Mittelpunkt der europäischen Unterhandlungen; die ganze Weisheit des Berliner Hofes besteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine passive Rolle zu spielen." Die Urtheile des revolutionären Diplomaten sind durch die folgende Geschichte zu Weissagungen geworden; eine Großmacht, die in einem Weltkriege zu keiner Partei gehören wollte, mußte allmälig ohne Kampf und ohne Niederlage ihrer moralischen Autorität verlustig gehen.

In dieser Lage der Dinge und bei den immer ernsteren Kriegsaussichten wurde es natürlich mit jedem Tage gleichgültiger, was zu Rastatt verhandelt ward; der Congreß erschien wie eine Episode für sich, neben der die allgemeinen politischen Ereignisse ihren selbständigen Verlauf nahmen. Doch erkannte man auch dort seit Ende August, daß der Krieg fast unabwendbar geworden war; das kurze Spiel österreichisch-französischer Eintracht war wieder offener Feindseligkeit gewichen und beide Mächte setzten die Unterhandlungen nur in der Absicht fort, für den bevorstehenden Kampf sich der Freundschaft der Reichsstände zu versichern.*) Die Geschäfte, ihrer Natur nach schon schleppend genug betrieben, wurden durch Zänkereien der widrigsten Art unterbrochen. Als die Deputation sich eines Tages zu dem Entschlusse ermannt, den Entwurf eines „Friedensinstruments" zu fertigen, und man sich im Schooße des Ausschusses gegenseitig gelobt, darüber das strengste Geheimniß zu bewahren, kamen am andern Tage die französischen Gesandten und verboten der Deputation förmlich, sich mit dergleichen Arbeiten zu befassen; sie sollte erst Antwort geben auf die französischen Forderungen!**) Dann gerieth

*) „Weit sprechender, heißt es in einem Bericht vom 25. August, liegt dies in den zuletzt gewechselten Noten und am allerauffallendsten seit einigen Wochen in den Gesprächen der französischen Gesandtschaft. Bei dieser findet man keine Idee von Frieden mehr mit Oesterreich, sondern nur das Bestreben, das Reich vom Kaiser loszureißen, um dadurch dessen Macht und Einfluß zu schwächen und sich die militärischen Operationen zu erleichtern. Der Krieg mit Oesterreich ist fast gewiß und auch alle Zeitungsnachrichten von Unruhen und Insurrectionen in Italien, von Truppenmärschen nach Graubündten u. s. w. stimmen damit überein. Wir sind hier wirklich in der Agonie, und die einzige Frage ist noch, wer unsere scheidende Seele in Empfang nehmen wird." Geh. Correspondenz.

**) Ebendas. Bericht vom 1. Aug.

der kaiserliche Bevollmächtigte, der sich grobe Eigenmächtigkeiten erlaubt, z. B. einmal Beschlüsse auf eigene Hand geändert hatte und ein andermal sie den Franzosen nicht mittheilen wollte, mit der Deputation selber in einen ärgerlichen Streit, der Wochen lang fortdauerte. Vom Juli bis zum October zog sich daher die Verhandlung über die neuen Prätensionen der Franzosen hinaus; die Bestimmung der Stromgränze, der Besitz der Rheininseln, die Uebergänge bei Breisach und Hüningen, die Brückenköpfe von Kehl und Castel, das Verhältniß von Ehrenbreitstein, die Vertheilung der Schuldenlast und Aehnliches mehr bildeten den Stoff der Debatte. Die Taktik der Franzosen war die gewöhnliche: in dem gebieterischen, kurz angebundenen Tone, den sie sich von Anfang erlaubt, forderten sie, was das Reich in den meisten Fällen kaum in schüchternem Tone zu verweigern wagte. Den kleineren zu Frankreich neigenden Reichsständen fiel in der Regel die Aufgabe zu, die mündlichen Zwischenträger der französischen Drohungen zu sein; sie waren gleich bereit, wenn ein Widerstand von Seiten des Reiches drohte, mit der Hindeutung auf neue Gewaltthaten der Franzosen die Widerstrebenden zu beugen, oft auch durch zweifelhafte Zusagen zu gewinnen. Was freilich in diesen vier Monaten, vom Sommer bis in den Spätherbst, verhandelt worden ist, war im Erfolg so leer und nichtssagend, daß eine Aufzählung der einzelnen Noten und Gegennoten kaum ein Interesse bieten kann; schon waren die Blicke Aller nach Italien, nach dem Orient, nach Malta und Aegypten, nach Rußland, kurz nach allen Seiten hin, nur nicht nach Rastatt gewendet. Die Brutalitäten der Franzosen dauerten indessen unverändert fort; ihre Truppen blieben auf dem rechten Rheinufer, Contributionen wurden wie bisher erhoben, Ehrenbreitstein durch eine vertragswidrige Blokade bedrängt, die Güter der Reichsritterschaft als Nationaldomainen der Republik behandelt. Weder die Vorstellungen der einzelnen Betroffenen auf dem Congresse, noch die Vermittelung der Reichsdeputation vermochten dem zu steuern. Nur in den nachträglichen Forderungen, über die zu Rastatt verhandelt ward, zeigten sich die Franzosen etwas gemäßigter. Sie gaben in der Frage der Rheinschifffahrt und des Thalweges als Gränze den deutschen Bedenken nach und ließen die Forderung von Kehl und Castel gegen die Zusage fallen, daß auf eine bestimmte Entfernung keine Schanzen und Befestigungen angelegt werden sollten. Man schrieb auf dem Congresse diese unerwartete Nachgiebigkeit theils dem Eindruck zu, den die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir gemacht, theils den Vorstellungen Preußens, dem die Franzosen seit dem unvermeidlichen Bruch mit Oesterreich sichtbar größere Rücksicht bewiesen. Alle übrigen Prätensionen, die in der Note vom 3. Mai erhoben waren, blieben unverändert stehen; ja es wurden noch weitere Forderungen, wie die Aufhebung des Weserzolles bei Elsfleth und die politische Zukunft von Hamburg, Bremen und Frankfurt eingemischt, Fragen, die mit dem Friedensgeschäfte, wie es vorlag, nichts gemein hatten. Die schwierigste Sache, das Entschädi-

gungsgeschäft, war zur großen Freude der geistlichen Reichsstände bis zum October noch nicht zur Erörterung gekommen.

In diesem Augenblick stand man sich schon wieder in voller Waffenrüstung gegenüber. Es war der britischen Politik gelungen, das neue continentale Bündniß vorzubereiten, dem die von inneren Parteiungen zerrissene französische Republik schien erliegen zu müssen. Rußland rüstete, nicht wie vorher unter Katharina nur mit großen prahlerischen Worten, während es mit selbstsüchtiger Wachsamkeit seine Sonderinteressen im Osten verfolgte, sondern diesmal mit ernsten Mitteln und Thaten; Czar Paul, voll autokratischen Hasses gegen die Revolution und von dem Gefühl monarchischer Solidarität lebhafter durchdrungen als irgend ein König jener Tage, dabei trotz allen Sultanslaunen für großmüthige und kühne Gedanken empfänglich, schien ganz der rechte Mann, dem neuen Kriege auf dem Festlande den persönlichen Impuls und die Nachhaltigkeit zu geben, die der monarchischen Coalition von 1792 gefehlt hatte. Schon war der Vertrag zwischen den Höfen von Wien und Petersburg unterzeichnet und eine russische Armee in Anmarsch, den Angriff der Oesterreicher auf Italien zu unterstützen. In Neapel verband sich britischer Einfluß, der dort auf krummen und schmutzigen Wegen die Regierung beherrschte, mit dem wilden Franzosenhasse der Königin, der Schwester Marie Antoinettens, zum Kampfe gegen die revolutionäre Macht. Die französische Republik selbst war in innerer Zerrüttung begriffen, der Kern ihrer besten Truppen und ihr größter Feldherr, Napoleon Bonaparte, über's Meer gegangen, um in Aegypten das maritime Uebergewicht und die ostindische Herrschaft Großbritanniens zu bekämpfen: ein Unternehmen, das, wie sehr auch zu anderer Zeit politische Gründe dazu rathen mochten, doch in diesem Augenblicke nur im persönlichen Interesse des Oberfeldherrn ausgedacht und unternommen war. Zwar hatte der abenteuerliche Zug glücklich begonnen; Malta war durch Verrath und Schwäche in die Hände der Franzosen gefallen, Bonaparte war in Aegypten gelandet, aber was nun weiter? Schon seit August gingen dumpfe Gerüchte durch Europa und erregten die mächtigste Sensation: Bonaparte sei von der englischen Flotte unter Nelson überfallen, geschlagen und gefangen worden. Das Gerücht hatte zu viel gesagt, allein die Lage der Franzosen hatte sich darum doch auf's peinlichste verwickelt. Am 1. August hatte Nelson die französische Flotte auf der Rhede bei Abukir überfallen und in einem glänzenden Treffen fast völlig vernichtet. Die Landarmee war nun von Frankreich abgeschnitten, die Pforte erklärte den Krieg, England entfaltete unbestritten sein Uebergewicht auf den Meeren, Neapel rüstete mit ungeduldiger Eile, um die wankende französische Herrschaft in Italien zu überwältigen, und die erste Colonne der Russen, die am Rhein und am Po die Franzosen bekämpfen sollte, setzte sich seit August nach den

deutschen Gränzen in Bewegung. Oesterreich selbst konnte nicht mehr lange säumen. Es hatte eine seiner militärischen Autoritäten nach Neapel gehen lassen, um dort die Armee zum Kampfe gegen Frankreich einzuüben; es ließ (October) seine Truppen nach Graubündten einrücken, das von französischen Occupationsgelüsten bedrängt war. Wohl knüpfte jetzt noch das Directorium neue Verhandlungen an, um durch lockende Aussichten den Kaiserhof von der Coalition loszureißen oder doch den offenen Bruch zu verzögern, aber die Dinge waren zu weit gediehen, als daß die verspäteten Bemühungen der Diplomatie noch hätten Erfolg haben sollen.

Gegenüber einer so mächtigen Verwickelung boten die kleinen Zänkereien und Advokatenchicanen in Rastatt kaum mehr ein Interesse; vielmehr drängte auch dort Alles einem gewaltsamen Ende zu. Noch stritt man sich über die französischen Forderungen, denen immer neue unberechtigte Zusätze angehängt wurden. Und dabei hatten die Franzosen noch die Stirne, in einer Note vom 25. October zu sagen: „die Großmuth der französischen Regierung habe alle Hoffnungen übertroffen." Das schien denn selbst die Geduld der Reichsdeputation zu erschöpfen und es erfolgte einmal eine Antwort von kraftvollerem Klange als gewöhnlich.*) Auch wegen Ehrenbreitstein ließ sich die Deputation nun nachdrücklicher vernehmen und fand dabei in den Reclamationen Preußens eine Unterstützung. Auf der andern Seite wollten die Franzosen mit erhöhter Hartnäckigkeit ihre barbarischen Emigrantengesetze auf die Belgier und die deutschen Unterthanen im Elsaß anwenden, oder mischten ganz fremde Gegenstände in die Friedensverhandlungen ein; die Säcularisationsfrage schien vertagt zu bleiben. Einstweilen ward der Länderhandel emsig fortgesetzt und die französischen Diplomaten waren wenigstens eifrig beflissen, sich für alle Fälle die Freundschaft der einzelnen Reichsstände zu sichern. Mit Kurmainz war das freundliche Verhältniß emsig unterhalten, und verschiedenen kleineren Fürsten bedeutet, daß sie in Separatverträgen ähnliche Bedingungen erlangen könnten, wie Württemberg, Baden und Hessen.**) Doch

*) Posselt, eur. Ann. Jahrg. 1798. IV. 45 ff.

**) In einem Gesandtschaftsbericht aus dieser Zeit ist über das Verhältniß des Kurmainzischen Ministers Albini bemerkt, es gelte hier der Grundsatz: manus manum lavat. Albini, mit dem schwer zugänglichen Bonnier in freundschaftlichem Verkehr, unterstütze die neuesten Forderungen der Franzosen, wofür denn diese wieder eine „möglichste Beschränkung der Säcularisation" versprächen. — Aus einer andern ähnlichen Quelle ersehen wir, daß auf die schon im September erfolgte Anfrage reichsfürstlicher Gesandten wegen der Abschließung von Separatverträgen ermunternd geantwortet wurde. „Das hat indessen, äußerte damals Rosenstiel, Alles noch Zeit; die Sachen sind noch nicht so weit gekommen, daß jetzt schon ein solcher Schritt nothwendig wäre. Wir hoffen, wie gesagt, mit der Reichsdeputation doch noch einig zu werden, und geschieht dies nicht, so will ich Ihnen schon zeitlich einen Wink geben; darauf verlassen Sie sich und sein Sie einstweilen ruhig."

verschmähte man auch die letzten Zwangsmittel nicht, um die Einigung mit dem Reiche zu erpressen.

Am 6. December übergaben die Franzosen eine Note, die als ein Musterstück ihrer Taktik gelten kann;*) darin waren alle Zögerungen der Reichsdeputation Schuld gegeben, abermals die außerordentliche Nachgiebigkeit der Republik gepriesen und die Erklärung ausgesprochen: man sehe die letzten Forderungen als ein Ultimatum an, dessen unbedingte Annahme man binnen sechs Tagen erwarte. Das Schauspiel eines drohenden Bruches ward mit Erfolg gespielt. Die Gesandten rüsteten sich zur Abreise, drohten den Kleinen und Schwachmüthigen mit einem neuen Kriege, und damit man sich vom Ernste solcher Drohung überzeuge, wurden im nämlichen Augenblicke auf dem rechten Rheinufer große Kriegssteuern und Requisitionen mit unerbittlicher Härte eingetrieben. Die groben Künste führten wie immer zum Ziele. Wohl fehlte es nicht an Stimmen, die das als plumpe Mittel der Einschüchterung bezeichneten und meinten, man werde jedenfalls besser fahren, wenn man, statt muthlos nachzugeben, auf seinem guten Rechte beharre, aber die Angst und Desertion ergriff doch die Meisten. Oesterreich, Hannover und Kursachsen vertraten in der Friedensdeputation allein noch die Politik des Widerstandes; auch Würzburg war jetzt abgefallen, Kurmainz führte den Reigen der Nachgiebigen und die Kleinen drängten mit ungebührlicher Hast auf Unterwerfung. Nicht einmal der bescheidene Ausweg, sich für nicht instruirt zu erklären und damit eine kurze Frist zu erlangen, fand noch die Majorität; am 9. Dec. 1798 ward das Ultimatum, wie es gestellt war, mit der Mehrheit von sieben gegen drei Stimmen angenommen. Die Franzosen machten Zusagen wegen Ehrenbreitstein und versprachen eine rasche Lösung der Entschädigungsfrage; das war der ganze Preis, den man für die eilige Nachgiebigkeit gewann. Freilich waren die Zustände des Reiches so tief herabgekommen, daß sich Baden und Darmstadt noch dazu für verpflichtet erachteten, für eine so großmüthige Haltung der Franzosen ihren ausdrücklichen Dank an den Tag zu legen. Eine Reihe wohlbegründeter deutscher Ansprüche, welche man früher als Bedingung der Abtretung des linken Rheinufers bezeichnet, waren auch nicht einmal zu einer oberflächlichen Erörterung gekommen.**)

Indessen war der Krieg der zweiten Coalition bereits begonnen. Neapel hatte den Augenblick des gemeinsamen Losbruches nicht erwarten wollen; von England gedrängt, das, wenn einmal der erste Kanonenschuß gefallen war, sich die gewisse Auflösung des Congresses und die Erhebung Oesterreichs

*) S. Posselt IV. 76 ff.

**) Dahin gehörte namentlich die Frage, wie es mit dem Privateigenthum der Fürsten und Stände auf dem linken Rheinufer, mit der Aufhebung des Sequesters, mit der Entschädigung der Beschädigten, mit den rückständigen Contributionen und mit dem Ersatz für die im Elsaß und in Lothringen erlittenen Verluste gehalten werden sollte.

versprach, griff der bourbonische Hof in Süditalien schon jetzt zu den Waffen und zählte dabei auf rasche Unterstützung Oesterreichs. Man hatte sich früher einen der Lieblinge der Wiener Hofkriegsrathsweisheit, den General Mack, verschrieben und mit ihm das schwierige Experiment unternommen, binnen einigen Monaten aus Neapolitanern tapfere Soldaten zu drillen. Der Erfolg dieses Versuches schlug freilich über alle Maßen kläglich aus; die Heeresmasse, die Mack in den letzten Tagen des Novembers gegen die römische Republik führte und die vordrang, so lange ihr der Feind nicht die Spitze bot, wurde binnen wenig Tagen aus Mittelitalien hinausgestäupt und Neapel von den Franzosen besetzt.*) Allein dieser tragikomische Heereszug war gleichwol der Anfang eines der furchtbarsten und merkwürdigsten Kriege, von dem die Geschichte zu erzählen weiß, eines Krieges, der durch die blutigen Tage von Stockach, Zürich, Piacenza, Novi, Marengo und Hohenlinden unsterblich geworden ist. Vom Helder bis zur sicilischen Meerenge dehnt sich dieser ungeheure Kampf aus; an den großen Strömen der Lombardei wird noch einmal um den Besitz Italiens gefochten und die ganze Frucht von Bonaparte's ruhmreichem Feldzuge des Jahres 1796 geht wieder verloren. In den Alpenschluchten der Schweiz, auf Gebirgspässen, die bis dahin nur dem einzelnen Wanderer zugänglich waren, auf Höhen, die noch nie ein Kriegsheer begangen, lagern jetzt Armeen und werden Schlachten geliefert. Das Ende aber dieses großen Krieges, in welchem das contrerevolutionäre Bündniß der alten Monarchien die größte Energie und Schwungkraft unter allen Kämpfen von 1792 bis 1805 gezeigt, wird zugleich der Anfang einer neuen Gewalt über Frankreich und Europa, welche die nächste Epoche der Weltgeschichte beherrscht hat.

Was konnte Rastatt in diesem Weltconflicte noch vermitteln? In dem Augenblicke, wo man dort über die Vertheilung der Schuldenlast oder über den Elsflether Zoll stritt, hatte der Krieg schon Italien ergriffen; in den nämlichen Tagen, wo sich die Reichsdeputation dem französischen Ultimatum unterwarf, rückten in Mähren schon die ersten Russen ein. Es war nicht mehr die Frage, ob es zum Kriege kommen würde; es mochte höchstens zweifelhaft sein, wer und wie viele sich davon ausschließen konnten?

Noch ward, auch als der Kampf schon begonnen, zwischen Oesterreich und der französischen Republik unterhandelt, doch war, wie beide Mächte und ihre Interessen einmal zu einander standen, ein Erfolg nicht mehr zu erwarten. Wie weit Frankreich es mit Entschädigungen in Italien ernstlich meinte, ist zweifelhaft; daß es Baiern dem österreichischen Gelüste jetzt nicht mehr opfern wollte, gewiß. Vielmehr war die französische Politik fest entschlossen, wenn das Ableben des alten Kurfürsten erfolgte, die zweibrücker

*) Daß man auf die Hülfe Oesterreichs gezählt, zeigen die unmuthigen Aeußerungen Nelsons; dispatches and letters III. 170. 185. 228.

Linie im ganzen Besitze des Kurfürstenthums zu erhalten. Diese zweibrücker Linie war seit den Vorgängen von 1777 und 1785 auf das bitterste mit Oesterreich verfeindet, beide Male nur durch Preußens Protection vor dem Verluste ihrer Ansprüche geschützt und auch nachher durch das unablässige Bemühen des Wiener Hofes, sich Baierns zu versichern, recht eigentlich den Feinden Oesterreichs in die Arme gedrängt worden. Welch erwünschterer Erbe in Pfalzbaiern ließ sich für die französische Politik denken, als der Prinz eines Hauses, das seit zwanzig Jahren mit allen Mitteln gegen Oesterreich um seine Existenz hatte kämpfen müssen, das also im deutschen Süden das beste Gegengewicht gegen Oesterreich zu werden versprach? Einen solchen Fürsten zu Gunsten Oesterreichs zu berauben, hätte allen Ueberlieferungen französischer Staatskunst widersprochen; sie konnte nur daran denken, sich in ihm einen Verbündeten großzuziehen. Ohne Vergrößerung in Baiern, ohne reiche Entschädigung in Italien war aber jetzt ein Friede zwischen Oesterreich und der Republik nicht mehr möglich.

So blieb also von den größeren Mächten voraussichtlich Preußen allein an dem künftigen Kampfe unbetheiligt. Wir haben oben gesehen, wie man im Mai und im August des Jahres vergeblich die Hebel angesetzt, den Berliner Hof zur Action zu bewegen. Die überlieferte Entzweiung mit Oesterreich, die finanzielle Bedrängniß, die unentschlossene und scheue Persönlichkeit des Königs, der Geist kurzsichtiger Pfiffigkeit und Selbstsucht im Rathe der Minister, die Unlust zum Kriege auch im Volke, das sich in dem ephemeren faulen Frieden behaglich fühlte, Gefahren und Opfer scheute und im trägen Sinnengenusse des Augenblicks der zukünftigen Gefahren vergaß, dies Alles trug gleichmäßig dazu bei, Preußen in den Ueberlieferungen der Politik von 1795 festzuhalten. Noch jetzt im letzten Augenblicke (April 1799) machten gemeinsam Rußland, Oesterreich und England den Versuch, Preußen zur thätigen Mitwirkung zu bestimmen; es war so erfolglos wie vorher. Alles was man erlangte, war die bestimmte Erklärung: daß Preußen einen Offensivkrieg nicht führen könne, sondern sich auf die Aufrechterhaltung der Neutralität Norddeutschlands beschränken müsse. Preußen, so soll nach einer russischen Quelle der Schluß der Erklärung gelautet haben, könne Frankreich höchstens dann den Krieg erklären, wenn Oesterreich große Niederlagen erlitte!

Es liegt uns aus dieser Zeit ein Actenstück vor, welches die leitenden Gedanken der damaligen Politik Preußens ganz im Einzelnen begründet;*) gern räumen wir ihm eine Stelle ein, um die Männer selber über ihre Motive zu vernehmen, welche die Monarchie Friedrichs des Großen zu dem Abgrund von Jena und Tilsit geführt haben. Die Isolirung Preußens ist darin offen zugestanden, aber keineswegs als eine misliche Lage angesehen.

---

*) Es ist ein handschriftliches Memoire „über Preußens auswärtige Verhältnisse im Jahre 1799," geschrieben im Januar dieses Jahres.

„Während sich Rußland durch seine Rüstungen zur See und zu Lande schwächt, während Oesterreich die Hülfsquellen, die es noch hat, erschöpft, während beide Mächte ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren gemeinschaftlichen Feind richten, Frankreich aber in Italien, in der Schweiz und gegen England beschäftigt ist, gewinnen wir Zeit, unsere Kräfte zu sammeln und uns in die Verfassung zu setzen, jedem Angriffe, er mag kommen woher er wolle, mit Nachdruck zu widerstehen. Es ist daher gut, daß wir keine Verbindungen haben, die uns in den Fall setzen könnten, uns durch kostspielige Demonstrationen zu entkräften." Gefahren von Frankreich besorgt der Verfasser dieser Denkschrift nicht; wollte man aber auch in der Furcht vor künftiger Bedrohung sich gegen Frankreich erheben, so sei man auf die Allianzen von Rußland, Oesterreich und England angewiesen. Rußland, das Land der Palastrevolutionen, „das sich für unüberwindlich hält, weil es Türken und Polen geschlagen hat, das seine Hülfsquellen für unerschöpflich ansieht, weil es so viel Geld haben kann, als Papier und Druckerschwärze im Lande vorräthig sind", Rußland erscheint als ein Verbündeter von sehr zweifelhaftem Werth. Der Mangel an Geld, die Langsamkeit der Hülfe, der launenhafte Charakter des Kaisers und überhaupt die Unsicherheit der russischen Politik machte es zu einem Gegenstande ernsten Bedenkens, ob man diese lästigen Nachbarn jemals als Verbündete suchen werde. „Das Haus Oesterreich muß uns aber als seinen natürlichen Feind ansehen." Das ganze Emporkommen Preußens, die Erwerbung Schlesiens, das Durchkreuzen der Entwürfe auf Baiern, das Alles sei, so fährt der politische Rathgeber fort, für Oesterreich Grund genug, den Rivalen dauernd zu hassen. Oesterreich suche nur Preußen in den Krieg zu ziehen, um es dann ebenso wie das deutsche Reich zu verlassen. Die Erfahrungen von 1792 und später ermuthigten fürwahr nicht zu einer Erneuerung des österreichischen Bündnisses. „Es gibt zwischen benachbarten Staaten gewisse Verhältnisse, die, so lange diese Staaten aufrechtstehen, ihrer Natur nach unveränderlich sind und sich nur selten auf kurze Zeit modificiren lassen. So hat die Nothwendigkeit, uns allen Vergrößerungen Oesterreichs zu widersetzen, der Grundsatz unserer Politik seit der Eroberung Schlesiens werden müssen. Und nun, da es Demüthigungen und Unfälle erlitten hat und uns weniger furchtbar geworden ist, sollten wir ins Feld rücken und mit Aufopferung unserer eigenen Kräfte es wieder emporzuheben suchen? Dies wird uns wohl Keiner, der uns nicht als Lehrlinge in der Politik ansieht, zumuthen wollen. Es ist, sagt man, das alte System, welches auf die jetzigen Umstände nicht mehr paßt. Ein System aber, welches auf nothwendigen Grundsätzen beruht, paßt beständig, man muß es nur den Umständen anpassen wollen. Wohin hat uns das neue, welches mit Pillnitz seinen Anfang und mit Basel sein Ende nahm, in so kurzer Zeit geführt?".... Ueberhaupt sei schwerlich der Krieg das rechte Mittel, den Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun; der Friede werde vielmehr das

Grab der französischen Größe und wahrscheinlich auch der Republik sein. Indessen das eigene Interesse Preußens gebiete nicht einmal, Frankreichs Untergang zu wünschen. Was würde die Folge davon sein? „Wir wären genöthigt, entweder allen Uebermuth, alle Anschläge der Oesterreicher auf Baiern, wie auf andere Fürsten, ruhig zu erdulden, oder es mit beiden kaiserlichen Höfen ohne Verbündeten allein aufnehmen zu müssen." Schon jetzt drücke Englands merkantiles Uebergewicht hart genug auf Preußen; wie sollte es werden, wenn die Concurrenz Frankreichs und Hollands vollends vernichtet wäre? „Wir werden uns also nicht durch die eigennützigen Vorstellungen der bewaffneten Mächte verleiten lassen, unser wahres Interesse zu verkennen und ein Volk zu reizen, von welchem wir nichts zu fürchten, sondern vielmehr Alles bei Gelegenheit zu erwarten haben. Wir werden während des Krieges die strengste Neutralität beobachten, den allgemeinen Frieden abwarten, um Verbindungen einzugehen, aber nie vergessen, daß Schlesien beständig der Zankapfel zwischen uns und Oesterreich bleiben wird."

So schieden sich auch jetzt, wie seit 1795, die Wege der beiden Großmächte im deutschen Reiche. Das Reich selbst hatte in dem unglücklichen Momente den letzten Schritt zum Frieden gethan, wo das Geräusch der Waffen schon an die Pforten des Friedescongresses drang. Es war vorauszusehen, daß dieser Friede, zu dem die Deputation im December 1798 die Hand gereicht, rasch unter den kriegerischen Stürmen des neuen Jahres begraben sein würde.

Fünfter Abschnitt.

Der Krieg von 1799.

Schon deuteten alle Zeichen auf die nahe Entscheidung durch die Waffen; nicht Italien allein war vom Kriege bereits ergriffen, auch in Deutschland gab die Haltung der Franzosen zu erkennen, daß die Zeit nahe bevorstand, wo sie die Friedensmaske ablegen konnten. Eben jetzt zu Anfang des neuen Jahres fiel, zur bittern Verspottung des jüngsten Friedensabschlusses in Rastatt, die Festung Ehrenbreitstein in ihre Hände. Seit Monaten hatte dieselbe eine förmliche Belagerung zu bestehen und das deutsche Reich war machtlos gewesen, diese Uebung französischen Faustrechts zu hindern. Ohne Aussicht auf Entsatz kämpfte die brave Besatzung mit Noth und Hunger, bis die Uebergabe unvermeidlich war. Indem der Commandant die Capitulation unterzeichnete, legte er ausdrücklich Verwahrung ein gegen die vertragswidrige Wegnahme des Platzes, die er als eine „offenbare Verletzung der einfachsten Grundsätze der öffentlichen Treue und Redlichkeit bezeichnete, welche bis dahin von allen gesitteten Nationen für heilig und unverletzlich angesehen worden sind.“ Am 27. Januar zog die Besatzung aus; mit ihr verschwand zugleich das letzte Lebenszeichen des tausendjährigen Trierer Kurstaates.

Während in Deutschland rechts und links vom Rhein der Druck und die Ausbeutung, fast lästiger als der wirkliche Krieg, fortgesetzt war, erfolgte auch in Italien ein neuer Gewaltstreich. Sardinien, schon durch die früheren Verträge zwischen die fränkische und cisalpinische Republik machtlos eingeklemmt, ward jetzt mit Waffengewalt überfallen, König Karl Emanuel (Dec.) zur Abdankung und Flucht genöthigt, das Land unter französische Verwaltung gesetzt, die Armee mit der französischen verschmolzen. Man hätte dergleichen wohl nicht gewagt, wenn noch eine ernste Hoffnung auf Frieden bestanden hätte. In der That war für beide Theile der Kampf nur noch eine Frage

der Zeit. Schon trat in Oesterreich Thugut aus dem Versteck seiner scheinbaren Ungnade hervor und war wieder der öffentliche Leiter der auswärtigen Politik des Kaisers; von seinem Rücktritt und seiner Versetzung nach Venedig war keine Rede mehr. Die russische Hülfsarmee war bereits in Mähren angelangt und wurde vor Ende Jannar in Niederösterreich erwartet; der Kaiser ernannte um dieselbe Zeit die Feldherren, welche an die Spitze der Armeen in Italien, Deutschland und der Schweiz treten sollten. Oesterreich ging mit voller Zuversicht des Erfolges dem Kampfe entgegen. Zwar war Italien fast völlig in den Händen der Franzosen, die eine Hälfte von Deutschland neutral, Rußlands Hülfe vorerst noch nicht bedeutend, die Unterstützung, die England zu Lande leisten konnte, zweifelhaft; aber man baute in Wien theils auf die innere Zerrüttung der Republik, theils auf die gewaltige Entfaltung der eigenen Streitkräfte. Allerdings hatte Oesterreich niemals eine zahlreichere Armee aufgestellt, in keinem Feldzuge seit 1792 waren so glorreiche Feldherrennamen an die Spitze gerufen, wie jetzt. Zu einem durchschlagenden Erfolge gehörte aber mehr als dies: es bedurfte entweder der genialen, energischen Führung eines Einzigen, der überall anregte, schuf und leitete, oder einer Begeisterung für das Ziel des Kampfes, die alle Einzelnen mit hob und fortriß. Beides fehlte der neuen Coalition. „Der Degen des Connetable wurde — wie ein bewährter Meister sagt — durch den Federkiel des Hofkriegsraths vertreten, auf dessen Banner der Schlendrian geschrieben stand.“*)

In dem Augenblick, wo sich so Alles zum neuen Waffengange rüstete trat im Reiche ein Todesfall ein, der nicht ohne Bedeutung war für den weiteren Verlauf des bevorstehenden Krieges. Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern war am 16. Febr. 1799 gestorben; sein Nachfolger war Pfalzgraf Maximilian Joseph, der Schützling der preußischen Politik, der seit zwanzig Jahren um sein Erbrecht gegen Oesterreich hatte ringen müssen. Karl Theodor, wie immer vom Wiener Cabinet durch bekannte Werkzeuge geleitet, war noch in den letzten Tagen seines Lebens mit neuem Eifer in die Wege der Coalitionspolitik eingegangen und hatte zum Kampfe gegen Frankreich mit gerüstet; möglich, daß er auch, wie man wissen wollte, von Neuem den Entwürfen eines Ländertausches sein Ohr geliehen, mit denen ihn Oesterreich immer wieder bedrängte und deren Erfüllung seit dem Vertrage von Campo Formio so nahe gerückt schien. Das Alles war durch seinen plötzlichen Tod jetzt abgebrochen. Daß der Nachfolger zu einer Veräußerung seines Erbes niemals die Hand bieten würde, wußte alle Welt; daß er Frankreich und Preußen näher stand, als dem Kaiser und der russischen Politik, war nach den Vorgängen von 1778 und 1784 sehr natürlich. Drum war auch damals ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, der neue

*) Clausewitz, hinterlassene Werke V. S. 14.

Kurfürst sei bereits vor seinem Regierungsantritt, um sich der österreichischen Zudringlichkeit zu erwehren, mit den Franzosen in sehr enge Einverständnisse eingetreten, und man erwartete einen offenen Uebergang der pfalzbairischen Politik ins französische Lager. Auch Thugut faßte den Todesfall in diesem Sinne auf und war eifrig beflissen, das reizbare Gemüth Kaiser Pauls gegen den neuen Kurfürsten, als einen Franzosenfreund, zu erbittern. Vielleicht, so mochte er rechnen, ließ sich dann mit russischer Hülfe gegen Baiern erreichen, was man zu Campo Formio mit französischer Unterstützung zu gewinnen gehofft hatte. Vorerst freilich erwiesen sich diese Sorgen und Hoffnungen als ungegründet; Maximilian Joseph blieb einstweilen in den Geleisen der Coalitionspolitik, die er von seinem Vorgänger vorgezeichnet fand.

So athmete Alles Krieg; nur in Rastatt suchte man die Illusion des Friedens noch aufrecht zu erhalten. Indessen seit den ersten Tagen des neuen Jahres fing auch dort der Glaube der Friedensmänner an, wankend zu werden. Die Franzosen beschwerten sich in einer barschen Note (2. Januar) über den Anmarsch russischer Truppen und drohten mit offnem Bruch, wenn der deutsche Reichstag es zulasse, daß ein russischer Soldat den Boden des Reiches betrete. Es läßt sich denken, daß zu Regensburg wie zu Rastatt solch eine Eröffnung lebhafte Sensation erregte. Beim Reichstag beschlossen die drei Collegien einstweilen, die erforderlichen Instructionen einzuholen, an den Kaiser berichten zu lassen und „hiervon der Friedensdeputation mit der Bemerkung Nachricht zu geben, daß an die Reichsversammlung weder eine Anzeige, noch eine Requisition wegen eines russischen Truppenmarsches gekommen sei.“ Es war vorauszusehen, daß Monate vergehen würden, bis von Regensburg eine runde und bestimmte Antwort auf die französische Note kam.

Um so deutlicher war die Haltung, welche die kaiserliche Diplomatie zu Rastatt gegenüber der neuesten Note einnahm. Sie beantwortete die Beschwerde sofort mit einer anderen, rügte das Verfahren der Franzosen an den Rheinufern und fand es auffallend, daß Frankreich jetzt einen ganz neuen Gegenstand zur Sprache bringe, bevor die alten gerechten Forderungen Deutschlands befriedigt seien. Der Friedensdeputation bedeutete Lehrbach, daß die Beantwortung der französischen Note ganz außer ihrer Competenz liege; es sei das die Sache des Kaisers und Reiches, „von woher sie das Weitere zu erwarten habe.“ Die Franzosen waren um eine Erwiederung nicht verlegen; sie drohten, allen diplomatischen Verkehr so lange abzubrechen, bis ihre Beschwerde vom 2. Januar beantwortet sei. Vom Grafen Lehrbach verlangten sie eine bestimmte Zusicherung, daß der Marsch der Russen sistirt sei; erfolgte dieselbe nicht bis zum 15. Februar, so würde die französische Republik das als einen Act der Feindseligkeit ansehen. Der friedfertige Theil der deutschen Reichsdiplomatie war in Verzweiflung; derselbe hatte sich dem Ziele so nahe geglaubt und hoffte schon die Hand ausstrecken zu können nach den verheißenen Entschädigungen und jetzt stellte sich heraus, daß zu Paris wie zu Wien

der Krieg eine abgemachte Sache war. Am 15. Februar, als die Frist abgelaufen, fragten die Franzosen bei Lehrbach an, ob die verlangte Zusicherung gekommen sei; seine Antwort lautete verneinend. Noch in der Nacht ging ein Courier nach Straßburg ab und am 1. März erfolgte die Eröffnung: daß die französische Armee den Rhein überschritten habe.

Die Verhandlungen zu Regensburg geben ein ähnliches Bild von der Lage und der Stimmung der Reichsstände. Auch dort verbirgt Oesterreich seinen Entschluß zum Kriege nicht mehr, die Masse der kleineren Stände quält sich wie die Rastatter Deputation an der Sisyphusarbeit des Friedens und Frankreich ist eifrig beschäftigt, diese friedfertigen Neigungen für eine Neutralität des Reiches auszubeuten.*) Einen Augenblick gerieth der sonst so unbewegliche Körper des Reichstags sogar in eine gewisse Aufregung, als die Friedenspartei, von Kurmainz geführt, die jüngsten französischen Drohungen zur Verhandlung bringen, Oesterreich dies hindern wollte. Dank dem Schlendrian des Geschäftsganges, war es nicht allzuschwer, das Letztere zu erreichen; wenigstens war es im Februar noch zu keinem Beschluß gekommen. Dagegen trat am letzten Tage dieses Monats der kaiserliche Abgesandte mit einem unverblümten Manifeste gegen Frankreich hervor. Die Fruchtlosigkeit der sechszehnmonatlichen Verhandlungen, das Verfahren der Franzosen am Rhein, die Einnahme von Ehrenbreitstein, die kriegerischen Rüstungen, das Vorgehen in Italien und der Schweiz ward in anklagendem Tone aufgezählt und dadurch die Nothwendigkeit kriegerischer Gegenmaßregeln begründet. Die Partei des Friedens und der Neutralität blieb die Antwort nicht schuldig. Sie erinnerte an Thuguts Einverständniß mit Frankreich und an den Vertrag vom 1. December; auch Oesterreich — sagten sie — habe, dem Waffenstillstande entgegen, Baiern mit Truppen überschwemmt und in seinen Requisitionen dort ohne Zweifel den Franzosen als Muster gedient. Dazwischen hetzte von der einen Seite die französische Diplomatie, von der andern drängte sich der russische Geschäftsträger mit der Versicherung heran, der Kaiser von Rußland werde „fortfahren, sich des Reiches anzunehmen und dessen Wohlfahrt mitbefördern zu helfen.“ Zu einem Beschlusse kam es nicht; es war das im Ganzen auch gleichgültig. Die Entscheidung der Dinge lag nicht mehr in Rastatt und nicht mehr in Regensburg; was dort geschah, bot nur darum ein Interesse, weil es die Lage Deutschlands veranschaulichte. Dieser Hader und Zank zwischen Oesterreich und den Andern, diese Niedrigkeit der Ziele und Mittel ohne irgend einen höheren sittlichen Aufschwung auf beiden Seiten, dies Hin- und Herzerren zwischen dem russischen und fran-

*) Il vous sera facile, schreibt Talleyrand an Bacher, de faire sentir l'odieux de la conduite du cabinet de St. Petersbourg, qui ne fait avancer ses troupes qu'au moment, où tout semblait annoncer une prochaine pacification et que l'Empire n'a d'autre interêt que celui de marcher sans détour vers ce but.

zösischen Interventionsgelüste ließ ungefähr erwarten, mit welcher Eintracht und Kraft Deutschland in den Kampf eintreten, mit welchem Erfolge es aus ihm hervorgehen werde!

Der Krieg hatte indessen begonnen; während man in Rastatt und Regensburg verhandelte, hatten die Oesterreicher den Inn, die Franzosen den Rhein überschritten. Bei Kehl und Basel ging die französische Hauptmacht über den Strom, am Mittelrhein überraschte ein kleinerer Heerhaufe Mannheim. Während die Franzosen auch jetzt noch die Taktik einhielten, in ihren öffentlichen Aufrufen nur von nothwendigen Maßregeln der Vertheidigung zu reden und das Vorrücken der Oesterreicher und Russen als die einzige Ursache ihrer kriegerischen Schritte zu bezeichnen, sprach sich der Erzherzog Karl in einem Tagesbefehle, den er am 4. März erließ, aufrichtiger aus. In gedrängten, markigen Zügen waren darin alle die Beschwerden zusammengefaßt, die Deutschland gegen die Franzosen erheben konnte, und ihr Uebermuth, ihre Gewaltthätigkeit ohne Rückhalt gezeichnet; es war ein Manifest, das alle Friedenshoffnungen niederschlug. Schon hatte der Erzherzog, als er den Aufruf erließ, den Lech überschritten und näherte sich der Donau. Da auch Jourdan vom Oberrhein dorthin seinen Weg nahm, so war wahrscheinlich Oberschwaben das Kampfesfeld, wo die Heere zuerst zusammenstießen. Nach der Donau, dem Lech, der Isar und dem Inn wies auch der französische Kriegsplan die Streitkräfte hin, die jetzt den obern Rhein überschritten; ihnen zur Rechten sollte das Heer, das in der Schweiz stand, nach den rhätischen Bergen vordringen, Bregenz und Chur nehmen und von da sich in den Besitz von Tirol setzen.

An dieser letzten Stelle ward der große Krieg des Jahres 1799 eröffnet: in den Gebirgspässen, die der Rhein in seinem frühesten Laufe durchströmt, in Graubündten und Vorarlberg, wo die Oesterreicher seit Spätjahr 1798 in einer Stärke von ungefähr 26,000 Mann aufgestellt waren. Von Bregenz über Feldkirch, nach dem Luciensteig und über Mayenfeld bis Chur und Reichenau dehnte sich ihre Postenkette aus; ein weitläufiger Truppencordon bewachte die wichtigsten Gränzpässe Graubündtens. Der Führer der Kaiserlichen war Hotze, ein geborner Schweizer, der sich durch Talent und Tüchtigkeit vom württembergischen Cornet zum russischen Major und österreichischen Feldmarschalllieutenant emporgeschwungen; er hatte unter Katharina II. gegen Türken und Polen mit Auszeichnung gefochten und dann in kaiserlichen Diensten mit gleichem Verdienst die Feldzüge seit 1792 mitgemacht. Durch und durch ein Altschweizer, der Revolution gründlich abhold und darum 1798 mit Eifer, wenn auch ohne Erfolg, bemüht, das Zusammenbrechen der alten Eidgenossenschaft zu hindern, war er von Thugut zuletzt gebraucht worden, die österreichischen Beziehungen in der Schweiz und Bündten

wieder anzuknüpfen.*) Seiner Armee standen 30,000 Franzosen unter Massena gegenüber, schlagfertig und kampfbereit, bevor noch die Kaiserlichen den ersten Stoß erwarteten. Am 6. März schritten die Franzosen zum Angriff, zunächst gegen das kleine, in viele schwache Aufstellungen vertheilte Corps von etwa 6000 Mann, das unter Auffenberg die bündtner Postenkette besetzt hielt. Französische Truppenabtheilungen überstiegen unbemerkt die steilen Alpenpfade und schnitten die kaiserlichen Posten bei Reichenau und im bündtner Oberlande ab. In denselben Stunden ward um den Rheinübergang gefochten; nach einem fruchtlosen Versuche bei Fläsch gelang es den Franzosen, bei Azmoos eine Brücke zu schlagen, dem Luciensteig in den Rücken zu kommen und in hartnäckigem Kampfe die Schanze selbst zu nehmen. Vergebens suchte sich Auffenberg am andern Tage bei Chur zu stellen; an Zahl dem Feinde nicht mehr gewachsen, von Posten zu Posten gedrängt, wurde das stark zusammengeschmolzene Corps zerstreut und über die rhätischen Alpenpässe nach dem Engadin hin versprengt. So war der erste Schlag, den die Franzosen führten, entschieden glücklich; die Oesterreicher waren aus Graubündten verdrängt, die Stellung im obern Rheinthal verloren. Nur Feldkirch hatte Hotze gegen einen überlegenen französischen Angriff behauptet.

Das östlichste rhätische Alpenthal, das in einer Höhe von fünf- bis sechstausend Fuß gelegene Engadin, das, vom jugendlichen Inn durchströmt, den Uebergang von Chiavenna nach Tirol hin bildet, war von einzelnen Colonnen jenes kaiserlichen Corps besetzt, das in der Stärke von beinahe 50,000 Mann unter Bellegarde's Führung Tirol decken sollte. Die dort aufgestellten Kräfte hätten ausgereicht, das schwer zugängliche Land zu schützen, aber auch hier war der Anfang des Kampfes noch nicht erwartet, die Aufstellungen schwach und zersplittert. Zwei der ausgezeichnetsten französischen Taktiker, Lecourbe und Dessoles, deren Virtuosität gerade der Gebirgskrieg war, führten die Franzosen zum Angriff. Am 7. März war Lecourbe von Bellinzona aufgebrochen, überstieg den schneebedeckten Rücken des Bernhardin und ging, dem Laufe des Hinterrheins folgend, auf Thusis vor. In zwei Colonnen getheilt, drang er dann ins Engadin; die eine war der Albula entgegen über den gleichbenannten Paß nach Ponte, die andere über den Julier nach Silvaplana vorgegangen und schob die überraschten Posten der Oesterreicher entweder zurück, oder schnitt sie ab (10. März). Jetzt kam von der tiroler Gränze her Laudon mit einigen frischen Bataillonen und drang bis zu den Höhen des Albula vor, aber es gelang Lecourbe, über die Saumpfade des Scaletta- und Fluelapasses, die den Uebergang von Davos nach dem Engadin bilden, einen Theil seiner Truppen zu entsenden und die Kaiserlichen dadurch im Rücken zu bedrohen. Rasch zog sich Laudon längs des Inn nach

*) S. Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarschallieutenant. Von dem Verfasser der „kriegerischen Ereignisse in Italien." Zürich 1853.

der tiroler Gränze zurück, nicht ohne einen Theil seiner Truppen auf dem übereilten Rückzuge einzubüßen (13. März). Lecourbe folgte ihm bis zu der Thalenge, die, durch den Inn fast ausgefüllt, den Paß von Graubündten nach Tirol bildet, bis nach Martinsbruck; aber seine stürmischen Versuche, hier durchzubrechen, am 14. März begonnen, drei Tage später wiederholt, wollten nicht glücken, er mußte mit ansehnlichem Verluste nach dem Engadin zurück.*)

Indessen war Dessoles aus dem Veltlin (17. März) über das Wormser Joch gegangen, hatte die österreichischen Posten dort aufgehoben und rückte nach dem Münsterthale herab. Die Oesterreicher zogen sich nach Tauffers auf tiroler Boden zurück; der Zugang dahin in dem ziemlich engen Thale war gut verschanzt, mit einer hinlänglichen Truppenzahl und sechszehn Geschützen besetzt. Mehrere Tage lang stand man sich beobachtend gegenüber; in der Nacht zum 25. März überraschte Dessoles die Oesterreicher mit einem plötzlichen Angriff, indeß ein Theil seiner Truppen durch das fast wasserlose Bett der Rambach vorrückte, die Schanzen zu umgehen. Wie der Feind im Rücken in die Schanzen eindrang, geriethen die Kaiserlichen in volle Verwirrung; fast das ganze Corps von fünf- bis sechstausend Mann ward gefangen, nur wenige Hunderte entkamen mit Mühe und Noth über die Berge. Dessoles ging bis ins Vintschgau vor.

Am gleichen Tage waren bei Nauders die kaiserlichen Waffen nicht glücklicher gewesen. Lecourbe hatte dort, nachdem ihm seine Angriffe auf Martinsbruck mislungen, einen Theil seiner Truppen über die Gebirgsrücken gehen lassen, die am rechten Ufer des Inn die Gränzscheide zwischen dem Engadin und Tirol bilden. So gelang es ihm, die österreichischen Bataillone bei Nauders zu überraschen, nach Finstermünz zurückzuwerfen und eine Abtheilung bei Martinsbruck vollkommen abzuschneiden. Die Straße am Inn und das Etschthal von Landeck bis Schlanders war den Franzosen also geöffnet. Durch die Mittelmäßigkeit einzelner Führer der Oesterreicher,**) durch ihre schlechten Aufstellungen, die es überall zuließen, sie zu überraschen und abzuschneiden, war es der Raschheit und Energie der Franzosen gelungen, mit mäßigen Kräften binnen wenig Wochen eine Reihe glänzender Erfolge zu erkämpfen, sich den Zugang zum westlichen Tirol zu öffnen und an Gefangenen und Trophäen eine reiche Ausbeute zu gewinnen.

Nur an einer Stelle hatten sich die Oesterreicher die Gunst ihrer Stellung nicht entringen lassen, bei Feldkirch. Als Massena am 23. März den wichtigen Punkt in Front und Rücken lebhaft angriff, ward er mit dem

*) S. über diese Gefechte A. Moriggl, Einfall der Franzosen in Tirol 1855. S. 13—27.

**) Davon gibt Moriggl a. a. O. 36. 41 f. merkwürdige Proben. Von den Verwüstungen der Franzosen ebendas. 44 f. 47.

Verlust von einigen tausend Mann von den Kaiserlichen zurückgeschlagen.

Das Seltsame bei allen diesen Kämpfen war, daß sie zum großen Theil begonnen hatten, bevor der Krieg erklärt war. Erst am 12. März erfolgte in Form einer Botschaft an die Nationalvertretung die wirkliche Kriegserklärung des Directoriums an den Kaiser, nachdem die Franzosen schon eine Woche zuvor den Kampf eröffnet und sich die Vortheile einer solchen Ueberraschung wohl zu Nutze gemacht hatten.

Auch auf dem deutschen Kriegsschauplatze fing Jourdan die Feindseligkeiten an, bevor der Krieg erklärt war; nur hatte sich der Erzherzog Karl besser für einen solchen Fall vorgesehen, als Auffenberg in Graubündten oder Bellegarde in Tirol. Zu Anfang März war, wie wir uns erinnern, Jourdan mit der „Donauarmee", die etwa 30,000 Mann Fußgänger und 8000 Reiter zählte, bei Straßburg und Basel über den Rhein gegangen; ein kleineres Corps unter Bernadotte hatte sich Mannheims bemächtigt und war gegen Heilbronn vorgegangen. Jourdan nahm seinen Weg über den Schwarzwald nach Oberschwaben; am 7. März war er zwischen Rotweil und Tuttlingen. Der Erzherzog, der mit 47,000 Mann Fußvolk und gegen 24,000 Reitern am Lech stand, setzte sich nun ohne Säumen gegen den Feind in Bewegung. In dem Augenblicke, wo dieser sich Tuttlingen näherte, war der kaiserliche Feldherr bereits von Memmingen her im Anmarsche und seine leichten Reiter streiften (9. März) schon bis Osterach und Pfullendorf. Es war klar, der Erzherzog wollte seine Ueberlegenheit benutzen und den Feldzug durch einen energischen Schlag gegen Jourdan eröffnen. Wohl verkannte der französische General die Schwierigkeiten seiner Lage und das Unzulängliche seiner Kräfte nicht, aber Massena's Vorgehen in den rhätischen Alpen und das Drängen des Directoriums ließen seine Bedenken schweigen. Er ging vor, wiewol zögernd und ohne rechtes Vertrauen auf einen günstigen Kampf. In Paris hatte man von der kriegerischen Lage und von der Stärke des Gegners keine klare Vorstellung. Denn in dem Augenblick, wo der Erzherzog mehr als 70,000 Mann bei Biberach unter sich vereinigte (18. 19. März), befahl das französische Kriegsministerium raschen Angriff und vertröstete Jourdan auf die Unterstützung, die ihm die Armee in der Schweiz leisten werde.*) Als wenn die Colonnen, die bei Feldkirch, Finstermünz, im Engadin und Etschthale standen, in die Bewegungen in Oberschwaben irgendwie hätten unmittelbar eingreifen können! Jourdan war indessen zwischen der Donau und dem Bodensee vorgerückt; die Linie, welche die Osterach dort bildet, und das bewaldete hügelige Terrain, das von ihr durchströmt wird, schienen ihm der geeignetste Ort, seine Truppen aufzustellen; sumpfige Niederungen deckten dort seine Flügel. Am 20. März besetzten die Franzosen diese Stellungen;

*) S. Clausewitz a. a. O. S. 116.

sie wußten nicht, daß die Kaiserlichen schon ganz nahe standen und der Erzherzog bereits seine Anstalten zum Angriff traf. Am Morgen des 21. rückten die Oesterreicher vor; ihre Hauptstärke wandte sich gegen die Stellung an der Osterach, deren zugänglichster Theil das Dorf gleichen Namens war. Hier spielte auch am lebhaftesten der am frühen Morgen begonnene Kampf. Es gelang den Oesterreichern, bei Osterach den Bach zu überschreiten und die gegenüberliegenden Höhen zu erstürmen. Die Franzosen erlagen nach hartnäckigem Widerstande der Wucht des Angriffes und gingen, mäßig verfolgt, in die Stellung von Engen, Singen und Tuttlingen zurück. Die Kaiserlichen folgten ihnen langsam nach; am 24. stieß ihre Vorhut bei Stockach mit dem Feinde zusammen. Der Erzherzog sagt selber in seinem berühmten Werke über den Feldzug von 1799, daß ihm der Erfolg bei Osterach nicht genügt und er sich darum entschlossen habe, wo möglich eine entscheidende Schlacht herbeizuführen, jedoch nichts zu unternehmen, was ihm nicht einen wahrscheinlichen Sieg verbürgte. Zum Angriff geneigt und doch von der ihm eigenen Bedächtigkeit geleitet, wollte er am 25. März nur eine allgemeine Recognoscirung vornehmen; der Feind ließ ihm aber keine Wahl, sondern drängte ihn zur Schlacht.

Jourdan hatte sich zwar von der Ueberlegenheit seines Gegners überzeugt, allein er gab sich der Hoffnung hin, durch eine rasche und unerwartete Bewegung ihm doch den Sieg abgewinnen zu können. Er vereinigte seine Truppen, um am 25. einen Angriff auf Liptingen und Stockach zu unternehmen und den Feind aus seinen Stellungen herauszuwerfen. Die Oesterreicher waren eben beschäftigt, ihre Recognoscirung zu beginnen, als ihre Hauptcolonne auf der Straße von Engen mit den Franzosen zusammentraf; anfangs zurückgedrängt, erneuerten sie ihren Angriff mit besserem Erfolge und schlugen den Feind gegen Stockach zurück. Der Erzherzog ließ seine vorgeschobenen Abtheilungen um Stockach, besonders auf dem Nellenberge, gute Stellungen einnehmen, welche gegen die lebhaft fortgesetzten Angriffe des Feindes den Rest des Tages behauptet wurden, und eilte dann selber auf den rechten Flügel der Armee, der bei Liptingen in ein ungünstiges Gefecht verwickelt war. Ein ungestümer Angriff der Franzosen, unter St. Cyr, Hautpoult und Soult, hatte dort die Kaiserlichen in Verwirrung gebracht; ihr Führer, Graf Merveldt, versuchte vergeblich das Gefecht herzustellen, die Oesterreicher wurden bis in die Waldungen gegen Stockach hin zurückgedrängt. Schon hielt Jourdan den Sieg für gewonnen; er sandte einen Theil der Truppen, die bei Liptingen gefochten, gegen Mößkirch und Pfullendorf, um dem geschlagenen Gegner den Rückzug zu verlegen. Noch standen aber in der Nähe unangetastete kaiserliche Bataillone, unter deren Schutz die Flüchtigen sich wieder sammelten. In dem grauen Walde, nördlich von Stockach, und auf der nahgelegenen Straße nach Liptingen, entspann sich nun das entscheidende Gefecht des Tages. Der Kampf war eben in vollem Gange,

als der Erzherzog eintraf und den schwankenden Reihen der Oesterreicher ihre feste Haltung wiedergab. Zwar unterhielten die Franzosen von der Straße her ein mörderisches Geschützfeuer; die Kaiserlichen erlitten beträchtlichen Verlust und zwei ihrer höchsten Officiere, der Fürst von Fürstenberg und ein Prinz von Anhalt-Bernburg, fielen dort an der Spitze ihrer Truppen; aber es gelang dem Erzherzog, nachdem der blutige Kampf mehrere Stunden lang ohne Entscheidung gedauert, noch einige frische Grenadierbataillone und zwölf Schwadronen Reiterei heranzuführen, zur Ablösung seiner ermatteten und stark gelichteten Reihen. Dieser letzte Stoß brachte die Franzosen zum Weichen: sie traten ihren Rückzug auf Liptingen an. Der Erzherzog folgte ihnen nicht; zufrieden, den Sieg entschieden zu haben — so lauten seine eigenen Worte — wagte er nicht, in die Ebene hervorzubrechen. Beide Theile beschränkten sich auf eine Kanonade, welche bis in die Nacht fortdauerte.

So war der Sieg den deutschen Waffen geblieben, ungeachtet der Zersplitterung der kaiserlichen Streitkräfte, die es dem Feinde eine Zeitlang möglich machte, mit seiner geringeren Zahl, die aber am rechten Ort vereinigt war, die Entscheidung des Tages zweifelhaft zu machen. Doch war es ein Sieg ohne besondere Trophäen und die Franzosen traten nur langsam und wenig verfolgt ihren Rückzug nach dem Schwarzwalde an. Der Erzherzog wollte sich, wie er selber erklärt, nicht zu weit von der Schweiz, „dem wesentlichsten Object" für beide Theile, entfernen und drängte darum nicht allzu lebhaft auf den rückziehenden Feind, zumal ein körperliches Leiden raschere Bewegungen verbot; aber auch diese Zurückhaltung schien dem Wiener Hofkriegsrath noch nicht genug und der Prinz erntete dessen unverhohlene Misbilligung, daß er so weit vorgegangen sei und Tirol, „den Schlüssel des Kriegsschauplatzes", preisgegeben habe. Das Zerwürfniß zwischen ihm und Thugut brach früh genug hervor und es wurde schon in dieser ersten Zeit in Wien daran gedacht, ihn durch einen gefügigen Mann zu ersetzen. Indessen war durch die beiden Treffen von Osterach und Stockach der Rückzug der Franzosen unvermeidlich geworden; sie senkten sich über die Schwarzwaldpässe ins Rheinthal und zogen dann auf's linke Ufer des Stromes; auch Bernadotte, der am Neckar stand, ging über den Rhein zurück. Außer den Besatzungen in Mannheim, Heidelberg, Kehl und einigen vorgeschobenen Posten, war zu Anfang April keine französische Truppe mehr auf dem rechten Rheinufer. Jourdan selbst war nach Paris gegangen, um nicht mehr zu dem Oberbefehl zurückzukehren; das Commando über sämmtliche Truppen am obern Rhein und in der Schweiz ward bald nachher in Massena's Hand gelegt.

Mit gutem Erfolge war gleichzeitig auch in Italien der Kampf eröffnet worden. Dort stand eine Heeresmacht von mehr als 80,000 Mann Oesterreichern unter dem Commando Kray's, dem vor Melas' und Suworoffs Ankunft einstweilen die Leitung überlassen war. Nicht die Gunst des Hofkriegs-

raths, sondern sein hervorragendes Talent hatte diesen tapfern Walachen an diese Stelle gebracht. Zum Soldaten geboren und im Kriegshandwerk früh aufgewachsen, durchaus brav und entschlossen, kein gelehrter Officier, sondern ein kühner, unermüdeter Naturalist, war Kray zwar fremd in den Künsten des militärischen Höflings, aber um so stärker im Vertrauen und der Zuneigung des gemeinen Mannes; es ließ sich erwarten, daß er sein Commando kräftig einweihen würde. Es standen ihm fünfzig- bis sechszigtausend Franzosen gegenüber; statt des hochbegabten Joubert, der sich mit der Regierung entzweit, führte Scherer den Oberbefehl, ein Soldat ohne hervorragendes Talent, als Kriegsminister nicht beliebt, durch die Sorglosigkeit und die Verschleuderungen seiner Administration vielmehr im übelsten Ruf und durch sein haltloses, schwächliches Wesen am wenigsten dazu angethan, einer Armee zu imponiren, die Feldherren wie Joubert, Moreau oder Bonaparte gewohnt war. Doch entschloß sich Scherer die Kaiserlichen anzugreifen, bevor ihre Verstärkungen eintrafen. Am 26. März kam es zu einer Reihe von blutigen Gefechten an der Etsch, bei Pastrengo, Santa Lucia und Legnago, die den kämpfenden Parteien zehntausend Mann kosteten, aber nach keiner Seite hin eine bestimmte Entscheidung gaben. Es trat dann eine Pause von mehreren Tagen ein, da man sich im französischen Hauptquartiere über einen neuen Angriff nicht zu einigen vermochte. Ein Versuch, am linken Ufer der Etsch die Oesterreicher anzugreifen, ward (30. März) nicht weit von Verona mit beträchtlichem Verlust zurückgewiesen. Der rührige und rasche Kray wollte seine Verstärkungen nicht abwarten, sondern hielt sich für stark genug, dem Feinde einen entscheidenden Erfolg abzuringen; er entschloß sich zum Angriff. Am 5. April schlug man sich hartnäckig und blutig südlich von Verona; die lange schwankende Entscheidung des Tages, die Schlacht von Magnano genannt, fiel zu Gunsten der Oesterreicher. Viertausend Gefangene und achtzehn Geschütze waren die Trophäen des Sieges, der die Franzosen zum Rückzuge über Mincio und Adda zwang. Schon fing es an in der italienischen Bevölkerung unruhig zu werden, und die antifranzösischen Stimmungen, mit denen bereits Bonaparte 1796—97 zu kämpfen hatte, traten in neuer Stärke zu Tag. Die Truppen waren herabgestimmt, Scherer selbst verließ die Armee und legte das Commando in Moreau's Hände.

Es war das der Augenblick, wo die Verbündeten erst in voller Stärke ins Feld traten. Am 9. April traf der österreichische Oberfeldherr, Melas, ein, ein fast siebzigjähriger Veteran, der einst als Dauns Adjutant im siebenjährigen Kriege seine ersten Lorbeeren errungen, ein tapferer Soldat und auch kein ungeschickter General, aber alt und kränkelnd; wie es schien, war er dem raschen und verwegenen Suworoff als Dämpfer an die Seite gestellt. Der Hofkriegsrath hatte ihm — bezeichnend für das System — erlaubt, in langsamen Etappen seine Reise zu der Armee anzutreten, die er zum Siege führen sollte. Aber fünf Tage nach ihm langte auch, siebzehntausend Mann

stark, das erste russische Hülfsheer an, und mit ihm Suworoff, ein Feldherr, dessen Natur und Art erwarten ließ, daß Italien bald der Schauplatz entscheidender Kriegsthaten sein würde.

So hatte der Monat März in Italien, der östlichen Schweiz, in Tirol und Oberschwaben blutig begonnen; die Summe des Verlustes, der am Luciensteig, bei Feldkirch, bei Osterach und Stockach, bei St. Lucia, Pastrengo, Legnago und Magnano in dem kurzen Zeitraum von vier Wochen erlitten worden, kam den Opfern großer Schlachten gleich, und noch immer saßen französische Unterhändler zu Rastatt, um über den Frieden zu verhandeln! Wohl war der Krieg zunächst nur dem Kaiser erklärt, aber wie ließ sich ohne Widersinn auf die Dauer eine Neutralität des Reiches denken, während dessen Oberhaupt im heftigsten Kampf begriffen war und der Lärm der fremden Waffen bereits den ganzen deutschen Süden erfüllte, ja bis unter die Mauern der Congreßstadt vordrang! Gleichwol erleben wir dort das bezeichnende Schauspiel, daß in demselben Augenblicke, wo deutsche Städte und Landschaften von französischen Heeren überfluthet, mit Requisitionen heimgesucht sind und der deutsche Boden zum blutigen Schlachtfelde wird, die Franzosen immer noch mit den Reichsständen über Frieden und Neutralität verhandeln und die Friedensdeputation zu Rastatt in unerschöpflicher Geduld fortfährt, Conferenzen zu halten und Noten zu wechseln. Wie die französischen Gesandten (1. März) den Uebergang über den Rhein officiell ankündigten, hatte die Deputation darüber kein Wort der Beschwerde; vielmehr versicherte sie von Neuem ihr „lebhaftes Verlangen nach einem baldigen und dauerhaften Frieden" und bat in flehendem Tone den Reichstag, doch so bald wie möglich die französische Beschwerde wegen des russischen Truppenmarsches zu erledigen, damit „die so lange stockende Friedensverhandlung wieder fortgesetzt werden könne." Der Kaiser versagte diesem Beschlusse natürlich seine Sanction. Lehrbach verließ den Congreß (11. März), aber die Friedensdeputation fuhr gleichwol in ihrer hoffnungslosen Arbeit fort. Indessen ward die Ortenau und der Breisgau mit Truppen überzogen, Mannheim besetzt, die Pfalz gebrandschatzt, Philippsburg blokirt und das deutsche Gebiet mit revolutionären Proclamationen überschwemmt, deren eine, von Bernadotte unterzeichnet, selbst unter den republikanischen Gascognaden jener Tage hervorragte. Die „Germanen" waren darin zur Freiheit aufgerufen, die Sünden des Hauses Habsburg bis auf den ersten Rudolf zurückgeführt, welcher sich als Knecht gegen Ottokar seinen Herrn empört, und wiederholt den guten Germanen versichert, daß alles was die Franzosen eben unternahmen, lediglich defensive Maßregeln seien.

Leider war kein Kunstgriff zu plump für dies Volk und seine Zustände. Eben jetzt war zwischen Kaiser und Reich eine völlige Scheidung eingetreten.

Während der Erzherzog den französischen Gesandten aus Regensburg entfernen ließ, saß die Friedensdeputation noch über der Antwort auf die französische Beschwerde wegen des Einmarsches der Russen, und in einem Augenblick, wo der kaiserliche Bevollmächtigte seinen Antheil an den Unterhandlungen für beendigt erklärte, ließ sich die Deputation des Reichs von den Franzosen die unwürdige Versicherung gefallen, man werde die friedliebenden schonen und die Last des Krieges vornehmlich auf Oesterreich und seine Anhänger werfen. Wie in Rastatt, so standen sich auch ungefähr in Regensburg die Parteien gegenüber. Die französische Clientel, durch ihre Separatverträge mit der Republik verknüpft, durch ansehnliche Entschädigungszusagen gewonnen und nur ungern auf diese Hoffnung verzichtend, drang auf Beseitigung der französischen Beschwerden, auf Sistirung des Truppenmarsches der Russen, auf Wiederanknüpfung der Friedensverhandlungen. Dahin gehörten die meisten süd- und westdeutschen Reichsstände. Ihnen gegenüber stand eine andere Gruppe, hauptsächlich aus geistlichen Ständen gebildet, die, in den vorausgegangenen Verträgen bereits geschmälert oder ganz zur Einschmelzung bestimmt, ihre einzige Hoffnung auf den Krieg und die russische Intervention setzte und mit Ungeduld dem völligen Bruch entgegensah. In einer abgesonderten Stellung hielt sich die dritte Partei Derer, die unter dem Schirm des Baseler Friedens und der Macht, die ihn abgeschlossen, standen und sowol gegen den Ausgang der Rastatter Verhandlung als gegen den Anmarsch der Russen eine Gleichgültigkeit an den Tag legten, nach der es schien, als seien sie nur noch Zuschauer, nicht mehr Theilnehmer der Geschicke des Reiches. Preußen und die Staaten der Demarcationslinie zählten dazu. Der deutsche Kaiser selbst aber ließ dringende Bitten an den russischen Czaren ergehen, er möge ihm rasch die versprochenen Hülfstruppen senden, damit er mit ihnen Deutschland im Zaume halte!*)

Den Zweck ihres Verweilens zu Rastatt, die Trennung des Reiches vom Kaiser, sicherer zu erreichen, griffen die Franzosen jetzt zu einem Mittel, das in den Annalen völkerrechtlicher Verhandlung unerhört war. Sie veröffentlichten die geheimen Bedingungen von Campo Formio und den Vertrag vom 1. December 1798, worin Oesterreich das deutsche Reich und dessen Festungen an die Franzosen überliefert hatte. Die Treulosigkeit der Thugut'schen Politik in grelles Licht zu stellen und dem Mistrauen gegen Oesterreich die reichste Nahrung zu geben, war das allerdings der kürzeste Weg; nur schienen die Franzosen zu vergessen, daß sie selber in diesem traurigen Spiel von Perfidie und Intrigue wenigstens die Rolle der Mitschuldigen hatten. Das

*) S. die Depesche Rasumowskis d. d. 10. März bei Miliutin Krieg von 1799. I. 474. Aus andern Actenstücken ebendaselbst geht dann sehr einleuchtend hervor, wie Rußland keine dieser Gelegenheiten versäumte, die Garantie des Teschener Friedens und sein Interventionsrecht in den deutschen Angelegenheiten in Erinnerung zu bringen.

Mittel aber, das sie wählten, war ungemein zweischneidiger Natur und Thugut unzweifelhaft der rechte Mann, die Enthüllungen der jacobinischen Gewalthaber rücksichtslos und blutig zu vergelten.

Seit Mitte April streiften die österreichischen Vorposten schon bis vor die Thore der Stadt; ein französischer Courier ward von ihnen arretirt, mehrere Gesandte, wie Graf Stadion, Albini und andere, auf ihren Gängen vor die Stadt von den Patrouillen angehalten, die Papiere, womit sie sich legitimiren wollten, ins Hauptquartier nach Gernsbach geschickt. Auch die gläubigsten Friedensmänner gaben jetzt die Hoffnung einer gütlichen Schlichtung preis; aus ihren Correspondenzen spricht eine fieberhafte Unruhe, die ihnen zur Abwicklung von Geschäften weder Muße noch Stimmung ließ. Die Meisten waren endlich entschlossen, einen Congreß zu verlassen, den das Reichsoberhaupt nicht mehr anerkannte, der schon rings vom Getöse der Waffen umgeben war, und wo höchstens noch strafbare Intriguen eingefädelt, aber keine Verhandlung mehr gepflogen werden konnte. Nach den letzten Vorgängen war nicht einmal die persönliche Sicherheit zu garantiren, am wenigsten für die Franzosen, die in den Augen der Kaiserlichen allenfalls als Agenten und Spione, aber nicht mehr als diplomatische Repräsentanten gelten konnten. Auf die Beschwerde über die Belästigungen einzelner Gesandten und die Anfrage, wessen man sich zu versehen habe (20. April), gab der Commandant der österreichischen Vorposten, Oberst Barbaczy, erst mündliche Erklärungen, die erträglich lauteten; dann erfolgte aber von ihm der schriftliche Bescheid: er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps keine Beruhigung geben. Rastatt werde nicht mehr als Congreßort betrachtet, „müsse sich vielmehr wie jeder andere Ort den Gesetzen des Krieges fügen.“ Jetzt verzweifelte auch die Friedensdeputation und gab die Erklärung ab (23. April), daß sie unter diesen Umständen „vor der Hand nicht vermöge, die Verhandlungen fortzusetzen.“ Die französischen Gesandten erließen darauf hin einen Protest gegen das Verfahren des österreichischen Obersten und erklärten, binnen drei Tagen nach Straßburg abreisen zu wollen, um dort die Wiederaufnahme der Verhandlungen zu erwarten. Am nämlichen Tage noch ward ein französischer Courier, den die Gesandten abgeschickt, angehalten und ihm seine Papiere abgenommen. Albini und die preußische Gesandtschaft legten sich ins Mittel und verlangten die Freilassung des Boten und die Herausgabe seiner Papiere; sie erhielten aber von Barbaczy nichts, als den ausweichenden Bescheid, er müsse den Fall der höheren Militärbehörde anzeigen und sei für jetzt außer Stande, dem Wunsche Folge zu geben. Nach der ganzen Haltung des kaiserlichen Obersten ließ sich wenig Gutes erwarten. Um ihrem Verlangen mehr Nachdruck zu geben, schickten die Gesandtschaften (26. April) den badischen Minister von Edelsheim und den preußischen Legationsrath von Bernstorff nach Gernsbach, erhielten aber keine bessere Antwort. Vielmehr benahm sich Barbaczy barsch und unhöflich; gegen den preu-

zösischen Legationsrath, der lebhaft in ihn drang, fuhr er heftig heraus: Mit Ihnen habe ich mich nicht einzulassen, ich will mit Ihnen nicht reden.*)

Die französischen Gesandten machten sich reisefertig; ihre Hoffnung war, durch Albini's Vermittlung sicheres Geleit durch die österreichischen Vorposten zu erlangen. In der Erwartung dessen verschoben sie ihre Abreise, die am Morgen des 28. stattfinden sollte, noch auf den Abend; Albini, der ihnen Pässe gab, erhielt aber wegen des Geleites auf wiederholte Gesuche keine Antwort von Gernsbach. Erst am Abend zwischen 7 und 8 Uhr kam ein kaiserlicher Husarenofficier mit der Erwiederung Barbaczy's und der frivolen Entschuldigung, der Oberst habe vieler Geschäfte wegen nicht früher antworten können. Die Erwiederung bestand in einem lakonischen Billet an die französischen Gesandten, wonach es mit der militärischen Bestimmung unvereinbar sei, „Bürger der französischen Republik im Bezirk der k. k. Armee zu dulden, die französischen Minister daher binnen 24 Stunden diesen Bezirk zu verlassen hätten.“ Mündlich fügte der Ueberbringer hinzu, die Gesandten könnten binnen der nächsten 24 Stunden mit Sicherheit reisen.

Nun säumten diese keinen Augenblick mehr mit den Anstalten zur Abreise; eine halbe Stunde nach Empfang des Schreibens Barbaczy's standen ihre Wagen bespannt. Mittlerweile war aber ein störender Zwischenfall eingetreten. Eine Abtheilung Szekler Husaren war in der Stadt angekommen und besetzte die Thore, um, wie ihre Ordre lautete, Niemanden, der zum Congreß gehöre, heraus oder hinein zu lassen. Selbst dem markgräflichen Stadtcommandanten, Major von Harrant, wurde der Ausgang aus der Stadt verweigert; eine diplomatische Person vom Congreß erhielt von dem commandirenden Officier, einem Rittmeister Burkard, in brutalem Ton einen ähnlich abweisenden Bescheid. Jetzt kam die französische Gesandtschaft, der man eben noch befohlen binnen 24 Stunden abzureisen; auch ihr wurde der Durchgang durch das Thor verweigert! Es bedurfte erst neuer Verhandlungen, bis dies angebliche Misverständniß gelöst und den Gesandten endlich, zwischen 9 und 10 Uhr, das Thor geöffnet ward. Die wiederholte Bitte um eine Escorte, im Namen mehrerer deutschen Gesandten durch den badischen Stadtcommandanten an den Rittmeister überbracht, ward abgelehnt, übrigens die Versicherung hinzugefügt, die französischen Unterhändler könnten ungestört reisen.

So setzte sich der Zug, im Ganzen acht Wagen, von markgräflichen Pferden und Kutschern geführt, in Bewegung; da es stockfinster geworden, wurde eine Fackel vorangetragen. Kaum waren die Wagen einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, als eine Abtheilung Szekler Husaren an den ersten Wagen, in dem Jean Debry saß, heransprengte und den Kutscher fragte, wen er führe. Auf die Erwiederung, es sei Jean Debry, wurde der

*) Nach den früher angeführten handschr. Berichten.

Schlag von den Reitern aufgerissen und der französische Gesandte mit Säbelhieben zu Boden gestreckt. Rasch waren auch die übrigen Wagen von einem Husarenschwarm umringt. „Bonnier, steig' heraus", hörte man an einem hintern Wagen rufen, auch Roberjot war in demselben Augenblick schon von der Mordbande umgeben. Die Husaren fragten nur nach den Gesandten, die Frauen, die Diener, die Kutscher blieben unverletzt. Die Gesandten aus dem Wagen reißen und mit Säbelhieben zu Boden strecken, so daß, wie der ärztliche Bericht sagt, „ihre Kleidungsstücke in Blut getaucht schienen", war das Werk weniger Minuten. Auf den Mord folgte die Plünderung, von der auch die Frauen und das Gefolge der Unglücklichen nicht verschont blieben. Dem einzigen Jean Debry war es gelungen, indem er nach den ersten Schlägen sich todt stellte, den gefährlichsten Hieben zu entgehen und erst in einem nahgelegenen Graben, dann auf einem Baume Schutz zu finden; die Mörder suchten eifrig nach ihm, fanden ihn aber nicht. Bonnier und Roberjot lagen, durch eine Menge tödtlicher Wunden getroffen, am Boden.

Schon kurze Zeit nach der Abfahrt der drei Gesandten waren dumpfe Gerüchte von einer Störung ihrer Reise nach der Stadt gedrungen, wo die meisten Diplomaten in einem Gesellschaftslocale versammelt waren; dorthin brachte der Vertreter der ligurischen Republik, der mit den Ermordeten gereist war und von dem Orte des Verbrechens nach Rastatt zurückeilte, eine erste gewisse Kunde von dem Ueberfall, kurz nachher kam die Nachricht von der blutigen That. Der Eindruck dieser Botschaft war unbeschreiblich, zumal da im ersten Augenblicke schon bei allen Anwesenden eine Ahnung auftauchte, daß es kein gewöhnlicher Mord sei, der hier verübt worden. Das unwürdige Benehmen des kaiserlichen Rittmeisters, der die Husaren in Rastatt commandirte, mußte vielmehr den entsetzlichen Verdacht unterstützen, daß hier kein Misverständniß, sondern eine wohlvorbereitete That begangen worden sei. Erst kostete es geraume Zeit, bis die Gesandten, Männer wie Görtz und Dohm an der Spitze, von dem Rittmeister nur vorgelassen wurden und er sich dazu herbeiließ — einen Officier und zwei Husaren nach dem Orte der Blutthat zu senden. Dann begegnete er den eindringlichen Vorstellungen der versammelten Diplomatie mit der kahlen Ausflucht, „bei Nacht könne dergleichen leicht geschehen, die Ermordeten hätten eben nicht bei Nacht reisen sollen." Wie man lebhafter in ihn drang, antwortete er barsch und brutal, wie früher sein Chef Barbaczy. Mit Mühe erlangte man, daß er noch ein halbes Dutzend Husaren und einige badische Soldaten mit dem Major Harrant hinausreiten ließ; den Mord konnte dieser zwar nicht mehr, aber doch weitere Plünderung verhüten. Am anderen Tage wurde Jean Debry mit den Frauen und dem Gesandtschaftspersonal über den Rhein gebracht; das diplomatische Corps und Major Harrant verwandten sich eifrig für ihre sichere Abreise; sie stießen auch jetzt noch bei dem kaiserlichen Militär auf kleinliche Schwierigkeiten, obwol Barbaczy selbst, freilich viel zu spät, um sich von

einem furchtbaren Verdacht zu reinigen, jetzt in nachdrücklichen Worten seinen „Schmerz“ über die blutige That aussprach. Die noch anwesenden Gesandten säumten nun nicht länger, einen Congreßort zu verlassen, der durch eine so beispiellose Gewaltthat entweiht war.*)

Die tragische Katastrophe, womit der Congreß von Rastatt schloß, hat ihn denkwürdiger gemacht, als seine unfruchtbaren Verhandlungen. Jetzt wie damals drängt sich bei der Betrachtung dieser Vorgänge die natürliche Frage nach den Zwecken, den Urhebern, den Beweggründen der entsetzlichen That auf. Zwar können wir heute so wenig wie zu jener Zeit eine erschöpfende Antwort darauf geben, allein wir wissen doch zuverlässige Thatsachen genug, um auch über den dunkelsten Theil dieser schmachvollen Episode Vermuthungen von größter Wahrscheinlichkeit aufstellen zu können. Schon die schlichte Darlegung des Thatsächlichen zeigt, daß von einem Zufall, von einem unglücklichen Misverständnisse hier nicht die Rede sein kann. In der Haltung der kaiserlichen Offiziere, Barbaczy's und Burkards, tritt eine unverkennbare Illoyalität und Doppelzüngigkeit hervor; sie drängen die Gesandten zur Abreise, halten sie aber doch unter nichtigen Vorwänden bis in die Nacht auf und verweigern ihnen die billige Forderung sicheren Geleites. Von Soldaten, die ihrem Commando untergeben sind, wird dann der scheußliche Mord verübt, und als die Kunde davon in die Stadt dringt, zögern sie mit leeren Ausflüchten, selbst das Geringste zu thun, was gefordert werden konnte, rasche Hülfe nach dem Orte der blutigen That zu senden. Die Soldaten, die man als die Mörder bezeichnet, gehen ungestraft umher, obwol Barbaczy und Burkard selbst ohne Bedenken zugeben, daß kaiserliche Husaren und Niemand sonst den Mord verübt haben**). Der Mord galt aber nur den Gesandten, sie

*) Die Quellen zu der vorliegenden Darstellung, in welche nichts aufgenommen ist, was sich nicht auf Actenstücke stützt oder durch gerichtliche Aussagen bestätigt wird, s. in Reuß Staatskanzlei 1799 Bd. II. IV—VIII. Auch in Posselts Ann. 1799. II. S. 84 ff. Häberlins Staatsarchiv IV. 258 ff. 507. VII. 113 ff. und der Schrift: „Authentischer Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft verübten Meuchelmord.“ 1799.

**) Auch Harrant, der an den Ort kam, als sie noch plünderten, hat sie als solche erkannt, und es ist im ersten Augenblick Niemandem eingefallen, das in Zweifel zu ziehen. Erst allmälig hat man, natürlich mit Absicht, das Gerücht zu verbreiten gesucht, es seien französische Emigranten in österreichischer Husarenuniform gewesen; eine Vermuthung, der alle Berichte und Aussagen der unmittelbar Betheiligten entgegenstehen. Es wäre höchstens, wie Hormayr andeutet, denkbar, daß sich Einzelne der Emigranten unter sie gemischt; die große Menge (Harrant gibt ungefähr 50 an) waren Husaren von dem Regiment, das Barbaczy commandirte. Man hat einigen Nachdruck darauf gelegt, daß der Haufe die Gesandten französisch anredete; die Protokolle und Aussagen beweisen aber, daß sich das auf einzelne gebrochene französische Worte beschränkte, wie denn auch Jean Debry (Narré fidèle du forfait etc. bei Reuß

wurden als die bezeichneten Opfer hervorgesucht, sie allein von den Streichen der Mörder getroffen. Drum wurde auch damals nur schüchtern der Versuch gemacht, Soldatenraublust als Beweggrund vorzuschieben; dem Oberst Barbaczy selber ist in seinem Briefe das bezeichnende Wort „unnatürliche Rachsucht" entschlüpft.

Waren die letzten Urheber im Hauptquartier zu Gernsbach und unter den Officieren der kaiserlichen Vorposten zu suchen, dann konnte nichts die österreichische Regierung abhalten, mit äußerster Strenge die That zu untersuchen und zu strafen. Allein es deutet Alles darauf hin, daß auch die Barbaczy's, Burkards und ihre Husaren nur die bestellten Werkzeuge gewesen sind. Die Haltung der österreichischen Regierung war die eines Mitwissers und Mitschuldigen, der die unparteiische Prüfung mit allen Mitteln zu hindern sucht. Erzherzog Karl war der Einzige, der seiner Entrüstung einen lauten und energischen Ausdruck lieh und mit der Loyalität, die dem Fürsten und Helden ziemte, zu Werke ging. Er ließ Barbaczy und Burkard verhaften und sofort eine genaue Untersuchung einleiten. Sie ward auf einen Befehl von Wien unter dem Vorwande, „eine blos militärische Untersuchung sei zu einseitig," rasch sistirt! An den Reichstag gelangte dann ein kaiserliches Hofdecret (Juni), das in viel verheißenden Worten eine gründliche Prüfung versprach, „um die ganze unparteiische Welt zu überzeugen, daß Kaiser und Reich nur von einerlei Empfindung zur Handhabung der strengsten Gerechtigkeit und Leistung der vollkommensten Genugthuung, nur von gleichem Abscheu gegen eine so ruchlose Schandthat durchdrungen seien." Es ist aber von dieser Untersuchung niemals das Geringste zu Tage gekommen, vielmehr haben die Männer, die man laut als die eigentlichen Urheber des Mordes bezeichnete, noch Jahre lang in hohen Würden und Ansehen im Rathe des Kaisers gesessen. Dagegen war man von Wien aus um so eifriger bemüht, die Thatsachen zu verwirren und dadurch die Beurtheilung zu fälschen. Die Vermuthung, daß es nicht kaiserliche Husaren gewesen, die den Mord begangen, ward geschäftig ausgebreitet, der Verdacht der Urheberschaft abgeschmackter Weise auf die französische Regierung gewälzt und z. B. unter Barbaczy's Namen ein erdichteter Bericht mit dreister Fälschung der notorischen Thatsachen in die Oeffentlichkeit gebracht. Zeitungen, welche den richtigen Sachverhalt mittheilten, wurden verfolgt und unterdrückt.

Dies unverkennbare Bestreben, die Ergründung der Sache zu hindern, hat schon zu jener Zeit den Verdacht erweckt, daß die Urheber der That im Wiener Cabinet selber zu suchen seien. Die Franzosen sprachen natürlich zuerst diese Anklage aus, bald tauchte er auch in politischen Blättern jener

---

V. 298) ausdrücklich sagt, man habe ihm nur „on mauvais français" zugerufen: „le ministre Jean Debry?"

Tage auf;*) später haben dann Zeitgenossen, die den Ereignissen nahe standen, unverblümt Lehrbach als den Leiter des Mordplanes, Thugut als den Mitwisser genannt.**) Lehrbach, als Civilcommissär bei der Armee, hatte zunächst die Mittel in der Hand, einen solchen Anschlag vollziehen zu lassen. Die Gesandten — so war namentlich in Frankreich die gültige Meinung — wurden ermordet, um zwischen dem revolutionären Frankreich und der Coalition den Bruch ewig und unversöhnlich zu machen. Wie Danton einst die Septembermordthaten organisirt, um jede Umkehr und Versöhnung abzuwenden, so sollten Thugut und Lehrbach, die beide ihren Grundsätzen und Mitteln nach allerdings auf gleicher Höhe wie die jacobinischen Schreckensmänner standen, zum Mord der Gesandten gegriffen haben, um alle Friedens- und Vermittelungsgedanken unter dem Eindruck dieser entsetzlichen That zu begraben.

Es entspricht diese Deutung dem Umstande, daß die Husaren vor Allem den Mord verübten, bevor sie plünderten. Gleichwol stimmt Manches dafür, daß den unsichtbaren Leitern im Hintergrunde zunächst ein anderes Zi el vor Augen stand. Außer den kleinen Plünderungen an Geld und Pretiosen, wie die Soldaten sie verübten, ward vom Gepäck nur das mitgeschleppt, was sich von Papieren und Actenstücken vorfand. Diese Papiere wurden in Verwahrung genommen und nach wiederholtem Verlangen zwar zurückgegeben, aber mit unzweifelhaften Spuren, daß sie eröffnet und durchsucht worden waren.***) Daß die geheimsten Papiere nicht in den Reisekoffern der Gesandten, sondern anderwärts sicher untergebracht waren, wußte man nicht.†) Es konnten Actenstücke sehr verschiedener Art sein, die man suchte; entweder solche, die Preußen oder vor Allem Baiern und die kleineren Staaten verrätherischer Einverständnisse mit dem Erbfeind überwiesen und mit denen man die letzte Enthüllung der geheimen Artikel von Campo Formio vergelten konnte. Baiern namentlich zu compromittiren und in den Augen des wilden Paul von Rußland als Verräther hinzustellen, um mit russischer Hülfe endlich die lange er-

*) Häberlins Archiv IV. 259. Daß das englische Ministerium die Triebfeder gewesen, obwol auch Lang davon redet, scheint uns nicht der Widerlegung zu bedürfen.

**) Gagern I. 91. Lang I. 347 f. und Hormayr Lebensb. I. 156 f. stimmen darin zusammen. Bemerkenswerth ist, daß schon Jean Debry in seinem Bericht (Reuß V. 309) Lehrbach als betheiligt nannte. „Si j'en dois croire ce que j'ai entendu à cet égard," sagt er; es war also gleich im ersten Augenblick zu Rastatt der Verdacht auf den sehr übel berufenen Vertrauten Thuguts gerichtet.

***) S. Häberlins Staatsarchiv IV. 510. 511.

†) In den Lebensbildern I. 192 versichert Hormayr, der berüchtigte Doppelspion Schulmeister, ein beliebtes Werkzeug Lehrbachs, habe diesen darin bestärkt, es sei ein guter Fang bei den Gesandten zu machen, aber zugleich die Gesandten davon in Kenntniß gesetzt, damit sie das Wichtigste theils verbrannten, theils in Sicherheit brachten. So soll wenigstens Schulmeister selbst erzählt haben.

sehnte Lieblingsbeute zu erhaschen, das war, wie auch aus andern Anzeichen hervorgeht, eine der eifrigsten Bemühungen der Thugut-Lehrbach'schen Politik. Oder es war mehr die Furcht als die Hoffnung, was nach den Papieren lüstern machte. Die Leiter des Wiener Cabinets selber hatten sich eine Zeit lang in sehr verdächtige Verhandlungen mit dem Feinde eingelassen und gute Lust gezeigt, sich mit päpstlichen Besitzungen für die französische Allianz erkaufen zu lassen. Möglich, daß man diese Enthüllungen fürchtete, nachdem man eben die bittere Erfahrung gemacht, daß auf die Discretion der jacobinischen Staatsmänner nicht zu zählen sei. Einem Haufen Husaren einen so schlüpfrigen diplomatischen Auftrag in die Hand legen, hieß ohnedies soviel als die Besitzer der Actenstücke dem Zufall und dem guten Willen roher, vielleicht trunkener Soldaten preisgeben; wer solch einen Plan fassen und seine Ausführung in solche Hände legen konnte, der war wohl auch nicht überrascht, wenn die bestellten Räuber an den Beraubten zu Mördern wurden. Vielleicht war Beides anbefohlen: die Papiere zu rauben und sich zugleich des ewigen Schweigens ihrer Besitzer zu versichern. Schonung wurde gegen einen Bonnier und Jean Debry gewiß nicht anempfohlen; waren doch die Stimmungen zuletzt so verbittert, daß bei gewaltthätigen Menschen neben der politischen Absicht wohl auch Rachegedanken so entsetzlicher Art wach werden konnten.

Nachdem das Friedensgeschäft so blutig geendet, war zu erwarten, daß sich die Parteien mit doppelter Energie dem Kriege zuwenden würden; so gehört denn auch die übrige Geschichte dieses Jahres fast ungetheilt dem Lager und dem Schlachtfeld an. Der erste Abschnitt des Kampfes hatte, wie wir uns erinnern, die Franzosen aus Oberschwaben und über den Rhein zurückgedrängt und sie in Italien genöthigt, die Etsch und den Mincio aufzugeben; das Kriegsglück hatte diesseits wie jenseits der Alpen zu Gunsten der österreichischen Waffen entschieden. Indem wir den zweiten Akt des Krieges — die Erfolge der Kaiserlichen in der Schweiz, ihre und Suworoffs Siege in Italien, die Wiedereroberung der Lombardei, die neuen gewaltigen Rüstungen der Franzosen und ihre Niederlage bei Novi — indem wir diese Ereignisse vom April bis August in gedrängter Uebersicht zusammenfassen, wenden wir uns zunächst zu dem Kriegsschauplatze zurück, wo der Kampf am frühesten begonnen, zur östlichen Schweiz, Tirol und Vorarlberg. Wir verließen dort die Franzosen, wie sie im Besitz der wichtigsten Gebirgsübergänge das Engadin besetzt hielten und bis ins tiroler Etsch- und Innthal vorgedrungen waren. Seitdem hatte das kaiserliche Heer in Tirol sich verstärkt, und die Franzosen waren wieder aus dem Lande gewichen. Dessoles mußte nach einem hartnäckigen, aber ungünstigen Gefecht (4. April) aus dem Vintschgau über Santa Maria und den Buffalorapaß den verlustvollen Rückzug nach dem

Engadin antreten. Lecourbe, bei Remüs verschanzt, bot zwar einem lebhaften Andrange der Oesterreicher (Ende April) glücklich Trotz, hielt es aber doch für geboten, nach dem oberen Engadin zurückzuweichen. In den ersten Maitagen war das ganze Alpenthal geräumt; Lecourbe hatte sich über den Albula gegen Chur zurückgezogen. Das nahgelegene Veltlin und die Umgebung von Chiavenna wurden um dieselbe Zeit, in Folge der Unfälle in Oberitalien, von den Franzosen geräumt.

Auch im Vorarlberg war der Kampf von Neuem entbrannt. In dem Augenblick, wo der Führer des tiroler Heeres, Bellegarde, nach dem Engadin vordrang, hatte Hotze mit ihm verabredet, auf den früher verlorenen Luciensteig einen Angriff zu unternehmen. Es bestand freilich zwischen den verschiedenen österreichischen Führern kein recht einträchtiges Verhältniß. Hotze war für energischen Angriff, vielleicht nicht so sehr aus militärischen Gründen, als weil seine politischen Einverständnisse in der innern Schweiz und die Vorbereitungen zu einer Volkserhebung im Sinne der Reaction zu raschem Vorgehen riethen. Dagegen sah sowol der methodische Erzherzog als der Zauderer Bellegarde die Combinationen Hotze's als zu gewagt an, weßhalb dieser wohl gelegentlich über die „Denkschriften und Abhandlungen der Gelehrten" seinen Unmuth ausließ.*) Der kunstvoll combinirte Angriff freilich, den er jetzt (1. Mai) gegen den Luciensteig unternahm, mislang vollständig; ein um so empfindlicherer Schlag, als das Unternehmen mit einer Volksbewegung zusammenhing, die den Umsturz der helvetischen Republik und die Vertreibung der Franzosen bezweckte. In Schwyz und Uri war seit dem 25. April der Aufstand in vollem siegreichem Gang; im bündtner Oberlande hatten sich die Bauern des Gebirges erhoben, schnitten die französischen Posten ab und drängten in immer stärker anschwellendem Zuge nach Reichenau hinab, um dort gerade in dem Moment einzutreffen, wo der Sturm auf den Luciensteig abgeschlagen war. Zwischen Reichenau und Ems ward von dem bündtner Landsturm (3. Mai) den Franzosen ein förmliches Treffen geliefert, reich an einzelnen Zügen glänzender Tapferkeit, aber doch mit der Niederlage der Bauernhaufen endend. Thaten brutaler Härte befleckten den Kampf auf beiden Seiten; der Landsturm tödtete bei Dissentis die feindlichen Gefangenen, der französische General ließ die bei Reichenau verwundeten Bündtner ohne Hülfe und steckte in Dissentis Dorf und Kloster in Brand. Auch in den Urkantonen ward die rasch aufgeflammte Volksbewegung jetzt erstickt und mit Gewaltmaßregeln das Volk von wiederholten Ausbrüchen abgeschreckt.

Ein zweiter Versuch auf den Luciensteig, mit stärkeren Kräften unternommen (14. Mai), hatte besseren Erfolg. Während eine Colonne die französischen Batterien auf dem linken Rheinufer zum Schweigen brachte, wurde

*) S die angeführte Biographie H.'s S. 257.

der Feind aus Malans und Mayenfeld verdrängt, die Schanzen selbst im Rücken angegriffen und erstürmt. Ohne große Opfer wurden die Franzosen überall geworfen, einzelne Abtheilungen abgeschnitten, dreitausend Gefangene und ein großer Theil des Geschützes genommen, Chur und Reichenau besetzt, indeß Bellegarde von der tiroler Seite den Feind aus dem Davos, vom Albula, Julier und Septimer verdrängte. So war die östlichste Schweiz für die Franzosen verloren; Hotze konnte sich mit dem Erzherzog jetzt vereinigen, Bellegarde zu Suworoffs Verstärkung den Marsch nach Italien antreten.

Weiter westlich waren diese Wochen ruhiger verstrichen. Jourdans Nachfolger, Massena, dem die Streitkräfte am Rhein und in der Schweiz vereinigt übergeben waren, hatte, von den Oesterreichern nicht beunruhigt, seine Truppen zusammengezogen, verstärkt und geeignete Aufstellungen genommen; die Kaiserlichen brachten, wie der Erzherzog selber klagt, den ganzen Monat April unthätig zu, ohne ihre Ueberlegenheit gegen den noch getrennten und zerstreuten Gegner rasch zu gebrauchen. Es war zunächst das Verpflegungswesen, was ähnlich wie in den früheren Feldzügen hemmend einwirkte. Der Geist, welcher damals diesen wichtigen Zweig der militärischen Verwaltung durchdrang, paßte nicht zu dem des neuen Kriegssystems; er war langsam, schwerfällig und allen außerordentlichen Maßregeln entgegen. Man hielt sich zu einer Schonung des Landes verpflichtet, die deshalb keine Schonung war, weil sie entscheidende Schläge bald verhinderte, bald verzögerte und den Krieg wie den drückenden Aufenthalt der Armeen verlängerte. Dazu kam dann ein anderes Misverhältniß, das sich durch diesen, wie durch alle früheren Kriege, fortschleppt.*) Der Wiener Hof und der Hofkriegsrath hielt jede Unternehmung unterhalb des Bodensees für zu gewagt und empfahl immer von Neuem, Tirol und Vorarlberg nicht bloszustellen und die Ankunft des zweiten russischen Hülfsheeres abzuwarten. Jeder der drei kaiserlichen Feldherren hätte gern den Vorwurf der Unthätigkeit von sich abgelenkt, aber keiner wollte die Offensive beginnen, ohne von der thätigen Mitwirkung des andern vollkommen überzeugt zu sein. Hätte nur Einer, sagt der Erzherzog, das Eis gebrochen, der andere würde nicht zurückgeblieben sein. Aber der Erzherzog selbst lebte in wenig verhülltem Unfrieden mit Thugut und schrieb im vertrauten Gespräche die Unfruchtbarkeit der bisherigen Operationen den Wiener Ansichten und Einflüssen zu.**)

Nach den jüngsten Kämpfen stand der Vereinigung Hotze's mit dem Erzherzog wenig mehr im Wege. Massena zog seine Truppen im Züricher Gebiete, zwischen der Thur, der Glatt und der Limmat, zusammen; Verschanzungen, die er in der Nähe von Zürich aufwerfen ließ, sollten dort eine

*) S. das Werk des Erzherzogs I. 265—267. 269.
**) S. Tolstoi's Berichte bei Miliutin I. 285. 604 f.

starke Stellung schaffen. Der Erzherzog überschritt (23. Mai) bei Schaffhausen den Rhein; Hotze stand schon bei St. Gallen und schickte seine Vorhut dem Prinzen entgegen. Massena, von Winterthur nach Zürich hin, namentlich bei Bassersdorf und Kloten aufgestellt, verzweifelte nicht an der Möglichkeit, jetzt noch den Gegner mit raschen Schlägen zu überwältigen und über den Rhein zurückzuwerfen. Der Angriff, den er am 25. Mai unternahm, brachte auch einzelne Erfolge, aber er konnte nicht hindern, daß in den nächsten Tagen die Kaiserlichen vereinigt ihren Marsch auf Zürich antraten. Es standen dort jetzt ungefähr 60,000 Oesterreicher gegen einige vierzigtausend Franzosen; der Erzherzog hielt sich für stark genug, Massena aus seiner Stellung zu vertreiben.

Zürich war als Mittelpunkt einer Reihe von Straßen, als eine der blühendsten Städte der Schweiz mit einem reich versorgten Zeughaus ein werthvoller Punkt, seine militärische Lage zudem nicht ohne Bedeutung; die verschanzte Stellung, die Massena gewählt, lief auf dem Kamme des Höhenzuges hin, der sich zwischen der Limmat und Glatt nach dem Rhein ausdehnt. Die zum Theil steil abfallenden Hügel mit ihren scharf eingeschnittenen Thälern erleichterten die Vertheidigung gegen einen Angriff, dessen einzelne Bewegungen von den Höhen überall gut zu überschauen waren. Die Schanzen waren zwar noch nicht vollendet, aber stark genug, einen Sturm zurückzuweisen. Der Erzherzog setzte sich am 4. Juni in Bewegung, um mit einer Macht von etwa 35,000 Mann, die er in fünf Colonnen vertheilt, die Höhen zu erstürmen, auf denen Massena gegen 25,000 Mann vereinigt hielt. Die Colonne, die Jellachich am Ufer des Züricher Sees führte, eroberte die Schanzen bei Riedsbach, drang in eine Vorstadt von Zürich, ward wieder hinausgeschoben und nahm sie von Neuem, bis sie, zurück auf Riedsbach gedrängt, sich auf den Höhen hinter diesem Dorfe behauptete. Eine zweite Colonne unter General Bey stürmte Hirschlanden und die nahgelegene Verschanzung, versuchte aber vergebens nach Zürich selbst einzudringen. Die dritte, unter dem Prinzen von Lothringen, wandte sich gegen die Stellung auf dem Zürichberg; es gelang ihr indessen auch nach wiederholten Angriffen nicht, die Verhaue dort zu durchbrechen. Auch Hotze, der über Schwamendingen vordrang, vermochte nicht die verschanzten steilen Bergabhänge zu gewinnen, und als der Erzherzog am Mittag die Reservedivision unter Wallis denselben Angriff wiederholen ließ, drang dieselbe zwar über die Verhaue vor und kam bis in die französischen Batterien, wurde aber dann durch einen kraftvollen Angriff, den Massena persönlich führte, mit Verlust in die Ebene zurückgeworfen. Die fünfte österreichische Colonne, die sich unter Fürst Reuß gegen den linken Flügel der Franzosen wandte, behauptete ihre Stellungen, ohne vorzudringen. So schien diese Reihe von Gefechten, die man die erste Schlacht bei Zürich nennt, zunächst ohne unmittelbares Ergebniß; die Franzosen hatten sich in ihren Stellungen behauptet und der Erzherzog traf die Anstalten zu einem nächt-

lichen Ueberfall, der, wie er hoffte, besser zum Ziele führen sollte. Aber der französische Feldherr hatte doch das Vertrauen zu der Stärke seiner Stellung verloren; die Energie, womit die Oesterreicher angriffen, verhieß eine Erneuerung des Kampfes, dessen Ausgang ihn dann vielleicht zwang, mit Verlust die Stellungen zu verlassen.*) In der Nacht, die der Erzherzog zum Ueberfall bestimmt (6. Juni), räumte daher Massena die Verschanzungen und zog sich auf die steilen Höhen des Uetliberges zurück. Die Oesterreicher besetzten nun Zürich und ernteten politische Erfolge, die dem Ergebniß eines entschiedenen Sieges gleichkamen. Das helvetische Contingent, das die Franzosen mit ihrem Heere verschmolzen, lief auseinander; in der gesammten östlichen Schweiz war die antifranzösische Politik der Restauration wieder zum Siege gelangt. In den großen kriegerischen Bewegungen trat vorerst eine Pause ein; zwar schlug man sich vorerst in den Gebirgen, an den Abhängen des Gotthard, im Reußthal und an den steilen Ufern des Vierwaldstätter Sees, und diese Kämpfe bieten durch ihre seltene Eigenthümlichkeit ein technisches Interesse, aber da sie in das Ganze der Entscheidung nicht unmittelbar eingriffen, dürfen wir hier über sie hinweggehen.

Glänzend waren die Erfolge, welche von den verbündeten Waffen jenseits der Alpen erfochten wurden. Dort folgte Sieg auf Sieg und die Früchte des Feldzugs von 1796 gingen rascher verloren, als sie damals von Bonaparte errungen worden waren. Schon zu Anfang April, erinnern wir uns, war durch den Sieg von Magnano das republikanische Heer über den Mincio und Oglio zurückgedrängt und jetzt traten erst die Aliirten mit voller Kraft auf den Kampfplatz. Um die Mitte des Monats war das russische Hülfsheer eingetroffen, an seiner Spitze Suworoff, der unbesiegte Feldherr, den der russische Czar herausgesandt, um der Revolution die entscheidende tödtliche Niederlage zu bereiten. Seit einem halben Jahrhundert im Kiegsdienst, überall mit Auszeichnung genannt, in den letzten Kriegen gegen Polen und Türken um seiner glänzenden, wenn auch meist blutig erkauften Siege willen bewundert und gepriesen, dann in jahrelanger Zurückgezogenheit auf dem Lande lebend und über Büchern brütend, war Suworoff eine Persönlichkeit so merkwürdigen Gepräges, wie sie nur eben auf diesem Boden, an der Halbscheide von Cultur und Barbarei, aufwachsen konnte. Ein fast siebzigjähriger Veteran, jedoch von dem Feuer und der Kraft eines Jünglings, in den Formen geschmeidig wie ein russischer Höfling, aber in seinem Wesen zäh, schroff und eigensinnig wie Wenige, ein geschulter Feldherr und doch wieder wilder, genialer Naturalist, in seinen Entwürfen kühn bis zur Verwegenheit, aber von beispielloser Ausdauer und Kaltblütigkeit in ihrer Durchführung, übte er eine Macht über den Soldaten, wie sie wenigen Feldherren gegeben war. Gleich seinem kaiserlichen Herrn ein heftiger Hasser der Revolution und voll Un-

*) S. Mémoires de Massena III. 263. 264. 270 f.

geduld für die stricte Wiederherstellung des Alten, verstand er es meisterhaft nach russischer Weise den religiösen und nationalen Fanatismus der Masse aufzuregen und nach seinen militärischen Zielen hinzulenken. Er konnte dem Soldaten das Ungeheuerste zumuthen, denn der gemeine Mann war von dem Aberglauben beherrscht, daß der Sieg an seine Fahnen geknüpft sei. Selbst seine Sonderbarkeiten, die bisweilen in wunderliche Launen und Grimassen ausschlugen, dienten dazu, seine Macht über die Armee zu befestigen. Die Mischung von Ernst und Narrheit, die er oft zur Schau trug, hatte etwas Anziehendes für das kindliche Gemüth der Barbaren. Auch war, wie Clausewitz sagt, seine Wunderlichkeit meistens eine angenommene Rolle, die sein treffender Verstand nur auf der Außenseite der Dinge walten und nicht bis in die Hauptentscheidungen des Handelns dringen ließ.

Die vorsichtige und methodische Kriegführung der Kaiserlichen war natürlich nicht nach dem Geschmack Suworoffs; er stand in kühner Raschheit jener Strategie, wie die Revolution sie hervorgebracht, näher als irgend ein anderer der Generale, die sich seit 1792 im Kampfe mit ihr gemessen. Schon im Herbst 1798 hatte er in seiner Weise die Grundzüge der Kriegführung für das nächste Jahr angegeben. „Nicht anders", hieß es in dieser Aufzeichnung, „als in der Offensive; schnelle Märsche, Nachdruck beim Angriff — blanke Waffe! Keine Methodik! — Augenmaß! Volle Gewalt dem Obergeneral! Den Feind im Feld aufsuchen und schlagen. Keine Zeit mit Belagerungen verlieren — — Niemals die Kräfte zur Deckung verschiedener Punkte zersplittern. Wenn der Feind diese Punkte überschreitet, desto besser: er nähert sich, um auf's Haupt geschlagen zu werden."*)

Eine solche Führung widersprach freilich allen Ueberlieferungen des Hofkriegsraths. In raschen, gewaltigen Märschen den Feind vor sich hertreiben, Mantua im Rücken liegen lassen und dessen Fall durch Siege über den Feind erzwingen, das erregte in Wien wahren Schrecken, und es kam bald keine Depesche von dort, worin der ungestüme Russe nicht aufgefordert war, seinen verwegenen Lauf zu hemmen und die Festungen im Rücken nicht zu vernachlässigen. Eine leichte Sache war es für die Kaiserlichen nicht, sich mit dem wilden und unbändigen Natursohn zu vertragen. Als er den Oberbefehl übernahm, begann er damit, die Oesterreicher ein paar Tage lang durch russische Officiere im Bajonnetangriff üben zu lassen; die Lection, die darin für die Taktik manches kaiserlichen Führers liegen sollte, wurde auch vom Heere, das sie nicht verdient, peinlich empfunden.**) Häufig genug verrieth

*) S. Correspondenz des k. russ. Generalissimus Fürsten Italinsky, Grafen Alex. Wassiljewitsch Suworoff-Rimniksky über die russ.-österr. Campagne im Jahre 1799. Herausgegeben von G. Fuchs. Glogau und Leipzig. 1835. I. S. 2. Vgl. Miliutin I. 215.

**) Der gleiche Ton spricht auch noch aus dem angeführten Werke von Michai-

sich denn auch der Feldherr, der seine reichsten Lorbeeren im Kampfe gegen die Türken errungen hatte, besonders in den brutalen Mitteln und Bravaden, wie sie auf dies Terrain nicht paßten und den Oesterreichern nicht zusagten. Oder als bei den raschen Märschen von ihnen über die nassen Wege geklagt ward, schrieb Suworoff an Melas einen Brief, wie ihn weder dieser General, noch seine Armee verdiente. Rühmte doch der russische Feldherr selbst nachher die bewunderungswürdige Tapferkeit, die Melas beim Sturm auf Cassano bewies. Jetzt hieß es: „einem Frauenzimmer, einem petit-maître, einem Faullenzer gehören trockene Tage . . . Wer schwach an Gesundheit ist, der kann zurückbleiben . . . die sogenannten Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden". Dieser russische Uebermuth wurde bald lästig genug in einer Armee, die zu vier Fünftheilen aus Oesterreichern bestand, und deren Generalstab, wenigstens zum Theil, den wegwerfenden Ton nicht verdiente, in dem Suworoff zu ihm sprach. Kein Wunder, wenn von Anfang an, erst nur versteckt, dann immer klaffender sich ein Zwiespalt zeigte, den man von Wien aus unverantwortlicher Weise lieber nährte, als ausglich; er hat das Schicksal des ganzen Krieges entschieden.

Am 19. April setzte sich die vereinigte Armee, etwa 60,000 Mann stark, in Bewegung; rasch wurden Brescia und Cremona genommen, die Franzosen vom Oglio weggedrängt. Sie gingen über die Adda zurück; Moreau übernahm aus Scherers Händen das Commando. In einer ausgedehnten Linie vom Comer-See bis über Lodi hinaus stellte sich das republikanische Heer auf, um den Uebergang über die Adda abzuwehren. Am 27. April ward längs des Flusses gefochten; am hitzigsten bei Lecco, Vaprio und dem Brückenkopfe bei Cassano, welcher den Kämpfen des Tages den Namen gegeben hat. Ueberall mußten die Franzosen weichen, eine ganze Brigade ward von den Verbündeten abgeschnitten. Am 29. April zog Suworoff in Mailand ein; die Franzosen wichen über den Tessin zurück. Die cisalpinische Republik gerieth in volle Auflösung; Alles, was an die neue Ordnung der Dinge geknüpft war, ergriff die Flucht, der ganze ephemere Staat schien wie „eine im Frühjahr locker gewordene Eismasse in einzelnen Trümmern fortzuschwimmen".*) Der Rausch französischer Freiheitsbegeisterung war ohnedies in der italischen Bevölkerung lange verflogen; hatte Bonaparte im Frühling 1796 die populären Stimmungen für seine Erfolge benutzt, so war jetzt, im Augenblick der Niederlage, die Meinung eben so entschieden gegen die Franzosen umgeschlagen, und allerwärts brach unter dem Rückzug der Heere die Insurrection des Volkes gegen die fremden, aufgedrungenen Beschützer hervor.

---

lowski-Danilewski und Miliutin (Vgl. I. 220—222) Darnach waren anfangs die Oesterreicher förmlich bestürzt und lernten erst von Suworoff die „Zaghaftigkeit und Pedanterie" der alten Zeit mit dem richtigen Gebrauch der blanken Waffe vertauschen.

*) Clausewitz hinterl. Werke. V. S. 245.

Suworoff hatte sich indessen auf das wiederholte Drängen von Wien aus entschließen müssen,*) einen Theil der Oesterreicher zurückzulassen zur Belagerung der Mincio-Festungen; der Rest, ungefähr 27,000 Oesterreicher und 17,000 Russen, rückte dem Feinde gegen den Po nach. Das Mailänder Gebiet war fast frei, Peschiera und Pizzighetone gefallen, Mantua cernirt, auch Tortona ergab sich, Suworoff eilte daher, Turin zu gewinnen. Das Erscheinen der verbündeten Armee, durch einige Granatwürfe angekündigt, reichte hin, eine Reaction der Bevölkerung gegen die Franzosen hervorzurufen; am 27. Mai war die piemontesische Hauptstadt den Alliirten geöffnet. Bis nach Mittelitalien wirkte dieser rasche Umschwung; auch dort ward die Bevölkerung von der antifranzösischen Bewegung ergriffen und Alles verhieß den nahen Ausgang der republikanischen Herrschaft in Italien. Es war der Augenblick wo auch die östliche Schweiz den Franzosen verloren ging, Tirol befreit ward und die Armee, die dort unter Bellegarde gestanden, als Verstärkung nach Italien abgehen konnte. Die Franzosen waren beinahe auf die genuesische Riviera zurückgedrängt, von wo Bonaparte 1796 seinen Siegeszug begonnen hatte.

Moreau's letzte Hoffnung war die Hülfe, die aus Neapel kommen sollte. Zu Anfang Mai war Macdonald aus Neapel, um die Mitte des Monats von Rom aufgebrochen, verstärkte sich dann durch die in Toscana liegenden Truppen und war jetzt, zu Anfang Juni, auf dem Marsche von Pistoja gegen Modena. Seine Verbindung mit Moreau konnte dem Kriege eine neue Wendung geben. Schon war er von den Apenninen herabgestiegen, hatte die kleinen österreichischen Corps, die ihn in der Flanke und im Rücken bedrohen sollten, an den Po zurückgeworfen (12. Juni) und öffnete sich seinen Weg über Reggio nach Parma und Piacenza. Aber Suworoffs Wachsamkeit war nicht getäuscht worden. Am 8. Juni brach er von Turin gegen Alessandria und Tortona auf und näherte sich Castel S. Giovanni bei Piacenza in dem Augenblicke, wo die Franzosen den Uebergang über den Tidone versuchten (17. Juni). In fast gleicher Stärke, einige zwanzigtausend Mann auf jeder Seite, standen sich dort die beiden Heere gegenüber.**) Noch am 17. Juni begann der Kampf, dessen Dauer und Heftigkeit ihn zu den denkwürdigsten der Geschichte macht, und ward am folgenden Tage am Ufer und in dem fast wasserlosen Bett der Trebbia bis in die Nacht ohne Entscheidung fortgesetzt. Obwol auf beiden Seiten tief erschöpft, schlug man sich auch den dritten Tag mit schwankendem Erfolge; doch neigte sich die Wagschale allmälig zu Gunsten Suworoffs. Furchtbar erschöpft, sah sich Macdonald genöthigt (20. Juni) zurückzugehen; die Tage des Kampfes und der Rückzug hatten über ein Drittel seines Heeres verschlungen. Indessen hatte Moreau

*) S. die angeführte Correspondenz I. S. 23. 42. 48.

**) S. Miliutin II. 214. 218. Die andern Berichte geben die Stärke höher an.

einen Versuch gemacht, gegen Tortona vorzugehen und dort die zurückgebliebene Macht der Verbündeten zu bedrängen; das Unternehmen versprach anfangs Erfolg, wurde aber durch die Kunde von den Ereignissen an der Trebbia und den Fall der Citadelle von Turin rasch vereitelt.

So war gegen Ende Juni auf der großen Linie von der Trebbia bis zum Oberrhein Erfolg auf Erfolg erfochten, die verbündeten Waffen in Süddeutschland und der Schweiz siegreich, die Franzosen von der Etsch bis an die genuesische Küste zurückgeworfen. Noch wenige feste Plätze, von den Verbündeten bereits belagert, waren in Oberitalien in den Händen der Franzosen; fielen auch diese, so war für den französischen Einfluß in Italien keine Stelle mehr. In diesem Augenblick erlag auch in Neapel die parthenopäische Republik, die zu Ende 1798 unter französischen Auspicien errichtet worden, einem furchtbaren Gegenstoß royalistischer Rache. Es war demnach jetzt kein vermessener Gedanke mehr, eine Invasion in Frankreich selbst zu unternehmen und mit vereinten Kräften das durch seine Factionen schwer erschütterte Land in seinem Innern zu bedrohen. Daß es nicht dazu kam, war nicht Suworoffs, nicht der tapfern Truppen Schuld, die unter seinem Oberbefehl vereinigt fochten; es war die Folge der inneren Entzweiung, welche erst die Frucht der Siege von 1799 verscherzt und mit der Zeit das russisch-österreichische Bündniß gesprengt hat.

Wir erinnern uns, wie sich von Anfang an Suworoffs Ansicht über die Kriegführung von dem System der Wiener Behörden unterschied; wollte Jener in raschen, kühnen Schlägen den Feind aus Italien hinausdrängen, so meinte der Hofkriegsrath, man müsse erst die Festungen erobern und mit langsamer, methodischer Sicherheit vorwärts dringen. Die Prätension dieser Behörde, aus weiter Entfernung die Operationen zu leiten, ward von Suworoff noch weniger als von andern Feldherrn ertragen. Er spottete darüber, daß ihn als er in Mailand war, erst die Befehle über Verona, und als er in Turin war, die Befehle über Mailand erreicht hatten. „Die Verhältnisse, schrieb er treffend an Rasumowski, verändern sich im Felde jeden Augenblick; man kann deßwegen nie einen bestimmten Plan entwerfen . . . Fortuna's Haare fallen nicht über den Nacken, sondern über die Stirne herab. Sie ist schnell wie der Blitz — fassest du sie nicht bei den Haaren, ist sie auf immer verschwunden.“ *)

Indessen die militärische Differenz war nicht die einzige; im Hintergrund gab sich bereits der grelle Gegensatz einer verschiedenen politischen Strategie kund. Kaiser Paul wollte einen Krieg der Legitimität führen, einen Krieg, an welchem, seitdem es überhaupt eine russische Politik gibt, zum ersten und letzten Male der uneigennützige Idealismus mehr Antheil hatte, als der gemeine Vortheil oder die Nothwehr. Dieser legitime Kampf bezweckte die

*) Miliutin II. 283.

Herstellung des Alten in Frankreich, wie in Deutschland und Italien, in der Schweiz, wie auf der Insel Malta. Die Thugutsche Politik war solch legitimistischer Romantik von jeher unzugänglich gewesen; seit sie gar selber durch die Erwerbung Venedigs vom Raub der Revolution gekostet, war sie durch die Interessen eigener Macht vollends davon abgewandt. Für Thugut konnte die Restauration des Alten höchstens ein Mittel, niemals der Zweck in diesem Kriege sein. Den Feind vom linken Rheinufer drängen, erschien viel weniger wichtig, als ihn aus Italien zu vertreiben; die Erwerbung Baierns galt für dringlicher, als die Herstellung der alten Autoritäten in der Schweiz und jenseits der Alpen. Darum erfuhren die Anhänger der alten Ordnung hier wie dort eine bittere Täuschung, als sie meinten, es werde die erste Frucht der österreichischen und russischen Siege an der Limmat, der Etsch, der Adda und Trebbia — die Restauration sein. Der Leiter der österreichischen Politik hielt es vielmehr für das Nächste, sich wo möglich in Baiern und ganz Oberitalien festzusetzen. Es war ihm gelungen, den gefährlichen Groll des Czaren gegen den neuen Kurfürsten von Baiern anzufachen; die Aufhebung der bairischen Zunge des Malteserordens hatte schon vorher eine der Lieblingsgrillen Pauls empfindlich berührt, es fiel nicht schwer, ihm die neue pfalzbairische Linie als franzosenfreundlich und gemeinschädlich hinzustellen und vielleicht seine Mitwirkung zu Entwürfen zu gewinnen, die seit 1777 das unveränderte Thema der österreichischen Politik in Deutschland ausgemacht hatten. Der russische Gesandte in Wien, Rasumowski, hatte sich schon im März 1799 von Thugut bestimmen lassen, dessen Lieblingswunsch beim Czaren zu befürworten. Der neue Kurfürst von Baiern, hieß es, sei von Franzosenfreunden umgeben und stehe mit den Feinden Europas in Verbindung; drum möchte es wohl das Beste sein, das Land für die Dauer des Krieges in Verwahrung zu nehmen. Natürlich betheuerte Thugut die völlige Reinheit seiner Absichten und den entschiedenen Willen, nach dem allgemeinen Frieden das Pfand zurückzugeben. Paul besann sich nicht lange, erklärte den Kurfürsten für feindlich gesinnt und gab den Befehl an seine Feldherrn: durch Baiern zu marschiren, die Truppen des Kurfürsten zu entwaffnen, dessen Verbindungen mit den Franzosen aufzulösen und über das Weitere die Instructionen von Wien zu erwarten.*)

Gelang es hier ohne Mühe, das österreichische Vergrößerungsgelüst geschickt hinter Pauls persönlicher Stimmung zu verstecken und vielleicht durch den Groll des Czaren sich der unbequemen Zweibrücker Dynastie zu entledigen, so war es an einer andern Stelle schwieriger, die geheimen Falten der Wiener Politik vor dem russischen Mistrauen zu verbergen. In Oberitalien dachte Thugut an eine ähnliche Vergrößerung, wie in Deutschland. Pauls legitimer Eifer war durch den Gedanken, das Haus Savoyen wiederherzustellen, mit auf den Kampfplatz getrieben worden, aber es ward auch hier

*) S. Miliutin a. a. O. I. 283 f. 473 f. II. 130. 135. 456 f.

sehr bald aller Welt klar, daß dem österreichischen Cabinet ganz andere Dinge am Herzen lagen. Wie Suworoff bis nach Piemont vorgedrungen war, begann er sofort die Restauration vorzubereiten; er setzte die alten Autoritäten wieder ein und suchte die aufgelöste piemontesische Armee wieder zu sammeln und zu bewaffnen. Das stimmte denn allerdings nicht zu der geheimen Absicht Thuguts, vorläufig Piemont in Besitz zu halten; die geschehenen Schritte wurden von Wien aus misbilligt und der russische Feldherr vom Kaiser aufgefordert, „Alles, was die bürgerliche Verwaltung und die politischen Angelegenheiten betreffe, den kaiserlichen Anordnungen zu überlassen".*) Suworoff gehorchte, aber mit innerem Widerstreben. In dieser Stimmung erwachenden Mistrauens, das auch bei Paul selber schon rege war,**) gewannen die rein militärischen Differenzen eine erhöhte Bedeutung. Der Oberfeldherr hielt es für genügend, wenn man Mantua nur blokirte; die übrigen Truppen sandte er Macdonald entgegen. Wurde der aufs Haupt geschlagen und Moreau vom italischen Boden verdrängt, dann würde, glaubte er, der Fall von Mantua von selbst erfolgen. Da befahl der Hofkriegsrath ohne sich mit Suworoff auch nur zu benehmen, den Rückmarsch der Truppen nach Mantua. Suworoff war davon auf's peinlichste berührt. „Man bedarf also meiner hier nicht", schrieb er, „ich wünsche nach Haus zu gehen. Dieses Cabinetsdecret zerstört den Zusammenhang aller meiner Operationen. Jeder einzelne General wendet sich nicht nur in seinen eigenen Angelegenheiten, sondern auch im Allgemeinen stets an den Hofkriegsrath und hat so das Recht, nach seiner Neigung und nach seinem Vortheil zu intriguiren". Allerdings wäre der Erfolg gegen Macdonald und die Rückwirkung auf Moreau ganz entscheidend gewesen, hätte jene Schwächung nicht stattgefunden. Die bitteren Eindrücke bei Suworoff zu verwischen, ward von Wien aus kein Versuch gemacht; es schien vielmehr, als werde der zuversichtliche, gebieterische Ton des russischen Siegers dort mit jedem Tage unbequemer. Während Paul I. seinen Feldherrn mit Gnadenbezeigungen überschüttete und seine Briefe ein enthusiastisches Wohlwollen und ein Zartgefühl athmeten, das bei dem Czaren sonst leicht durch Laune und Mistrauen verdüstert war, bestanden die kaiserlichen Schreiben, die Franz II. nach Thuguts Anleitung schrieb, in kühler Anerkennung von Suworoffs Siegen,***) oder in kleiner

*) Correspondenz I. S. 74. 75. Vgl. Miliutin II. 24. 25.

**) Paul war schon im Mai ärgerlich geworden, weil der ehemalige Großmeister des Malteserordens, Graf Hompesch, in Triest fortfuhr sich als solcher zu benehmen; wie der Czar vermuthete, nicht ohne Connivenz Oesterreichs. Auf sein rasches, gebieterisches Drängen war der Grund des Zwistes damals beseitigt worden. S. Miliutin II. 137. 138.

***) „Ihre Erfahrung, Ihre Tapferkeit und Ihr so bekanntes Kriegsglück," schrieb der Kaiser zur Zeit, wo Suworoff eben den Feind an der Trebbia geschlagen (d. d. 21. Juni), „geben die feste Hoffnung, daß Sie in Kurzem den Dingen eine günstigere

mäkelnder Kritik seiner Abweichungen von den Wiener Dictaten. Er solle keine „zu entfernte und unsichere Unternehmungen wagen, sich vor Allem in den bereits eroberten Gebieten festsetzen und den Kaiser von allen Hauptplänen und Operationen stets vorläufig benachrichtigen;" diese und ähnliche Weisungen bildeten den Inhalt der kaiserlichen Schreiben, die sich zum Theil mit seinen glänzendsten Siegen kreuzten*). Dazu kam, daß versprochene Verstärkungen ausblieben, oder Truppenabtheilungen, die er nicht missen zu können glaubte, ihm von der Seite gerufen wurden. Wiederholt drang er auf energischen Angriff, auf Reorganisation der piemontesischen Armee, oder er schlug eine Operation gegen die Riviera vor, allein jedesmal lautete die Antwort: vor der Eroberung Mantuas sei nichts weiter zu unternehmen. Die Ablehnung war zugleich so bestimmt und schroff, daß der russische Feldherr sich fügen mußte. Aber in ihm kochte es vor Zorn über die Wiener Theoretiker, über die „Bestimmtsager, Projectenmacher, Miethlinge", wie er sie höhnend nennt. Dem Zaudern des Hofkriegsraths und der lässigen Benützung der Siege des Erzherzogs schreibt er es zu, wenn der Feldzug nicht binnen wenig Wochen in Frankreich selbst zu Ende geführt werde. Ich leugne nicht, sagt er von den deutschen Truppen, daß sie tapfer sind, ich habe sie erprobt; aber „der Hofkriegsrath . . . diese unausrottbare Gewohnheit, immer nur geschlagen zu werden! . . . Die Deutschen wenden sich von mir ab, spottet er, wie sollten sie dies auch nicht! Sind ja meine Eroberungen nicht nach den Regeln!"

Eben jetzt, nach dem Sieg an der Trebbia, weckte ein Befehl von Wien den ganzen Groll des Feldmarschalls. Auch dem Czaren gegenüber brach er nun sein Schweigen und begehrte unmuthig seinen Abschied. „Die Aengstlichkeit des Hofkriegsraths", schrieb er am 6. Juli, „sein Neid gegen mich als einen Ausländer, die Intriguen der einzelnen Generale, welche sich direct an den Hofkriegsrath wenden, der ihnen darauf besondere Instructionen ertheilt; meine Ohnmacht, dieselben eher auszuführen, als sie mir von tausend Wersten weit vorgeschrieben werden, Alles dies zwingt mich, Ew. kais. Majestät um meine Zurückberufung zu bitten, wenn sich dies nicht ändert". Und wären es nur die militärischen Meinungsverschiedenheiten gewesen, die Suworoff erzürnten; allein er war auch politisch vom tiefsten Mistrauen erfüllt. Er traute der österreichischen Politik ähnliche Zweideutigkeiten zu, wie sie fünf Jahre früher bei der Preisgebung Belgiens geübt worden waren. Vergebens hatte er sich bemüht, die sardinische Angelegenheit zur Lösung zu bringen. Im Mai äußerte Kaiser Franz, man werde durch eine offene Restauration

---

Wendung geben werden." S. Correspondenz I. S. 211. Wie sehr dies Suworoff verdroß, zeigt ein Schreiben an Rasumowsky (I. S. 218 und Miliutin II. 576) worin er bitter ausruft: „Glück! sagt der römische Kaiser . . . . Ein Thor in der Armee sprach mir sogar von — blindem Glücke!"

*) S. Miliutin a. a. O. 271. 275. Ueber Suworoffs Vorschläge zur Offensive S. 277. 278. 575.

den auf die Insel Sardinien geflüchteten König nur in Verlegenheit bringen und einem Ueberfall der Franzosen aussetzen; inzwischen hatte jedoch Karl Emanuel selber den Wunsch ausgesprochen, wieder eingesetzt zu werden. Von Petersburg ward nun der ausdrückliche Befehl dazu gegeben; sei doch der Krieg besonders unternommen, „um den wahren Glauben und die abgesetzten Herrscher wieder einzusetzen“. Suworoff wollte natürlich sofort den Befehl seines kaiserlichen Herrn vollziehen, aber in Wien gelang es noch einmal, zum unverhohlenen Verdruß des russischen Feldherrn, einen Aufschub zu erlangen.

Der Verdacht des schlauen und scharfsichtigen Mannes, daß man in Wien seine besondere Politik verfolge, war also begründet. Wir dürfen jetzt als sicher annehmen, daß Thugut in seiner gewohnten Frivolität lieber den gemeinsamen Erfolg drangab, wenn er nur die Schadenfreude erlebte, den russischen Uebermuth und Suworoffs sieggewohnten Trotz gezüchtigt zu sehen. Manche der Maßregeln, die er veranlaßte, die Hemmungen, die er dem russischen Feldherrn bereitete, die absichtlich lässige Verfolgung des Sieges in der Schweiz und die nachher vorgenommene Dislocirung der Armeen waren von handgreiflichem und unzweifelhaftem Nachtheil für die gemeinsame Sache; aber sie dämpften die russische Siegeszuversicht, und das war einem Manne, wie Thugut, wichtiger als das Andere. Es gab allerdings auch Stimmen, denen der moskowitische Verbündete nicht nur in Ton und Benehmen widerwärtig, sondern auch im Ernst bedenklich erschien. Man wollte in Pauls Liebhaberei für Malta und den Johanniterorden, in seiner Theilnahme für Neapel, seinen Erfolgen in Oberitalien die Anfänge eines weit ausgesponnenen und gefahrvollen Planes erblicken, der nichts Geringeres als ein russisches Protectorat über Italien, die Herrschaft über das ionische und mittelländische Meer und den allmäligen Umsturz des osmanischen Reiches bezweckt hätte. Zu jeder anderen Zeit durfte man solche Befürchtungen nicht allzuleicht nehmen; jetzt war mehr als je die Ueberlieferung der russischen Politik über Pauls bald edlen, bald wunderlichen Launen in den Hintergrund getreten. Wer diesen Launen zu schmeicheln verstand, der hielt den Czaren gefangen und konnte ihn, in offenem Widerspruch mit der russischen Tradition, für seine Interessen benutzen; das haben erst Pitt und Thugut mit mäßigem Geschick, dann Bonaparte mit vollendeter Virtuosität bewiesen.

Der Fortgang der militärischen Ereignisse blieb von dieser inneren Entzweiung natürlich nicht unberührt und gab insofern Suworoffs Klagen Recht, als der Mangel einer einheitlichen, raschen und kühnen Kriegsart nicht ihm, sondern den Wiener Technikern und Diplomaten zuzurechnen war. So war Suworoff entschlossen, nach den Erfolgen gegen Macdonald und dem Rückzug Moreau's in die Apenninen sich gegen den Letzteren zu wenden und, bevor er Verstärkungen erhielt, ihn von der genuesischen Küste nach Frankreich zurückzudrängen. „Der nicht völlig ausgehauene Baum wächst wieder von

Neuem in die Höhe", schrieb er an Rasumowski. Aber von Wien kam die Weisung, vorerst die Belagerung von Mantua zu beendigen und die Citadellen von Tortona und Alessandria zu bezwingen. So verlief der Monat Juli in einem Belagerungskriege. Am 21. fiel die Citadelle von Alessandria, acht Tage später ging auch die Festung, um welche sich der größte Theil des Feldzugs von 1796 gedreht, Mantua, durch Capitulation an die Oesterreicher über. Allein es war indessen erfolgt, was Suworoff zu hindern gesucht: Moreau hatte sich an der Riviera behauptet und Macdonald war es gelungen, den Weg zu ihm nach Genua zu finden.

In Frankreich hatten die letzten Ereignisse gewaltige Rüstungen veranlaßt; die Regierung schien entschlossen, dem Kriegswesen, das sie früher sichtbar vernachlässigt, ihre ganze Kraft zuzuwenden. Ein gezwungenes Anlehen von hundert Millionen sollte die Mittel zum Kampfe schaffen; eine Einrichtung, die jetzt zum ersten Mal ins Leben trat und in den Erschütterungen der folgenden Zeit ihre zweischneidige Kraft bewähren sollte, die Conscription, sollte die Heeresmasse auf eine halbe Million Soldaten bringen. Rasch gingen Verstärkungen nach allen Seiten; Moreau hatte binnen Kurzem 45,000 Mann an der genuesischen Küste vereinigt und eine Alpenarmee von 30,000 Mann war in der Ausrüstung begriffen. Die Feldherren, die bisher nicht glücklich gewesen, wurden abberufen; Championnet sollte die Alpenarmee, Joubert das italienische Heer commandiren. Joubert hatte in dem Feldzuge von 1797 unter schwierigen Verhältnissen seinen Ruf begründet; er war jung, feurig, unternehmend und auch mit den politischen Kämpfen der Zeit vertraut; das Directorium mochte wohl hoffen, sich in ihm einen zweiten Bonaparte erziehen zu können. Am 5. August traf er bei der Armee ein. Er entschloß sich, bevor noch das Alpenheer schlagfertig war, den Kampf mit einem entscheidenden Schlag zu beginnen, um vielleicht Mantua, dessen Schicksal er noch nicht kannte, und die anderen noch belagerten Plätze rasch zu entsetzen. Mit einem Heere von einigen 40,000 Mann setzte er sich in der Richtung auf Tortona in Marsch. Dorthin hatte auch Suworoff das Gros seiner Streitkräfte, 30,000 Mann, geführt; ein Corps von 11,000 M. unter Bellegarde belagerte Alessandria und stand seit dessen Uebergabe (22. Juli) zur Verfügung; eine andere Division war mit der Citadelle von Tortona beschäftigt, verschiedene kleinere Corps hielten theils die Apenninenausgänge, theils die Alpenstraßen besetzt. Dazu kam jetzt noch die Belagerungsarmee von Mantua, die Kray nach dem Falle dieser Festung heranführte. Jouberts Hoffnung war also darauf gestellt, daß die Plätze noch nicht gefallen seien und er es nur mit dem Gros unter Suworoff zu thun habe; Suworoff dagegen wartete nur Krays Ankunft ab, um den Angriff auf das genuesische Küstengebiet zu beginnen. In diesem Augenblick (Kray war eben am 12. August eingetroffen) führte Joubert seine 35,000 Mann zum Angriff heran. Erst jetzt, als er am 14. auf den Höhen bei Novi ankam, scheint dem fran-

zösischen Feldherrn die unzweifelhafte Gewißheit von dem Fall Mantua's und der Verstärkung der Gegner gekommen zu sein; denn er zögerte den Angriff zu unternehmen. Der russische Feldherr hoffte anfangs ihn in die Ebene herabsteigen zu sehen, wo er ihn mit überlegener Macht zu schlagen dachte; aber Joubert schien nur die von Natur starke Stellung auf den Höhen von Novi behaupten zu wollen. So entschloß sich Suworoff zum Angriff. Er hatte ungefähr 35,000 Mann bei sich und ein Corps von 14,000 Mann unter Melas war nahe genug, um im Nothfall noch in die Entscheidung des Kampfes eingreifen zu können.*) Am frühen Morgen des 15. August begann Kray den Sturm auf die Höhen, die der linke Flügel besetzt hielt; einen Augenblick schienen sich die Oesterreicher festsetzen zu wollen, aber sie wurden wieder herabgeworfen. Gleich in diesem ersten hitzigen Zusammenstoß wurde Joubert von einer Kugel niedergestreckt; die Truppen geriethen einen Moment in Verwirrung, bis es Moreau, der das Commando übernahm, gelang, den Kampf wiederherzustellen. Ein vierstündiger Kampf am frühen Morgen führte so wenig zur Entscheidung, als ein erneuerter Angriff in den Vormittagsstunden. Kray ward nach wiederholtem Andrang zurückgeworfen und auch die russischen Abtheilungen, die von Novi aus auf die Höhen stürmten, waren nicht im Stande, festen Fuß zu fassen. So schwankte die Schlacht ungewiß bis zum Mittag; doch hatten die Franzosen ein kleines Uebergewicht der Zahl und den Vortheil einer trefflichen Stellung. Aber beide Heere waren erschöpft und jeder Stoß, der mit einer frischen Kraft geführt war, mußte den Erfolg entscheiden. Diesen Stoß führte Melas; vom Mislingen der Angriffe unterrichtet, setzte er sich rasch in Bewegung nach dem Schlachtfelde, auf dem Wege traf ihn Suworoffs Befehl, dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen. Der Kampf war in den heißesten Moment eingetreten; in buntem, wildem Getümmel schlugen sich beide Heere in äußerster Erbitterung. Melas kam eben zur rechten Zeit, um mit 14,000 M. frischer Truppen entscheidend einzugreifen. Der letzte Act der sechszehnstündigen Riesenschlacht endete mit dem regellosen Rückzug der Franzosen; nur die Nacht rettete sie vor völliger Vernichtung. Fast ein Drittel der französischen Armee war verloren und 37 Geschütze auf dem Schlachtfelde gelassen; auch die Sieger hatten ihren Erfolg mit achttausend Mann erkauft. Wenige Wochen nachher fiel die Citadelle von Tortona.

Der blutige Sieg ward nicht so energisch verfolgt, wie es sonst in Suworoffs Art lag. Eine rasche Bewegung nach der genuesischen Küste konnte den Franzosen damals eine Wunde schlagen, die schwerlich ein Jahr darauf

---

*) S. die Angaben bei Miliutin III. 260 ff. Dort ist die Zahl der in der Schlacht verwendeten Truppen (außer Melas, bei dem sich auch Derselben befand) auf 36306 Mann angegeben, übrigens bemerkt, daß diese Zahl über die wirkliche Stärke vielleicht etwas hinausging.

durch den einen Tag von Marengo wäre gut gemacht worden. Russische Quellen versichern, es sei nach der Schlacht weder für Verpflegung noch für Transportmittel so gesorgt gewesen, daß man sofort zu einem solchen Unternehmen hätte schreiten können. Die entscheidende Ursache der folgenden Unthätigkeit lag freilich tiefer. Suworoffs Unternehmen auf die Riviera war durch die Unterstützung eines österreichischen Corps unter Klenau bedingt, der sich eben jetzt gegen Genua in Bewegung setzte. Nun traf in diesem Augenblick von Wien die Weisung ein, Klenau solle statt gegen Genua nach Toscana aufbrechen; ebendahin war auch ein Corps von 9000 Mann bestimmt, das Melas zu bilden beauftragt ward. Die Befehle gingen unmittelbar, mit Umgehung Suworoffs, an die österreichischen Generale; am Tage nach der Schlacht von Novi meldete Melas dem Feldmarschall, daß er zur Vollziehung bereits die nöthigen Schritte thue! Aus einem gleichzeitig eintreffenden Rescript des Kaisers Franz (vom 9. August) war zu ersehen, daß in Wien die Unternehmung auf Genua zwar nicht aufgegeben, aber auch nicht energisch betont ward.

Es läßt sich denken, welchen Eindruck dies auf Suworoff machte. War schon die Vertagung eines vielversprechenden Lieblingsplanes schmerzlich genug, so war es noch mehr die rücksichtslose Form, was ihn kränkte. Eben auf einem blutgedüngten Schlachtfeld als glorreicher Sieger verweilend mußte er es erleben, daß man längst erörterte Pläne einseitig verschob und über Truppen, die ihm zugewiesen waren, ohne ihn zu fragen verfügte. Ich habe, schrieb er am Tage nach dem Siege von Novi an Rostoptschin, immer mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die mir vom Hofkriegsrathe fast in jeder Minute zukommenden Befehle richten meine Gesundheit zu Grunde; hier kann ich nun einmal nicht mehr länger dienen. Man will die Operationen in einer Entfernung von tausend Wersten leiten und kann nicht einsehen, daß in jedem Augenblick Umstände eintreten können, welche mich veranlassen, dieselben auf der Stelle wieder zu ändern . . . „Hier ist Jeder, äußerte er zwei Tage nachher, von dem Hofkriegsrathe und seinen Satelliten abhängig. Mein Geist ist so erschöpft, daß ich nur mit Mühe noch zu reden vermag; ich bin in Bezug auf die Leitung der Truppen überflüssig geworden und nichts weiter als ein Vollstrecker der Befehle Dietrichsteins, von welchem Thugut, Turpin, Colloredo und Lamberti geleitet werden". Zugleich kündigte er an, daß er die Bitte um Abberufung bald formell einreichen werde.

Der Eindruck solcher Aeußerungen fiel in Petersburg auf fruchtbaren Boden. Denn schon vor diesen letzten Erfahrungen war in Paul das Misvergnügen und der Argwohn gegen seine Verbündeten zur Genüge geweckt, wie ein gleichzeitiger Vorgang bewies. Er gab zu Anfang August seinem Feldherrn die Vollmacht, unter Umständen „ganz unabhängig" zu handeln und immer als Hauptziel, die „Vernichtung des gegenwärtigen französischen Gouvernements", im Auge zu behalten. Dem Grafen Cobenzl erklärte er

unumwunden: ich diene der allgemeinen Sache, nicht dem Hause, dessen Ansichten und Absichten mit dem Vortheile und der Rettung Europas nicht verträglich sind.*)

Noch hatte Suworoff die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, daß es zu dem Zuge nach Genua doch kommen werde; allein wenige Tage nachher kamen Nachrichten aus der Schweiz, die auch diese Aussicht zerstörten. Die österreichischen Abtheilungen, welche die Alpenübergänge deckten, waren vom Feind mit Ueberlegenheit zurückgedrängt und der Simplon und Gotthard von den Franzosen besetzt worden. Gerade am Tage der Schlacht bei Novi wichen die geschlagenen Corps bis Domodossola und Airolo zurück. Wer die Kräfte beider Theile, die in der Schweiz vereinigt waren, verglich und die bittere Noth erwog, von welcher das französische Heer bedrängt war,**) dem mußte es seltsam erscheinen, daß dort Monate lang die Waffen ruhten und die Oesterreicher keinen Versuch machten, ihr Uebergewicht zu gebrauchen. Allein der kaiserliche Oberfeldherr selbst verhehlte es nicht, wie schmerzlich das ihm sei und wie es außer seiner Macht liege, es zu ändern. Bei einem neuen Feldzuge, äußerte er gegen den britischen Gesandten Wickham, werde er den Oberbefehl entschieden ablehnen, falls er, wie bisher, in seinen Operationen gehemmt werden sollte. So gelang es Massena mit einer trefflich angelegten und präcis ausgeführten Operation die weit ausgedehnten Stellungen der Oesterreicher an wichtigen Knotenpunkten zu durchbrechen, die Höhen, von denen Rhein, Rhone und Reuß entspringen, in Besitz zu nehmen und sich die Straßen nach Graubündten und Italien wieder zu öffnen. Die Franzosen standen nun zwischen dem Erzherzog und Suworoff und bedrohten den Rücken der verbündeten Armee in Italien; es konnte also, was Suworoffs Unmuth steigerte, wenigstens vorerst von einer weitergehenden Unternehmung gegen Genua und das ligurische Ufer keine Rede sein.

In diese mannigfach verbitterten Stimmungen fiel nun der unerwartete Befehl, daß Suworoff mit seinen russischen Truppen nach der Schweiz abziehen solle. Es war diese Anordnung ein Glied aus einer Kette von Operationen, die neuerdings zwischen Petersburg, London und Wien verabredet worden waren. Eine britisch-russische Ausrüstung sollte in Holland landen und das Haus Oranien mit der alten Verfassung wiedereinsetzen, Erzherzog Carl die Operationen am oberen und mittleren Rhein leiten, in Italien die letzten festen Plätze von den Oesterreichern genommen und in der Schweiz sämmtliche russische Streitkräfte zusammengezogen werden, um von dort aus die Invasion nach Frankreich selbst zu beginnen. Mit dem Versprechen, den Franzosen ihre alten Gränzen zu erhalten und eine gemäßigte Regierung her-

---

*) S. Suworoffs Correspondenz II. 18. 19. 39. 44. 89. 90. 119. 145. und Miliutin III. 64 ff.

**) S. die Schilderungen in den Mémoires de Masséna III. 307 f. 310.

zustellen, hoffte man die Stimmungen eines großen Theils der Nation friedlich zu gewinnen.

Schon seit Juni war zwischen Rußland und England darüber verhandelt und zugleich der Versuch gemacht worden, die nordischen Staaten, namentlich Preußen zur Theilnahme beizuziehen; nur Oesterreich hatte man bezeichnend genug vorerst bei Seite gelassen, weil dessen „beständige Eifersucht gegen Preußen" eher störend dazwischen fahren und den Plan vereiteln würde. Es war nun zwar nicht Alles nach Wunsch gegangen, aber in der Hauptsache stand doch der Plan in den angegebenen Umrissen fest. Für Kaiser Paul hatte es etwas sehr Lockendes, die ganze russische Armee unter Suworoffs Leitung in der Schweiz vereinigt, und die Invasion nach der Franche Comté von dort begonnen zu sehen, während die Oesterreicher im Elsaß und Oberitalien die beiden Flügel bildeten. Nur sollte der Plan nicht früher in Ausführung kommen, als bis „sich die verbündeten Armeen in Italien und der Schweiz vollkommen befestigt hätten."

Erst jetzt (Ende Juli) wandten sich der Czar und England nach Wien und fanden zu ihrer Ueberraschung Thugut vollkommen bereit, auf solche Pläne einzugehen. Daß bei ihm freilich andre Beweggründe wirkten, als die der Russen und Engländer, ließ sich wohl erwarten, und welcher Art diese Motive waren, darauf deutete gleich anfangs wenigstens Eines: die ungeduldige Eile, womit der österreichische Staatsmann den Vorschlag verfocht, die Russen sollten sofort aus Italien nach der Schweiz aufbrechen, wiewol er ausdrücklich die Invasion selbst erst aufs nächste Frühjahr festgesetzt wissen wollte. Ueberhaupt wurde, seit Thugut in das Einverständniß gezogen war, der Plan allmälig ein anderer. Der Erzherzog Karl sollte mit seiner Hauptmacht nicht, wie es ursprünglich der Gedanke war, ins Elsaß vordringen und dort die rechte Flanke der Invasion in der Franche-Comté decken, sondern der Rhein von Mainz bis Basel sollte nur durch ein Zwischencorps von 25,000 Mann besetzt werden und der Erzherzog am Niederrhein operiren, um der Expedition in Holland die Hand zu reichen und in Belgien eine Insurrection hervorzurufen. Der Kaiser, erklärte Thugut, könne sich den dringenden Wünschen der Belgier nicht länger entziehen und wolle überhaupt keinen Zweifel darüber lassen, daß er Belgien vom französischen Joche frei zu machen wünsche. Der neue Angriff der Franzosen habe alle früheren Ansprüche an das Land wieder zur Geltung gebracht und der Kaiser werde in keinem Falle zugeben, daß über das Land anders als mit seiner Zustimmung verfügt werde.*)

Beides, diese Absicht auf Belgien und der ungesäumte Abmarsch der Russen aus Italien veränderte den ursprünglichen Entwurf wesentlich; indessen Kaiser Paul gab auch dazu ohne Zögern seine Zustimmung. Schon am 1. August hatte er Suworoff von der neuen Wendung in Kenntniß ge-

*) Depesche Thuguts an Cobenzl d. d. 6. Aug. bei Miliutin III. 347.

setzt; vierzehn Tage später erfolgten die bestimmteren Weisungen. Der Czar sah im Geiste bereits die Schweiz erobert, Frankreich bezwungen, die Restauration auf allen Punkten zum Sieg geführt, und zwar vorzugsweise durch seine Truppen und durch seine Feldherrn. „Das Heer, welches Sie commandiren, schrieb er am 23. August, muß die Hauptgrundlage, Sie aber müssen der erste Baumeister des aufzuführenden Gebäudes sein."

Suworoff freilich sah die Dinge nicht so sanguinisch an, als er am 27. August von Wien den neuen Operationsplan erhielt. An sich war es schon eine herbe Zumuthung, daß er den Schauplatz seiner Siege verlassen, deren Früchte Andern hingeben und auf einem neuen und fremden Gebiete sich erst die Mittel neuer Erfolge schaffen sollte. Aber er fürchtete auch, sobald er Italien verlasse, werde es durch die österreichische Kriegsleitung bald wieder verloren sein. Drum wollte er noch die letzten Festungen nehmen, die Franzosen aus der Riviera wegdrängen und die Westgränze Piemonts gegen den Feind decken; eine Operation, zu der er noch etwa zwei Monate zu bedürfen glaubte. In diesem Sinne bekämpfte er den neuen Plan, aber vergeblich; alle seine Einwendungen wurden nur mit der dringenden Aufforderung, sofort nach der Schweiz aufzubrechen, beantwortet. Da kam am 3. September auch noch die Nachricht, daß der Erzherzog Karl bereits die Schweiz räume und nur die unzulängliche Macht der Russen unter Korsakow dort zurückbleibe. Suworoff war außer sich. „Nachdem man mir das für Italien nöthige Blut ausgepreßt, wirft man mich hinter die Alpen zurück," rief er aus. „Schon seit einer Woche, schrieb er an Rostoptschin habe ich das hitzige Fieber, sicher nur vom Gifte der Wiener Politik." „Wie kann, zürnte er über Thugut, dieser Kanzleischreiber, diese Nachteule, und wenn er auch mit dem Schwerte Skanderbegs umgürtet wäre, aus seinem dunkeln Neste eine Armee befehligen und über die im Felde jeden Augenblick sich ändernden Umstände gebieten." Die Befehle, die ihm von Wien kamen, fand er ohne alle Berechnung; wenn ich ihnen folgte, meinte er, würde ich allein mit meinem Adjutanten auf meinem Bucephalus bei Korssakoff ankommen.

Nicht nur Suworoffs Unmuth, auch die gewichtigsten militärischen Erwägungen sprachen gegen den neuen Plan. Ein Mann wie der Erzherzog Carl, der wenn irgend Einer in solcher Lage nicht nach Stimmungen und Leidenschaften, sondern nach Gründen entschied, stimmte mit dem russischen Feldherrn vollkommen überein. Ihm schien seine eigne Entfernung nach dem Rhein, wie die Verpflanzung der Russen aus Italien nach der Schweiz gleich bedenklich; diese wunderliche Verschiebung der Armeen in einem Augenblick, wo Frankreich alle seine Kräfte concentrirte, hielt er geradezu für verderblich und sprach die bald bestätigte Ahnung aus, daß es dem Feinde, bevor die neuen Aufstellungen genommen wären, gelingen werde, rasch einen Schlag zu führen und alle weiteren Combinationen zu vereiteln. Der Erzherzog tadelte die neuen Entwürfe, aber er gehorchte, „weil, wie er sagt, es weniger schäd-

lich ist, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder sich mit einer eignen abgesonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Ueberzeugung mit dem Gefühl aufgibt, auch seinen Ruhm auf's Spiel zu setzen, ist eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen verbunden ist."

Die ungeduldige Eile, womit das Wiener Cabinet die Russen aus Italien hinauszuschaffen suchte, entsprang natürlich nicht aus militärischen, sondern aus politischen Erwägungen. Man wünschte auf der Halbinsel freie Hand zu haben und der unbequemen Einmischung Suworoffs überhoben zu sein. Denn es war seit Monaten kein Geheimniß mehr, daß Oesterreich auf Vergrößerungen in Italien sinne. Gegenüber von Sardinien zeigte das die ganze Haltung des österreichischen Cabinets; in Neapel war man wenigstens dringend besorgt*) und daß vom Kirchenstaat ein Theil der Legationen die Lüsternheit Thuguts mächtig aufregte, galt als ausgemacht. Thatsache war es, daß seit Monaten Rußland von den meisten italienischen Fürsten, den wiedereingesetzten wie den vertriebenen, dringend um Hülfe gegen die österreichischen Vergrößerungsabsichten angegangen ward; nicht nur der verschwägerte neapolitanische Hof, sondern selbst die päpstliche Diplomatie rief den schismatischen Czaren zum Schutze an gegen den Kaiser.**) Es galt in diesen Kreisen als ausgemacht, daß Oesterreich sich mit den Spolien der cisalpinischen Republik ausstatten und namentlich die päpstlichen Legationen als verfallene Beute an sich ziehen wollte.

Kaiser Paul konnte dies nicht mehr ignoriren; er wollte klar sehen und schlug daher seinen Verbündeten (Ende Juli) einen Congreß vor, auf dem sich Alle über ihre Absichten, Erwartungen und Forderungen unumwunden aussprechen sollten. Den Congreß lehnte Thugut ab, allein aus seinen Unterredungen mit dem russischen Gesandten ergab sich genug, um Paul ins Klare zu setzen. Der österreichische Minister kam auf die letzte Theilung Polens zurück und erinnerte daran, wie damals seinem Kaiser eine nur mäßige Beute zugefallen sei, die ihre Ergänzung durch den Erwerb von Baiern habe erhalten sollen. Die Verhältnisse zu Baiern hätten sich nun geändert; um so mehr glaube man auf Entschädigungen in Italien bestehen zu müssen. Der Czar forschte weiter; er verlangte, man solle die Forderungen genauer präcisiren. Ich werde hieraus ersehen, schrieb er seinem Gesandten, ob ich den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen habe oder ob ich Europa und mich selbst gegen die maßlosen Ansprüche und die Vergrößerungssucht des Hauses Oesterreich sicherstellen muß. Die Erklärungen, die Thugut gab, gestanden

*) Nelson bezeichnete Thugut wiederholt als des Hängens werth. S. Dispatches III. 452. 466.

**) S. die Actenstücke bei Miliutin III. 425 ff. 428 ff.

denn in der Hauptsache das ein, was man Oesterreich nachsagte. Es gelte jetzt, war der Grundgedanke, sich in Italien gegen jeden künftigen Anfall eine stärkere Barriere zu schaffen, die nicht mehr in der Hand eines Mittelstaats liege; man wolle darum keinen der italienischen Fürsten verdrängen, wohl aber durch Abtretungen, z. B. Sardiniens und des Kirchenstaats sich eine bessere Abrundung und festere militärische Gränze herstellen. Der Eindruck, den der russische Gesandte in Wien aus den Eröffnungen Thuguts empfing, ging dahin: daß Oesterreich ohne diese Beute den Krieg lässig betreiben oder ganz aufgeben werde, daß aber mit ihr es durchaus nichts dagegen habe, wenn Rußland und sein Kaiserhaus in Italien, Deutschland oder den Niederlanden entsprechende Vortheile suche.*)

So war also Thugut unverändert derselbe geblieben wie in der Krisis von 1793—1794! Die nämliche ungeduldige Hast die Beute zu theilen, ehe sie erlegt war, dieselbe Unersättlichkeit, dem Verschiedensten zugleich — Baiern, Belgien und Italien — nachzujagen, und die gleiche Neigung, über der Intrigue, die diesen Zwecken diente, alle größeren und allgemeinen Ziele aus dem Auge zu verlieren. So hatte er damals die erste Coalition gesprengt, so gelang es ihm auch wahrscheinlich diesmal, die Frucht vieler und denkwürdiger Siege auf unverantwortliche Weise zu verscherzen. Es deutete wenigstens schon jetzt Alles darauf hin. Kaiser Paul nahm die Eröffnungen mit kaum verhehltem Unmuth auf; sein monarchischer Instinct leitete ihn viel richtiger als aller Scharfsinn und alle Verschlagenheit des österreichischen Ministers. Denn das Wort, was er bald nachher aussprach, war vollkommen zutreffend: daß, um einen Feind zu besiegen, der schon einmal vor die Thore Wiens gekommen sei, vor allem Eintracht, Aufrichtigkeit und Offenheit unter den Verbündeten nothwendig sei. In diese Stimmungen des Argwohns und Unwillens fielen dann recht aufregend die Berichte und Klagen Suworoffs; schon seit Anfang August hatte Paul alles Vertrauen in die österreichische Politik verloren und sprach es offen aus: daß er die Revolution nicht bekämpft habe, um eine mit ihr verwandte Politik an die Stelle zu setzen.**) Es fehlte, nachdem es einmal so weit gekommen war, natürlich nicht an Anlässen, die Kluft zu erweitern. Wenn Oesterreich Bedenken dagegen hatte, daß sich das würtembergische Hülfscontingent mit dem russischen Heere vereinigte oder wenn es sich besann, dem russisch-türkischen Bundesvertrag beizutreten, so diente das nur dazu, die Misstimmung des Czaren, die ohnedies fast täglich durch Suworoff Nahrung erhielt, zu steigern. Nun kam ein neues aufregendes Ereigniß. Erzherzog Carl verließ mit seinem ganzen

*) S. die merkwürdige Note d. d. 29. August bei Miliutin III. 439 ff.

**) Pour avoir pris la resolution d'anéantir le gouvernement français actuel, je n' ai jamais voulu souffrir qu'un autre prenne sa place et devienne à son tour la terreur des Princes qui l'avoisinent, en envahissant leurs Etats; schreibt Paul schon am 31. Juli an Rasumowski.

Heere die Schweiz. Paul hatte bei der Veränderung der Truppenaufstellung immer vorausgesetzt, daß die Räumung der Schweiz allmälig und in dem Verhältniß geschehe, als Russen nachrückten; jetzt brach der Erzherzog mit allen Oesterreichern auf, ehe noch ein Mann von Suworoffs Heer die Alpen überschritten, und berief sich gegen alle Bitten und Vorstellungen auf die bestimmten Befehle von Wien. Noch an dem Tage, wo diese Nachricht in Petersburg eintraf (14. Sept.), ließ der Czar dem Grafen Cobenzl geradezu mit der Auflösung des Bündnisses drohen und kündigte zugleich Suworoff seinen Entschluß an: nach erfolgter Besetzung der Schweiz nur mit England in Verbindung zu bleiben, ganz unabhängig von Oesterreich zu operiren und dessen „habgierige Absichten" zu vereiteln.

So war die Coalition bereits aus den Fugen, denn nicht nur der Czar, sondern auch England war durch die letzten Vorgänge in die größte Aufregung gerathen. Eine Zeitlang hatte die britische Politik das österreichische Drängen auf den Abmarsch der Russen nach der Schweiz vollkommen gebilligt; auch in London sah man die Russen ungern in der Nähe von Genua und in Neapel. Pauls Liebhaberei für den Johanniterorden betrachtete man dort nicht mehr wie eine romantische Grille, sondern sah darin nichts anderes als die Absicht Rußlands sich der wichtigsten Station im Mittelmeere zu versichern. Seit aber die Oesterreicher die Schweiz räumten, ward man auch in London unmuthig und verlangte zürnend Erklärungen über die Absichten des Wiener Cabinets. So traf Alles zusammen, den Groll des russischen Kaisers zu schüren. Zu spät suchte jetzt Oesterreich zu beschwichtigen; der Argwohn des Czaren ging bereits so weit, daß er eine plötzliche Schwenkung seines Verbündeten ins französische Lager für nicht undenkbar hält. Ein Schreiben, das er am 18. Sept. an Suworoff richtete, zeichnete dem General bereits für diesen Fall sein Verhalten vor. Sie werden, sagte Paul, entweder in der Schweiz verbleiben und in der Folge den Krieg auf eigne Faust fortführen oder die nöthigen Maßregeln treffen, um mit Ihren Truppen nach Rußland zurückzukehren und die Treubrüchigen dem Gerichte Gottes zu überlassen. Vierzehn Tage später ward Rasumowski von Wien abberufen, weil auf ihn Thugut zu viel Einfluß übte, und ihm ein Nachfolger gegeben, der dem österreichischen Minister höchst unwillkommen war.

Unter so trüben Auspicien begann Suworoffs Uebergang über die Alpen. Selbst im Falle es ihm gelang sich mit dem andern russischen Heere in der Schweiz zu vereinigen, so blieben doch die Eindrücke der Zwietracht und Erbitterung bestehen und mußten die Coalition immer mehr untergraben; wenn es ihm aber nicht gelang und seine Ahnung sich erfüllte, daß durch den Abmarsch der Oesterreicher der Besitz der Schweiz verloren gehen werde, dann war dies auch unfehlbar der letzte Stoß, der den schon tief erschütterten Kriegsbund nach allen Richtungen aus einander trieb.

Wir haben die Heere in der Schweiz in dem Augenblicke verlassen, wo es dem Erzherzog gelungen war, Massena an der Limmat zurückzudrängen und sich der Stellungen bei Zürich zu bemächtigen. Dazwischen spielte, wie eine selbständige Episode, die auf die große Entscheidung nur mittelbar einwirkt, ein kleiner Krieg auf den Gebirgspässen und Alpenübergängen. Am Gotthard, im Wallis, im Reußthal und am Vierwaldstätter See wurde im Juni und Juli lebhaft, aber mit schwankendem Erfolg gestritten; ein kleines Geschwader der Franzosen beherrschte den Vierwaldstätter See, österreichische Geschütze bestrichen die feindliche Flotille. Gegen 80,000 Mann Franzosen waren im Ganzen zu dieser Zeit in der Schweiz vereinigt; sie dehnten sich von Basel und der Aar nach dem Albis, dem Zuger, dem Brienzer See bis ins Wallis hin aus, das Gros stand noch auf dem Uetli bei Zürich. Die Kaiserlichen, insgesammt von etwa gleicher Stärke, hatten gegen 50,000 Mann an der Limmat vereinigt, kleinere Abtheilungen standen am rechten Rheinufer, am Züricher und Vierwaldstätter See, im Reußthal und im Oberwallis. Das zweite russische Hülfsheer unter Korsakow wurde erwartet; die Vereinigung mit diesem, welche die Kaiserlichen um dreißigtausend Mann stärker als den Gegner zu machen verhieß, wollte der Erzherzog erwarten, um dann einen kräftigen Schlag gegen die französische Hauptmacht in der Schweiz zu führen.

Dem zuvorzukommen entschloß sich Massena um die Mitte August zu einem Angriff auf die schwächeren Stellungen der Oesterreicher. Während er sie an der Limmat durch kleine Neckereien beschäftigte, wurde im Wallis, am Gotthard, auf der Grimsel und auf den Höhen des bündtner Oberlandes lebhaft und blutig gestritten. Ein Angriff auf die kleinen österreichischen Abtheilungen, die an der oberen Rhone im Wallis standen, eröffnete (13. August) den Kampf und drängte sie über die Alpenpässe, zum Theil auf steilen Bergwegen, die sonst nur der Gemsjäger aufsucht, hinab nach dem Langen See. Auch von der Grimsel wurden die österreichischen Posten, nachdem dreimal vergeblich auf ihre Stellungen gestürmt worden, nach dem Rhonethal gedrängt (14. August), von wo sie über den Nüfenenpaß und durch das Livinerthal gleichfalls den Weg nach dem Langen See suchten. Am nämlichen Tage war das wilde Reußthal der Schauplatz blutiger Kämpfe geworden. Eine französische Colonne war über den Sustenpaß nach dem Maienthal vorgegangen, stieß dort auf eine kaiserliche Feldschanze und bedrängte sie lange fruchtlos mit wiederholten Angriffen. Mittlerweile hatte auch abwärs an der Reuß, nicht weit vom Vierwaldstätter See, der Kampf begonnen und eine französische Colonne war bei Fluelen gelandet. Von zwei Seiten im Reußthal angegriffen, aus der Maienschanze nach hartnäckigem Kampfe herausgeworfen, zogen sich die Oesterreicher in die engen Felsschluchten des Schächen- und Maderanerthales zurück. Nur auf den Höhen des Reußthales, wo sich die engen Felswände über dem Fluß fast völlig schließen, der schmale Weg durch Felsschluchten

und an schwindelnden Abgründen sich hinzieht, oben an der Teufelsbrücke standen noch 3 kaiserliche Bataillone; vom See abgeschnitten, im Rücken durch den Feind, der von der Grimsel und Furka herabkam, bedroht, gaben sie ihre Stellung preis und zogen (16. August) nach der Oberalp, dem steilen Joch, welches das Ursernthal vom bündtner Oberlande scheidet. Auch auf jenen unbewohnten und unbebauten Höhen, an dem öden, eiskalten Oberalpsee, rings umgeben von Felswänden und Schneefeldern, nicht weit von einer der Quellen des Vorderrheins ward ein hitziges Gefecht geliefert, das die Oesterreicher nach Chur zurückdrängte. So waren die Simplon- und Gotthardübergänge verloren, und zwar in einem Augenblick verloren, wo vielleicht Suworoff auf seinem unfreiwilligen Rückmarsch über die Alpen gerade einen dieser Wege einschlug, um in die innere Schweiz zu gelangen.

Es war das der Zeitpunkt, wo Korsakow bei Schaffhausen eintraf. Der Erzherzog war in seiner Stellung geblieben und hatte die Franzosen auf den Berghöhen vordringen lassen, weil es ihm als die wichtigste Aufgabe erschien, die Ankunft der Russen abzuwarten und dann mit einem Schlage auf dem entscheidenden Punkte die Entwürfe des Feindes zu vernichten. Schon war ihm der Befehl zugekommen, der den neuen Kriegsplan und den Befehl zum Abmarsch enthielt, aber er zögerte in der Voraussicht, man werde ihm einen kleinen Ungehorsam verzeihen, wenn er ihn durch einen Sieg bezeichne. Seine Hoffnung war, an der nördlichen Gränze der Schweiz, nicht weit von der Aarmündung die Aar zu überschreiten, die stark entblößte linke Flanke der Franzosen anzufallen und ihre Verbindung mit Basel abzuschneiden. Allein der Plan, dessen Gelingen von der Ueberraschung des Gegners abhing, ward durch die Weitläufigkeit und die Mühen des Flußüberganges vor der Ausführung vereitelt. So verfloß der August ohne eine bedeutende Entscheidung; es war also die Zeit herangekommen, wo Suworoff zur Vereinigung mit Korsakow nach der Schweiz aufbrechen, der Erzherzog sich nach dem Mittelrheine wenden sollte. Fünfundzwanzigtausend Mann unter Hotze blieben vorerst noch bis zu Suworoffs Ankunft zurück; mit ihnen das etwa gleich starke russische Heer unter Korsakow; alles Uebrige brach nach dem Oberrhein auf. Die Anstalten zur Dislocirung der Truppen enthüllten die ganze Verkehrtheit des neuen Kriegsplanes; die Verwirrung und der offene Unfriede zwischen Russen und Oesterreichern waren üble Vorzeichen der kommenden Ereignisse. Entfernte sich nun der Erzherzog, der in dieser Entzweiung vermitteln, im Nothfall gebieten konnte, so fehlte es voraussichtlich ganz an dem starken, einheitlichen Willen, der diese widerstreitenden Elemente zusammenhalten und einigen konnte. Der Erzherzog selbst glaubt, auch ein „weniger strenger Beurtheiler“ werde ihn tadeln, daß er nicht durch einen entschiedenen Willen und Befehl den österreichischen und russischen General anhielt, schnell und ohne Widerrede und mit der größten Kraft auf dem linken Ufer des Züricher Sees die Operationen fortzusetzen; er deutet an, daß es vielleicht

besser gewesen wäre, wenn er persönlich in der Schweiz blieb, oder seinen Abmarsch wenigstens bis zu Suworoffs Ankunft verzögerte. Er sieht in dem Gange der Dinge eine neue Bestätigung, wie gefährlich es sei, wenn die entfernten Cabinete über den Gang der Operationen bestimmte Weisungen ertheilen, statt ihren Feldherren nur im Allgemeinen den Zweck und die Ansichten zu bezeichnen, nach denen sie vorgehen sollen.*) Indessen ist doch auch gegen den Erzherzog selbst von competenter Seite der Vorwurf erhoben worden, daß er persönlich nicht ohne Schuld an dem Gange der folgenden Dinge gewesen sei, indem er erst Monate lang ganz unthätig blieb, dann einen matten Anlauf zum Kampfe nahm und schließlich es doch unterließ, vor seinem Abmarsch seine unzweifelhafte Ueberlegenheit zu einem kraftvollen und glücklichen Schlag gegen Massena zu benutzen.

Der Krieg auf deutschem Boden erscheint neben den Ereignissen in den Alpen, am Mincio, der Adda und Trebbia nur wie eine wenig bedeutende Episode; es war dort seit den blutigen Tagen von Osterach und Stockach nichts Eingreifendes mehr geschehen. Wohl standen von Mainz bis Hüningen vierzigtausend Franzosen gegen eine kaiserliche Streitmacht, die nur etwas mehr als halb so stark war, aber es war gleichwol von ihnen nichts Ernstes und Wichtiges unternommen worden. Die Ursache dieser Zurückhaltung war wohl keine andere, als die hohe Meinung, welche der Feind von den deutschen Streitkräften am rechten Rheinufer, besonders von dem neugebildeten Landsturm hegte.

Die Erfolge in der Schweiz und in Italien hatten dem deutschen Süden nicht nur die Wiederholung der bitteren Erlebnisse von 1792, 1795—97 erspart; sie hatten auch im Ganzen auf die Meinung und Stimmung der Menschen günstig gewirkt. Wir reden nicht von dem niederen Schweifwedeln vor der russischen Siegesglorie und der kläglichen Franzosenfresserei, womit seit des Erzherzogs, Krays und Suworoffs Siegen die officielle und halbofficielle Presse sich breit machte; man schien in diesen Kreisen nicht zu fühlen, wie demüthigend es für das große Deutschland war, erst unter dem Klange russischer Waffen wieder einiges Selbstvertrauen zu gewinnen, und wie wenig Würde darin lag, sich in Prahlereien gegen die zu ergehen, vor denen man eben noch sich schmachvoll gebeugt. Aber abgesehen von diesen durch jeden Windhauch beherrschten Stimmungen waren die Erfolge vom März bis zum August nicht ohne bleibenden Eindruck gewesen. Nach der demüthigen Unterwerfung, wie sie seit 1796 geübt und noch zuletzt in Rastatt zum Aeußersten getrieben worden, erwachte wieder etwas Selbstvertrauen. Die kleineren süddeutschen Reichsstände, die sich dem Feinde so eilfertig in die Arme gewor-

*) S. a. a. O. II. 149. Vgl. Clausewitz hinterl. Werke VI. 74. 75.

fen, gewannen wieder den Muth, an ihre Pflicht zu denken; Manche suchten nun die frühere Unterwürfigkeit durch recht sichtbaren Eifer vergessen zu machen. Die Stände des schwäbischen Kreises, die 1796 ein so trauriges Exempel gaben, waren nun bereit, ihr Contingent zu stellen; der fränkische Kreis rüstete auch, und der neue Kurfürst von Pfalzbaiern, von dessen Franzosenfreundlichkeit man im Voraus überzeugt gewesen, traf die Anstalten, zwölftausend Mann den Kaiserlichen zur Verstärkung zuzuschicken. Auch der Herzog von Württemberg rüstete ein Contingent gegen die Franzosen; von dem Vertrag von 1796 war keine Rede mehr, er sollte — so lautete jetzt die Parole — dem Herzoge damals von den Landständen aufgezwungen worden sein!

Am frischesten gab sich aber der Umschwung in der Stimmung des Volkes selber kund, das, der Räubereien und Gewaltthaten seit 1795 lebhaft eingedenk, nur des Antriebes und der Leitung bedurfte, um sich seiner Kraft bewußt zu werden. Der kurmainzische Minister Albini hatte den Gedanken angeregt, die Einwohner selbst zum Schutze ihres Eigenthums aufzubieten, und als dies am Main und im Odenwald Anklang fand, stellte er sich persönlich an die Spitze des Aufgebots, das durch einige Bataillone regulärer Truppen unterstützt war. Wichtige militärische Thaten konnten von einer so extemporirten Waffenmacht nicht erwartet werden, aber die Plünderungszüge wurden abgehalten. Drum fand das Beispiel bald Nachahmung im schwäbischen und fränkischen Kreise. Die erste Organisation war so einfach wie möglich. Der Oberamtmann sammelte und commandirte die Mannschaft seines Oberamtes; die Gemeinde bildete in der Regel eine Compagnie und wählte dazu die Anführer. Die junge Mannschaft von 17—36 Jahren machte meistens das erste Aufgebot aus, das sich auf das erste Allarmsignal zu versammeln hatte; an sie schloß sich in zweiter Reihe die verheirathete Mannschaft gleichen Alters. Die ursprüngliche Bewaffnung der Meisten waren nur „lange Gabeln oder dergleichen gefährliche Waffen;" doch war ein Theil auch mit Schießgewehren bewaffnet. Der Erzherzog Karl erkannte den trefflichen Keim, der in diesen unvollkommenen Anfängen versteckt lag; er dachte daran, eine Landmiliz daraus zu entwickeln, die besser bewaffnet und militärisch organisirt war; der Entwurf, den er dafür ausarbeitete,*) ist aber nie zur Ausführung gekommen.

Die Franzosen versuchten wenigstens im Kleinen die Räubereien von 1795 und 1796 zu erneuern. Im Anfang September kamen französische Colonnen vor Frankfurt an und verlangten unter dem nichtigen Vorwand, „es seien englische Magazine in der Stadt", eine Summe Geldes. Die Stadt hätte sich im Nothfall dieser Zudringlichkeit gewaltsam erwehren können, aber die Messe hatte eben begonnen; drum zog sie es vor, die Ungestörtheit des Ver-

*) S. Reuß Staatscanzlei 1799. IX. 42—67.

kehrs mit einem Opfer von dreimalhunderttausend Gulden zu erkaufen. Gegen solche Handstreiche leistete fortan der neue Landsturm gute Dienste. Was jetzt in den ersten Wochen des Septembers aus dem Odenwald und dem Spessart nach dem Main hinzog, bildete zwar keine regelmäßige Kriegsmacht, aber es war zahlreich und kräftig genug, die Franzosen in ihren Razzias zu stören. Die ungewohnte Erscheinung zeigte wieder, wie wenig die regierenden Gewalten fähig waren, die in der Nation schlummernden Kräfte zu nützen. Es bedurfte beim Heranzug der feindlichen Raubhorden nur eines kurzen und kräftigen Wortes an die Bewohner des oberen Main, des Spessart, des Frankenlandes und in kurzer Zeit hatte sich eine Volkswehr von 15—20,000 Mann gesammelt. Sie kamen jetzt, durch einige Abtheilungen kaiserlicher Truppen verstärkt, von Aschaffenburg den Main herab und drängten die feindliche Colonne, die Frankfurt gebrandschatzt, hinter die Mauern von Mainz zurück. Hätten die pfälzer und schwäbischen Gebiete am Mittelrhein sich gleich rasch zu den Waffen gefunden, so wäre ihnen eine Plünderung, womit der Feind sie jetzt heimsuchte, erspart worden. Es waren von Mannheim (Ende August) drei französische Colonnen aufgebrochen, die sich nach dem obern Neckar und nach Schwaben in Bewegung setzten, um an Geld, Lebensmitteln und Bekleidung einzutreiben, was sie brauchten. Von Heidelberg bis Bruchsal, Bretten und Heilbronn wurden die Städte gebrandschatzt und das platte Land geplündert, bis die Nachricht vom Anmarsch der Kaiserlichen die raubenden Horden zurücktrieb.

Denkwürdige kriegerische Thaten, an denen der Kampf dieses Jahres sonst so reich ist, waren am Oberrhein bis in das Spätjahr keine zu verzeichnen. Im Juni schlug man sich an der Kinzig und Dreisam, aber das waren nur Vorpostengefechte oder Scharmützel zu nennen im Vergleich mit den Schlachten, die zur nämlichen Zeit in den Alpen und der Lombardei geliefert wurden. Am 23. Juni wurden die französischen Posten im Breisgau von den Kaiserlichen angegriffen und auf Breisach zurückgedrängt; drei Tage später wurde der Feind auch bei Ettenheim, Offenburg und Oberkirch geworfen und zog sich in die Stellungen von Kehl zurück. Die verlorenen Posten wieder zu gewinnen, griffen die Franzosen (4. Juli) mit verstärkter Macht an, gewannen auch Renchen und Offenburg wieder, aber die Nachricht, daß die österreichische Reserve vom Schwarzwald heranziehe, vermochte sie zurückzugehen. Nun trat wieder eine Pause ein, die bis in den September dauerte. Die neuen Rüstungen der französischen Republik verhießen den Kampf zu beleben, es war besonders auch auf eine Verstärkung der Streitkräfte am Oberrhein Bedacht genommen. Eine unabhängige Rheinarmee unter Moreau sollte hier gebildet und der Kampf auf dieser Seite des großen Kriegsschauplatzes kraftvoller als bisher aufgenommen werden. Doch waren auch jetzt glänzende Kriegsthaten von den Franzosen nicht zu rühmen. Sie begannen den Herbstfeldzug mit räuberischen Streifzügen und machten

dann vergebliche Versuche, die Festung Philippsburg zu nehmen. In der Festung lagen 2,300 Mann Besatzung, aus verschiedenen kleineren Contingenten buntschheckig gemischt, aber von einem tapferen Officier, dem Rheingrafen von Salm, commandirt. Die Franzosen forderten die Besatzung zur Uebergabe auf, und wie sie verweigert war, eröffneten sie (6. September) ein Bombardement, das bis zum 12. ununterbrochen fortdauerte, ohne die Standhaftigkeit der Besatzung, die nicht durch Casematten, sondern nur durch einige Blockhäuser geschützt war, zu erschüttern. Aber die Stadt wurde zum größten Theil in Brand geschossen und bot den Anblick eines rauchenden Schutthaufens, aus dem die unglücklichen Bewohner kaum noch ihr Leben unversehrt hinwegzutragen vermochten.*) Jetzt kam der Erzherzog mit einigen 30,000 Mann vom Schwarzwald herab; seine Ankunft brachte der kleinen Reichsfestung den ersehnten Entsatz (12. September). Die kaiserliche Vorhut und Reiterei drängte die Franzosen in raschem Rückzug zum Theil auf Mannheim, zum Theil über den Rhein zurück. Es wirkte bei dieser Verfolgung auch der Landsturm mit, angeführt von einem Manne, der nachher eine der Celebritäten der Bonaparteschen Zeit geworden ist, dem damaligen pfalzbairischen Obersten Karl Philipp von Wrede. Ursprünglich der bürgerlichen Laufbahn bestimmt und auch im Anfange der Revolutionskriege beim Heidelberger Oberamt angestellt, war er seit 1792 als Kriegscomissär verwendet worden, erwarb sich in dieser Stellung Neigung und Kenntniß des Kriegswesens, hatte dann eine Oberforstmeisterstelle erlangt und begann jetzt, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, nicht mehr als Dilettant und Zuschauer, sondern als selbständiger Führer seine von Glanz und Glück geleitete kriegerische Laufbahn.

Auf ihrem Rückzuge hatten die Franzosen 6000 Mann in die Festung Mannheim geworfen, deren Vorwerke in dem Winkel zwischen Rhein und Neckar eilig wiederhergestellt und durch den Anbau einiger Schanzen verstärkt waren. Der Erzherzog war ihnen rasch gefolgt; begierig, mit seinem langen Marsche von den Quellen der Donau bis zur Neckarmündung doch ein größeres Resultat, als den Entsatz von Philippsburg, zu erreichen, entschloß er sich, Mannheim mit Sturm zu nehmen. Am Morgen des 18. September begann der Angriff auf die Befestigungen vom Rheine bis zum Neckar; die Schanzen wurden theils umgangen, theils erstürmt; auf den Wällen verließ der Feind in Unordnung seine Posten, indessen eine stürmende Colonne an das Heidelberger Thor vordrang und mit Hülfe der Bewohner den Eintritt in die Stadt erlangte. Da zugleich die Rheinbrücke durch österreichische Batterien zerstört war, gerieth Alles, was von französischen Truppen noch in

*) S. „Umständliche Nachricht von dem Mordbrande, welchen die Franzosen zwischen dem 6—12. September 1799 an den Gebäuden der Reichsfestung Philippsburg vollbracht haben.“

der Stadt war, in Gefangenschaft. Die Kaiserlichen bezogen in der Nähe von Mannheim, dessen unbrauchbar gewordene Festungswerke sie vollends schleiften, die Franzosen bei Landau ein Lager; abermals trat eine Pause in den kriegerischen Bewegungen ein, indessen an einer andern Stelle die letzte Entscheidung des Feldzuges erfolgte.

Der Reichstagskörper zu Regensburg war während dieser allgemeinen Erschütterung kaum aus seinem gewohnten einförmigen Geleis herausgetreten. Erst ward der Gesandtenmord zur Sprache gebracht und, wie zu erwarten war, in unsäglicher Breite und Langsamkeit verhandelt. Bis man aus den früheren Verhandlungen seit 1500 ein Seitenstück zu der vom Kaiser verlangten Reichsdeputation hervorgesucht und bis dann jeder einzelne Reichsstand seinen persönlichen Abscheu über die blutige That kundgegeben, war der Juli herangekommen und voraussichtlich schlummerte nun die Sache vollends ein*) — zumal der kaiserliche Hof kein Interesse verrieth, die hergebrachte Regensburger Langsamkeit in dieser Sache zu beflügeln.

Dann kam nach der Auflösung des Congresses die Kriegsfrage zur Verhandlung. Den ersten Anstoß hatte Schweden gegeben, ein mit dem Reiche nur lose verknüpftes Glied, das aber an royalistischem Eifer gegen die Revolution in den vordersten Reihen stand. Gustav IV. war von ähnlichen Stimmungen wie Paul beherrscht; er hatte mit seinem kaiserlichen Verwandten auch den unglücklichen holstein-gottorp'schen Familienzug gemein, der die Katastrophe Beider hervorgerufen hat. Die schwedische Erklärung, zu einer Zeit übergeben (24. April), wo der Congreß noch nicht einmal auseinander war, konnte als ein Musterstück von Ergebenheit gegen den Kaiser und die österreichische Politik gelten; der Stand Pommern verlangte darin die Theilnahme des Reiches am Kriege und erbot sich mit der Erfüllung aller seiner reichsständischen Pflichten voranzugehen. Der Inhalt, wie die unterwürfige Form erregten im reichsfürstlichen Kreise einige Bewegung; man fand diese allerdings sehr selten gewordene Loyalität gegen Kaiser und Reich ungewöhnlich, beinahe beunruhigend, und hatte ernste Sorgen, es möchte nun das „geistliche Corps" rasch diesen Anlaß benutzen und im Bunde mit dem Wiener Hofe neue Römermonate und neue Contingente vom Reichstag erlangen. Aber es war in Regensburg dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen! Obwol durch die Auflösung des Congresses, dessen Verabredungen ausdrücklich für nichtig erklärt wurden, das Reich von selbst wieder in Kriegsstand mit der französischen Republik eingetreten war, kam doch erst im Juli die kaiserliche Aufforderung an den Reichstag, die pflichtschuldigen Beiträge an Geld und Mannschaft zu liefern. Erst im August und September wur-

*) Das letzte Lebenszeichen war ein Reichsgutachten vom 9. August, worin der Reichstag sein Vertrauen zu der vom Kaiser angeordneten Untersuchung aussprach und „die Sache ganz der bekannten Gerechtigkeit des kaiserlichen Hofes" übergab.

den darüber die Verhandlungen eröffnet; es kam in allen drei Collegien eine Mehrheit dafür zu Stande, daß die fünffache Bewaffnung stattfinden und hundert Römermonate bewilligt werden sollten. Die Neutralen hielten sich wie früher von Berathung und Beschlußnahme fern. Am 8. November erfolgte dann die kaiserliche Ratification des Reichstagsbeschlusses mit einer lebhaften Aufforderung an „einen jeden und alle Reichsstände, die Pflichten zu erfüllen, die ihnen die Natur des allgemeinen Reichsverbandes auferlege“. Am Reichstag war es aber so still geworden, daß einer der Kanzleibeamten in einer eigenen Brochüre (October) die wohlmeinende Frage aufwarf: „Mit was könnte sich wohl die allgemeine Reichsversammlung bei der jetzigen Geschäftsruhe am nützlichsten beschäftigen?“*) Und draußen auf den Schlachtfeldern, wo das Schicksal Deutschlands ausgefochten ward, hatte der Feldzug des Jahres gerade in dem Augenblicke seinen entscheidenden Abschluß erhalten, wo Kaiser und Reich endlich den Beschluß einer neuen Kriegsrüstung fertig gebracht hatten!

Mit sichtbarem Widerstreben war indessen Suworoff von dem Schauplatz seiner Siege nach der Schweiz aufgebrochen; gerade um die Mitte September hatten seine ersten Colonnen das Oertchen Taverne, am Fuß des Monte Cenere zwischen Lugano und Bellinzona erreicht. Der russische Feldherr war verstimmt und von trüben Ahnungen beherrscht. Die letzten Vorgänge, besonders der Abmarsch des Erzherzogs aus der Schweiz hatten seine Hoffnung auf Erfolge sichtbar verringert. „Die Russen“, äußerte er, „leiden Mangel an Truppen, Kleidung und vielen Hülfsmitteln; sie müssen sich auf rauhem, gebirgigem und gefährlichem Terrain schlagen und werden nur Wenige übrig behalten, ehe sie nach Winterthur gelangen. Massena hat keine Gründe, uns dort abzuwarten; er wird sich auf Korsakow werfen“. Als er nun bei seiner Ankunft in Taverne (15. Sept.) die von den Oesterreichern versprochenen Maulthiere, deren er zum Gebirgsmarsch bedurfte, nicht vorfand und Tage lang warten mußte, bis sie ankamen, da steigerte sich sein lange genährter Groll gegen die Verbündeten; „man hält uns“, schrieb er seinem Kaiser, „mit schmählichen Versprechungen hin; der Feind wird durch unsere Unthätigkeit zur Fassung kommen und unsere Lage sehr gefährlich machen“. Am 21. September endlich begann der Aufbruch über die Alpen.

Aber welch seltsamen Weg schlug Suworoff ein! Er ging über den Gotthard, den er erst mit den Waffen in der Hand erstürmen mußte, der ihn durch lauter Engpässe und Defileen führte und der schließlich nicht in einer großen Heerstraße, sondern — im Vierwaldstätter See ausmündete. Die meisten Sachverständigen sind der Ansicht, daß der beste Uebergang ent-

*) Nach der früher angeführten Reichstagscorrespondenz.

weder über den Bernhardin oder über den Splügen gewesen wäre. Auch russische Stimmen*) meinen: Suworoff hätte wenn er den Splügen wählte nicht nöthig gehabt sich von Train und Feldartillerie zu trennen, er hätte in Taverne auf die Saumthiere nicht warten müssen und wäre darum, noch ehe Massena angriff, im Stande gewesen sich mit Hotze zu vereinigen. Aber Suworoff ging von der Meinung aus: nur den rechten Flügel des Feindes könne man mit der sichern Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg angreifen und um diesen rasch zu erreichen bleibe kein andrer Weg als der von Bellinzona über den Gotthard.**) Er dachte sich eine große Operation gegen die Franzosen, die sie mit combinirten Bewegungen zum Rückzug zwang; in dem Augenblick wo er vom Gotthard herabstieg, sollten die Oesterreicher zugleich den Feind von der Linth zurückdrängen und Korsakow die Limmat überschreiten.

Allein eine solche Bewegung gegen einen zahlreicheren Feind war nicht leicht, wenn, wie es hier der Fall war, mächtige Alpenstöcke und Defileen die einzelnen Corps von einander trennten. Die Größe dieser Schwierigkeiten wurde von dem genialen Führer der Russen offenbar unterschätzt. Seine Landsleute versichern, er habe nach den österreichischen Berichten von der Stärke der feindlichen Armee eine zu geringe Vorstellung gehabt und das Terrain der Schweiz nur unvollkommen im Einzelnen gekannt. Auffallend ist es, daß die Anordnungen, die er über seinen Marsch an die Führer in der Schweiz ergehen ließ, keine Einwendung von diesen hervorriefen; ja die russischen Berichte versichern, daß in den gegenseitigen Erörterungen die unglückliche Mündung der Gotthardstraße im Urner See nicht einmal zur Sprache gekommen sei.

Wohl schrieb Suworoff im Moment des Aufbruchs an Hotze und Korsakow: „kein Hinderniß, keine Schwierigkeit, kein Opfer darf uns hemmen, nichts uns erschrecken", und sein Name bürgte dafür daß er dies Wort wahr machte; allein die Schwierigkeiten überstiegen voraussichtlich alle seine Erwartungen. Er wollte um den 26. September bei Schwyz eintreffen; aber wo war der Weg, auf dem er sein Heer dahin führen wollte? Schwerlich konnte er doch seine Sache darauf gestellt haben, daß er die Saumpfade und steilen Bergwege durch das Schächenthal und über den Kinzigkulm einschlug, die zu gehen ihn nachher die äußerste Noth zwang!***) Räthselhaft bleibt es in jedem Falle, wie man im Hauptquartier einen Weg wählen mochte, welcher nach unsäglichen Anstrengungen in einen von steil abfallenden und unwegsamen Felsen umschlossenen Alpensee auslief, den wahrscheinlich der Feind beherrschte.

---

*) S. Miliutin IV. 198 f.

**) S. die Disposition ebendas. 210—212. Vgl. S. 12—14.

***) S. Clausewitz hinterl. Werke VI. 117 ff. 242 f.

Suworoffs Ahnung, daß er zu spät nach der Schweiz komme, täuschte ihn nicht; während er die Höhen des Gotthards erreichte, geschah am Züricher See der entscheidende Schlag. Die Franzosen hatten ihre 70—80,000 Mann von Basel bis zum Gotthard und den Walliser Höhen in starke Aufstellungen vertheilt; am Uetli und in der Umgebung von Zürich konnte Massena rasch gegen 40,000 Mann concentriren. Dieser Masse gegenüber hielt Korsakow in viel geringerer Stärke Zürich und das Limmatthal besetzt, Hotze hatte eine ziemlich zerstreute Aufstellung an der Linth zwischen dem Züricher und Wallenstadter See. Von den Meistern des Faches wird über die Disposition Korsakows manche Rüge ausgesprochen, dagegen von allen Seiten rühmend anerkannt, daß Massena seine Anstalten zur Entscheidung mit bewunderswerther Umsicht getroffen habe. Am 25. September sah sich Korsakow in Zürich angegriffen; er schlug sich tapfer mit dem Feinde herum, drängte ihn nach dem Uetli zurück und behauptete die Stadt, indessen die Franzosen an einer anderen Stelle den entscheidenden Schlag führten. Es waren von ihnen zum Uebergang über die Limmat die Vorbereitungen mit großem Geschick getroffen und der Uebergang selbst rasch und meisterhaft ausgeführt worden. Während Korsakow bei Zürich beschäftigt war und den Umfang der Gefahr nicht einmal erkannte, wurde bei Dietikon, wo die Russen es am wenigsten erwarteten, am frühen Morgen die Limmat überschritten, die russischen Posten völlig geworfen, die Straße nach Zürich gewonnen und bis in die Nähe der Stadt selber vorgedrungen. Dort schlug man sich noch am Abend; vergebens bemühten sich die Russen, den Feind in seine alten Stellung zurückzuwerfen, kaum gelang es ihnen, sich selber in der Stadt zu behaupten. Auch die Erneuerung des Kampfes am nächsten Morgen brachte keinen besseren Erfolg; es gelang nur eben noch, die Straße nach Winterthur offen zu halten, während das feindliche Geschütz schon die Stadt bestrich. Korsakow entschloß sich zum Rückzug, der schon mit den Waffen erkämpft werden mußte und dem Heere einen großen Theil seines Gepäckes und Geschützes kostete. Entmuthigt durch das Mislingen gegenüber einem bis jetzt verachteten Gegner, ohne Geschütz und Gepäck, außer Stande, in nächster Zeit den Kampfplatz wieder zu betreten, ging das russische Heer mit allen Zeichen einer entschiedenen Niederlage theils nach Bülach und Eglisau, theils über Winterthur nach Schaffhausen zurück. Nicht glücklicher war indessen der Ausgang des Kampfes am Züricher und Wallenstadter See (25. September). Es gelang dort den Franzosen über die Linth vorzudringen und die Oesterreicher beim Dorfe Schännis zurückzuwerfen; als Hotze sich dann selber an die Spitze der Truppen stellte, um den Feind zurückzudrängen, und er rasch bis an die französische Plänklerkette vorritt, erfolgte eine Salve, die ihn selber und die nächsten Officiere um ihn niederstreckte. Der Tod des Feldherrn unterbrach den Zusammenhang und die Einheit der Bewegungen; die Oesterreicher wurden aus ihren Stellungen geworfen und traten noch in der Nacht ihren

Rückzug gegen St. Gallen an; eine am Wallenstadter See zurückgelassene Abtheilung ward abgeschnitten. Dreitausend Gefangene, zwanzig Geschütze und die bei Rapperschwyl vor Anker liegende bewaffnete Flottille der Oesterreicher bildeten die Trophäen dieser Tage; auf die Nachricht von den Ereignissen bei Zürich gingen die Kaiserlichen nach Vorarlberg zurück. Es war eine allgemeine Schlaffheit eingetreten, und alle einzelnen Führer ließen sich von der Entmuthigung, welche die schlimmste Frucht der Ereignisse vom 25. und 26. September war, ohne Widerstand fortreißen.

Die Lage Suworoffs war durch diese Katastrophe auf's allerbedenklichste gestaltet; sie war schon schwierig genug, ehe die Niederlage an der Limmat erfolgt war und ehe er sie kannte. Auf seine Truppen, die plötzlich aus den gesegneten Regionen Italiens in diese engen Felsschluchten der Alpen eintraten, um sich den Schnee- und Eisregionen des Gotthard zu nähern, machte dieser rasche Uebergang aus der heitersten Fruchtbarkeit in eine wilde, düstere Natur von riesenhaften Dimensionen den Eindruck, den das Gewaltige und Ungeheuere unwillkürlich erweckt. Sie fühlten sich beengt, beunruhigt und schwankten zum ersten Male in ihrem Vertrauen auf den sieggewohnten Feldherrn. Er selbst schien der Gleiche wie in den glücklichen Tagen; in seiner gewohnten leichten Kleidung, mit einem weißen Kamisol und weißen Beinkleidern angethan, ein dünnes Mäntelchen umgeworfen, ritt er unverdrossen auf seinem Kosackenpferd dahin und stählte den Muth der Mannschaft für die kommenden Mühen und Gefahren. Mit ungefähr 20,000 Mann war Suworoff am 21. September gegen den Gotthard vorgerückt; eine Abtheilung von acht Bataillonen und zwei Kosackenregimentern unter Rosenberg schlug bei Bellinzona den Weg ins Blegnothal ein, um über den Lukmanier nach dem bündtner Oberlande vorzudringen, wo ein österreichisches Corps (2400 M. unter Auffenberg) bei Dissentis bereit war, den Russen die Hand zu reichen. Das Gros der russischen Armee mit der österreichischen Brigade unter Strauch, die am Fuß des Gotthard gestanden hatte, ging nach der Gotthardshöhe. Am 24. September kam es in dem steilen Tremolathale, zwischen Airolo und dem Hospiz, zu einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, das mit dem Rückzug der Franzosen endete. Das Merkwürdigste hatte dabei eine Colonne gethan, die, ohne einen Thaleingang zu benutzen, den Hauptrücken der Alpen an der steilen Lehne selbst erstieg und den Franzosen in den Rücken kam. Gleich denkwürdig war der Kampf, den am nämlichen Tage das Corps Rosenbergs auf den Höhen des bündtner Oberlandes bestand. Nicht weit von den Quellen des Vorderrheins, an einem auf der Höhe gelegenen See stieß er auf einen feindlichen Posten, der nach einem Kampfe von mehreren Stunden des Passes nach dem Reußthal hinabgeworfen ward. Am Abend erschien Rosenberg auf den Höhen von Andermatt; dorthin hatte sich Lecourbe mit einer Brigade

vom Vierwaldstätter See aufgemacht und Andermatt und Hospenthal besetzt. Es war schon die Nacht angebrochen, als Rosenberg herabstieg, die Franzosen aus Andermatt herausdrängte und sie zum raschen Rückzug nach der Teufelsbrücke zwang. An dem Urnerloch und an der grausigen Felsschlucht, über welche die Teufelsbrücke hinzieht, erwarteten denn die Franzosen die Russen, ihr Vordringen ihnen möglichst theuer zu verkaufen. Ein Glück für diese, daß Lecourbe selbst, seines Rückzuges nicht sicher und von dem Vorrücken Auffenbergs durch das Maderaner-Thal benachrichtigt, nicht mit der ganzen Macht oben an der Reuß blieb, sondern nach Amsteg, an dem Eingange der engen Thalschlucht, zurückgegangen war. In der That näherte sich Auffenbergs Colonne bereits Amsteg, als Lecourbe dort anlangte; doch war der Durchgang noch frei und der französische General konnte ungestört bis zum Vierwaldstätter See zurückgehen. Am frühen Morgen des 25. Sept. brach Rosenberg nach dem Urnerloch vor; es empfing ihn ein heftiges Feuer, das jedes Durchbrechen durch die enge Höhle unmöglich machte. Die Russen erkletterten die nahen Höhen und wateten durch die schäumende Reuß, um den Feind zu umgehen. Jetzt gaben die Franzosen das Urnerloch preis und warfen sich auf die Teufelsbrücke zurück; das Andringen der Russen aufzuhalten, suchten sie die Brücke zu zerstören: es gelang aber nur mit dem steinernen Anbau, der die Fortsetzung des Bogens bildete; das Geschütz warfen sie in die Tiefe. Doch war der Durchgang jetzt unterbrochen; von den Nachdringenden fanden Viele an dem geöffnetn Abgrunde der Teufelsbrücke ihren Tod und es schien nicht denkbar, selbst gegen die viel schwächere Zahl der Franzosen den Durchgang zu erzwingen, als die Russen den kühnen Entschluß wagten, mitten im Feuer des Feindes einzeln den steilen Rand der Reuß hinabzuklettern, durch den wild schäumenden Fluß zu waten und, indem sie am andern Ufer mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. So ward die Brücke gewonnen, der Uebergang über die gesprengte Stelle mit Brettern und Baumstämmen hergestellt. Am 26. September langte Suworoff zu Altorf an, wo die Gotthardstraße in die Wellen des Vierwaldstätter Sees mündet und kein Fahrzeug bereit lag, ihn nach dem andern Ufer zu bringen. „Eine unwegsame Gebirgsmasse trat ihm entgegen und streckte ihren nackten Felsenarm das finstere Schächenthal hinauf wie ein riesiger Wegweiser des Schicksals".*) Nur auf den Hirten- und Jägerpfaden dieser engen Thalschlucht und der Bergübergänge im Hintergrunde war es möglich, zu wirthlicheren Gegenden zu gelangen, und selbst dies war zweifelhaft, wenn der Ausgang des Kampfes, der in denselben Stunden am Züricher See gefochten ward, den Feind in den Besitz dieser Alpenpässe brachte. Und in welchem Zustande war das Heer! Seit sechs Tagen zog es bergauf, bergab, mußte sich um Fußpfade und Brückenstege schlagen, die Reuß durchwaten, steile Abhänge

*) Clausewitz VI. S. 191.

hinanklimmen, mit kümmerlicher Nahrung, während strömende Regengüsse jeden Schritt erschwerten. Schon bildete der Zug der Armee von Airolo bis Altorf eine ununterbrochene gemischte Reihe von Lastthieren und Nachzüglern.

Ohne den Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, schlug der unerbittliche Feldherr (27. September) den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die steile Höhe des Kinzigkulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die ersten Kosakenschwärme in Muotta ein und nahmen dort ein paar Compagnien Franzosen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dahin gesandt waren; der Zug des ganzen Heeres, das sich raupenartig über die öden Felsmassen hinbewegte, dauerte sechszig Stunden. Am Abend des 29. Septembers war die ganze Masse, nach unnennbaren Anstrengungen, in Muotta angekommen; es war kein Leiden, das erschöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erspart worden, und wie viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grausigen Felsabgründen ihr Grab gefunden! Schon drängten im Rücken die Franzosen nach, in der Front hatte Massena, seit dem 26. von den Ereignissen auf dem Gotthard unterrichtet, Truppen gegen Schwyz vorgeschoben.

Noch war dem russischen Feldherrn die wahre Lage der Dinge verborgen; er glaubte an den Sieg Korsakows und irrige Nachrichten hatten ihn auf dem Wege nach Muotta darin bestärkt. Ein ausgeschicktes Kosakenpiket, das von den Franzosen zurückgetrieben ward, brachte die erste verworrene Kunde von den Niederlagen an der Linth und Limmat; noch immer wollte Suworoff nicht daran glauben, sondern war entschlossen, gerades Weges auf Schwyz vorzurücken. Aber die Nachrichten von Korsakows und Hotze's Schicksal wurden bald zur vollen Gewißheit. Wie wollte Suworoff, der höchstens noch fünfzehntausend Mann Fußvolk zählte, fast ohne alles Geschütz und mit wenig Munition durch Herabsteigen in die Ebene den verlorenen Erfolg wieder gewinnen? Es war vielmehr zu fürchten, daß, sobald er die schützenden Berge verlassen habe, er von allen Seiten mit überlegenen Kräften angefallen, durch Defileen umstrickt nur in sein unabwendbares Verderben stürzen werde. Es blieb nur ein Weg: rasch den Uebergang über den Pragel zu gewinnen und von da nach Glarus hinabzusteigen. Am 29. und 30. September begann der Marsch über den Pragel, schon in fortwährendem Gefecht mit den Franzosen; doch waren die Truppen noch stark genug, sich den ungestörten Rückzug zu erkämpfen. Ja, am 1. October wurde Massena selbst, der mit einer Colonne von 8—10,000 Mann gegen Muotta vorrückte, von den Russen, die fast ohne Geschütz waren, angegriffen und mit dem Verlust von fünf Geschützen und tausend Gefangenen nach Schwyz zurückgeworfen. Am nämlichen Tage war Suworoff in Glarus angelangt. Es vergingen mehrere Tage, bis sich der Feldherr mit seinen langsam sich sammelnden Truppen entschloß, welchen Weg er einschlagen wollte. Die Nachrichten über das Schicksal der

verbündeten Heere waren mangelhaft und verworren; nur tauchte aus der Ungewißheit immer bestimmter die Thatsache auf, daß auf eine Verbindung mit ihnen nicht mehr zu zählen, der Weitermarsch nach dem Wallenstädter See bedenklich war. So wählte Suworoff den Marsch nach dem Sernftthal, um über den Panixer Paß den Weg nach dem bündtner Rheinthal zu finden. Der Weg war durch frisch gefallenen tiefen Schnee äußerst schwierig; die kaum ausgeruhten Truppen, größtentheils ohne Fußbekleidung und ohne zureichende Lebensmittel, mußten abermals alle Mühen eines schwierigen Alpenmarsches ertragen. Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritte wich — so erzählt der Erzherzog — deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, so weit das Auge reichte, zeigten sich Graubündten und Tirol als eine ungeheure Schneewüste: keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen; kein Strauch gewährte die Möglichkeit, Feuer zu machen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zum Wegweiser oder zur Stütze zu dienen. Auf dem jenseitigen Abhange war der Schnee durch die kalten Winde so glatt gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die folgenden warnen konnte, den gefährlichen Steig mit einem andern eben so gefährlichen zu vertauschen. Opfer hat natürlich dieser Marsch genug gekostet; die Kranken und Verwundeten mußten ohnedies zurückbleiben. Zwischen dem 8. und 10. October kam dann die Armee im Vorderrheinthal an, wo sie die ersehnte Ruhe und Erholung fand.

So schloß dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen Alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge, alter und moderner Zeiten, aufzuweisen haben. Wohl war der Verlust an Menschen und Material, den die drei Wochen gekostet, einer verlorenen Schlacht gleich; aber der moralische Eindruck sah eher einem Siege ähnlich. Wenn Suworoff und sein Heer, sagt Clausewitz,*) diesen Zug durch ein für sie so wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Crispalt, bei Amsteg, Altorf entgegengesetzt hatte, und jede dieser Ueberwältigungen wie ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Thale von Muotta wie ein gejagtes Wild ermattet niedersanken und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und muthlos zu überwältigen, hatten sie sich, wie der Bär in seiner Höhle,

*) VI. 215.

zerfleischend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt.

Nur für die Dauer des austro-russischen Bündnisses waren diese letzten Ereignisse eine schlechte Vorbedeutung. Hatten sie das Selbstgefühl des russischen Führers mächtig gehoben, so war zugleich sein Groll gegen die Verbündeten gewachsen, die ihn wider seinen Willen zu diesem Zuge genöthigt, die ihm damit die Frucht seiner Siege entwanden, deren Schuld es nach seiner Meinung war, daß alle seine beispiellosen Mühen doch nur eben mit einem Rückzuge geendigt. Schon äußerte er den Verdacht, daß Oesterreich an ein vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde denke, und seinem Kaiser erklärte er rückhaltlos, er sehe keine Aussicht eines Erfolges mehr. Korsakow habe nur noch zehntausend Mann erschöpfter Truppen, er selber nicht viel mehr; drum sei das einzige Rettungsmittel, die Schweiz zu verlassen und an einem passenden Orte (er dachte an Italien) Winterquartiere zu suchen, um die Mannschaft zu ergänzen und die ermatteten Kräfte für den neuen Feldzug zu stärken.*) Es bedurfte kaum der Beschwerden Suworoffs, um das mistrauische Gemüth des Czaren aufzuregen. Noch bevor dieser die letzten Ereignisse kannte, sprach er schon sein Misvergnügen über die Leitung der österreichischen Politik aus; auch er verschloß sich nicht mehr dem Verdacht, daß Oesterreich ein Separatabkommen mit dem gemeinsamen Feinde treffen wolle. Sollte das der Fall sein, schrieb er, dann ist es an der Zeit, mit allen Truppen den Rückzug nach Rußland anzutreten.

Die Dinge auf dem Kriegsschauplatze gingen rascher zu Ende, als der Czar hatte ahnen können; die letzte Katastrophe ließ den Gedanken an eine Behauptung der Schweiz nicht mehr aufkommen. Die Reste der austro-russischen Armee waren theils nach dem Rheinthal und Vorarlberg, theils an den Bodensee gegangen; Korsakow selbst, durch 4000 Baiern und 2700 Mann vom Condé'schen Corps verstärkt, stand zwischen Constanz und Schaffhausen, wohin sich auch einzelne Abtheilungen von Hotze's Heer gezogen hatten. Die letzten Gefechte, die man dort den Franzosen lieferte, änderten die Situation nicht; es sah aus, als seien sie mehr, damit man scheine etwas gethan zu haben, unternommen worden, als in der Hoffnung, den Kriegsgeschicken eine günstigere Wendung zu geben. Die Schweiz war bis zum Rhein, wo er die Gränze gegen Graubündten macht, wieder in den Händen der Franzosen; die Stellungen waren also ungefähr dieselben, wie im Frühjahr, als man bei Feldkirch und am Luciensteig den Feldzug eröffnet hatte.

Der Katastrophe in der Schweiz war eine andere vorausgegangen, welche

*) S. die angeführte Correspondenz II. 216 f. 232 ff. 252.

die Bande der Coalition vollends gelockert hat. In Holland war die Expedition des englisch-russischen Corps ruhmlos gescheitert. Ende August war dort eine britische Flotte mit 20,000 Mann am Helder gelandet; die erwartete oranische Volksbewegung schien anfangs einzutreten, ein großer Theil der holländischen Flotte ging zu den Briten über. Im September kam dann das russische Hülfsheer von 13,000 Mann, durch viertausend Engländer verstärkt. War es mehr die unfähige Führung des Herzogs von York, oder die falsche Ansicht, die man sich von der Volksstimmung gebildet, genug, das Unternehmen misglückte völlig. Erst schlug Brune die Verbündeten bei Bergen (19. September), dann, nachdem sie einen flüchtigen Vortheil erlangt, zum zweiten Male bei Castricum (6. October); dazu kam dann der Rückschlag der Ereignisse an der Limmat. York war froh, durch eine Capitulation den Rest der Armee wegführen zu können; in die Coalition war aber ein mächtiger, unheilbarer Riß gemacht. Paul I. schrieb das Mislingen der englischen Leitung zu und klagte seine Verbündeten offen an, ihrem Egoismus seien seine Truppen nutzlos zum Opfer gefallen. Bei einem von Natur argwöhnischen Charakter, dessen Großmuth sich von fremder Selbstsucht misbraucht fühlte, reichten auch zweifelhafte Thatsachen hin, den einmal wach gewordenen Verdacht zum feindseligsten Mistrauen zu steigern.

Erzherzog Karl war auf die Kunde der Züricher Ereignisse mit dem größten Theil seiner Truppen vom Rhein weiter nach dem Schwarzwald aufgebrochen und stand in der ersten Hälfte des Octobers zwischen dem Rhein und den Donauquellen mit etwa 40,000 Mann, also einer Masse von Streitkräften, die groß genug war, um auch jetzt noch auf die kriegerische Entscheidung in der Schweiz einen gewichtigen Einfluß zu üben. Die Frage, warum der Erzherzog nicht rasch vorging, Massena angriff und, wie es wahrscheinlich war, ihn schlug, damit nicht blos die Schlacht von Zürich vergalt, sondern, was mehr werth war, den Eindruck der letzten Unfälle glänzend vergessen machte und das gelockerte Band zwischen Russen und Oesterreichern auf's Neue knüpfte — diese Frage ist von den Sachkundigen mit sichtbarem Befremden aufgeworfen und die Antwort in jenem angeborenen Mangel an kühner, entschlossener Thatkraft gefunden worden, die mehr als einmal in des Prinzen ruhmreichem Leben ihm selber die schönsten Lorbeeren entwunden hat.*) Der Erzherzog scheint sich selbst nicht ganz frei von dem Vorwurf gefühlt zu haben und räumt den Mangel eines raschen Entschlusses unverhohlen ein. Allein er sagt auch, daß die „momentane Entblößung der Zugänge zu Vorarlberg und Graubündten" den Absichten des Wiener Hofes nicht entsprochen habe; es wirkten also auch hier die nämlichen Einflüsse mit, die so oft den sicheren Erfolg verscherzt hatten.

So kam es auch jetzt, in einem Augenblicke, wo es vom besten Erfolge

*) S. Clausewitz VI. 263 f., das Werk des Erzherzogs II. 294.

gewesen wäre, zu keinem Einverständniß zwischen dem Erzherzoge und dem russischen Feldherrn. Suworoff, der sich bis gegen den Bodensee zurückgezogen, schlug einen vereinten Angriffsplan nach der Schweiz vor, der Erzherzog fand denselben zu gewagt und schien überhaupt nicht sehr geneigt, jetzt noch mit seiner Armee den Rhein zu überschreiten. In einer andern Lage wäre es immer noch denkbar gewesen, daß es zu einer Verständigung zwischen beiden Feldherrn kam; nach Allem, was vorausgegangen, war aber dies kaum zu hoffen. In den Erörterungen zwischen dem Erzherzog und Suworoff zeigt sich auf der einen Seite eine spröde, ängstliche Zähigkeit, auf der andern eine tiefe Erbitterung, die sich nur noch mit Mühe Zwang anthut. Noch auf dem Marsche über die Alpen hatte Suworoff laut und offen Oesterreich des Verraths angeklagt. Als er im Muottathal umschlossen war von dem siegreichen Feind, durchbrach sein Unmuth alle Schranken; der Treulosigkeit des österreichischen Cabinets maß er allein die Schuld seiner Bedrängniß bei. „Ich werde meine Gebeine, rief er einmal auf dem Marsch, nicht dem Feinde überlassen; sterbe ich hier, so möge man auf mein Grab die Aufschrift setzen: Suworoff, ein Opfer des Verrathes, nicht der Feigheit.“ Und diese Stimmung ging durch die ganze Armee; selbst die gemeinen Soldaten murrten und höhnten über die Oesterreicher oder nannten Thugut als den Urheber des Uebels.*)

Unter solchen Verhältnissen ein kameradschaftliches Zusammenwirken herstellen, war allerdings nicht leicht. Es gehörte eine ganz besondere Geschicklichkeit dazu, um die russische Empfindlichkeit, zu welcher neben der angeborenen Selbstüberschätzung auch begründete Beschwerden genug mitgewirkt, richtig zu behandeln und den reizbaren Feldherrn, den sein Alter, seine Verwöhntheit im Siege und die Eindrücke der jüngsten Zeit doppelt rauh und borstig machten, wieder zu versöhnen. Allein der Erzherzog gab sich nicht einmal besondere Mühe; sein trockenes, kühles Benehmen und eine gewisse pedantische Förmlichkeit erweiterten die Kluft, statt sie zu schließen. Fast scheint es, als war er selber verstimmt, daß sich gerade an ihm die üble Laune der Russen ausließ.

So führten die Verhandlungen zwischen den beiden Feldherrn zu keinem Ziele. Als der Erzherzog den ersten Plan Suworoffs abgelehnt, brach dieser zwar noch nicht ab, allein seine Neigung zu einer erneuten Offensive ward mit jedem Tage geringer; er hielt wenigstens noch einige Erholung seiner Truppen für nöthig, ehe er weiter zum Angriff schritt. In seinen vertrauten Berichten an den Kaiser verhehlte er aber sein Mistrauen gegen die Oesterreicher nicht; der Erzherzog, lautet sein Refrain, wird sich wie immer von allem zurückziehen.**) Zwar correspondirte er mit ihm noch am 16. October

*) S. Miliutin IV. 100. 103. 131.

**) S. den Bericht an Paul d. d. 14. Oct. bei Miliutin IV. 148. 149.

über eine gemeinsame Aufstellung und schob am Tage drauf die Offensive wenigstens nur auf kurze Zeit hinaus; allein die völlige Umstimmung stand nahe bevor. Am 18. October versammelte Suworoff einen Kriegsrath und äußerte, daß er nur geringe Hoffnung auf den Erfolg einer Offensive setzen könne, und zwar vornehmlich, weil auf die Oesterreicher kein Verlaß sei. Einmüthig erklärte dann nach russischen Quellen der Kriegsrath: „daß man nur Verrath, aber keine Hülfe von den Oesterreichern erwarten könne und darum von einer Angriffsoperation abstehen müsse."*)

Nach solch eclatantem Bruch war an eine Ausgleichung nicht mehr zu denken. Dem Wunsch des Erzherzogs, in einer persönlichen Zusammenkunft sich über gemeinsame Schritte zu bereden, entzog sich Suworoff erst ausweichend; als er wiederholt ward, in gereiztem Tone. „Der junge General, schrieb er höhnend an Tolstoi, will mich wie ein Demosthenes durch seine Beredsamkeit bezaubern. Sie befinden sich in dessen Nähe, berathen Sie sich mit ihm, und setzen Sie mich dann von dem Ergebniß in Kenntniß. Ich bin mit meiner Antwort auf dessen Bestimmtsagen vollkommen bereit. Der Held der Defensive hat sich in diesem Feldzuge durch die Vertheidigung der Erblande Alles entreißen lassen."

So blieb es bei schriftlichem Verkehr und, wie sich denken läßt, wurde derselbe mit jeder Stunde verbitterter. Der Erzherzog sprach eindringlich, zuletzt herb und beinahe drohend; er verwahrte sich gegen den Abmarsch der Russen und machte sie für die Folgen verantwortlich; Suworoff benahm sich wie ein hypochondrischer Mann, dem der österreichische Oberfeldherr für alle Schliche und Ränke Thugnts büßen muß. Der österreichische Feldherr prophezeit die schlimmste Wendung, wenn die Russen ihre Drohung wahr machen; der russische General wirft jenem unverblümt vor, daß sein Abmarsch aus der Schweiz die Ursache alles Uebels sei. So erschöpfte man sich in Klagen und Gegenanklagen. Wenn der Erzherzog den Vorschlag macht, die Russen sollten wenigstens Graubündten und Vorarlberg decken, so sieht der russische Feldherr darin eine Beleidigung für seine „sieg- und ruhmgekrönten Truppen"; oder wenn Jenem bei dem beabsichtigten Abmarsch der Russen nach Baiern der Ausdruck „Rückzug" entschlüpft, so schreibt ihm Suworoff einen zürnenden Brief, um ihm zu beweisen, daß er die Worte Rückzug und Defensive nie gekannt habe. Das Ende war, daß der Russe vorerst jede Mitwirkung ablehnte und seinen festen Entschluß verkündigte: in Baiern Winterquartiere zu nehmen. „Ihre Erblande, schrieb er dem Erzherzog am Tage vor dem Abmarsch,**) werden am besten vertheidigt durch uneigennützige Eroberungen, indem man die Herzen der Völker durch Gerechtigkeit gewinnt, nicht indem man die Niederlande räumt und zwei schöne Armeen mit Italien zu Grunde

*) Ebendas. 151. 152.

**) S. den merkwürdigen Brief d. d. Lindau 29. Oct. bei Miliutin IV. 328. 329.

richtet. Es spricht ein alter Soldat, der fast 60 Jahre unter den Waffen war, zu Ihnen, der die Truppen von Joseph II. und Franz II. zum Sieg geführt und den Besitz Galiziens dem erlauchten Oesterreich befestigt hat; der ist nicht für das Geschwätz des Demosthenes, nicht für die Akademiker, die nur das gesunde Urtheil verwirren, nicht für den Senat des Hannibal. . . . Mögen, schließt er prophetisch, die zwei Armeen ihren Kaisern und Europa als tugendhafte Helden dienen; wo nicht, so gibt es ein neues Campoformio; schon sehen Sie das neue Rom in den Spuren des alten einhergehen; man wird Deutschland mit dem Titel „Verbündete" an sich ketten, wie Spanien, Holland, Italien, man wird daraus Schützlinge oder Unterthanen machen, und die Lande blühender Nationen in Provinzen umwandeln."

Es leidet durchaus keinen Zweifel, daß die Quelle des letzten Misverhältnisses nicht allein im Lager zu suchen war. Suworoff erhielt fast täglich Briefe von Wien und von Petersburg, die seinen Groll steigerten, seinen Argwohn nährten, denn in Petersburg war der Bruch noch entschiedener als in den Feldlagern am Bodensee. Als Suworoff noch an eine gemeinschaftliche Operation dachte, warnte ihn sein Kaiser schon vor den Oesterreichern und gab ihm die eventuelle Weisung nach Rußland zurückzukehren. Denn das Zerwürfniß zwischen den beiden Höfen, das wir schon im Juli und August entstehen sahen, war seitdem gewachsen; früher hatte der Vertreter Rußlands in Wien, Rasumowski, bisweilen noch gemildert und ausgeglichen, weil er naher Freund Thugut's war; er war darum abgerufen worden und sein Nachfolger that das Seine, um die klaffende Wunde zu erweitern. Schon ging im Kreise der russischen Diplomatie das Gerücht, Oesterreich stehe in geheimen Unterhandlungen mit den Franzosen, und die Anzeichen dafür waren wenigstens von der Art, daß argwöhnische Männer wie Kaiser Paul und Suworoff daran glaubten. In Italien hatte sich natürlich das österreichische Streben nach Vergrößerung seit Suworoffs Abgang viel unverhüllter entwickelt; namentlich in Piemont kam es zum förmlichen Conflict zwischen der kaiserlichen Occupation und zwischen der legitimen Autorität, die ihren Rückhalt an Rußland hatte. Schon dieser eine Anlaß hätte wahrscheinlich zum Bruch geführt. Wenigstens drohte Kaiser Paul am 17. October: wenn keine genügende Antwort über die italienischen Angelegenheiten erfolge, werde er seine Truppen abrufen und das Haus Oesterreich seinem Schicksal überlassen. Vier Tage später kam die Nachricht von der Niederlage bei Zürich nach Petersburg. Das war der letzte Tropfen, der das Gefäß überströmen machte. Der Czar war keinen Augenblick im Zweifel, daß an den Oesterreichern die Schuld des Unglücks lag. Unter dem Eindruck dieser Nachricht kündigte er (22. Okt.) dem Kaiser Franz an, daß er aufhören werde, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, „um dadurch nicht der schlechten Sache einen Triumph zu bereiten." Es war nicht zu zweifeln, daß mit der Drohung Ernst gemacht werden würde.

Noch gab der Czar seine antifranzösischen Meinungen nicht auf, aber wer bürgte bei einem so unberechenbaren Gemüth dafür, daß es nicht eines Tages Bonaparte besser als den Wiener Staatsmännern und Feldherrn gelingen werde, die russische Unbändigkeit geschmeidig zu machen? Vorerst war das russisch-österreichische Bündniß jedenfalls zerrissen, im Anfang Dezember traten die russischen Truppen ihren Rückmarsch nach dem Osten an.*)

Wir haben diese Vorgänge in ihrem Zusammenhange nicht unterbrochen, weil sie das wichtigste Ereigniß der nächsten Zeit, die Auflösung der großen Coalition, erläutern; wir wenden uns zu dem Gang der Dinge im Reiche selbst zurück. Es ist das Charakteristische in der Geschichte dieses Jahres gewesen, daß zu einer Zeit, wo auf den Schlachtfeldern der Schweiz und Italiens die deutschen Geschicke ausgefochten werden, der Reichskörper selbst in gewohnter Schläfrigkeit den Ereignissen nachhinkt und die Vorgänge in Regensburg kaum ein Interesse erwecken neben den Ereignissen des großen Krieges. So, erinnern wir uns, war man erst im Herbst, also in dem Augenblicke, wo die schwankende Wagschale des Sieges sich zu Gunsten Frankreichs neigte und der Kampf des Jahres seinem Abschluß entgegenging, mit dem Beschlusse (16. September) zu Ende gekommen: das Reich sei zum Krieg gegen Frankreich zu bewaffnen, die fünffache Bewaffnung aufzustellen und hundert Römermonate zu bewilligen. Die Gelder sollten in drei gleichen Zielen, jedes von sechs Wochen, vom Tage der kaiserlichen Ratification an gerechnet, bezahlt werden; diese Ratification erfolgte aber erst am 31. October! Der Eifer des Volkes war diesem verspäteten Conclusum wirksam vorangeeilt; unter dem Eindruck der Gefahr und in der Erinnerung an die Verwüstungen von 1795 bis 1797 hatte sich dort der Landsturm mit einer Raschheit gebildet, die bewies, daß es der Nation an Kraft und Mitteln nicht fehlte, wenn nur eine weise und thatkräftige Leitung sie zu gebrauchen verstand. Der Opferbereitwilligkeit der Fürsten und Regierungen war ein Sporn eingesetzt durch eine Erklärung des russischen Kaisers (26. Sept.), worin er seinen Eifer für die Sache der alten Ordnung Europas und der Integrität des Reiches betheuerte, aber auch alle Reichsstände ernstlich aufforderte, ihre Macht gegen den gemeinsamen Feind aufzubieten. Dem Versprechen, in diesem Falle „das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken," als bis das revolutionäre Ungeheuer bewältigt sei, war die Drohung angehängt, Rußland werde, wenn es keinen Anklang finde, sein Heer völlig zurückziehen und eine Sache aufgeben, „die selbst von denen so schlecht unterstützt werde, welche an ihrem Triumph den mei-

*) S. die Correspondenz Suworoffs II. 255. 266—269. 278. f. 282. 299 f. 303. 308. 314. 319. 321. 324. 332 ff. 338. Clausewitz VI. 272 f. Miliutin IV. 161 ff.

sten Antheil nehmen sollten.“ Die kleineren Reichsstände, besonders die geistlichen, beeilten sich, dies Schreiben mit den eifrigsten Zusagen zu beantworten und sich mit einer widrigen Geschäftigkeit beim russischen Czaren über ihre patriotischen Opfer und Leistungen auszuweisen.

Auch der Kaiser mahnte zur eifrigen Theilnahme an dem Kampfe. Graf Lehrbach richtete an die schwäbischen Stände eine Aufforderung, worin gedroht war, der Kaiser werde, wenn die bisherige Lauheit fortdaure, nur auf die eigene Vertheidigung bedacht sein. Ebenso erließ der Erzherzog Karl einen Aufruf an alle Deutschen um freiwillige Unterstützung des Heeres und schleunige Beiträge zu der äußerst bedürftigen „Reichsoperationscasse“. Der Erfolg dieser Ansprachen und Aufmunterungen war bescheiden. Wie viel Mühe es kostete, ein kleines Contingent mobil zu machen und zur Thätigkeit zu bringen, und wie, wenn es dann zum Schlagen kam, die wunderlichsten Clauseln einer selbstsüchtigen und ängstlichen Neutralitätspolitik erwachten, davon wird uns gleich nachher Württemberg ein Beispiel liefern.

Besonders regen Eifer zeigte im Grunde nur ein Reichsstand, von dem man es gerade am wenigsten erwartet hatte: der Kurfürst von Pfalzbaiern. Als Maximilian Joseph zur Regierung gelangte, war alle Welt überzeugt gewesen, die pfalzbairische Politik werde offen ins französische Lager übergehen; sich an Oesterreich anzuschließen, dazu schien nach Allem, was die Zweibrücker Dynastie seit 20 Jahren erlebt, keine Versuchung denkbar. So hatte auch Thugut den neuen Kurfürsten beim Czaren zu zeichnen und den Groll des Autokraten gegen dies verhaßte Haus aufzustacheln gesucht. Es war ihm gelungen; Paul war, als seine Armeen nach Deutschland zogen, in voller Erbitterung gegen den Kurfürsten, und es schien in der That, als werde er im ersten Zorn den Lieblingswunsch der Thugut'schen Politik erfüllen helfen. Indessen Kurfürst Max Joseph ging nicht in die Falle, die Thugut gelegt; er bot vielmehr Alles auf, den Czaren zu versöhnen. Er rüstete sein Reichscontingent mit größerem Eifer als irgend ein anderer Reichsstand und erwies sich bereit, gegen Subsidien noch eine außerordentliche Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Herzog Wilhelm von Baiern, früher Pfalzgraf von Birkenfeld, der Vetter und Schwager des Kurfürsten, wurde nach Rußland gesandt, um darüber ein Abkommen zu treffen. Am 1. October ward zu Gatschina der Vertrag geschlossen, der Baiern völlig mit Rußland aussöhnte und es innig mit der antifranzösischen Politik verflocht.*) Freundschaft und Bündniß zwischen beiden Staaten, Garantie des pfalzbairischen Gebietes gegen jeden Tausch und jede Minderung, Aufstellung einer Hülfsarmee von 20,000 Mann gegen die Leistung britischer Subsidien waren die Grundbestimmungen des Vertrags; außerdem verpflichtete sich der Kurfürst, „mit aller Macht zum Erfolg der guten Sache beizutragen und das conservative Bestreben, welches die rus-

*) S. Martens Recueil; supplém. II. 252 ff.

sische Politik in Bezug auf die deutsche Verfassung befolge, besonders auch auf dem Reichstage zu unterstützen." Diese Verabredung ist freilich grell ins Gegentheil umgeschlagen; denn wir werden Pfalzbaiern, wie den Nachfolger Kaiser Pauls, wenige Jahre nachher in der vordersten Reihe Derer erblicken, welche den Auflösungsproceß der alten Reichsverfassung gewaltsam beschleunigt haben. Vorerst aber verband der Vertrag Baiern eng mit Rußland, und zwar in dem Augenblick, wo sich dessen Verhältniß zu Oesterreich fast völlig löste. Der Rückmarsch Suworoffs, im bittersten Grolle gegen Oesterreich begonnen, ward durch Akte größter Freundlichkeit von Seiten Baierns bezeichnet; nicht nur schloß sich das Contingent an die Russen an, sondern auf das Ansuchen des Feldmarschalls um einen Geldvorschuß für die Bedürfnisse der abziehenden Armee beeilte sich auch Max Joseph, alle verfügbaren Mittel dem russischen Feldherren zu verschaffen. Zu den bittern Ausfällen gegen den Wiener Hof stand die Freundlichkeit in grellem Gegensatz, womit Suworoff von den pfalzbairischen Truppen Abschied nahm und dem Kurfürsten die wärmsten Lobsprüche über Soldaten und Führer aussprach.*) So war die Thugut'sche Cabale, Rußland auf Baiern zu hetzen, ins gerade Gegentheil umgeschlagen.

Nicht so glücklich war Rußland in seinen Bemühungen gewesen, auch Preußen in den Kampf gegen Frankreich hereinzuziehen. Zwar hatte Preußen, von Paul mit gewohntem Ungestüm gedrängt, am 29. Dec. 1798 einen Hülfsvertrag mit Rußland geschlossen, welcher der Keim einer künftigen Allianz werden konnte, allein es war, als der Krieg ausbrach, bei dieser Verabredung geblieben. Wie nun der Beginn des Kampfes in Deutschland und in Italien, durch des Erzherzogs und Kray's Siege eröffnet, neue Hoffnungen auf eine Bewältigung der Franzosen erweckte, da regte sich auch in Preußen unter den einsichtsvollen und patriotischen Männern die Erwartung, es würden die Wege der kurzsichtigen Politik, die Preußen seit 1795 betreten, endlich verlassen werden. „Es ist betrübend, schrieb damals Stein,**) uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italien, Mainz. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei; unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden."

Die Bemühungen Rußlands durch den Grafen Panin, den die britische und österreichische Diplomatie eifrig unterstützte, hatten indessen nicht vermocht, Preußen aus seiner thatenscheuen Neutralität zur Action zu bringen. Das Mistrauen gegen Rußland und Oesterreich, denen ein vollständiger Sieg

*) S. die angef. Corresp. II. 287 f. 294.
**) S. Steins Leben von Pertz I. 185 f.

über Frankreich zu viel Macht zu geben schien, wirkte dem Anschlusse eben so sehr entgegen, wie die egoistische und kurzsichtige Berechnung, man könne in der Neutralität seine Kräfte sparen und, während die Andern sich aufrieben, allein unverbraucht aus der großen Weltkrisis hervorgehen. Der große Kurfürst hatte einst in ähnlicher Lage geäußert: „Was neutral sein heißt, habe ich schon erfahren; wenn man schon die besten Bedingungen hat, wird man doch übel tractirt; ich habe auch verschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren". Aber diese Traditionen waren in Preußen vergessen, obwol der Zeitpunkt zu handeln günstiger schien, als je. Denn wenn jetzt, nach den ersten Siegen des Frühjahrs, Preußen sich den Verbündeten anschloß und am Rhein und gegen Holland operirte, so war der Erfolg gegen die französische Republik gewiß. Dies war so einleuchtend, daß, als im Mai die Coalition neue Anstrengungen um Preußens Beitritt machte, selbst die bekannten Träger der Friedenspolitik den Moment einer glücklichen Mitwirkung für gekommen hielten. Es war in Westfalen ein preußisches Uebungslager gebildet, das man rasch in ein Hülfsheer gegen Frankreich umgestalten konnte. Nicht nur der Herzog von Braunschweig und einflußreiche Männer in der Umgebung des Königs neigten jetzt zum Kriege, selbst Haugwitz schlug sich zu dieser Meinung. Die Dinge waren, obwol der König mit einer Art von Aberglauben die Friedensgedanken festhielt, doch so weit gediehen, daß Haugwitz Vollmacht erhielt, mit den Russen abzuschließen. Aber mit einem Male, auf der Rückreise des Königs aus Westfalen, schlug die Stimmung wieder um und Friedrich Wilhelm III., von falscher Sparsamkeit und Friedensliebe beherrscht, vielleicht auch von der Erinnerung an die Kriegführung von 1792—95 bestimmt, ertheilte seinem Minister wieder Gegenbefehl. Zu Ausgang des Monats Juni waren die Verhandlungen abermals abgebrochen und die preußische Neutralität stand wieder fest. Wir haben in den Verhandlungen des Reichstags wahrgenommen, daß Preußen bei den neuen kriegerischen Rüstungen des Reichs unbetheiligt blieb und seine norddeutsche Clientel auf gleicher Bahn erhielt. Auch jetzt gab Rußland seine Hoffnung noch nicht auf; vielmehr erhielt sich das ganze Jahr hindurch das Bemühen des Petersburger Hofes, Preußen mit fortzureißen,*) allein aller Schwankungen ungeachtet trat kein bestimmter Wechsel in der Berliner Politik ein. Seit der Feldzug ungünstig geendet und in Frankreich eine Revolution erfolgt war, die Bonaparte ans Ruder führte, war weniger als je daran zu denken, daß Preußen es wagen werde, seine Waffen, die es der siegreichen versagt, mit denen der wankenden Coalition zu vereinigen.

---

*) S. die Suworoff'sche Correspondenz II. 96. 300. 308. 334. Miliutin III. 107 f. 183.

Indessen hatten sich die letzten Episoden des großen Feldzugs von 1799 vollends abgespielt, am Oberrhein und in Italien. Als der Erzherzog nach der Katastrophe an der Limmat wieder nach dem Schwarzwalde aufbrach, hatte er einen kleineren Theil seiner Truppen, hauptsächlich seine Reiterei, sammt den Aufgeboten des Landsturmes, in der Umgebung von Frankfurt und zwischen dem Rhein und Neckar bei Mannheim zurückgelassen. In dem Augenblick überschritt der Feind wieder den Rhein und nöthigte die Kaiserlichen gegen die Bergstraße, den Landsturm gegen Aschaffenburg zurückzuweichen. Am 16. October erschienen die Franzosen vor Mannheim, Ladenburg und Heidelberg zum Angriff. In Heidelberg suchten sie die Brücke zu erstürmen; anfangs zurückgeworfen, erhielten sie zur rechten Zeit eine Verstärkung von drei Reiterregimentern, die bei Ladenburg durch eine Furth des Neckars gegangen waren und die Stadt von der andern Seite bedrohten. Die Oesterreicher zogen sich neckaraufwärts und bis hinter die Enz zurück; Philippsburg ward von Neuem eingeschlossen. Es kamen aber Unterstützungen vom Oberrhein und Schwarzwald; der Herzog von Württemberg, dessen Land zunächst bedroht war, ließ sich durch den Erzherzog bestimmen, fünf Bataillone, eine Schwadron und zehn Geschütze ausrücken zu lassen, so daß zu Ende October am Neckar und der Enz wieder zwölftausend Mann gegen die Franzosen vereinigt waren. Ein Angriff, den die Letzteren in der Richtung auf Bietigheim unternahmen (3. Nov.), gab den Kaiserlichen Gelegenheit, einen glücklichen Schlag zu führen, sie zurückzudrängen, Philippsburg wieder frei zu machen. Sie folgten dem Feinde bis Sinsheim und Langenbrücken und hätten ihn weiter gedrängt, wenn — die Württemberger nicht durch einen gemessenen Befehl ihres Herzogs angewiesen gewesen wären, an der Gränze stehen zu bleiben! Ein neuer Angriff, den die Franzosen dann mit stärkerer Macht wagten (16. Nov.), bestimmte die Oesterreicher, in ihre früheren Stellungen zurückzugehen; Verlust hatte nur die Philippsburger Besatzung, die sich bei Lusheim in lebhaften Kampf eingelassen und in Gefahr kam, abgeschnitten zu werden. Die Festung ward von Neuem eingeschlossen.

Jetzt kamen Verstärkungen vom Erzherzog, welche die Kaiserlichen an der Enz in Stand setzten, anzugreifen. Der Führer dieser Colonnen, Feldmarschallieutenant Sztarray, begann den Angriff am 2. December; während Wrede mit dem pfalzbairischen Contingent den linken Flügel der Franzosen bei Neckarelz beschäftigte, ging die Hauptmacht der Kaiserlichen auf der Heilbronner Straße gegen Sinsheim und Dühren vor, warf den Feind aus seinen Stellungen dort auf Wiesloch zurück, zwang ihn durch eine andere Colonne, die Höhen von Menzingen preiszugeben und nach hartnäckiger Vertheidigung auch Odenheim zu verlassen. Bruchsal ward von den Franzosen geräumt, Philippsburg abermals entsetzt. Am nächsten Morgen erneuerte sich der Kampf; die Kaiserlichen drängten nach dem Rheinthal vor, die Franzosen wurden von der Elsenz nach Wiesloch, dem sich bereits eine andere öster-

reichische Colonne durch das Angelthal näherte, zurückgeworfen. Hier kam es noch zu einem lebhaften Gefecht, das mit dem Sieg der Kaiserlichen endete. Die Franzosen waren bis an den Rhein gedrängt; ihr linker Flügel, von Wrede bei Lobenfeld festgehalten, war von der Hauptmacht getrennt und es drohte ihm das Schicksal, abgeschnitten zu werden. Das abzuwenden, nahm der französische Feldherr zu einer Kriegslist seine Zuflucht; unter dem Vorwand, es sei ein Unterhändler mit Friedensanträgen auf dem Wege nach Wien, schlug er einen Waffenstillstand vor, den Sztarray, offenbar ohne Kenntniß von der Lage des Gegners, mit dem Vorbehalt annahm, daß ihn der Erzherzog genehmige. Bis dessen ablehnende Antwort eintraf, hatten die Franzosen Zeit gewonnen, ungefährdet ihren Rückzug über den Rhein anzutreten.

In Oberitalien waren die Franzosen auf die Umgebung von Genua beschränkt. Auch nach Suworoffs Abzug hatte sich das Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien nicht geändert; von den Oesterreichern waren neue Erfolge errungen, der letzte feste Punkt in Sardinien, Coni, belagert und erobert worden. In Mittelitalien lagen die Dinge nicht günstiger für die Franzosen; ihre Besatzungen in Toskana und im Kirchenstaate waren vereinzelt und konnten sich nicht behaupten; Ancona, von der Seeseite eingeschlossen, ward auch zu Lande belagert und am 13. November zur Uebergabe gezwungen.

Allein alle diese Erfolge im Einzelnen wogen die Thatsache nicht auf, daß die Frucht der großen Siege dieses Jahres verscherzt, die Coalition im innersten Wesen erschüttert war. Entzweit und geschwächt gingen die Sieger von Stockach und Zürich, von Cassano, der Trebbia und von Novi aus dem großen Kampfe hervor und das in einem Augenblicke, wo in Frankreich der Verwirrung der Factionen endlich ein Ziel gesetzt war und ein Mann, wie Bonaparte, die dictatorische Gewalt in seiner Hand vereinigte.

Sechster Abschnitt.

Der Friede von Luneville.

In die letzten Tage des Kampfes, der die Geschichte des Jahres 1799 ausfüllte, fiel ein Ereigniß, von dessen Folgen die nächsten funfzehn Jahre der europäischen Entwicklung beherrscht sind: der Staatsstreich vom 18. und und 19. Brumaire (9. — 10. Nov.), welcher Bonaparte die dictatorische Gewalt über Frankreich in die Hand gelegt hat. Seit geraumer Zeit war ein Umschwung zu Gunsten der militärischen Gewalt vorauszusehen; daß er auf diese Weise und durch diesen Mann erfolgt ist, gab den Ereignissen vom 9. und 10. November eine weitreichende, welthistorische Bedeutung.

Der Kreislauf der Revolution war bei einem Punkte angelangt, wo das Volk selbst, von den Parteikämpfen gesättigt und der wechselnden Erschütterungen müde, nach einer festen, energischen Regierung begehrte, welche Ordnung brachte und die Wohlthaten der großen Umwälzung zugleich vor dem Unfuge revolutionärer Factionen und dem Andrange einer blinden Reaction sicherzustellen versprach. Die neue politische Gesellschaft, die aus der chaotischen Zerrüttung alles Alten hervorgegangen war, vor Allem der Mittelstand, der sich auf den Trümmern des Feudalstaates ausgebildet, dürstete nach einer festen Ordnung und Gewalt im Staate. Ein schwankendes Advocatenregiment, das, der Majorität nicht sicher, alle Künste anwenden mußte, um sich zu behaupten, Factionsregierungen, die sich in rascher Folge zum Theil gewaltsam einander verdrängten, verbrauchte parlamentarische Parteien ohne rechten Rückhalt im Volke waren nicht dazu angethan, diesem nationalen Bedürfniß zu genügen. Eine lässige, nichts weniger als unbescholtene Verwaltung, deren Annalen mit revolutionären Unarten und Gewaltthätigkeiten erfüllt waren, mußte die Sehnsucht nach einer festen, staatsmännischen Leitung steigern, selbst wenn diese zunächst im Gewande militärischer Alleinherrschaft auftrat. Man hatte den Reiz des parlamentarischen

Wesens bis zur Uebersättigung gekostet; man wollte einen Ordner und Gesetzgeber, auch wenn derselbe ein soldatischer Dictator war.

Die neue Regierung, wie sie Bonaparte als erster Consul schuf, machte gleich in ihren Anfängen den zweifellosen Eindruck, daß sie im Stande sei, das zu werden, was das Bedürfniß des Staates und der Gesellschaft von ihr verlangte; jede ihrer Handlungen zeigte Fähigkeit, schöpferische Kraft und bei aller Unbeschränktheit der Gewalt vorerst auch noch Maß und Selbstbeherrschung. Die Ordnung der Finanzen, unter dem letzten Regime heillos verwirrt, ward neu geschaffen, dem Heere, das an dem Nöthigsten Mangel litt, die eifrigste Fürsorge zugewendet. Revolutionäre Gewaltmaßregeln, die an die Schreckenszeit und an das System der schrankenlosen Requisition erinnerten, wurden beseitigt, den Royalisten und Emigrirten durch Schritte der Milde der Beweis gegeben, daß die neue Regierung sich stark genug fühlte, um der Mittel des Terrorismus nicht zu bedürfen. Die offene Wunde des Bürgerkrieges im Westen ward erst jetzt geschlossen; die Despotie der Irreligiosität verschwand, die freie Religionsübung ward zum ersten Male zur Wahrheit, der Priesterstand hörte auf verfolgt zu werden. Eine feste und zusammenhängende Organisation von verwaltenden und richterlichen Behörden war eine Wohlthat, die man nach langer Anarchie mit doppeltem Danke begrüßte; daß alle diese neuen Schöpfungen das Streben nach monarchischer Allgewalt und Centralisation stark ausprägten, empfand man weniger lebhaft, nachdem man seit Jahren jeder festen und gesetzlichen Ordnung hatte entbehren müssen. War doch die Herrschaft der Factionsmenschen, der politischen Intriganten und ihrer Creaturen beseitigt; die Männer, die Bonaparte um sich sammelte, waren die Fähigsten aus allen Parteien. Die Tüchtigkeit fand jetzt wieder ihre Stelle, nachdem seit Jahren nur der Parteigeist geherrscht; Alles, was die neue Regierung unternahm, trug ein frisches, geistvolles Gepräge und im Wetteifer drängten sich alle Leute von Fähigkeit und Geschick heran, um diesem thatkräftigen und genialen Regimente ihre Dienste zu widmen.

In Deutschland legte man vorerst diesem Wechsel die Bedeutung nicht bei, die er verdiente. Die große Mehrzahl der Menschen sah dort dem Staatsstreiche vom Brumaire ungefähr mit derselben Neugierde zu, womit sie alle vorausgegangenen Aufstände vom Thermidor, Fructidor, Floreal und Prairial betrachtet hatte; die Organe der Regierungspolitik nahmen die Miene der Geringschätzung an und suchten die neue Gewalt nur wie eine abenteuerliche Episode in der Geschichte der Revolution darzustellen. Was es bedeutete, wenn sich dort die Zustände ordneten, und eine fähige, unternehmende Gewalt diese Fülle von materiellen und moralischen Kräften, die bisher chaotisch durcheinander gährten, mit fester Hand zusammenfaßte — was dies bedeutete, davon schien für's Erste noch nirgends in Deutschland eine recht klare Ansicht durchzudringen. Und doch mußte sich die Wirkung zu allernächst

in dem Gange der kriegerischen Ereignisse kundgeben. Wenn im verflossenen Jahre die französischen Heere allenthalben hinter den Erfolgen der früheren Feldzüge zurückblieben, so lag davon die wesentliche Ursache in den innern Verhältnissen Frankreichs: in dem Mangel einer tüchtigen und sorgsamen Regierung, in der Entbehrung der nothwendigsten Hülfsmittel. Es mangelte dem Soldaten nicht nur an Sold und Lebensbedürfnissen, die er sich durch Requisition erwerben mußte; es fehlte an Pferden, Waffen, Munition. Wie ganz anders mußte sich dies unter einer Regierung gestalten, die sich gleich gut darauf verstand, sich die Mittel zu verschaffen und sie an der rechten Stelle zu gebrauchen! Daß zudem die Kriegsleitung unter dem Sieger von 1796 eine andere sein würde, als unter einem vielköpfigen Regimente von Advocaten und Parteimännern, das ließ sich mit Gewißheit erwarten. Darum war es wohl zeitgemäß, was der Erzherzog Karl*) an die vorderen Reichskreise aussprach, als auf die erste Nachricht vom Brumaire die kurzsichtige Leichtgläubigkeit einen nahen Frieden prophezeite und die Selbstsucht begierig den Vorwand ergriff, die kaum begonnenen Rüstungen wieder einzustellen: „es sei, meinte er, jetzt mehr als je an der Zeit, die Anstrengungen zu verdoppeln, die Streitkräfte zu vermehren und den zur Selbstvertheidigung reichsschlußmäßig erneuerten und bestätigten Entschluß mit allem Ernste und aller Thätigkeit zu vollziehn."

Allerdings nahm Bonaparte die Miene der Friedensliebe an, wenn auch nur in der Absicht, in den Augen der Welt das Gehässige der Schuld an dem Kriege den Gegnern zuzuwenden. Er schrieb persönlich an den König von England und an den Kaiser, schwerlich in der Erwartung, daß dieser Weg zum Frieden führen werde, wohl aber in der richtigen Voraussicht, daß solch ein Schritt, öffentlich bekannt gemacht und mit der Ablehnung der Gegner verglichen, auf die große Menge den Eindruck machen werde, der erste Consul wolle den Frieden, nur England und Oesterreich seien es, die ihn hinderten. Es war der gleiche Ton, wie vor dem Vertrage von Leoben, den Bonaparte in dem Schreiben an Kaiser Franz II. anschlug (26. Dec.): „Jedem Gefühle eiteln Ruhmes fremd, wünsche ich vor Allem, neues Blutvergießen zu hindern. Alles läßt erwarten, daß der nächste Feldzug die Zahl der Opfer, die der Wiederausbruch des Krieges schon gekostet hat, verdreifachen wird. Der bekannte Character E. M. läßt mir über den Wunsch Ihres Herzens keinen Zweifel; wird diesem Wunsche allein nachgegeben, so sehe ich die Möglichkeit, die Interessen beider Nationen zu versöhnen". Während ein ähnlicher Brief an Georg III. in England eine kühle ministerielle Ablehnung fand, beantwortete Thugut das an seinen Kaiser gerichtete Schreiben minder schroff (Januar 1800). Ohne sich zu bestimmten Eröffnungen herbeizulassen, hieß der kaiserliche Minister die jüngste Wendung der

*) Circularschreiben d. d. 4. Dec. 1799, in Reuß Staatscanzlei 1799. IX. 131 f.

französischen Angelegenheiten in verbindlichem Tone willkommen und sprach die Erwartung aus, daß eine mäßigere und friedfertigere Politik durch das neue Oberhaupt Frankreichs werde vorbereitet werden. Die Antwort schien dem ersten Consul nicht ungünstig; denn er ließ durch Talleyrand erklären, er sei bereit, den Frieden auf der Grundlage von Campo Formio zu erneuern und einstweilen einen allgemeinen Waffenstillstand einzugehen.*)

Es liegt kein Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln. Der Friede von Campo Formio gewährte Frankreich die weitesten Gränzen, die es im eignen Interesse wünschen konnte; er umgab es mit Tochterrepubliken, die vom Golf von Genua bis zur Nordsee sein Gebiet beschützten. Der Friede von Campo Formio — davon haben wir uns früher überzeugt — war recht eigentlich Bonaparte's Werk; weiter zu gehen und sich mit den abenteuerlichen Projecten des Directoriums zu befassen, schien ihm damals (1797) weder in seinem eignen, noch in Frankreichs Interesse zu liegen. Wenn er darum jetzt, nach einem weniger glücklichen Feldzuge der französischen Heere, worin sie am Rheine keine Fortschritte gemacht, Italien verloren und nur in der Schweiz und Holland sich behauptet hatten, wenn er jetzt ohne Schwertstreich diesen günstigen Frieden wiedererlangte, die Coalition auflöste, Oesterreich vom britischen Interesse trennte und nur mit England den Kampf ferner auszufechten hatte, so war damit Alles erreicht, was in seinen billigen Wünschen liegen konnte. Krieg um jeden Preis konnte seine Politik nicht sein, wohl aber ein ehrenvoller Friede, der ihm auf dem Continent Ruhe und im Innern die Mittel schaffte, die neu errungene Gewalt friedlich zu befestigen. Hat er es doch selbst zu Luneville, nach den Siegen von Marengo und Hohenlinden, in seinem Interesse gefunden, über die Grundlagen von Campo Formio nicht wesentlich hinauszugehen.

Anders lag die Sache für Oesterreich; die Erfahrungen nach jenem Frieden, zumal die Vorgänge in Rastatt, waren nicht dazu angethan, zu den Grundlagen von Campo Formio großes Vertrauen zu wecken. Zwar stellte Frankreich jetzt Modificationen in Italien und eine stärkere völkerrechtliche Garantie für die Existenz der kleineren Staaten in Aussicht, aber die Lage hatte sich seit 1797 zu Gunsten Oesterreichs verändert. Es hatte Italien mit den Waffen in der Hand fast völlig erobert; Frankreich konnte ihm hier kaum mehr etwas bieten, was es nicht schon besaß. Den Lieblingswunsch der Thugut'schen Politik, die Erwerbung Baierns, hatte Frankreich zu Campo Formio versprochen zu erfüllen, aber das Versprechen war damals ungelöst geblieben und hatte ohne Zweifel auch jetzt keine Aussicht, verwirklicht zu werden. Unter dem Einflusse solcher Betrachtungen war die Antwort entworfen, die Thugut der französischen Regierung gab. Der Friede von Campo

*) S. Du Casse histoire des negoc. dipl. relatives aux traités de Mortfontaine, de Lunéville et d' Amiens. Paris 1855. II. S. 3—8.

Formio war darin als Basis der Unterhandlung abgelehnt, und der gegenwärtige Besitzstand, wie ihn der jüngste Krieg geschaffen, als Grundlage gefordert. Dem Ansinnen eines Separatfriedens war mit der Forderung begegnet, daß die Vertreter aller kriegführenden Mächte zu den Unterhandlungen zugelassen werden sollten. Bonaparte lehnte das nicht geradezu ab; es war ihm vor Allem um die Anknüpfung mit Oesterreich zu thun; wenn er damit auch nur Zeit gewann, so war dies nicht ohne Bedeutung für den künftigen Feldzug. Aber Oesterreich machte die weitere Verhandlung erst von den Aeußerungen seiner Verbündeten abhängig. Von den Verbündeten war freilich nur noch England zu zählen. Rußland sah sich, ohne darum mit Frankreich schon im Frieden zu sein, doch als aus der Coalition ausgeschieden an.

Vergebens hatten österreichische und britische Unterhändler Suworoff noch auf dem Rückmarsche nach Rußland umzustimmen gesucht; vergebens wurden in Petersburg selbst beim Kaiser gleiche Anstrengungen gemacht. Die Thugut'sche Politik und die Wiener Kriegführung, die Vorgänge in Italien und das Mislingen in Holland, Alles hatte in gleichem Maße das reizbare und launenvolle Gemüth Pauls gegen seine ehemaligen Verbündeten erbittert. Auch wo höchstens Mangel an Geschicklichkeit die Schuld trug, wie bei den letzten Erörterungen mit dem Erzherzog, sah er bösen Willen und Perfidie; wo untergeordnete Organe Misgriffe begingen, wie bei der Misachtung seiner Flagge zu Ancona, erblickte der Czar eine absichtliche Kränkung. Bei einem Manne, der so ganz nach persönlichen Anwandlungen handelte, war aber mit allen diplomatischen Künsten nicht wieder gut zu machen, was einmal verdorben war. Und man durfte nie vergessen, Paul war der einzige Mann in Rußland, der in königlicher Großmuth und Uneigennützigkeit den Kreuzzug gegen die Revolution unternommen hatte; die Ueberlieferung und der Instinct russischer Politik drängte vielmehr darauf hin, Mitteleuropa sich im Kampfe gegen die Revolution verbluten zu lassen und indessen den eignen Interessen im Osten ungestört nachzugehen. Es hat sich dies nachher 1805 in den Vorgängen nach Austerlitz und 1807 bei dem Frieden von Tilsit grell genug kund gegeben; auch damals sind solche Gedanken, die unter den russischen Feldherrn und Staatsmännern heimisch waren, ohne Zweifel der Abneigung des Czaren zu Hülfe gekommen.

Frankreich hatte also wahrscheinlich nur noch mit England und dem Kaiser zu kämpfen; die Streitkräfte des Feldzugs von 1799 traten nicht mehr in voller Stärke auf den Kampfplatz. Daß die Coalition sich verstärken, durch neue Bündnisse erweitern werde, war nicht zu erwarten; an der einzigen Stelle, wo das im vorigen Jahre eine Zeit lang gehofft worden, in Preußen war die Neutralität neu befestigt. Dem Directorium zwar wäre es auf die Dauer vielleicht schwer geworden, das Schwert Preußens in der Scheide zu halten; ein im Innern und nach Außen so revolutionäres Regi-

ment konnte selbst die kleinmüthige Politik, die das Erbe Friedrichs des Großen verwaltete, zuletzt in die Bahnen der Coalition drängen. Das jacobinische Gebahren in Italien, der Schweiz und längs der deutschen Gränze hatte doch 1798—99 in Berlin Bedenken erweckt; dazu kam damals das ungestüme, fast drohende Drängen des Czaren; es war nicht unmöglich, daß man eines Tages, wenn dieser Zustand dauerte, sich mit schwerem Herzen doch zum Kriege entschloß, weil er als das kleinere Uebel erschien. Die Erhebung Bonaparte's war zunächst ein Gegengewicht gegen die Wiederkehr solcher Schwankungen. Noch waren die Zeitgenossen im Zweifel, ob in dieser Hülle ein Monk oder ein Cromwell verborgen sei; aber daß mit ihm die bedeutungsvolle Aera eines fähigen und energievollen Herrschers begonnen war, darüber konnte weder Freund noch Feind sich täuschen. Ein Mann, der die Factionen unterdrückte, Ordnung herstellte, der revolutionären Gährung ein Ziel setzte und allenthalben in straffen, militärischen und monarchischen Formen verfuhr, ein solcher Mann mußte gerade dem monarchischen Europa mehr imponiren, als das zugleich gewaltthätige und doch ohnmächtige Regiment eines Barras und Rewbel. Versagten ihm doch selbst die Bourbons ihre Bewunderung nicht, so lange sie der Täuschung lebten, er werde der Monk ihrer Wiederherstellung sein; fühlte sich doch ein Mann, wie Paul I., unwillkürlich hingezogen zu einem Diktator, dessen Regiment so sehr zu seinem Ideal von Ordnung und Gehorsam stimmte! Auch in Berlin verschloß man sich diesem Eindruck nicht; wenn Bonaparte, wie er im Innern Ordnung hielt, so nach Außen dem revolutionären Gebahren seiner Vorgänger ein Ende machte, so hatte er nirgends aufrichtigere Anerkennung zu erwarten, als am preußischen Hofe. Man war dann froh, mit bessern Gründen, als bisher, sich des Drängens der Coalition erwehren zu können.

Die Taktik des ersten Consuls war für diese Lage meisterhaft berechnet; seinem Bemühen, durch Mäßigung Vertrauen zu erwecken, kam man in Berlin schon auf halbem Wege entgegen und bald war das Verhältniß Preußens zu Frankreich inniger, als jemals seit 1792. Es war Bonaparte nicht unbekannt, mit welchen Gründen sich die Berliner Neutralitätspolitik vor sich selber rechtfertigte. Von den Lasten des Krieges verschont zu bleiben, dem Norden Deutschlands den Frieden zu erhalten, nach keiner Seite hin gebunden, in voller Freiheit des Willens zu sein und im günstigen Moment vermittelnd, ja schiedsrichterlich zwischen die Parteien treten zu können, und dann vielleicht reicheren Lohn zu ernten, als ihn selbst ein glücklicher Feldzug geben konnte — das waren die Illusionen, womit dort die Friedenspolitik aus der Noth eine Tugend machte und ihre Haltung seit 1795 als höchste politische Weisheit darzustellen bemüht war. Es kann seltene Fälle geben, wo eine solche Staatskunst zum Ziele führt; aber dann muß sie mit furchtloser Energie und Wachsamkeit geleitet und von einem unangetasteten An-

sehen getragen sein, sie darf nicht aus Schwäche und Mistrauen in die eigene Kraft entspringen.

Der erste Consul, der sechs Jahre später diese Politik bitter und schonungslos verdammte, fand es jetzt noch seinem Interesse gemäß, das Berliner Cabinet in solchen Bahnen festzuhalten; er schmeichelte der Illusion, daß die neutrale Stellung eine freie und starke sei, er bestärkte die Meinung, daß auf diesem Wege Preußen die Rolle des Vermittlers und Schiedrichters von selber zufallen müsse. Seine Weise, Preußen zu behandeln, war viel feiner und geschickter, als das Verfahren des Directoriums. Er schickte nicht einen Mann, wie Sieyes, als Gesandten, dessen revolutionäre Vergangenheit in Berlin doch etwas betreten machte; er sandte jetzt als außerordentlichen Botschafter seinen Adjutanten Duroc, dessen einfache und anspruchlose Persönlichkeit für den Hof Friedrich Wilhelms III. sehr gut berechnet war. Seine Mission schien nur bestimmt, dem preußischen Hofe eine Aufmerksamkeit dadurch zu erweisen, daß Bonaparte durch einen seiner Vertrauten den Regierungswechsel in Frankreich besonders anzeigen ließ. Der wahre Zweck ging weiter: Duroc, der Ende November 1799 in Berlin ankam, sollte den jüngsten Umschwung als eine Rückkehr zur Ordnung und zu bessern politischen Ueberlieferungen schildern, die friedlichen Ideen des ersten Consuls betheuern und Preußen in dem Gedanken bestärken, daß, wenn es nicht ein enges Bündniß mit Frankreich eingehen wolle, sein neutrale Stellung die beste sei, um in dem europäischen Kampfe die Rolle des Schiedsrichters zu gewinnen. Duroc erreichte in der Hauptsache seinen Zweck; man war in Berlin sichtbar befriedigt, daß man der neuen französischen Regierung gegenüber die Scheu und Zurückhaltung ablegen konnte, zu der man in den letzten Zeiten des Directoriums bisweilen genöthigt war. Auch in der Wahl des ordentlichen Gesandten war Bonaparte glücklich; er schickte wieder einen Soldaten, den General Beurnonville, dessen politische Antecedentien nicht anstießen und der durch seine Gefangenschaft auf österreichischen Festungen mit bitterem Hasse gegen die Wiener Politik erfüllt war. Er war sehr gut dazu geeignet, in Berlin die Antipathie gegen Oesterreich zu nähren und, indem er in die politischen Reminiscenzen von 1794 und 1795 einging, das Vertrauen der preußischen Staatsmänner zu wecken. Zugleich unterließ Bonaparte nicht, durch kleine Aufmerksamkeiten die günstige Stimmung in Berlin zu pflegen. Er ließ sich z. B. eine Büste Friedrichs des Großen ausbitten, um einen Saal in den Tuilerien damit zu schmücken. Die französischen Geschichtschreiber versichern, es sei das eine „geschickte Schmeichelei" gegen Preußen gewesen und es scheint allerdings, als habe man in Berlin die Sache so aufgenommen.

Wenn Preußen freilich hoffte, den ersten Consul zu milderen Bedingungen, z. B. einer Modification der Rheingränze zu bestimmen, so war das ein Irrthum, obwol Bonaparte vorerst nicht durch eine runde Ablehnung die Illusion störte. Er ließ Preußen noch in dem Glauben, es werde Milde-

rungen erlangen; denn es hatte ihm in diesem Augenblicke wichtige Dienste zu leisten. Das Berliner Cabinet sollte ihm die Brücke eines Einverständnisses mit den Czaren bahnen und Pfalzbaiern von der Coalition losreißen. Kurze Zeit, bevor der Krieg neu begann, machte er darüber (März 1800) dem preußischen Gesandten in Paris bestimmte Eröffnungen. Er ließ die Frage der Rheingränze zweifelhaft, so daß man in Berlin glauben konnte, Frankreich werde sich mit einem Theile des linken Rheinufers begnügen; er stellte die „Unabhängigkeit" Hollands, der Schweiz und Italiens in Aussicht und versprach Preußen eine bedeutsame Mitwirkung an den Friedensverhandlungen. Aber er verlangte als Gegendienst die Vermittlung in Petersburg und München, um an beiden Stellen die Coalitionspolitik aus dem Felde zu schlagen. Preußen hatte an der wichtigsten Stelle, in St. Petersburg, bereits vermittelnde Schritte gethan, um den Czaren und den ersten Consul einander näher zu bringen. Bei Pfalzbaiern aber war die Coalition der Bonaparteschen Politik zuvorgekommen; der Kurfürst hatte im Einklange mit dem mit Rußland abgeschlossenen Septembervertrage Unterhandlungen mit Großbritannien wegen Subsidien angeknüpft. Es war darüber mit dem bekannten britischen Unterhändler Wickham am 16. März zu München ein Vertrag zu Stande gekommen, durch den Baiern ganz in die Coalition eintrat, sich verpflichtete, keinen Sondervertrag mit Frankreich abzuschließen und gegen britische Subsidien zwölftausend Mann ins Feld zu stellen. Derselbe Unterhändler schloß im folgenden Monate zwei fast gleichlautende Verträge mit dem Herzoge von Württemberg, und mit dem Kurfürsten von Mainz, wonach Jener fünftausend, dieser 3264 Mann unter ähnlichen Bedingungen ins Feld zu stellen hatte.*) Dem Letzteren wurde zugleich für den Landsturm eine Geldentschädigung von der britischen Regierung zugesagt, um, wie es in dem Vertrage hieß, die durch diese braven Truppen geleisteten Dienste öffentlich anzuerkennen. Die lockende Aussicht auf eine ähnliche Prämie verursachte große Thätigkeit unter den süd- und westdeutschen Reichsständen, und im schwäbischen und fränkischen Kreise berieth man sich über die allgemeine Volksbewaffnung. Doch war als Ergebniß nur dasjenige der Rede werth, was Oesterreich in seinen schwäbischen Gebieten zusammenbrachte.

Indessen hatte der Krieg wieder begonnen. Das österreichische Heer am Oberrhein hatte Kray zum Oberbefehlshaber erhalten, nachdem der Erzherzog, gesättigt an den Erfahrungen des vorigen Jahres, zurückgetreten war; in der Stärke von mehr als 100,000 Mann dehnte es sich von Vorarlberg und Graubündten an über den Schwarzwald bis zum Oberrhein, Neckar und

*) Die Verträge von München (16. März), Ludwigsburg (20. April), Pfohren (30. April) s. in Martens recueil T. VII. 418. u. supplém. II. 256. 269.

Main hinaus; auf der fast vierzig Meilen langen Linie standen an keiner Stelle mehr als 10—12,000 Mann vereinigt.*) Die Franzosen waren weniger durch ihre Zahl als durch ihre concentrirtere Stellung überlegen; Moreau, ihr Führer, hatte im Widerspruch mit Bonaparte den Plan entworfen, die Kaiserlichen über den Ort des Rheinüberganges zu täuschen, ihre dünnen Linien zu durchbrechen und die einzelnen zerstreuten Corps nach der Donau zurückzuwerfen. Am 25. April begannen die Bewegungen am Oberrhein bei Kehl und Breisach, welche die wahren Richtungen des französischen Ueberganges maskiren sollten; das Vorrücken in der Richtung auf Bühl und Freiburg bestärkte die Oesterreicher in dem Glauben, daß es, wie 1796, auf einen Uebergang der Schwarzwaldpässe abgesehen sei. Kray traf Anstalten, größere Massen bei Villingen und Donaueschingen zu vereinigen; die Franzosen griffen die auf dem südlichen Schwarzwald aufgestellten Posten an und erkämpften den Uebergang über die Wutach, indessen Lecourbe (1. Mai) zwischen dem Bodensee und Schaffhausen die entscheidende Bewegung ausführte. Dort, wo nur ein dünner, weit ausgedehnter Cordon der Kaiserlichen stand, ward der Uebergang ohne große Opfer erlangt und die Oesterreicher auf Engen und Stockach zurückgeworfen. Die auf einem Bergkegel gelegene württembergische Veste Hohentwiel, die einst Conrad Wiederhold im dreißigjährigen Kriege mit unerschütterlichem Heldenmuth Jahre lang vertheidigt, wurde jetzt von dem Commandanten, ohne daß ein Angriff drohte, übergeben (2. Mai) und durch die Franzosen geschleift. Die französische Macht stand nun auf ziemlich engem Raume vom Schwarzwald bis zum Bodensee vereinigt, während die Oesterreicher, von Stockach bis an die Murg ausgedehnt, wenigstens ihre Aufstellungen und Magazine bei Engen und Stockach vor einem plötzlichen Ueberfalle zu schützen suchten. Doch waren die Franzosen in zu entschiedenem Vortheil, als daß ihr Vordringen hätte gehindert werden können. Am 3. Mai kam es bei Engen und Stockach zu einer Reihe von lebhaften Gefechten, die nicht zu einer Niederlage der Oesterreicher führten, aber doch mit ihrem Rückzuge endigten. Zwei Tage später schlug man sich von Neuem bei Mößkirch; die Kaiserlichen fochten mit äußerster Hartnäckigkeit und der Verlust

*) Die österr. militär. Zeitschr. 1836. I. 251 gibt die Stärke der kaiserlichen Armee auf 101,734 Mann an, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß davon 24,000 Mann in Graubündten, Vorarlberg und am Bodensee standen, also auf die Vorgänge am Oberrhein nur sehr mittelbar einwirken konnten. Die glaubwürdigsten Angaben der Franzosen geben das Corps bei Straßburg unter Sainte-Suzanne auf 18,000, das bei Altbreisach unter Gouvion St. Cyr auf 30,000, das bei Basel unter Moreau selbst auf 26,000, und die unter Lecourbe von Laufenburg bis Ragatz aufgestellten Streitkräfte auf 29,000 Mann an. Durch die Vertheilung waren also die Franzosen unzweifelhaft überlegen, auch wenn ihre Geschichtschreiber durch Zusammenzählung alles dessen, was in Tirol als Landsturm aufgeboten oder weit vom Kriegsschauplatze weg ohne Nutzen aufgestellt war, eine höhere Ziffer des österreichischen Heeres herausbringen.

des Feindes war kaum geringer, als der ihrige, aber der Erfolg des Kampfes war wieder nur ein theuer erkaufter Rückzug. Sie nahmen ihren Marsch längs der Donau; in Oberschwaben kam es abermals bei Biberach, dann an der Iller bei Memmingen zum blutigen Zusammenstoß; hierauf vereinigten sich die verschiedenen Corps bei Ulm, wo sie eine Stütze gegen das weitere Vordringen des Feindes zu finden hofften. Ulms natürliche Lage war durch eine Reihe von Befestigungen auf den Höhen, die zusammen ein verschanztes Lager bildeten, gut verstärkt und die erschöpfte Armee, welcher die ungünstigen Gefechte der letzten acht Tage beträchtlichen Verlust gekostet hatten, konnte hier die nöthige Ruhe und moralische Kräftigung finden. Es waren noch einige sechzigtausend Mann, die Kray dort vereinigte; die Franzosen mochten wohl um zehntausend Mann stärker sein, aber die kleine Ueberlegenheit der Zahl war durch die starke Stellung der Kaiserlichen vollkommen ausgeglichen.*) Eben diese Stellung und die Besorgniß, die Verbindung mit der Schweiz zu verlieren, war es auch, weshalb Moreau das Ansinnen seiner ungeduldigen Unterfeldherren, das Lager kurzweg zu erstürmen, von der Hand wies und nur äußerst bedächtig zu Werke ging, um die Kaiserlichen zum Verlassen der Stellung von Ulm zu zwingen. Er setzte sich mit dem größeren Theil seiner Macht gegen den Lech in Bewegung (14. Mai) und hoffte damit Kray aus den Ulmer Schanzen herauszunöthigen, aber der kaiserliche Feldherr nahm vielmehr den Augenblick wahr, um gegen eine Blöße, die sich Moreau gegeben, einen raschen Schlag zu führen. Er brach am 16. Mai mit überlegener Macht gegen das Corps, das Moreau am linken Ufer der Donau zurückgelassen, hervor und versuchte demselben eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Bei Erbach wurde der Feind in Unordnung zurückgeworfen und wäre wohl einer Niederlage nicht entgangen, wenn der österreichische Angriff überall so kräftig geführt worden wäre wie dort. Aber den Franzosen kam noch zur rechten Zeit Hülfe durch eine Diversion am anderen Ufer; es gelang ihnen, sich wieder zu sammeln und, während die Oesterreicher sich in die Verschanzungen zurückzogen, ihre alten Stellungen wieder einzunehmen. Der Vorgang bewog Moreau nach Ulm zurückzukehren, wie es schien in der Absicht, jetzt doch das befestigte Lager geradezu anzugreifen. Allein er gab auch diesmal seiner natürlichen Vorsicht nach und wiederholte in der letzten Woche des Mai seinen Versuch, durch Bewegungen nach dem Lech den Gegner aus seinen Positionen herauszunöthigen. Am 28. ward Augsburg von den Franzosen besetzt, aber Kray ließ sich nicht verführen, die Schanzen von Ulm zu verlassen. Es war das Beste, was geschehen konnte; denn in ihren Angriffen waren die Oesterreicher nicht glücklich. Nachdem Moreau seine Stellungen

*) Thiers (hist. du consulat et de l'Empire I. 257) berechnet 80,000 Combattanten auf österreichischer, 72,000 auf französischer Seite und ruft prahlerisch aus: „C'était plus qu'il n'en fallait pour battre 80,000 Autrichiens!“ Daß diese Angabe stark an Uebertreibung leidet, ergibt sich aus der Geschichte der Kriege VI. 1. 166.

zwischen Donau, Iller und Lech genommen, wurde von Kray ein zweiter Versuch gemacht, sich mit überlegener Macht auf den etwas isolirten Flügel der Feinde zu werfen. Am 5. Juni ward auf den Theil der Franzosen, der in dem Winkel zwischen Lech und Iller etwas getrennt von der Hauptarmee stand, ein Angriff unternommen, dessen Erfolg noch ungünstiger war als beim früheren. Theils matt, theils ohne rechten Zusammenhang geführt, vermochten die Oesterreicher ihre Ueberlegenheit nicht zu nützen, sondern wurden mit Verlust unter die Schanzen von Ulm zurückgedrängt. Indessen hatte Moreau sich zu einer entscheidenden Bewegung entschlossen. Die Schwierigkeit, eine solche Truppenmasse längere Zeit auf dem rasch ausgesogenen Boden zu verpflegen, und die Ueberzeugung, daß durch die Hin- und Hermärsche zwischen Lech und Iller Kray sich nicht aus seinen Schanzen werde nöthigen lassen, drängten in gleichem Maße dazu. Die Verbindung mit der Schweiz zu erhalten, bisher für Moreau ein wesentlicher Gesichtspunkt, schien ohnedies nicht mehr so dringend, seit Bonaparte den Alpenübergang nach Italien glücklich durchgeführt hatte. So faßte der französische Feldherr den Entschluß, eine Strecke unterhalb Ulm auf das linke Donauufer zu gehen und durch die Bedrohung der österreichischen Rückzugslinie Kray aus seiner Stellung bei Ulm herauszuzwingen. Das Unternehmen war nicht ohne Schwierigkeit, da die Donaubrücken abgebrochen und die Uebergänge bei Günzburg, Gundelfingen, Lauingen, Dillingen, Donauwörth von feindlichen Abtheilungen besetzt waren. Am schlechtesten bewacht und am leichtesten wieder herzustellen schien der Uebergang bei Blindheim und Gremheim, eine kleine Strecke weit weg von dem Schlachtfelde von Hochstädt, wo den Franzosen einst im spanischen Erbfolgekriege durch Eugen und Marlborough eine vernichtende Niederlage war bereitet worden. Dort sollte der Uebergang erzwungen werden, während man an den anderen Stellen durch Scheinbewegungen die Aufmerksamkeit der Kaiserlichen beschäftigte. Am Morgen des 19. Juni ward unter Lecourbe's Leitung der Uebergang im Angesicht der beiden Dörfer unternommen. Eine Anzahl der besten Schwimmer warfen sich ins Wasser, während zwei Nachen ihnen Kleider und Waffen nachführten, und drängten die schwachen österreichischen Posten zurück. Die nur unvollkommen zerstörte Brücke war rasch wiederhergestellt und schon eine hinlängliche Zahl von Truppen auf das linke Ufer gebracht, bevor die Kaiserlichen mit Verstärkung heranrückten. Von zwei Seiten entspann sich nun der Kampf; es war eine Abtheilung Oesterreicher von der Donauwörther Straße her an das Ufer gekommen und stromaufwärts zeigte sich bei Dillingen eine andere Colonne. An beiden Stellen schlug man sich hartnäckig, aber den Franzosen blieb sowol das Schlachtfeld als der Donauübergang bei Dillingen. Eine Reiterabtheilung, die Kray zu Hülfe geschickt, ward bei Lauingen geworfen. Nicht glücklicher war eine Verstärkung, die noch spät am Abend anlangte: sie suchte durch einen lebhaften Angriff, der sich bis in die Nacht fortzog, die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen, mußte aber

ebenfalls weichen. So war durch eine Reihe von einzelnen Schlägen die stufenweise herangekommene Macht der Oesterreicher geworfen und ihnen an Gefangenen, Geschütz und Vorräthen beträchtliche Beute abgenommen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni war die ganze Linie von Günzburg bis gegen Donauwörth von den Franzosen besetzt, die Stellung Krays in Ulm also ernstlich bedroht. Er entschloß sich, die seit sechs Wochen behaupteten Schanzen zu verlassen, um die gefährdete Verbindung mit den Erblanden wieder zu gewinnen. Der Marsch war bei der Erschöpfung der Truppen nicht ohne Schwierigkeit, durch schlechtes Wetter, einen großen Troß vielfach gehemmt, aber der Feind beunruhigte ihn nicht und am 23. Juni war die kaiserliche Armee in Nördlingen angelangt. Erst hier näherte sich die Avantgarde Moreaus dem kaiserlichen Heere. Kray, von dem ungünstigen Gange der Dinge in Italien unterrichtet, schlug, um weiteren Verlegenheiten zu entgehen, einen Waffenstillstand vor; Moreau lehnte das Ansinnen ab, ließ aber auch den rückziehenden Feind unverfolgt. Er schickte einen Theil seines Heeres zur Belagerung von Ulm und Ingolstadt und wandte sich mit der Hauptmacht nach Baiern, um München zu besetzen, die Isarübergänge und die Straßen nach dem Inn zu gewinnen, auch wohl seine Truppen auf ein Terrain zu führen, das durch Requisitionen noch nicht so ausgeschöpft war, wie die schwäbischen Donaugegenden. Ungefährdet setzte Kray seinen Rückzug fort, erst bei Neuburg stellte sich ihm (27. Juni) eine französische Division entgegen, die unter hartnäckigem Widerstand zum Weichen gedrängt ward und, als sie Verstärkung erhielt, sich von Neuem stellte. In dem blutigen Handgemenge, das sich bei den Dörfern Unter- und Oberhausen noch bis in die Nacht fortsetzte, hat einer der tapfersten Soldaten Frankreichs, der „erste Grenadier" Latour d'Auvergne, seinen Tod gefunden. Die Besetzung der Isar, das Vorrücken des Feindes nach dem Inn nöthigte Kray, seinen Rückzug ohne Zögern fortzusetzen; in den ersten Tagen des Juli war die Isar, wenige Märsche später der Inn erreicht. Die Franzosen schienen auf die Verfolgung weniger Werth als darauf zu legen, daß sie sich in Baiern ausbreiteten, die Pässe nach Vorarlberg und der Schweiz hin besetzten und eine ungestörte Verbindung mit den an der graubündtner und tiroler Gränze operirenden Corps gewannen. Weiter nach Osten vorzudringen, nachdem er im Besitz der Isarlinie war, hielt Moreau nicht für räthlich; als jetzt Kray den Vorschlag eines Waffenstillstandes wiederholte, ging er um so bereitwilliger darauf ein, als auch in Italien eine Waffenruhe eingetreten war. Zu Parsdorf ward dann am 15. Juli ein Abkommen getroffen, wonach auf unbestimmte Zeit die Waffen ruhen sollten; die Linie, welche die Franzosen besetzt hielten, ging vom Splügen über Chur längs der vorarlberger Gränze über den Arlberg nach den Lechquellen, von da über Reutte am Lech und über den Walchensee, nach Gmünd, Ebersberg, Hohenlinden, Vilsbiburg; der östlich von dieser Linie gelegene Theil von Graubündten blieb neutral, das Engadin und

Münsterthal im Besitz der Oesterreicher. Die Besatzungen von Philippsburg, Würzburg, Ulm und Ingolstadt sollten von zehn zu zehn Tagen mit Lebensmitteln versorgt werden.

Imposanter waren die kriegerischen Ereignisse in Italien; wie im Jahre 1796 hatte Moreau den größeren Kriegsschauplatz und das zahlreichere Heer zur Verfügung, aber die Entscheidung ward durch Bonaparte auf dem Schlachtfelde seiner früheren Siege erfochten. Die Erbschaft, die das Directorium hinterlassen, eröffnete dem ersten Consul ein unermeßliches Feld schöpferischer Thätigkeit. Es galt, die Armee zu recrutiren, neue Aushebungen zu machen, entlassene Veteranen zu den Fahnen zurückzuführen, Pferde, Waffen, Vorräthe zu schaffen, kurz in dem knappen Zeitraum von wenigen Wochen alle die großen Lücken auszufüllen, die durch die Niederlagen des Jahres 1799 fast weniger, als durch die säumige und liederliche Verwaltung der gestürzten Regierung verschuldet waren. Was in der kurzen Frist geleistet werden konnte, war geschehen; Frankreich ging mit ganz anderen Kräften, besser gerüstet und geleitet und in frischerer, zuversichtlicherer Stimmung ins Feld, als es nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres zu erwarten war. Auf eine Stelle an der Spitze einer der Armeen schien Bonaparte vorerst zu verzichten; doch war die ganze oberste Leitung der Dinge wesentlich in seiner Hand. Wohl ließ er Moreaus eigener Meinung mehr Spielraum, als es sonst in seinem Wesen lag; aber er hielt doch auch wieder genau darauf, daß Moreau den Grundgedanken, der ihm bei dem Feldzuge nach der Donau vorschwebte, nicht aus den Augen ließ. Die österreichische Armee vom Oberrhein nach Ulm zu drängen, sie auf die Isar und den Inn zurückzuschieben, das war die wesentliche Aufgabe; wie sie erfüllt ward, war Moreau überlassen. Denn nur wenn dies gelungen, waren die französischen Stellungen in der Schweiz ungefährdet, die Alpenpässe offen und der Plan ausführbar, sich über einen der Gebirgswege in die Flanken der feindlichen Armee in Italien zu werfen; eine Aufgabe, die sich Bonaparte selber vorbehalten hatte. Sobald es Moreau gelang, die Oesterreicher in Deutschland fern zu halten und nach den Erblanden zurückzudrängen, wollte er, verstärkt durch einen Theil der Rheinarmee, plötzlich in der westlichen Schweiz erscheinen, über die beschneiten Alpenwege des Bernhard den Weg nach Oberitalien suchen, den Kaiserlichen, deren Thätigkeit noch auf Genua gerichtet war, dort in den Rücken fallen und in einer Entscheidungsschlacht ihnen den Frieden abzwingen, wie er ihn wollte. Es war die schwerste unter den kriegerischen Aufgaben dieses Feldzuges, die er sich gesetzt, aber sie war um ihrer eigenthümlichen Schwierigkeit willen auch wieder für ihn die reizendste und, wenn sie gelang, die an Erfolgen wie an blendender Glorie sicher die reichste.

Die Streitkräfte zu diesem Unternehmen wurden eifrig gerüstet und an

verschiedenen Orten gesammelt; indem er die öffentliche Aufmerksamkeit auf die sogenannte Reservearmee von Dijon lenkte, verbarg er der Welt seine wirklichen Rüstungen, die im Westen, im Süden Frankreichs und in Burgund thätig, aber mit kluger Absichtlichkeit nur bruchstückweise vorgenommen wurden, und machte seine Gegner glauben, das Häuflein von Rekruten und ausgedienten Leuten, das sich zu Dijon versammelte, sei wirklich die ganze Macht, die der pomphafte Titel „Reserve-Armee" verkündige. Damit aber das schwierige Werk gelang, war nicht allein das strengste Geheimniß nöthig, sondern es bedurfte auch der äußersten Anstrengung in Italien, damit die Oesterreicher bei Genua so lange festgehalten wurden, bis Bonaparte die Alpenpässe überstieg. War die französische Armee in Italien aufgerieben, bevor Bonaparte von den Höhen des Bernhard in die lombardische Ebene herabstieg, so war seine Lage nichts weniger als günstig und der kühne Alpenzug mochte dann den Menschen mehr wie ein verwegenes Abenteuer als im Glanze einer großen heroischen That erscheinen. Es waren noch etwa 36,000 Mann, die unter Massena an der genuesischen Küste standen, ein bescheidener Rest erprobter Truppen, die aber der nothwendigsten Mittel entbehrten und durch Mangel und Hunger tiefer demoralisirt waren, als das italienische Heer von 1796, bevor Bonaparte den Oberbefehl übernahm. Es stand gegen sie fast eine dreifache Macht im Felde, ein Heer, das sich ganz Italien bis auf die genuesische Küste erobert hatte und mit dem ganzen Selbstgefühl, wie es die Siege des vergangenen Jahres weckten, jetzt ins Feld zog. Wäre der kaiserliche Oberfeldherr Melas seiner ersten glücklichen Eingebung, den Feldzug schon im Februar zu eröffnen, gefolgt, so gab es wahrscheinlich zur Zeit, wo Bonaparte über die Alpen kam, keine französische Armee mehr in Italien.

Der Feldzug begann aber erst im April, etwa einen Monat vor der Zeit, wo Bonaparte daran denken konnte, seinen Marsch über die Alpen anzutreten. Die französische Armee war in drei Gruppen an der Küste des Mittelmeeres aufgestellt; Suchet bildete mit 13—14,000 Mann den linken Flügel am Var und bei Nizza und deckte mit 4000 Mann den Mont Cenis, das Centrum unter Soult mit 10—12,000 Mann deckte die Gebirgspässe der Apenninen, die Genua beschützten und in denen der Feldzug von 1796 begonnen hatte, ein Corps von 7—8000 Mann unter Miollis stand bei Genua und in der nächsten Umgebung. Was Melas dagegen zum Angriff heranführte, mochte beinahe das Doppelte an Zahl betragen und es lag die Gefahr nahe genug, daß es ihm gelingen werde, in die Pässe der Apenninen vorzudringen und die französische Armee zwischen Nizza und Genua zu trennen, den größeren Theil von Frankreich abzuschneiden und ihn, in Genua eingeschlossen, zur Uebergabe zu zwingen. Bonaparte hatte darum Massena ausdrücklich eingeschärft, seine Linie nicht zu weit auszudehnen, die Alpenpässe, wo die Natur den stärksten Schutz gab, nur durch kleine Abtheilungen zu

decken und vier Fünftheile seiner Armee bei Genua zu vereinigen. Allein Massena hatte das Bedenken, daß die Vereinigung des ganzen Heeres bei Genua die mäßigen Vorräthe dort rasch aufzehren und für eine Belagerung nichts mehr übrig lassen werde; auch ward er früher vom Feinde angegriffen, als es möglich war, die Concentrirung vorzunehmen. Vom 6. bis zum 18. April schlug man sich in den Apenninen, zum Theil an denselben Stellen, wo die ersten Waffenthaten des Feldzuges von 1796 geschehen waren; der Kampf war hartnäckig, für beide Theile verlustvoll, in den einzelnen Erfolgen wechselnd, aber im Ganzen zum Vortheil der Oesterreicher. Sie erstürmten die Höhen der Bocchetta, drängten Suchet und Soult in verschiedenen Richtungen zurück; die Trennung der beiden Gruppen des französischen Heeres war gelungen, ein Theil desselben gegen Nizza zurückgeschoben, ein anderer nach Genua hineingedrängt. Am 21. April ward die Stadt auch zu Lande eingeschlossen, nachdem die Blokade von der Seeseite durch ein englisches Geschwader schon vorausgegangen war. Eine rasche Einnahme war bei der großen natürlichen Stärke, die Genuas Lage gewährt, so leicht nicht zu fürchten; die gefährlichen Feinde der Franzosen waren Hunger und Mangel, die sich aller Voraussicht nach sehr bald einstellen mußten. Indessen suchte Massena durch lebhafte Ausfälle seine Truppen frisch und munter zu erhalten, war auch anfangs glücklich gegen den Feind, nur konnte dies seine kritische Lage nicht verbessern. Die Oesterreicher beobachteten die nahe liegende Taktik, diesen Kämpfen zwar nicht auszuweichen, aber sie auch nicht zu suchen; sie erwarteten von der unausbleiblichen Erschöpfung ihren sicheren Erfolg. So konnte den Franzosen nichts helfen, als ein Entsatz durch Bonaparte; auch die glücklichsten Handstreiche gegen die Belagerer vermochten nicht den Hunger abzuwehren, der sich täglich drohender in der belagerten Stadt selbst geltend machte und das unvermeidliche Gefolge von Krankheit und Tod rasch nach sich zog. Ohne Lebensmittel, bereits zu den traurigsten Nothbehelfen gezwungen, in einer Bevölkerung, die, seit die Noth einzog und der Hunger täglich seine Todesopfer forderte, ihr Misvergnügen nicht mehr barg, hätte selbst ein rauher, unerbittlicher Soldat wie Massena dem Drange, durch eine Capitulation Truppen und Stadt vor dem völligen Ruin zu retten, früher nachgegeben, wäre ihm nicht von Bonaparte die Botschaft zugekommen, daß der Bernhard überstiegen und die Entsatzarmee auf dem Anmarsch sei. Aber vergebens harrte er der versprochenen Hülfe; es waren alle erdenkbaren Mittel erschöpft, die Stadt wie die Soldaten verzweifelten, Brod war nicht für einen Tag mehr da und noch ließ sich kein Lebenszeichen von Bonaparte entdecken. So sah sich Massena genöthigt, doch zu capituliren (4. Juni), aber in ehrenvollster Weise; ohne jede lästige Bedingung durfte die Besatzung frei abziehen. Allerdings war das, was noch zum Kampfe taugte, zusammengeschmolzen auf etwa achttausend Mann; allein auch diese kleine Macht, mit Suchet, der bis jetzt am Var tapfer und geschickt gegen die Kaiserlichen ge-

kämpft, vereinigt, fiel bedeutend in die Wagschale, wenn es Bonaparte gelang, einen Sieg zu erfechten. Es stand dann ein Heer von 20,000 Mann im Rücken der Oesterreicher. Massena's unerbittliche Ausdauer hatte also ihren Zweck nicht verfehlt; er hatte den Feind Wochen lang beschäftigt, ermüdet und ihm fühlbare Verluste bereitet; die Capitulation, die er schloß, öffnete den Oesterreichern nur die Thore von Genua, die Reste des italienischen Heeres blieben auf dem Kampfplatze.

Alle diese Ereignisse, an der Donau wie am Mittelmeer, erscheinen nur wie Vorbereitungen zu dem, was Bonaparte selber unternahm; dort mußte ihm Moreau die kaiserliche Armee entfernt halten und nach den Erblanden zurückschieben, hier Massena die Oesterreicher am genuesischen Ufer festhalten und in heißem Kampf beschäftigen, damit der Weg frei war, der Bonaparte's „Reservearmee" über die Alpenpässe nach Oberitalien führen sollte. In den letzten Tagen des April hatten sich an der Südostgränze Frankreichs, am Genfer See, an der Rhone die vierzigtausend Mann versammelt, deren Bestimmung, der Marsch über den Großen Bernhard, erst jetzt, am Fuße des Alpenüberganges, ihnen selber enthüllt ward. Am 6. Mai verließ Bonaparte Paris und ging über Dijon nach dem Genfer See, um Heerschau über die versammelten Truppen zu halten und dann ohne Zögern den mühevollen Gebirgsmarsch anzutreten. Die Schwierigkeiten zu mindern und die Aufmerksamkeit des Gegners zu theilen, ward indessen nicht Alles diesen einen Weg geführt; eine Division von 5—6000 Mann unter Chabran ging über den kleinen Bernhard nach dem Thal von Aosta, eine andere, etwas schwächere, über den Mont Cenis gegen Turin und das Hülfsheer von 15,000 Mann unter Moncey, das, von der Rheinarmee abgesandt, die Alpen überstieg, sollte über den Gotthard nach der lombardischen Ebene herabsteigen.

Die Hindernisse, die der Saumpfad über den Bernhard dem Marsche einer Armee mit Reiterei und Geschütz entgegenwarf, waren groß, aber nicht unüberwindlich. Was Umsicht und Thätigkeit eines weitschauenden und erfindungsreichen Geistes, wie Bonaparte war, was der angestrengte Eifer, wie er ihn seinen Untergebenen einzuflößen wußte, irgend vermocht hat, das ward hier geleistet. Reiche Vorräthe von Lebensmitteln waren vorausgeschickt, auf der Höhe des Passes beim Hospiz den Mönchen Geld angewiesen, daß sie Speise und Trank für die vorbeiziehenden Colonnen beischaffen konnten, Alles, was von Fuhrwerk, Maulthieren und Bergführern in der Gegend aufzubieten war, mit beträchtlichen Geldspenden gemiethet. Die Geschütze wurden auseinandergelegt und auf Maulthieren stückweise bergan geschafft, später auf den letzten Höhen in ausgehöhlte Baumstämme gesteckt und durch die Soldaten selbst die steilen Uebergänge hinauf und herunter geschleppt. In kleinen Kisten, die man eigens dazu gefertigt, wurde die Munition auf Maulthieren transportirt. Der Reiter führte sein Pferd am Zaume; Arbeiter in großer Zahl waren an den beiden Abhängen des Berges versammelt, um die

Kanonen und Munitionswagen rasch auseinanderzulegen und wieder zusammenzufügen. Zu St. Pierre am nördlichen, und in St. Remy am südlichen Abhange des Bernhard waren Spitäler errichtet, die Kranken und Verwundeten aufzunehmen.

In der Nacht vom 14. zum 15. Mai brach Lannes mit der Avantgarde auf, um über die harte Kruste der gefrorenen Schneefelder die erste Division hinüberzuführen. Munter und unverdrossen ertrug der Soldat die ungewohnten Mühen des Ueberganges; unter fröhlichem Gesange und klingender Musik und, wie ihr Feldherr richtig vorausgesehen, gereizt und begeistert von der Neuheit eines solchen Marsches, erstiegen die ersten Colonnen die Höhe, fanden Ruhe und Erfrischung auf dem Hospiz und langten ohne Unfall am südlichen Abhange der Alpenkette an. Am 16. und 17. stand Lannes in Aosta im malerischen Thale der Dora Baltea, einen Tag später in Chatillon; die schwachen Posten der Oesterreicher, die man dort fand, wurden zurückgeworfen. Während Berthier am südlichen Abhange der Berge den Zug empfing und leitete, war Bonaparte in Martinach geblieben, den Abmarsch anzuordnen. Vom 16. bis 20. Mai überstieg eine Division nach der andern in ungestörter Ordnung den Paß; die Wachsamkeit des Feldherrn und der gute Muth der Soldaten hatten die Schwierigkeiten der Natur geebnet. Ein ernsteres Hinderniß stellte sich aber jetzt dem weitern Marsche des Heeres entgegen. Auf dem Wege nach Ivrea, wo sich das Thal der Dora zu einer Schlucht verengert, lag auf einem Felsen das Fort de Bard, über dem Orte gleiches Namens, das die schmale Straße, die hindurchzog, vollkommen beherrschte. An eine Erstürmung der kleinen Bergfeste war schwer zu denken; den Weg durch das Dorf, der von den Geschützen des Forts bestrichen war, offen mit dem Heere zu passiren, nicht möglich. Es schien einen Augenblick, als sollte die ganze kühne Expedition an diesem Hindernisse scheitern; denn es zeigte sich nirgends ein Ausweg und die Versuche, sich der Bergfeste zu bemächtigen, waren fruchtlos. Bonaparte selbst eilte von Martinach herbei (20. Mai) und überzeugte sich, daß die Schilderungen, die man ihm von dieser unerwarteteten Schwierigkeit gemacht, nicht übertrieben waren. Es gelang über einen, freilich abschüssigen Bergkamm, der außer dem Bereich der Geschütze von Bard lag, einen Fußpfad zu finden, auf dem Soldaten und Pferde nicht ohne Mühe, aber doch ohne zu große Gefahr, das Fort umgingen und sich so den Weg nach dem Dorathale öffneten; für die Geschütze schuf Marmont einen Ausweg. Er ließ Räder und Ketten mit Stroh umwinden, den Weg mit Dünger und Decken belegen und die geräuschlosen Geschütze statt durch Pferde von den Soldaten ziehen, denen eine ansehnliche Belohnung für jedes Geschütz, das sie hinüberbrachten, versprochen war. Mit mäßigem Verluste wurde dann in einer dunkeln, stürmischen Nacht Alles glücklich an dem Fort vorbeigeschafft. Am 22. Mai nahm Lannes in raschem Angriffe Ivrea; vier Tage später drängte er nach einem hartnäckigen Gefecht

eine österreichische Abtheilung, welche die Ausgänge des Thales besetzt hielt, zurück, am 28. stand die französische Vorhut am Po. So lag die Ebene Piemonts und der Lombardei dem Heere offen; auch die Corps auf den Flanken, die über den kleinen Bernhard, den Mont Cenis, den Simplon, den Gotthard ihren Weg nahmen, näherten sich ihrem Ziele.

Der österreichische Oberfeldherr konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß es Ernst war mit dem Marsche über den Bernhard, den er lange nur als eine Kriegslist ansehen wollte. Er war nicht ungewarnt gewesen. Hatte doch Massena in einer Proclamation an die belagerten Genueser und an sein Heer schon vor Ende April die Hülfe der Reservearmee angekündigt, die „durch das Thal von Aosta" nach Italien vordringen werde; auch war ihm gegen Mitte Mai, in dem Augenblicke, wo die ersten Colonnen von Martinach den Paß hinanstiegen, sichere Nachricht zugekommen, daß die französische Armee am Genfersee anfange, sich gegen den Bernhard in Bewegung zu setzen. Wandte er sich damals, statt sich am Var mit Suchet herumzuschlagen und lauter kleine Abtheilungen zerstreut gegen die Alpenübergänge hin aufzustellen, rasch mit ganzer Macht nach Norden, so kam er zeitig genug an die südlichen Abhänge des Bernhards, um jedes weitere Vorrücken des Feindes zu hindern. Aber erst am 20. Mai, als schon fast die ganze Armee den Paß überschritten und Bonaparte selbst hinüberging, machte sich Melas von Nizza mit einem kleinen Theile des Heeres auf, um Turin zu decken. Er kam dort (26. Mai) am nämlichen Tage an, wo die französische Avantgarde sich schon durch das Dorathal herabsenkte und an dessen Ausgange eine österreichische Colonne zurückschlug. Hier die Armee mit Macht aufzuhalten, wenn sie etwa nach Genua durchbrechen wollte, war kaum mehr möglich; denn die österreichischen Streitkräfte vor Genua, am Var, in Turin waren stückweise vertheilt und in eine Menge kleiner Aufstellungen zerrissen.

Nach den Versprechungen, wie sie Massena gegeben worden und wie er sie selber seinen verzweifelnden Truppen wiederholt, schien nichts natürlicher, als daß Bonaparte jetzt nach Turin vorging und sich den Weg nach Genua bahnte, das zu entsetzen vielleicht eben noch Zeit war. Aber der erste Consul wandte sich ostwärts gegen Mailand und überließ Genua seinem Schicksal. Es mochte ihm ungewiß scheinen, ob er überhaupt noch rechtzeitig komme zum Entsatz der ligurischen Armee, und auf diesen ungewissen Fall hin konnte es gewagt erscheinen, den weiten Marsch nach Genua anzutreten, die Corps auf den Flanken, die von dem Mont Cenis und Gotthard herabkamen, zurückzulassen, seine Verbindungen und Rückzugslinie zu gefährden. Der Marsch nach Mailand stellte die Verbindung mit Moncey's Hülfsheer, das über den Gotthard kam, in Aussicht, und wenn vielleicht auch Bonaparte, wie aus der späteren Aufstellung sich ergibt, darauf nicht die erste Rücksicht nahm, so sprachen um so mehr die politischen Betrachtungen für diesen Weg. Der Besitz von Mailand, die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik erweckte

einen moralischen Eindruck, der die Feinde betroffen machte, die französischen Stimmungen in Italien neu belebte. So ließ Bonaparte den österreichischen Oberfeldherrn in dem Glauben, er komme, um geraden Weges auf Genua loszugehen; während Melas Verstärkungen an sich zog, um den Gegner bei Turin zu erwarten, wandte sich dieser östlich nach dem Tessin, drängte die kleinen Abtheilungen der Oesterreicher, die den Uebergang tapfer, aber erfolglos vertheidigten, zurück und zog am 2. Juni in Mailand ein. Die cisalpinische Republik erstand wieder von den Todten, die Po- und Addalinie ward besetzt, die reichen Magazine der Oesterreicher wurden französische Beute.

Nun zögerte Melas nicht länger, seine Streitkräfte alle zu vereinigen, um durch einen entscheidenden Streich die weitere Ausbreitung dieser plötzlich wieder erstandenen französischen Macht zu hindern. Aber es brauchte einige Zeit, bis die Truppen, die bei Nizza und Genua standen, nach dem Po gekommen waren; der Führer der Belagerungsarmee wollte ohnedies erst noch die binnen wenig Tagen unvermeidliche Uebergabe der Stadt abwarten, und beeilte sich nicht, den Befehl von Melas sofort zu vollziehen. So zogen sich langsamer, als es Melas wollte, seine einzelnen Colonnen bei Alessandria zusammen; Bonaparte hatte seine Macht vereinigt und war durch aufgefangene Depeschen über alle Bewegungen der Oesterreicher, ihre Plane und ihre Täuschungen, wie über ihre Stärke unterrichtet. Zunächst war es für den kaiserlichen Feldherrn eine wichtige Sache, den Poübergang bei Piacenza zu behaupten, um so in allen Fällen sich die Freiheit seiner Bewegungen aus Piemont nach der Lombardei und nach Mantua hin zu erhalten. Ueberrascht von Bonaparte's Einfall in die Lombardei, hatte man vorher keine Vorsorge getroffen; es standen nur einige hundert Mann dort. Auch diese vertheidigten gegen den ersten raschen Anfall Murats (5. Juni) den Brückenkopf bei Piacenza, brachen aber dann, in der Voraussicht, daß ein längerer Widerstand ohne Hoffnung sei, die Brücke ab. Sie konnten nicht hindern, daß Murats Division an einer andern Stelle über den Po setzte und Piacenza von Neuem angriff; wohl waren österreichische Verstärkungen im Anmarsche, aber sie kamen so tropfenweise, daß es dem Feinde leicht gelang, sie einzeln zum Rückzug zu zwingen. Erst ward eine kleine Abtheilung Fußvolk und Reiter, die herbeigeeilt war, aus Piacenza hinausgedrängt, dann erschienen von einer andern Seite ein paar Bataillone und setzten dem Vordringen einen tapferen, aber erfolglosen Widerstand entgegen, sie mußten mit Verlust weichen und auch ein aus dem Toskanischen herbeigeeiltes Regiment war in seinem Angriffe nicht glücklicher. Piacenza ging verloren; diese einzelnen überlegenen Stöße der Franzosen gegen einen tapferen, aber an Zahl schwachen Gegner hatten den Kaiserlichen doch so viel gekostet, wie ein größeres Gefecht. Inzwischen war auch Lannes mit seiner Division bei Belgiojoso über den Fluß gegangen; die Polinie war damit für die Oesterreicher verloren. Abermals zu spät langte jetzt ein Theil des Belagerungsheeres von Genua unter Ott an und wandte

sich gegen Piacenza, um die Franzosen wieder herauszudrängen. Bei Casteggio stießen die Kaiserlichen (9. Juni) auf die Avantgarde des französischen Heeres unter Lannes; es entspann sich ein hitziges, lange unentschiedenes Gefecht, in dem beide Theile mit äußerster Hartnäckigkeit sich schlugen, die Kaiserlichen eine Zeit lang das Uebergewicht der Zahl und Stellung zu behaupten schienen. Der kleine Ort Casteggio ward genommen und wieder verloren; erst gegen Abend erhielt das schwankende Treffen seine Entscheidung durch die Ankunft französischer Verstärkungen; die Kaiserlichen wichen jetzt gegen Montebello zurück, nachdem der ungünstige Kampf sie über zweitausend Todte und Verwundete und ebenso viele Gefangene gekostet hatte. Dem Sieger hat das Treffen später den Namen eines Herzogs von Montebello eingetragen.*)

So ward die Verwirrung und der Mangel an Zusammenhang die Ursache einer Reihe von Unfällen für die Oesterreicher. Sichtbar überrascht, überall in eilfertiger Bewegung, aber an keiner Stelle in der rechten Stärke anwesend, wurden sie stückweise in eine Reihe von unglücklichen Gefechten verwickelt, in denen sie ihre Tapferkeit bewährten, aber keine Erfolge ärndteten. Mußte in ihrem Lager diese fortgesetzte Reihe von Misgeschick entmuthigen, so erwachte im Bonaparte'schen Heere unter dem Eindrucke dieser Vorgänge wieder die alte Siegeszuversicht. Bonaparte stand jetzt mit einigen dreißigtausend Mann in einer vortrefflichen Stellung bei Stradella; eine Abtheilung von etwa zehntausend Mann hielt die Poübergänge, ein gleich starkes Corps Piacenza, Cremona und die Adda besetzt, eine kleinere Division stand in Mailand und südlich vom Lago Maggiore. Die Aufstellung dieser Streitkräfte war darauf berechnet, den österreichischen Feldherrn zu hindern, wenn er etwa über den Tessin, den Po, oder die Adda hervorbrechen und sich den Weg nach Mantua öffnen, oder wie die Bonaparte'schen Geschichtschreiber sich prahlerisch ausdrücken, den Franzosen entrinnen wollte.

Melas dachte freilich nicht daran, den Franzosen zu „entrinnen." Sein Fehler war gewesen, daß er sich zu lange in dem Vertrauen gewiegt, es sei an einen Alpenübergang Bonaparte's nicht zu denken; aber dies Vertrauen ward nicht nur von ihm gehegt und von dem Hoffriegsrathe nachdrücklich bestärkt, sondern ganz Europa urtheilte nicht anders. Wie dann das Unglaubliche geschehen war, suchte er rasch seine Streitkräfte zu sammeln, aber weder am Var, noch bei Genua ward sein Befehl so schnell, wie es geschehen mußte,

*) In den Zahlenangaben ist Thiers, wie gewöhnlich, viel zu hoch, während sich der Duc de Valmy, der ebenfalls französische amtliche Quellen benutzt hat, mit den deutschen Quellen eher vereinigen läßt. Seine Angabe, daß die Oesterreicher 15—16000 Mann, die Franzosen gegen 9000 bei Casteggio hatten, später aber durch 5000 Mann verstärkt wurden, dann daß der Verlust der Oesterreicher 4700 Mann betrug, weicht nicht viel von den österr. Berichten ab. S. Duc de Valmy, hist. de la campagne de 1800. S. 136 f.

von seinen Unterfeldherren vollzogen. Die imposante Masse von mehr als hunderttausend Mann, womit der Feldzug eröffnet worden, war durch die Opfer, die der Kampf bis jetzt gefordert, um ein gutes Viertheil verringert; von dem Reste waren über 8000 Mann im östlichen und im mittleren Italien vertheilt, die Besatzungen der festen Plätze nahmen beinahe 30,000 in Anspruch; es waren also im Ganzen nicht mehr als einige dreißigtausend Mann, die Melas jetzt in der Umgebung von Alessandria vereinigte. Gleichwol war man im kaiserlichen Hauptquartiere darüber einig, daß, so ungünstig sich auch die Lage gewendet haben mochte, es keinen ehrenvolleren und sichereren Weg gebe, als den Feind zu erwarten und sich durch eine Entscheidungsschlacht die Verbindung mit der Lombardei wieder zu eröffnen.*)

Bonaparte selber war von dem Gedanken, die Oesterreicher wollten ihm entfliehen, so erfüllt, daß er am 12. Juni ungeduldig aus seiner Stellung von Stradella aufbrach, um die Spur des Feindes zu suchen. Er zog über Voghera und Tortona westwärts nach der großen Ebene, die sich zwischen der Scrivia und Bormida ausbreitet, der Ebene von Marengo. Die Festung Alessandria wird östlich von der Bormida eingefaßt; jenseits des Flüßchens und durch einen tiefen sumpfigen Graben, den Fontanone, getrennt, liegt in geringer Entfernung das Dorf Marengo, eine kleine Strecke nördlich auf der Straße nach Pavia das Dorf Castelceriolo. Von dort bis zur Scrivia gegen die Dörfer San Giuliano und Torre di Garofolo hin breitet sich mehrere Stunden lang die große Fläche aus, auf welcher jetzt die Geschicke Europa's entschieden wurden; ein Terrain, vortrefflich geeignet, Reiterei und Geschütz, die beiden Waffengattungen, in denen die Oesterreicher noch überlegen waren, mit aller Stärke zu entfalten. Am Morgen des 13. Juni betrat Bonaparte diese Ebene und schob einige Divisionen nach dem Dorfe Marengo vor; Alles schien ihm darauf zu deuten, daß seine Besorgniß über das Entrinnen der Oesterreicher begründet sei. Er fand den Feind nirgends, ausgenommen eine kleine Abtheilung, die Marengo einen Moment vertheidigte, dann sich über die Bormida zurückzog. Erkundigungen, die er einzog, zeigten freilich keine Spur, daß Melas etwa ihn umgangen und den Weg nach dem Tessin und Po eingeschlagen hätte; der österreichische Feldherr mußte wohl, so vermuthete er, den Weg nach Genua genommen haben, um sich dort einzuschließen. Er schickte den tapfern und ritterlichen Desaix, sei-

*) Die Schlacht bei Marengo gehört zu den Begebenheiten, in denen die Bonapartesche Geschichtschreibung am thätigsten gewesen ist, die Thatsachen zu verwirren und zu fälschen. Wie arg das Bonaparte selber trieb, ist in der kritischen Erörterung, die der Verfasser der „Geschichte der Kriege“ VI. 1. 136—143 nach dem Mémorial du depôt de la guerre gegeben hat, schon zur Genüge gezeigt worden. Seitdem hat Thiers I. 330 ff. wieder viel dazu beigetragen, die Darstellung im Bonaparte'schen Sinne zu färben; dagegen sind vorzugsweise die fleißigen Untersuchungen des Duc de Valmy histoire de la campagne de 1800 S. 143 ff. gerichtet.

nen Waffengefährten aus Aegypten, der zwei Tage zuvor im Lager eingetroffen, mit einer Division in der Richtung auf Novi, wohin die genueser Straße ging, um den Feind dort zu beobachten. So seltsam hatte ihn die Einbildung von dem Entwischen der Oesterreicher irre geleitet, daß er, dessen Meisterschaft und Eigenthümlichkeit es sonst war, seine Soldaten vor der Schlacht in Masse zusammenzuhalten, seine 30,000 Mann diesmal in auffallender Weise zersplittert hatte. Am Abend des 13. Juni waren zwei Divisionen unter Victor in Marengo, eine andere unter Lannes und Murat mit der Reiterei stand in der Ebene, er selbst mit einer Division ein paar Stunden weiter zurück bei San Giuliano und Torre di Garofolo, Desaix mit der seinigen auf dem Wege nach Genua. Seine größte Masse, die bei Marengo vereinigt war, belief sich wohl kaum viel über 16,000 Mann.

Am frühen Morgen des 14. Juni brach die österreichische Armee aus Alessandria auf, um die Bormida zu überschreiten; ihr linker Flügel unter Ott, 7600 Mann stark, sollte in der Richtung auf Castelceriolo vordringen, die Hauptmacht, 14,000 Fußgänger und 6000 Reiter, von Melas selbst geführt, sollte Marengo nehmen, die rechte Seite, unter O'Reilly, in gleicher Linie mit ihr vorgehen. Es dauerte geraume Zeit, bis das Heer die Bormida überschritten hatte; erst um 9 Uhr entspann sich der Kampf, indem die Colonne O'Reilly's die vorgeschobenen Posten der Franzosen zurück auf Marengo drängte. Bald hatte sich das Gefecht über die ganze Linie verbreitet, am hitzigsten um das Dorf Marengo. Die Oesterreicher hatten die Stellung dort unterschätzt; der tiefe und sumpfige Fontanone gab den Franzosen einen unerwarteten Schutz und als das erste Treffen des kaiserlichen Centrums unter Haddik rasch und eifrig verging, wurde es mit empfindlichem Verluste zurückgeworfen, der Führer selbst schwer verwundet. Auch ein zweiter Angriff, von General Kaim geleitet, war nicht glücklich, das furchtbare Gewehrfeuer trieb die Oesterreicher rückwärts, eine gleichzeitige Reiterattake in die Flanke des Feindes, die anfangs Erfolg verhieß, ward durch die rasche und kräftige Gegenwehr Kellermanns mit großer Einbuße in den Fontanone zurückgeworfen. Da nun auch Lannes auf dem rechten Flügel kräftig in den Kampf eingriff, schien das Mislingen des österreichischen Angriffes nach einem blutigen Ringen von mehr als zwei Stunden entschieden. Aber sie gingen nur zurück, um einen dritten Sturm mit besserem Erfolge zu wagen. Der linke Flügel der Kaiserlichen unter Ott kam jetzt erst zu rechter Thätigkeit; er ging gegen Castelceriolo und verwickelte dort Lannes in ein Gefecht, dessen ungünstiger Gang diese Division von dem Kampfe bei Marengo abzog. In diesem Augenblicke erneuerten auch das Centrum und das Corps von O'Reilly ihren Sturm auf Marengo; abermals empfing sie ein verheerendes Feuer, das sie in den Fontanone zurückwarf, aber auch sie ließen ihr Geschütz mit Erfolg spielen, bis es einigen Grenadierbataillonen gelungen war, über den Bach zu dringen und auf dem andern Ufer bei Marengo festen Fuß zu fassen. Rasch

schlugen die Pioniere eine Laufbrücke, den Zurückgebliebenen den Uebergang zu erleichtern. Ein verzweifelter Kampf entspann sich jetzt unmittelbar um das Dorf; mit äußerster Anstrengung suchten die Franzosen den Feind zurückzudrängen und es gelang ihnen auch einen Moment, das schon verlorene Dorf wiederzugewinnen; aber der Angriff war nicht minder furchtbar, als die Vertheidigung. Auf beiden Seiten fielen, wie einer der französischen Generale sagt, die Leute wie Hagel. Der Führer selbst, sein Adjutant, seine meisten Officiere waren verwundet, aber alle äußerste Anstrengung war vergeblich, Marengo blieb für die Franzosen verloren. Und in dem nämlichen Momente wurden ihre beiden Seiten mit entscheidendem Erfolge angegriffen, überflügelt; es war nicht möglich, nachdem die Position des Centrums verloren, die Flanken bedroht waren, die Stellung länger zu halten. Es war ungefähr 2 Uhr des Nachmittags, als der erste Act dieser denkwürdigen Schlacht mit dem Rückzuge der Franzosen endete.*)

Jetzt erst erschien Bonaparte selber auf dem Schlachtfelde; er hatte noch am Morgen an die Wahrscheinlichkeit einer Schlacht nicht glauben wollen.**) Von Marengo aus über die Lage benachrichtigt, war er von Torre di Garofolo, seinem über zwei Stunden weit entfernten Hauptquartiere, aufgebrochen; eine Division und die Grenadiere der Consulargarde, das war freilich Alles, was er auf das Schlachtfeld bringen konnte. Er kam, als die Vertheidiger von Marengo zu weichen anfingen. Er gab Marengo zunächst verloren, schickte die frische Division gegen Castelceriolo, um Lannes, der eben den Rückzug angeordnet, Luft zu machen, nahm das Dorf mit dem Bajonnet und stellte, als die Kaiserlichen von Neuem vordrangen, die tapferen Grenadiere seiner Garde den Angriffen des Feindes entgegen. Mit der ganzen Ruhe geprüfter Soldaten trotzen diese Kerntruppen eine Zeit lang dem Feuer der feindlichen Infanterie und dem wiederholten Anstürmen der Reiterei, aber sie erliegen der Wucht des Angriffes. Mit dem kaiserlichen Fußvolke im hitzigen Kampfe begriffen, werden sie zugleich im Rücken von einem neuen Angriffe der Reiterei gefaßt und zum Weichen gedrängt. Kaum vermögen Bonaparte und Lannes die rasche Flucht noch zu verhindern; das Centrum und der rechte Flügel der Franzosen haben schon ihre Haltung verloren und drängen unaufhaltsam gegen San Giuliano zurück.

So schien der erste Consul, dem die Entscheidung dieses Tages Glorie und Kronen einbrachte, nur eben gekommen, um in die Niederlage des früheren Kämpfers verflochten zu werden. Der zweite Act der Schlacht schloß mit dem Rückzuge der Franzosen ab, wie der erste. Wenn es den Kaiserlichen jetzt möglich war, die Verfolgung des Sieges so energisch zu führen,

*) Wir verweisen hier gegenüber von Thiers und den übrigen Bonapartistischen Darstellungen auf die Mittheilungen des Duc de Valmy S. 165 ff.

**) Mémoires du Duc de Raguse II. 128.

wie sie den Sieg selbst erfochten, so ward die französische Herrschaft und mit ihr das werdende Cäsarenthum Napoleon Bonaparte's an diesem Tage auf den Ebenen von Marengo begraben. Aber selten ist ein gewichtigerer Sieg durch einen einzigen Misgriff unerwarteter dem Sieger aus der Hand gewunden und in die verhängnißvollste Niederlage umgewandelt worden. Melas, der an diesem Tage als Soldat hinter dem Ruhme des Siegers von Novi nicht zurückstand, fühlte sich durch die Mühen des Kampfes und eine leichte Wunde erschöpft; der alte Mann, dem man einst 1799 erlaubt, in langsamen Etappen zur Armee zu reisen, bedurfte nach solch einem Tage der Ruhe. Er ging nach Alessandria zurück und glaubte sich des Erfolges sicher. Er sandte schon Boten ab, den erfochtenen Sieg zu verkündigen.*) Von den tüchtigsten Generalen waren mehrere leichter oder schwerer verwundet; den Oberbefehl übernahm der Chef des Generalstabes, General von Zach. So trat in der Einheit und Festigkeit des Commando's in dem Augenblick ein Nachlaß ein, wo der letzte entscheidende Streich zu führen war. Auch die Truppen fühlten sich des Sieges allzu sicher; sie folgten dem fliehenden Feinde, aber, wie es scheint, sorglos und nicht in der Stimmung, die eines neuen Kampfes gewärtig ist.

Bonaparte's letzte Hoffnung war auf Desaix und seine Division gestellt; er hatte dieselbe, wie wir uns erinnern, gegen Novi entsendet, um den Weg nach Genua zu bewachen, und ohne das Anschwellen eines Bergbaches wäre Desaix in dieser Richtung so weit vorgerückt, daß ihn der Ruf des ersten Consuls nicht mehr auf die Ebene von Marengo hätte zurückführen können. Im Augenblicke, wo Bonaparte, von der Nachricht des ersten Mislingens gedrängt, gegen Marengo aufbrach, schrieb er Desaix: „Ich glaubte den Feind anzugreifen, er ist mir zuvorgekommen; komme in Gottes Namen zurück, wenn du noch kannst". Desaix säumte nicht umzukehren; er kam in dem Moment, wo sich (es mochte gegen fünf Uhr sein) die geschlagene Armee bei San Giuliano sammelte. Desaix verzweifelte noch nicht, den Kampf wiederherzustellen und wenigstens ruhigen Rückzug zu erkämpfen, obwol er kaum 5000 Mann zur Verstärkung eines flüchtigen und besiegten Heeres heranführte. Vor allem verlangte er, daß man dem andringenden Feind durch Artillerie imponire; Marmont beeilte sich den Rest seiner brauchbaren Geschütze in Thätigkeit zu setzen. Indessen stellten sich die Franzosen wieder in San Giuliano; Desaix selbst trat an die Spitze einer Brigade, den Kampf zu erneuern. Die Oesterreicher wichen vor dem ersten Stoße, aber sie sammelten sich, gingen von Neuem vor und Desaix sank, von einer Kugel ge-

*) S. auch den Bericht von Soult (III. 275 f.) der sich damals gefangen in Alessandria befand. Seine Schilderung der Schlacht hat übrigens der Marschall den Berichten nachgebildet, die Bonaparte 1806 fabriziren ließ. Vgl. die Bemerkungen Marmonts II. 136.

troffen, zu Boden. Abermals drangen die kaiserlichen Grenadiere, welche zuerst den Fontanone überschritten, siegreich vor; wurden sie gleich nachdrücklich unterstützt, so ließ sich, scheint es, bei S. Giuliano eine ähnliche Entscheidung, wie vorher bei Marengo, nicht mehr abwenden. In diesem Augenblicke traf sie das Kartätschen-Feuer aus Marmonts Batterie und zugleich fiel Kellermann aus eigenem Antriebe mit einem gewaltigen Reiterangriffe in die Flanke des Feindes; er warf die vorgedrungenen Colonnen in die Flucht, nahm den Führer selbst, General Zach, gefangen.*) Ehe die Kaiserlichen wieder zur Besinnung kamen, hatte Kellermann einen zweiten glücklichen Stoß gegen eine kaiserliche Reiterabtheilung geführt. Wie es häufig zu geschehen pflegt, wenn ein ganz plötzlicher Umschwung des Glückes eintritt, fiel nun ein panischer Schreck über die österreichische Armee; nur wenige Bataillone leisteten noch zähen Widerstand, die Masse ließ sich von der Flucht fortreißen; manche Regimenter zeigten sich des Ruhmes nicht werth, womit sie sich in den Kämpfen des Tages bedeckt.**) Wie ein österreichischer Bericht selber sagt, man konnte sich keine Rechenschaft ablegen, die Reiterei floh, ohne selbst zu wissen warum. Das Gros der Armee, von der Reiterei niedergeworfen, begann dann auch zu weichen; eine neue Gruppe von Flüchtlingen riß auch sie wie ein wilder Strom mit fort. Die Flüchtlinge drängen sich, Marengo zu erreichen, die Verwirrung ist aufs Aeußerste gestiegen; vergebens suchen die Officiere ihre Soldaten hinter dem Fontanone wieder zu sammeln; sie sind taub gegen jeden Ruf, und Alles durcheinander, Reiter, Fußgänger, Geschütze, Wagen drängen sich in wilder Verwirrung nach der Brücke.

Der Sieg war entscheidend, die Flucht brachte das kaiserliche Heer vollends in Auflösung, nachdem der blutige Tag fast ein Drittel der Streitkräfte aufgezehrt.***) Auch der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, aber es blieb ihnen das Schlachtfeld und der letzte Erfolg hatte ihr erschüttertes Selbstvertrauen wieder völlig hergestellt. Unter den Kaiserlichen waren gerade die Officiere am schwersten getroffen; Haddik lag im Sterben, Zach war gefangen, Vogelsang, Lattermann, Bellegarde, Lamarsaille, Gottesheim und eine Menge höherer Officiere verwundet. Die bisher so tüchtigen Truppen waren durch den letzten Act des Kampfes sichtlich demoralisirt. Nimmt man dies

*) S. außer dem angeführten auch die Mém. du Duc de Raguse II. 133.

**) So werden diese entscheidenden Vorgänge von Kellermann selbst und von Victor erzählt, womit auch Marmont im Wesentlichen übereinstimmt. S. Duc de Valmy S. 181 f. 268 f. und Marmont a. a. O.

***) Nach österr. Angaben selbst betrug der Verlust 9400 Mann, und zwar über 6400 Mann Todte und Verwundete, über 2900 Gefangene; auch war eine beträchtliche Zahl von Geschützen verloren. Den französischen Verlust schätzt der Duc de Valmy S. 194 auf mehr als 7000 Mann, womit diesmal auch die Angabe von Thiers (6000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene) übereinstimmt.

Alles zusammen und erinnert sich, wie nach einer Reihe von kriegerischen Unfällen die letzte Hoffnung auf die Entscheidung der Schlacht gestellt war, der Sieg auch in der That gewonnen schien, um dann mit einem raschen Streich verloren zu gehen, so ist es wohl begreiflich, daß die Stimmungen in Alessandria äußerst niedergeschlagen waren. Aber was folgte, übersteigt doch alle Berechnung des Wahrscheinlichen. Wohl waren der Auswege nicht viele: eine neue Schlacht versprach, wenn man sie überhaupt zu schlagen fähig war, wenig Erfolg; ob es möglich war, sich nach dem Tessin und Po durchzuschlagen, war mindestens zweifelhaft, selbst der Rückzug nach Genua, da es hieß, Suchet stehe schon bei Acqui, war nicht ohne Gefahren. Allein es scheint, man hat im österreichischen Hauptquartier diese Möglichkeiten auch nicht einmal mehr ernstlich erwogen, sondern entschloß sich mit verzweifelnder Eile, das Schimpflichste zu thun. Der panische Schreck, der am Abend des heißen Tages die tapfern und siegreichen Truppen plötzlich zur unrühmlichen Flucht fortriß, hatte jetzt auch den Feldherrn und die ihm zunächst standen, ergriffen. Melas war ein tapferer Soldat, dessen Name noch im jüngsten Feldzuge durch den Sieg von Novi verherrlicht worden, aber alt, gebrechlich und im Ganzen eine gewöhnliche Natur. Er hatte am Morgen wie ein alter Kriegsheld mit äußerster Anstrengung und Ausdauer seine Schuldigkeit gethan; dann war er, körperlich erschöpft, nach der Festung zurückgegangen und ward erst wieder aufgeschreckt durch die unerwartete Kunde der Niederlage. Der rasche Wechsel zwischen Sieg und Niederlage, die Erinnerung an das vorausgegangene Misgeschick, der Anblick der flüchtigen, aufgelösten Truppen brachen den Rest seiner Energie und machten ihn den muthlosesten Entschlüssen zugänglich.

So ward am 15. Juni ein Parlamentair an Bonaparte geschickt, um über die Räumung von Piemont und Genua zu verhandeln. Der erste Consul war freudig überrascht; ihm erschien seine Lage nicht so günstig, und die des Gegeners nicht so hoffnungslos, um nicht bereitwillig in eine Unterhandlung einzugehen, die ihm ohne Schwertstreich den reichsten Siegespreis verhieß. In der trotzig stolzen Weise, womit er jederzeit schwachen und niedergeschlagenen Menschen imponirt hat, dictirte er die Bedingungen, weigerte jede weitere Unterhandlung; er wußte, wozu man die Gegner, nachdem der erste Schritt der Nachgiebigkeit geschehen war, vermögen konnte. So wurde der Vertrag von Alessandria unterzeichnet (15. Juni), in Folge dessen, bis auf die Friedensanträge Bonaparte's von Wien Antwort kam, Waffenruhe eintrat; inzwischen sollte als Preis des Waffenstillstandes die kaiserliche Armee hinter den Mincio und Po zurückgehen, auf dem rechten Ufer dieser Flüsse nur Borgoforte, Ferrara, die Mark Ancona und Toskana besetzt bleiben; alle die Plätze, die im verflossenen Jahre so viel Siege und Mühen gekostet, Coni, Turin, Alessandria, Tortona, Pizzighettone, auch das theuer erkaufte Genua, die Citadellen von Savona, Piacenza, Mailand, die Forts Ceva, Arona, Ur-

bino wurden den Franzosen eingeräumt. Der Rückzug der Kaiserlichen sollte zwischen dem 16. und 26. Juni stattfinden. Nördlich vom Po bildete die Chiesa, und nach deren Mündung der Oglio die Gränze für die Aufstellung der Franzosen während des Waffenstillstandes; der Landstrich zwischen Chiesa und Mincio blieb unbesetzt. Das Geschütz in den Plätzen und die Vorräthe wurden getheilt.

Welch wunderbarer Umschlag des Glückes! Um diese Landschaften und Städte zu gewinnen, waren seit fünfzehn Monaten die größten Siege errungen, der hartnäckigste Belagerungskrieg geführt worden, und nun reichte ein einziger, lange zweifelhafter Erfolg hin, alle Früchte der denkwürdigen Tage von Magnano, Cassano, Piacenza und Novi zu verscherzen! Das Kriegsglück war mit der Jugend, es huldigte dem Kühnen und Entschlossenen und wandte dem verzagten Alter den Rücken. Und wie verschwenderisch war die Laune des Glückes! Wir wissen in der glänzenden Reihe napoleonischer Siege keinen, an dem der Imperator weniger unmittelbaren Antheil gehabt hätte, als an dem Erfolge von Marengo, und dieser Sieg hat ihn in den Augen der Welt mit unsterblichem Ruhme umgeben, ihm an einem Tage fast die ganze verlorene Frucht von 1796 zurückerstattet, seine neugegründete Gewalt in Frankreich festgekittet, den Grundstein gelegt zu dem kommenden Kaiserreich.

Von dem siegreichen Schlachtfelde aus hatte der erste Consul einen Brief an den deutschen Kaiser gerichtet, worin er seine Friedensanträge noch dringender und beredter wiederholte, als in den beiden Schreiben, die er vor dem Beginn des Feldzugs an Georg III. und Franz II. gerichtet hatte. Es waren darin, wie damals im Frühjahr 1797 in dem Schreiben an den Erzherzog Karl, die Leiden des Krieges salbungsvoll beklagt, die Mäßigung der französischen Politik gerühmt und in vertraulich plauderndem Tone der österreichischen Politik zugeredet, sich doch von den Mächten der Coalition zu trennen. Bonaparte mochte nicht mit Unrecht hoffen, daß dieser Versuch, auf die individuelle Stimmung des Kaisers zu wirken, durch den gleichzeitigen Eindruck der Niederlage von Marengo unterstützt, zum Ziele führen werde. Aber in demselben Augenblicke, wo man sich an der Bormida um den Besitz von Oberitalien schlug, wurde zu Wien über eine neue Befestigung des Bündnisses gegen Frankreich verhandelt, und gerade an dem Tage, wo der Bote mit der Hiobspost von Marengo und mit der Friedensepistel des ersten Consuls eintraf (20. Juni), war zwischen Thugut und Lord Minto ein Vertrag unterzeichnet worden*), worin Großbritannien unter der Form eines Anlehens zwei Millionen Pfund Sterling Subsidien versprach, beide Mächte sich verpflichteten, mit aller Macht den Krieg gegen die französische Republik

*) Martens Recueil VII. 387—390.

fortzusetzen und in keinem Falle einen Separatfrieden mit Frankreich einzugehen. Der Vertrag sollte bis zum 28. Februar 1801 seine Geltung behalten. So war Oesterreich von Neuem an die Coalitionspolitik geknüpft, in dem Augenblicke, wo Bonaparte das Band glaubte lösen zu können. Indessen ohne Eindruck blieb die Botschaft vom Schlachtfelde von Marengo nicht; Thugut entschloß sich, das Anerbieten nicht ganz von der Hand zu weisen. Es mochte ihm daran gelegen sein, vor der Welt wenigstens seine Friedensliebe zu bethätigen und bei diesem Anlaß zu erfahren, welche Bedingungen man jetzt von Bonaparte zu erwarten habe. Wenn aber auch nichts weiter als Zeit für neue Rüstungen gewonnen ward, so war dies schon wichtig genug in einem Augenblicke, wo ein großer Theil von Oberitalien verloren, Süddeutschland bis an die Isar in den Händen der Franzosen war. So ging das kaiserliche Cabinet scheinbar auf Bonaparte's Friedensantrag ein; scheinbar, denn gerade was der erste Consul wollte, einen Sonderfrieden mit Oesterreich, darauf konnte nach dem eben abgeschlossenen Vertrage mit England ohne grellen Treubruch nicht eingegangen werden. Es ward ein Unterhändler nach Paris geschickt, der nicht aus dem Kreise der Diplomaten genommen, sondern so gewählt war, daß man ihn im Nothfalle desavouiren konnte. Der Graf St. Julien, der die Botschaft von Alessandria überbracht, sollte nach Paris gehen, um über den Frieden zu unterhandeln. St. Julien war ein muthiger Officier, der als einer der Wenigen genannt wird, die sich der kleinmüthigen Capitulation vom 15. Juni widersetzten, aber alles Andere eher, als ein Diplomat; unbesonnen und eitel, wie er war, taugte er trefflich zum Spielball einer Intrigue, in der er von Thugut und Talleyrand gleich schimpflich düpirt ward. Er ging in der Meinung von Wien ab, es sei Ernst mit dem Frieden; ein eigenhändiges kaiserliches Schreiben an Bonaparte ließ ihn als einen Unterhändler erscheinen, der in Alles eingeweiht und mit weiten Vollmachten versehen sei*). Der in diplomatischen Formen ganz unerfahrene Officier ließ sich von Talleyrand leicht umgarnen; statt auszuforschen, ward er ausgeforscht und von dem Meister diplomatischer Rabulistik dazu vermocht, Präliminarien zu unterzeichnen (28. Juli), die er, wenn er die Lage und Verpflichtungen des Wiener Hofes auch nur zum Theil kannte, nicht eingehen durfte. Es war in diesem Abkommen als Bedingung des künftigen Friedens, den ein Congreß definitiv feststellen würde, ausgemacht: der Friede von Campo Formio solle die Grundlage sein, der Rhein von der Schweiz bis nach Holland die Gränze Frankreichs bilden, Castel, Kehl, Ehren-

*) S. den Brief bei Du Casse II. 26, dessen bezügliche Stelle offenbar mit Absicht unbestimmt gefaßt ist, so daß Thugut nachher (a. a. O. 31) behaupten konnte, der Graf habe durchaus keinen andern Auftrag gehabt, als: „d'observer au premier Consul la necessité, que les bases de paix à proposer par la France soient justes et acceptables!"

breitstein und Düsseldorf geschleift werden, die Entschädigungen, welche Oesterreich in den geheimen Artikeln von Campo Formio versprochen waren, sollten statt in Baiern, in Italien — wie und wo war nicht gesagt — ausgemittelt werden.*) Mit diesem Vertrage, der die kitzlichsten Punkte umging, glaubte St. Julien das große Räthsel der Zeit gelöst zu haben und kehrte, von Duroc begleitet, nach Wien zurück, um sofort auf den eben festgesetzten Grundlagen die Einleitung zum Frieden zu treffen. Aber Duroc ward an der Gränze zurückgewiesen, St. Julien, dessen Misgriff die Wiener Politik, wenigstens zum größeren Theil, verschuldet, desavouirt und vorübergehend auf eine Festung geschickt.

Damit war freilich auch für das kaiserliche Cabinet der mittelbare Zweck, Zeit zu gewinnen, vereitelt; Thugut versuchte daher auf eine andere Weise anzuknüpfen, die wenigstens den eben mit England eingegangenen Verbindlichkeiten nicht widersprach. Er schlug einen Friedenscongreß vor, an dem auch England Theil nähme; derselbe könnte sich etwa zu Schlettstadt oder Luneville versammeln. Nun, erinnern wir uns, war es Bonaparte's Politik immer gewesen, solch eine gemeinsame Verhandlung zu meiden und vielmehr durch getrennte Verträge den Bund der Gegner zu spalten; es war also auf den ersten Blick nicht wahrscheinlich, daß er darauf einging. Er war nach den Erfolgen vom Juni, nach den Verträgen von Alessandria und Parsdorf in so entschiedenem militärischem Uebergewicht gegen das zum neuen Kampf noch ungerüstete Oesterreich, daß ein Aufkündigen des Waffenstillstandes und ein rasches Verfolgen seiner militärischen Ueberlegenheit ihm reichere Früchte als alle Unterhandlung verhieß. Indessen drängte sich ein anderes Interesse in den Vordergrund, das ihn bewog, doch auf die Verhandlungen einzugehen. Er ließ den Briten den Vorschlag machen, einen allgemeinen Waffenstillstand, zu Lande und zur See, abzuschließen; das hätte ihm die Mittel gegeben, die beiden schwer bedrängten Eroberungen seiner orientalischen Expedition, Malta und Aegypten, vor der unvermeidlichen Uebergabe zu bewahren. Eben darum war es freilich sehr zweifelhaft, ob die Engländer sich dazu verstehen würden, um einer Waffenruhe willen, die zunächst nur Oesterreich zu Gute kam, sich den fast schon gewonnenen Preis ihrer Erfolge zur See wieder entwinden zu lassen. Sie lehnten indeß ihrem Alliirten zu Gefallen den Gedanken eines Waffenstillstandes auf den Meeren nicht geradezu ab, aber sie verstanden etwas Anderes darunter, als Bonaparte. Sie wollten zugeben, daß man Malta und Aegypten, etwa so wie die blokirten Reichsfestungen in Deutschland mit Lebensmitteln versorge; Bonaparte wünschte dagegen freien Verkehr mit den beiden bedrohten Punkten, so daß es ihm gestattet worden wäre, Kriegsschiffe hinüberzusenden und mit 20—25,000 Mann frischer Truppen die schwindende Kraft der bedrängten Besatzungen zu verstärken. Es konnte wohl Niemand

*) Die Protokolle s. bei Du Casse II. 423. Der Vertrag ebendas. S. 429 f.

den englischen Staatsmännern die Thorheit zutrauen, daß sie so etwas zuließen und die einzige sichere Frucht des großen Krieges hingaben, um das zweifelhafte Gut einer Waffenruhe zu erlangen! Sie blieben bei ihrer Auffassung und meinten sehr natürlich, man könne doch, um Oesterreich den Vortheil eines längeren Waffenstillstandes zu erkaufen, nicht ihnen zumuthen, die Kosten davon zu tragen. So endigten die Conferenzen (September) ohne Resultat; nur das Wiener Cabinet hatte mit diesen verunglückten diplomatischen Sendungen und todtgeborenen Congressen einen bestimmten Zweck erreicht: Zeitgewinn für neue Rüstungen.

Es waren indessen am Inn Verschanzungen aufgeworfen, neue Aushebungen angeordnet, Rekruten, Waffen, Kriegsmittel aufgetrieben worden; es wurde im Kreise der Officiere gewaltig epurirt und eine Reihe von bekannten Namen theils verdient theils unverdient von ihren Stellen entfernt. Mit Melas ward auch Kray beseitigt und als sein Nachfolger einer der jüngeren Brüder des Kaisers, Erzherzog Johann, bezeichnet. Am 6. Septbr. begab sich Kaiser Franz persönlich zur Armee und ließ im Hauptquartier zu Altötting bekannt machen: „daß er sich fortan immer selbst an der Spitze seiner braven Truppen befinden werde, jedoch das eigentliche Commando dem Erzherzog Johann übertragen habe." Es wurden Paraden abgehalten, Gnaden ausgetheilt, gegen die Säumigen und Pflichtvergessenen drohende Aufrufe erlassen, aber alles officielle Schaugepränge konnte die Thatsache nicht verhüllen, daß man mit den Rüstungen noch zu weit zurück war, um im September schon den Kampf beginnen zu können. Der Kaiser selbst gelangte im Lager zu dieser Ueberzeugung. Wie anders hatte Bonaparte seine militärische und politische Stellung verstärkt! Er hatte sich der fortdauernden Neutralität Preußens versichert und ließ eben durch Vermittlung des Berliner Cabinets die ersten Verhandlungen mit dem Czaren einleiten, aus denen bald ein enges Einverständniß Frankreichs mit Rußland und ein drohender Bund der mittleren und kleineren Seemächte gegen Großbritannien erwuchs. In Italien im Uebergewicht, des bourbonischen Hofes in Madrid vollkommen Meister, im Südwesten Deutschlands mit den Waffen gebietend, hatte er eine Stellung von solcher Stärke erlangt, wie nie eine französische Regierung seit Ludwig XIV. Die Armee an der Donau und Isar hatte alle ihre zerstreuten Corps an sich gezogen und belief sich auf mehr als 100,000 Mann, an den Main und Mittelrhein war ein Truppencorps aus Holland unter Augereau hingeschoben, außerdem ward eine zweite Reservearmee unter Macdonald gebildet, die in der östlichen Schweiz operiren und Moreau in den Stand setzen konnte, seine ganze Macht an der Isar und am Inn zu gebrauchen. In Italien standen 120,000 Mann, von denen zwei Drittel am Mincio vereinigt waren; ein auserlesenes Reservecorps unter Murat sammelte sich im Norden von Frankreich. Mit solchen Streitkräften und im Innern wie nach Außen in einer politischen Stellung, wie sie noch keine der revolutionären Regierungen sich

errungen, konnte der erste Consul allerdings ohne Sorge dem Moment entgegensehen, wo der Waffenstillstand abgelaufen war. Nicht so der Kaiser; seine feierliche Auffahrt im Feldlager am Inn hatte nur eben den demüthigenden Erfolg, ihn von der Unzulänglichkeit seiner Rüstungen zu überzeugen. Es mußte noch einmal um eine Verlängerungsfrist des Waffenstillstandes nachgesucht werden, die in diesem Moment nicht anders als theuer erkauft werden konnte. Als Lehrbach, der den Kaiser ins Lager begleitet, bei Moreau anfragte, erfuhr er, daß Bonaparte bereits den Preis einer neuen Frist angegeben hatte: es war die Auslieferung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, die ihn vollends zum Herrn in Süddeutschland machte. Auf diese Bedingungen hin ward dann (20. Septbr.) zu Hohenlinden, an der Stelle, wo bald der entscheidende letzte Act des Krieges spielte, eine Uebereinkunft abgeschlossen, die um den Preis der drei Reichsfestungen einen Waffenstillstand von weiteren 45 Tagen feststellte. Den Franzosen war damit nicht allein eine festere Grundlage für ihre künftigen Operationen gegen die Erblande geschaffen, sondern auch die Schwäche Oesterreichs durch die Größe dieses Opfers deutlich genug verrathen.

An den Vertrag von Hohenlinden reihte sich in Oesterreich ein Ministerwechsel. Wenig Wochen später verkündeten die Zeitungen, daß am 8. Octbr. dem Baron Thugut auf sein Ansuchen das Ministerium des Auswärtigen abgenommen und dem Grafen Ludwig Cobenzl in der Eigenschaft eines Conferenzministers und Vicestaatscanzlers die Leitung der geheimen Hof-, Staats- und Cabinetscanzlei anvertraut worden sei; zugleich trat Graf Lehrbach als „Staatsminister der inländischen Geschäfte" in das Cabinet ein. Von einem entschiedenen Wechsel des Systems konnte freilich die Rede nicht sein, da Thuguts Einfluß auch jetzt noch nicht aufhörte, und in jedem Fall ein Cobenzl und Lehrbach die nächsten Erben seiner Macht waren. Aber der allmächtige Mann war doch ein Opfer der letzten Wendung geworden. Der Krieg ward in Oesterreich mit jedem Tage unpopulärer, man berente jetzt, nicht früher Frieden geschlossen zu haben; Thugut ward laut als der angeklagt, der den Frieden vereitelt, den Krieg schlecht geführt und sich an die Engländer blind hingegeben habe. Seiner „weltverheerenden, unsinnigen Hartnäckigkeit", wie Fürst Karl Schwarzenberg sich ausdrückte, wurde jetzt die Verantwortung zugeschoben, nachdem die Uebereinkunft vom 20. Septbr. den ganzen Abgrund enthüllte, an den Oesterreich hingedrängt war. In der Ernennung Cobenzls, des Unterhändlers von Leoben und Campo Formio, war den Franzosen eine Art von Bürgschaft gegeben, daß es nun Ernst sei mit dem Frieden. Er war dazu bestimmt, den Kaiser auf dem bevorstehenden Friedenscongresse zu vertreten; Lehrbach übernahm dann die Leitung des Auswärtigen.

Lehrbach traf am 24. October in Luneville ein, hatte in Paris mit dem ersten Consul persönliche Besprechungen und begann dann an dem Orte des Congresses in der zweiten Woche des Novembers mit dem französischen Be-

vollmächtigten, Bonaparte's ältestem Bruder Joseph, zu unterhandeln. Noch war aber die Stunde der Verständigung nicht gekommen. Die Verlängerung des Waffenstillstandes um 20 Tage war das einzige positive Ergebniß, im Uebrigen standen die alten Hindernisse im Wege. Bonaparte suchte Oesterreich zu einem Separatfrieden zu bewegen und wollte die Minciolinie und die Entschädigung Toscana's mit den päpstlichen Legationen gewähren, aber Oesterreich hielt sich doch für zu fest und unzweideutig gebunden durch den Vertrag vom 20. Juni, um ohne England Frieden zu schließen. Die Zulassung eines britischen Gesandten zum Congresse war also die erste Forderung Oesterreichs. Bonaparte lehnte sie ab, falls England nicht einen Waffenstillstand zur See, so wie er ihn verstand, bewilligen wollte. Cobenzl ging einen Schritt weiter und gab zu verstehen, daß Oesterreich bis zum Februar 1801 durch Vertrag verpflichtet sei, ohne England keinen Frieden zu schließen; um aus diesem peinlichen Dilemma, der Erneuerung des Krieges oder der Treulosigkeit gegen England, herauszukommen, schlug er (3. Dezbr.) einen eigenthümlichen Ausweg vor. Er wollte sich im strengsten Geheimniß in eine Separatunterhandlung mit Frankreich einlassen, die aber vor der festgesetzten Frist verborgen bleiben, deren Documente, wenn sie, fruchtlos wären, zurückgegeben werden sollten; nur müsse Frankreich zulassen, daß ein britischer Unterhändler in Luneville erscheine, sei es auch nur, um des Scheines halber der Verpflichtung zu genügen und als Deckmantel für die wahre Verhandlung zu dienen. Bonaparte beharrte auf der Weigerung, einen Engländer in Luneville zuzulassen; er schlug vor: heimlich Friede zu schließen, öffentlich nur die Fortsetzung des Krieges einzustellen, bis die Frist des Versprechens an England abgelaufen sei und gestatte, mit dem abgeschlossenen Frieden hervorzutreten. Aber das sollte ohne Zögern geschehen; in 48 Stunden, gebot der Consul, sollte der geheime Friede unterzeichnet oder der Krieg neu begonnen werden. Die Rheingränze, die Minciolinie ohne Mantua, die cisalpinische Republik durch Mincio und Sesia begränzt, Toscana an Parma, die päpstlichen Legationen an Toscana, Rückgabe von Piemont bis zur Sesia, Unabhängigkeit der Schweiz und Genuas, das waren die Bedingungen, die Oesterreich erlangt hätte, wenn es jetzt, wie Bonaparte befahl, unverzüglich unterzeichnete.*) Allein in dem Augenblick, wo diese Vorschläge erfolgten, hatte der Kampf neu begonnen, und die Entscheidung war bereits in unzweideutiger Weise erfolgt.

Die Zeit des verlängerten Waffenstillstandes war nicht unbenutzt geblieben; Oesterreich trat jetzt in besserer Rüstung auf den Kampfplatz, als es im Juli oder September möglich war. Die Armee war durch die Besatzungen der drei abgegebenen Reichsfestungen, durch ein bairisches Hülfsheer von zwölf-

*) S. Du Casse negoc. diplomatiques II. 146 f. 159. 160.

tausend Mann, dessen Kosten England trug, durch das Condé'sche Corps und die neuen Aushebungen wieder auf mehr als 130,000 Mann gebracht; ansehnliche Verstärkungen, bis über 50,000 Mann, wurden noch erwartet. Von der schlagfertigen Masse waren als rechter Flügel gegen 30,000 Mann unter Klenau, Simbschen und dem Herzog Wilhelm von Baiern nach der Oberpfalz und nach Franken vorgeschoben, zwanzigtausend standen zur Linken in Tirol; was als Gros der Armee hinter dem Inn vereinigt war, betrug also über 80,000 Mann. Die natürliche Stärke der Stellung am Inn war durch Befestigungen erhöht; Braunau war in gutem Stande, an mehreren Punkten die Uebergänge verschanzt und feste Brückenköpfe angelegt. Durch diese Stellungen geschützt, war eine Heeresmacht von 80,000 Mann wohl im Stande, das rasche Vordringen eines auch überlegenen Feindes aufzuhalten.

Die Ueberlegenheit der Franzosen lag weniger in der Zahl, als in der Qualität der Truppen und ihrer Führung. Es waren ungefähr 130,000 Mann, die sich vom Main bis gegen die tiroler Gränze ausbreiteten; vom rechten Flügel unter Lecourbe waren 12,000 Mann gegen Tirol aufgestellt, zur Linken kam Augereau mit 20,000 Mann den Main herauf und drang nach Franken vor, die ganze übrige Macht war in dem vielfach durchschnittenen waldigen Gebiet zwischen Isar und Inn aufgestellt, auf einem Terrain, das der französische Feldherr Zeit genug gehabt hatte, genau kennen zu lernen. Die französische Macht, schon an Zahl etwas stärker*), bestand aus tüchtigen, erprobten Truppen, deren Stimmung durch die vorausgegangenen Erfolge gehoben war; im kaiserlichen Heere, das man durch junge Truppen hatte ergänzen müssen, war weder ein solches Material, noch die gleiche Zuversicht vorhanden. Dort commandirte Moreau, unter den Feldherren der Revolution zwar nicht einer der genialsten, aber gediegen, umsichtig, seit dem Feldzug von 1793 als selbständiger Führer erprobt und überall mit Auszeichnung genannt; hier war der Oberbefehl dem Namen nach in die Hand eines achtzehnjährigen Prinzen gelegt, der nicht, wie sein Bruder Karl im vergangenen Jahre, mit dem fertigen Ruf eines hervorragenden Feldherrntalentes auf den Kampfplatz trat, sondern, als Neuling an die Spitze des Heeres gerufen, vorerst noch eines militärischen Mentors bedurfte. Dieser eigentliche Leiter war der Feldzeugmeister Lauer, ein bejahrter Offizier, der für einen verdienten In-

*) Nach den wahrscheinlichsten Angaben war die ganze vereinigte Macht der Oesterreicher am Inn 80—85,000 Mann; die Franzosen, wenn man Augereau und die gegen Tirol aufgestellte Macht abzog, hatten unter Lecourbe auf dem rechten Flügel 12,000 Mann, das Centrum unter Moreau selbst (die Divisionen Grouchy, Richepanse, Decaen, Hautpoul) betrug über 33,000, der linke Flügel unter Grenier (die Divisionen Legrand, Ney, Bastoul) fast 26,000; dazu kam dann das Corps von St. Suzanne, dessen beide Divisionen (18,000 Mann stark) gegen Landshut und die Donau vorgeschoben waren, und die gesammte Artillerie (7000 Mann), was zusammen eine Streitmacht von 96,000 Mann ausgibt.

genieur galt, aber niemals ein größeres Commando im Felde geführt hatte. Der Unterschied trat noch greller in die Augen, wenn man die Führer der einzelnen Corps verglich; auf französischer Seite waren Richepanse, Decaen, Ney, Legrand, Souham und ähnliche Männer zu nennen, auf österreichischer standen wenige hervorragende oder populäre Namen, zumal man noch bei der jüngsten Epuration blindlings aufgeräumt und mit den wirklich Schuldigen auch eine Reihe von fähigen Männern beseitigt hatte.

Doch war der neue Oberfeldherr oder sein Rathgeber entschlossen, sich den Vortheil einer kühnen Offensive nicht entgehen zu lassen; während Moreau vorsichtig seine Stellungen nahm und die Pläne des Gegners zu erkennen strebte, rüstete man sich im kaiserlichen Hauptquartier zu einem kräftigen Schlage. Moreau hatte nur die zwei Divisionen von St. Suzanne nordwärts gegen Landshut und Ingolstadt hin vorgehen lassen; mit der übrigen Macht, immerhin über 70,000 Mann, hielt er die Straßen besetzt, die von der Isar östlich in der Richtung nach Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf zum Inn führen. Auf dem großen Plateau, das sich waldig und defileenreich zwischen Isar und Inn erhebt, von der Straße durchschnitten, die aus München über Parsdorf, Hohenlinden, Haag gegen Mühldorf führt, stand der linke französische Flügel unter Grenier, während das Centrum, bei dem Moreau sich selbst befand, in der Richtung von München nach Ebersberg und Wasserburg sich ausbreitete, der rechte Flügel weiter oben sich Rosenheim näherte. In den beiden letzten Novembertagen war die Armee langsam vorgerückt und hatte sich in ihren drei Gruppen Rosenheim, Wasserburg und Ampfing genähert. In diesem Augenblicke waren die Oesterreicher schon in voller Bewegung. Ihr Plan war, nur einen kleinen Theil des Heeres zur Vertheidigung des Inn zurückzulassen und, während Klenau's Corps an der Donau rasch vorrückte und die Verbindungen des Feindes bedrohte, mit dem Gros des Heeres, einigen 60,000 Mann, in drei Colonnen hervorzubrechen, die Isar bei Landshut zu überschreiten und in gerader Richtung auf München loszugehen. Gelang der Plan, so war der Feind umgangen, im Rücken bedroht, und es blieb ihm keine Wahl, als entweder an der Isar die Schlacht, die man ihm anbot, anzunehmen, oder sich über den Lech zurückzuziehen. Der Plan wurde aber nicht so präcis ausgeführt, wie er kühn entworfen war. An dem Tage zwar, an dem der Waffenstillstand abgelaufen war, am 26. Nov., brach das kaiserliche Heer über den Inn hervor, allein die prompte und zutreffende Vereinigung, auf welcher der sichere Erfolg beruhte, war nicht zu erreichen. Ungünstiges Wetter und schlechte Wege ermüdeten die Truppen und verzögerten den Marsch; am 28., wo die ganze Macht wenige Stunden von Landshut weg zusammenstoßen sollte, um am anderen Tage die Isar zu überschreiten, war sie erst eine kleine Strecke vom Inn weit vorgedrungen. Dies unerwartete Verzögern ließ den ganzen Plan als gewagt erscheinen; der kaiserliche Oberfeldherr gab die Umgehung des Feindes auf und entschloß sich,

in der Richtung von Mühldorf nach Ampfing gerades Weges die Straße nach München zu erkämpfen, die von dem linken Flügel der Franzosen gedeckt war. Allerdings gab ihm dies, als er am 30. Novbr. mit etwa drei Viertheilen seiner Macht Ampfing erreichte, den Vortheil, mit Ueberlegenheit auf den viel schwächeren linken Flügel des Feindes zu fallen und ihn vielleicht zu schlagen; aber sein weiteres Vordringen führte ihn der Hauptmacht der Franzosen entgegen und nöthigte ihn zu einer Schlacht auf einem dicht bewaldeten, durchschnittenen Terrain, dessen Schlüssel und Ausgänge in den Händen des Feindes waren.

Ein erster glücklicher Erfolg drängte aber die Bedenken in den Hintergrund. Als die Oesterreicher am 1. Decbr. gegen Ampfing vorrückten, stießen sie auf den linken Flügel des Feindes, der aus den drei Divisionen Legrands, Bastouls und Ney's bestand, und zu dessen Unterstützung Moreau, in der Ahnung seiner etwas gefährdeten Stellung, noch die Division Grouchy vorgeschoben hatte. In dem Gefecht, das sich entspann, hatten die Kaiserlichen den Vortheil der Ueberraschung und der Zahl für sich; aber der Feind schlug sich vortrefflich und trat erst gegen Abend, durch die Division Grouchy gedeckt, den wohlgeordneten Rückzug an. Mit dem Erfolg von 3000 Mann war dieser kleine Verlust um so theurer erkauft, je mehr er dazu beitrug, im österreichischen Hauptquartier die richtige Beurtheilung der eigenen wie der feindlichen Situation zu verwirren.

Das kaiserliche Heer war dem rückziehenden Feinde in der Richtung auf München gefolgt und seine Vorposten bis wenige Stunden vor dem Dorfe Hohenlinden vorgegangen; da es auf weiteren Widerstand nicht stieß, ward im Hauptquartier eine Schlacht nicht erwartet, sondern einfach das Vorrücken nach München angeordnet. „In der vollen Ueberzeugung, sagt ein österreichischer Bericht*), nur auf die feindliche Nachhut zu treffen, wurden alle Truppencommandanten angewiesen, den Marsch zu beschleunigen, ihre Kanonen und sonstige hindernde Gegenstände entweder zum späteren Nachzug zurückzulassen, oder bei grundlosem Wege auf die Münchner Hauptstraße zu schicken.“ Theils auf der großen Straße, die Hohenlinden durchschneidet, theils durch beschwerliche Waldwege gingen am 2. Decbr. die Oesterreicher voran; es war außer der ganzen Macht, die sich am Tage zuvor bei Ampfing geschlagen, auch das Corps unter General Kienmayer herangezogen worden. Gegen 60,000 Mann waren im Anmarsch gegen die waldigen Höhen, welche den Weg nach München verdeckten**). Selbst die große Straße bildet dort zwischen Hohenlinden und Mattenbett ein natürliches Defilee, das über eine

*) Mil. Zeitschr. 1836. IV. 15.

**) Die österr. mil. Zeitschr. 1836. IV. 22. gibt 57,019 Mann mit 15,017 Reitern an; die Colonne Kienmayers betrug darnach 15,981, die Baillets 11,688, das Hauptcorps mit den Baiern 16,032, die Division Riesch 13,318 Mann.

Stunde lang die freie Entfaltung der Truppenmassen erschwerte; die Seitenwege waren vollends nichts Anderes, als Wald- und Holzpfade, die in jeder Jahreszeit für eine Armee mühevoll und zum Theil unwegsam waren. Ein Heer, das sich colonnenweise dahin locken ließ, war wie in einem Labyrinth gefangen und konnte beim tapfersten Widerstande der Niederlage nicht entgehen.

Im österreichischen Hauptquartiere muß man weder dieses Terrain, noch die Stärke des Feindes gekannt, wohl aber mit Zuversicht erwartet haben, daß man im äußersten Falle nur das bei Ampfing zurückgeworfene Corps sich gegenüber finden werde. Allerdings waren diese Divisionen am Ausgange der waldigen Höhen, wo sich gegen München zu das Terrain ebnet, beim Dorfe Hohenlinden aufgestellt; aber nur wenige Stunden südlich, schon bei Ebersberg an der Salzburger Straße, fing das französische Centrum an sich zu entfalten und konnte von dort herbeieilen, um dem in die Defileen unbesonnen vorgerückten Feinde in Flanke und Rücken zu fallen. Darauf baute Moreau seinen Plan. Indem er seinen linken Flügel, die bei Ampfing geworfenen Divisionen, am Ausgang der waldigen Höhen bei Hohenlinden und den nächsten Dörfern aufstellte, wollte er die Oesterreicher ungestört in die Defileen hereindringen lassen, bis sie, mit jenem Corps handgemein geworden, zugleich durch die Divisionen des Centrums in den Flanken gefaßt werden konnten. Es waren einige dreißigtausend Mann, die, von Ampfing zurückgeschoben, am Abend des 2. December unter Moreau's persönlicher Führung bei Hohenlinden standen; die zwei Divisionen Richepanse und Decaen, die er vom Centrum noch herbeiziehen konnte (der Rest war, wie wir uns erinnern, schon vorher den anderen zur Verstärkung zugeschickt worden), betrugen gegen zwanzigtausend Mann; die Oesterreicher standen also, wenn sie vorgingen, einer nicht viel geringeren Macht gegenüber*), die sie, in einzelne Colonnen zerstückelt, überfiel und in einen Doppelkampf verwickelte, dessen Ausgang auf diesem Terrain auch bei dem tapfersten Widerstande wahrscheinlich nur mit einer Niederlage endete. Der arglosen Sicherheit einer Neulingsanführung stand neben Moreau's Umsicht die bewährte Trefflichkeit der französischen Divisionsgenerale gegenüber; sie führten mit Meisterschaft den wohl ausgedachten Plan des Oberfeldherrn aus und erfochten einen der entschiedensten Siege, von dem die so ereignißvolle Geschichte jener Kriege zu berichten weiß.

Wie Moreau erwartete, ging das kaiserliche Heer am frühen Morgen des 3. December gegen Hohenlinden vor; die Hauptmasse, von Erzherzog

*) Nach welchen Angaben Thiers II. 188. siebzigtausend Oesterreicher gegen nicht 60,000 Franzosen herausrechnet, wissen wir nicht; es geschieht wohl nur, um auch bei diesem Anlaß, wo es der Prahlerei sonst nicht bedürfte, die stereotype Phrase anbringen zu können: C'était plus qu'il n'en fallait, avec les soldats dont se composaient alors nos légions.

Johann selbst geführt, mit dem bairischen Contingent und dem größten Theil der Cavallerie und des Geschützes, näherte sich auf der großen Straße dem Defilee zwischen Mattenbett und Hohenlinden; ein Corps von 13,000 Mann unter Riesch suchte südlich von der Straße, in der Richtung auf Albaching, durchzukommen, indessen Kienmayer und Baillet-la-Tour von Norden her durch die Waldwege am Isenbach den Weg nach der Ebene von Hohenlinden verfolgten. Auf grundlosen Waldwegen und unter dichtem Schneegestöber wälzten sich die drei Colonnen langsam vorwärts, die auf der großen Straße noch leidlich rasch, so daß sie sich zwischen sieben und acht Uhr Mattenbett näherte; die beiden anderen konnten natürlich erst viel später in gleicher Höhe ankommen. So entspann sich schon in den Frühstunden der erste Kampf in dem Defilee von Mattenbett; voll Ungeduld war der Erzherzog dort vorgegangen und stieß auf die Divisionen Ney's und Grouchy's. Ein paar bairische Jägercompagnien trafen zuerst mit dem Feinde zusammen und noch immer war man überzeugt, es mit der Nachhut des rückziehenden Feindes zu thun zu haben.*) Es wurde lebhaft gefochten, aber ohne einen nachhaltigen Erfolg zu erringen; ein stürmischer Angriff der ungarischen Grenadiere brachte wohl die vordersten Reihen des Feindes anfangs zum Weichen, allein es kam rasch Hülfe und nach einem heftigen Handgemenge, das sich Mann an Mann in den Waldengen entspann, wurden die Kaiserlichen zurückgeworfen. Ein zweiter Angriff war nicht glücklicher. Mehrere Stunden war so ohne Entscheidung gefochten worden, als die anderen österreichischen Colonnen, Kienmayer und Latour, nördlich im Walde, Riesch südlich bei Albaching, allmälig eintrafen. Beide sahen sich in ihrem weiteren Vordringen aufgehalten; die erstere fand sich den Divisionen Bastoul und Legrand gegenüber, die andere stieß bei Albaching bereits auf die ersten Abtheilungen des französischen Centrums, die von Ebersberg her den Kaiserlichen in die Flanke fallen sollten. Richepanse, ein sehr begabter junger General, der die beiden Divisionen von dort heranführte, war der rechte Mann, eine so entscheidende Aufgabe mit ganzem Erfolg zu lösen. Moreau hatte ihm nur die allgemeine Weisung ertheilt, den Feind vom Süden her in der Flanke anzugreifen; die Durchführung der Aufgabe war ausschließlich sein Verdienst. Er war am frühen Morgen mit den beiden Divisionen aufgebrochen und zu der Zeit bei St. Christoph, auf dem Wege nach Mattenbett, eingetroffen, wo die Hauptmasse der Kaiserlichen ihre Stellungen genommen hatte. Auch er sah sich, wie diese, durch Weg und Witterung in seinem Marsch gehemmt und verzögert. Auf dem Wege stieß er unerwartet mit einer feindlichen Abtheilung zusammen, ließ einen Theil seiner Division (die andere unter Decaen war noch weit zurück) diesem Feinde gegenüber und eilte, so weit hier Eile möglich war, mit dem Rest seiner Truppen, etwa 6000 Mann und einigen Geschützen, gegen Mat-

*) S. v. Völderndorff-Waradein Kriegsgeschichte von Baiern I. 170.

tenbett. Indessen der zurückgelassene Theil der Division in einen ungünstigen und verlustvollen Kampf mit den Kaiserlichen verwickelt ward und erst durch Decaens Ankunft Luft bekam, langte Richepanse selbst an der rechten entscheidenden Stelle, südlich von Mattenbett, an und wußte sich Bahn zu machen. Es war der Augenblick, wo Ney und Grouchy die Angriffe der österreichischen Hauptmacht abgewehrt und sie in die Defileen zurückgeworfen hatten. Wenn auch an Zahl nicht stark, mußte Richepanse's Angriff im Rücken doch gerade jetzt von der mächtigsten Wirkung sein. Wohl leisteten die Feinde lebhaften Widerstand, aber die Folge der Ueberraschung*) machte sich doch überall bemerklich und die Streitkräfte, die dem neuen Feinde entgegengingen, konnten nur allmälig und tropfenweise, daher ohne rechten Erfolg, zur Action kommen. Vorn zurückgeworfen, unversehens auch im Rücken und in der Seite angegriffen, in der Enge des Waldes außer Stande, sich recht zu entfalten, waren die Oesterreicher und Baiern in einer verzweifelten Lage. Erdrückt von dem doppelten Angriffe, gerathen sie bald in gränzenlose Verwirrung; die Reihen lösen sich in einen ungeordneten Knäuel auf, durch ihr eigenes Geschütz und ihren Troß gehemmt, nur einzelnen zersprengten Haufen gelingt es, zu entkommen, ganze Haufen mit dem gesammten Geschütz gerathen in die Gewalt des siegreichen Gegners, an dessen Spitze Ney und Richepanse, jetzt von den beiden Seiten zusammentreffend, sich als Sieger begrüßen. Eine Entscheidung wie diese war zu durchgreifend, als daß der glücklichere Widerstand auf den beiden Flügeln die Niederlage hätte abwenden können. Die Corps Kienmayers und Latours, die von Norden her vorgegangen, waren gegen Mittag eingetroffen, hatten die Dörfer am Saume des Waldes, gegenüber von Hohenlinden, besetzt und begannen hier auf die Stellung von Hohenlinden ihre Angriffe, gegen welche die Franzosen sich nur mit Mühe zu behaupten vermochten. Aber so hartnäckig und zum Theil glücklich sie sich schlugen, die Entscheidung bei Mattenbett war Ursache, daß sich am Nachmittag die siegreiche Macht des Feindes mit Wucht gegen sie wendete. Auch ihr Rückzug war unvermeidlich; einzelne Abtheilungen konnten nur mit Mühe und Verlust sich durchschlagen. Auch Riesch, der südlich von der Straße sich erst erfolgreich gegen einen Theil von Richepanse's Division geschlagen, bis Decaen den Bedrängten Hülfe brachte, mußte seine Stellungen räumen.

Der Sieg war so vollständig und reich an Trophäen wie wenige. Die Oesterreicher zählten nach ihren eigenen Angaben**) nahezu 4700 Todte und

*) Man war anfangs, sagt die österr. mil. Zeitschr. IV. 31, der Meinung, daß jene Erscheinung nichts Anderes sein könne, als eine Schaar von Riesch versprengter Franzosen, die nunmehr einen Ausweg suche.

**) Oesterr. mil. Zeitschr. 1836. IV. 35 f. Ueber das bairische Corps s. Völderndorff I. 175.

Verwundete, über 7000 Gefangene und fünfzig verlorene Geschütze; die bairischen Hülfstruppen hatten an Gefangenen, Todten und Verwundeten gegen 5000 Mann eingebüßt, 24 Geschütze verloren und waren bis auf 1400 Mann zusammengeschmolzen. Die Franzosen geben die gesammte Einbuße ihrer Gegner, wohl etwas zu hoch, auf 20,000 Mann an; in jedem Falle war der Verlust groß genug, auch die beste Armee auf lange Zeit kampfunfähig zu machen.

Die letzten Vorgänge des Feldzuges legten davon Zeugniß ab; es wollte nirgends mehr gelingen, das geschlagene Heer zu einem nachhaltigen Widerstande zu stellen. Am 4—5. December war es über den Inn zurückgegangen; am 9. überschritten die Franzosen den Fluß. Erschöpft und herabgestimmt, wie die Kaiserlichen waren, mußten sie ihren Rückzug gegen Salzburg fortsetzen; schon drängte der Feind auf der Ferse nach und vereitelte die Hoffnung, in Salzburg einige Tage Erholung und Ruhe zu finden; kaum gelang es, den ungefährdeten Rückzug zu erkämpfen. Bereits waren die Franzosen allenthalben zu nahe und zu überlegen, als daß die rückziehende Armee irgendwo sich sammeln, erholen und festen Fuß fassen konnte. Die Gefechte, die zwischen der Salza und der Traun vorfielen (16. u. 18. Decbr.), lösten vollends die hartbedrängte Nachhut auf und beschleunigten den materiellen und moralischen Verfall der Armee.

Zu spät kam jetzt der Erzherzog Karl, den der Hofkriegsrath, in der drängenden Angst der Hiobspost von Hohenlinden, als Oberfeldherrn an die Spitze gerufen hatte. Er kam nur eben noch zeitig genug, um von der wachsenden Auflösung des Heeres sich aus eigener Anschauung zu überzeugen. Schon bei Salzburg zählte die Armee, die vor dem Tage von Hohenlinden 80,000 Mann stark am Inn gestanden, nicht mehr die Hälfte dieser Stärke; jetzt, an der Traun, wo sie der Erzherzog fand, mußte auf jede Hoffnung eines weiteren Kampfes verzichtet werden. Bereits drängten die Franzosen nach und die Traun so wenig wie der Inn und die Salza hielten sie auf; wo es noch zum blutigen Zusammenstoße kam, zeigte sich nur die Ueberlegenheit des Gegners über eine geschwächte und demoralisirte Armee. Am 20—22. Decbr. gingen die Franzosen über die Traun; wenige Tage später standen sie an der Enns. Nur daß sie so weit vorgeschoben und die Armeen auf den Flanken, in Italien und am Main noch zurückgebogen waren, konnte den vorsichtigen Moreau abhalten, durch das wehrlose, offene Land nach der Kaiserstadt selbst vorzudringen; es war jetzt leichter als 1805 und 1809. Indessen auch ein Waffenstillstand konnte gewähren, was der prahlende Marsch nach Wien nur irgend zu bieten vermochte; wenigstens war die österreichische Regierung nicht in der Lage, irgend eine von den Forderungen des Feindes zu verweigern.

Auf den Flanken, nördlich und südlich, waren zwar so entscheidende Ereignisse nicht eingetreten, wie zwischen der Isar und dem Inn, aber es war

auch nichts geschehen, was die Niederlage von Hohenlinden gut machen konnte. Die einzelnen Abtheilungen, die an der Donau und in Franken vertheilt waren, Herzog Wilhelm mit dem bairischen Hülfscorps*), Klenau mit 5000 Oesterreichern, Simbschen mit zehntausend, wozu noch ein paar tausend Kurmainzer unter Albini kamen, dehnten sich von Regensburg bis nach dem untern Main in der Gegend von Aschaffenburg aus; ihre Vertheilung und ihr vielfältiges Commando ließ schon große und entscheidende Operationen nicht zu, die jüngste Entscheidung lähmte vollends alle bedeutendere Thätigkeit. So war Klenau (28. Nov.) auf's rechte Donauufer vorgedrungen und näherte sich der Ebene zwischen Isar und Lech, bis ihn die Botschaft von Hohenlinden über die Donau zurückführte. Indessen drängte Augereau den Main herauf, schickte eine Abtheilung vor Würzburg und wandte sich mit dem Kern seiner Macht gegen die zerstreuten und wie auf eigene Faust handelnden Corps Simbschens, Herzog Wilhelms und Klenau's, die ihre Zersplitterung mit verlustvollen Gefechten büßen mußten. In dem Augenblicke, wo man, durch die Erfahrung belehrt, sich zu gemeinsamerem Handeln entschloß und an einzelnen Punkten sich mit besserem Erfolge schlug, ward im Rücken Regensburg weggenommen (25. Decbr.) und am gleichen Tage der Waffenstillstand abgeschlossen. Wenige Tage später langte diese Botschaft in Franken an und machte auch dort dem Kampfe ein Ende, wo sich eben noch — es war der letzte blutige Act des großen Krieges in Deutschland — die Kurmainzer mit einer Abtheilung Franzosen nicht weit von Fulda herumgeschlagen hatten (29. Decbr.).

Auf dem südlichen Flügel, in den Alpen und in Italien, hatten sich die Ereignisse nicht günstiger für die kaiserlichen Waffen gestaltet. Auch dort zwar, wie in Deutschland, hatten die Oesterreicher sich nach den unglücklichen Ereignissen vom Juni verstärkt und sammelten sich wieder gegen 90,000 M. stark unter Bellegarde's Führung hinter dem Mincio, allein es war keine Aussicht, daß man die Scharte von Alessandria auswetzen werde. Schon ehe die Waffenruhe gekündigt war, hatte sich der Feind (October) durch einen Handstreich in Toscana festgesetzt, dann seine Anstalten getroffen, sobald der Kampf wieder begann, mit einem raschen Schlage die Minciolinie zu gewinnen. Macdonald ging aus der östlichen Schweiz nach Graubündten vor, überstieg unter unsäglichen Schwierigkeiten den mit Schnee und Eis fast verschütteten Splügen (Decbr.), um durch das Veltlin den Weg nach Südtirol zu gewinnen und dort die Bewegungen zu unterstützen, die durch die Haupt-

*) Dieses Corps von 10—12,000 Mann ist nicht zu verwechseln mit dem bairischen Contingent, das, der österreichischen Hauptarmee zugetheilt, bei Hohenlinden mitgefochten hat und nach dem Subsidienvertrag vom 16. März 1800 gestellt war; das unter Herzog Wilhelm war in Folge eines zweiten Subsidienvertrages vom 15. Juli ausgerüstet worden.

armee unter Brune am Mincio vorgenommen werden sollten. An den klassischen Stellen, wo 1796, 1799, 1805 und 1848 über den Besitz Oberitaliens berühmte Schlachten geliefert worden sind, dort wurde auch jetzt das Schicksal des Krieges entschieden. In zwei heißen Kampftagen, deren Ausgang sich um den Besitz der Orte Pozzolo und Valeggio drehte (25. 26. Dec.), war der Strom an zwei Stellen von den Franzosen forcirt worden. Die Minciolinie war ihnen; in den nämlichen Tagen, wo auf dem deutschen Kriegsschauplatze jede Hoffnung eines ausreichenden Widerstandes aufgegeben werden mußte, brachen sie gegen die Etsch auf.

In dieser verzweifelten Situation konnte der Erzherzog Karl nicht daran denken, mit den Truppen, wie er sie an der Traun und Enns vorfand, den Kampf fortzusetzen; zum zweiten Male ward ihm vom Schicksal auferlegt, die Erbschaft fremder Fehler anzutreten und Frieden zu schließen, wo die Mittel des Kampfes und Sieges durch Andere verscherzt worden waren. Der Waffenstillstand, den der Erzherzog (25. Decbr.) zu Steyer schloß, gab Oesterreichs letzte Stützen der Vertheidigung hin, ohne etwas Anderes dafür einzutauschen, als daß dem Vorrücken des unaufhaltsamen Gegners zunächst ein Ziel gesetzt ward. Oesterreich erklärte sich darin bereit, alsbald Frieden mit Frankreich zu schließen, „welches auch die Entschließung seiner Verbündeten sein möchte;“ es gab also die Bedingung jetzt preis, an der sich alle Unterhandlungen seit dem Sommer zerschlagen hatten. Die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und alle anderen befestigten Punkte in Tirol wurden den Franzosen übergeben, Tirol geräumt, die dort begonnenen Aufgebote eingestellt; die Erblande der österreichischen Monarchie lagen also, ihrer letzten Vorwerke beraubt, offen vor dem Feinde. Die Demarcationslinie, die beide Armeen schied, ging von Baiersdorf in Franken über Erlangen, Nürnberg, Neumarkt, Regensburg längs der Donau hin, zog sich von da an der Erla bis zu deren Ursprung, dann über Gößling, Leopoldstein, Eisenerz nach Leoben und durch Steiermark längs der Mur bis nach Spital, von wo sie durch das Pusterthal sich nach Südtirol erstreckte und über das Wormser Joch die Gränze des Veltlin berührte. Nicht nur der Süden und Westen des Reiches, sondern ein großer Theil der österreichischen Erblande selbst, die Lande bis über die Enns hinaus, Theile von Steiermark, Illyrien und ganz Tirol waren demnach in französischen Händen; es war die Frage, welchen Friedensbedingungen Oesterreich nach diesem Waffenstillstande noch seine Zustimmung versagen konnte.

„Der Theil des Reichsgebietes und der Erbstaaten, der in die Demarcationslinie fällt“ — so hieß es im 14. Artikel des Waffenstillstandes — ist in Bezug auf sein Eigenthum und die bestehenden Regierungsformen unter den Schutz der französischen Armee gestellt.“ Die früheren Erfahrungen von

1795—97 ließen ungefähr erwarten, was diese „sauvegarde“ zu bedeuten habe. Zwar ließ Moreau seine Truppen nicht so hausen, wie Jourdan es geduldet hatte, und auch der erste Consul liebte, wie er durch Massena's Abberufung aus Italien bewies, das planlose Plündern und Stehlen nicht; indessen war der Zustand doch höchstens dann erträglich zu nennen, wenn man ihn mit den Greueln der früheren Jahre verglich. Die Truppen waren wohl in strengerer Zucht und besser versorgt, als unter dem Directorium, aber sie hatten darum ihr altes Wesen doch nicht völlig abgelegt; von den Feldherren waren einige der ärgsten Diebe, wie Vandamme und Tharreau, entfernt, allein es waren auch andere, wie z. B. Lecourbe, zurückgeblieben, die das frühere Treiben ohne Scham und Schonung fortsetzten, während die Vorbilder republikanischer Tugend, wie Marceau, Desaix, Richepanse, mit jedem Tage seltener wurden. So hatte denn der Gang des Feldzugs über Schwaben und Baiern eine Zeit neuer schwerer Leiden heraufgeführt; seit Mai waren Brandschatzungen und Requisitionen in ununterbrochener Steigerung über diese Lande verhängt worden, die Felder waren zum Theil vor der Erntezeit abgemäht, was an Lebensmitteln und Vieh sich fand, weggeführt, manche Striche, wie im Jahre 1796, rein ausgeplündert. Sah das flache Land, welches der Feind durchzogen, oft einer Wüste gleich, so waren die Städte, in denen die Generale ihr Quartier aufschlugen, nicht besser daran. Die Lieferungen z. B. für die Tafel eines Lecourbe überstiegen das Maß einer großen Hofhaltung. Wo sich noch allenfalls ein Schatz literarischer und künstlerischer Alterthümer vorfand, da wurde nach der beliebten Praxis, die Bonaparte selber 1796 eingeführt, das Beste ausgewählt und, was nicht an den Fingern der Generale und Commissäre hängen blieb, nach Paris geschleppt. Jetzt eben, in den letzten Tagen des Feldzuges, ward Salzburg so heimgesucht und aus den Bibliotheken des Erzstiftes, der Universität und der Klöster an Handschriften und seltenen Büchern, was irgend alt und werthvoll war, gewaltsam fortgeführt*).

Wer hätte Schutz geben können gegen jede denkbare Mishandlung? Die Körperschaft am wenigsten, die dem Namen nach das deutsche Reich vertrat. Die hülflose Regensburger Versammlung, deren Debatten während dieser Kriegswirren kaum etwas Nennenswerthes darbieten, war selber zu sehr des Schutzes bedürftig, als daß sie ihn dem Reiche hätte leisten können. Als sich im Juli der Feind der Donau näherte, war der deutsche Reichstag wie im Jahr 1796 in der Lage, an seine Sicherheit denken zu müssen, die ihm zum Glück noch der Waffenstillstand gewährte. Wie dann am Weihnachtstage eine französische Division vor Regensburg erschien und der Commandant der kaiserlichen Truppen entschlossen war, sich zu vertheidigen, wußte der Reichstag durch seine dringenden Vorstellungen dies zu hindern; es war das einzige Mal, wo in

*) S. polit. Journ. 1800. I. 632 f. Salzburger Literaturzeit. 1801. I. 16. 31 f. 48. 63 f. 78.

diesem ereignißvollen Jahre seiner Thätigkeit Erwähnung geschah*). Man konnte es bei dieser allgemeinen Hülflosigkeit dem Einzelnen kaum verdenken, wenn er sich den Schutz beim Feinde erkaufte, so gut es ging. Das geschah denn auch, wie im Jahre 1796; als sich Augereau dem Main näherte, beeilten sich Hessen-Homburg, Nassau, Isenburg, Wied, lieber durch Verträge und bestimmte Abstandssummen eine gewisse Sicherheit zu erkaufen, als sich den unberechenbaren Plünderungen zügelloser Feinde hinzugeben**). Wo dies unterblieb, da dauerten die Mishandlungen fort, auch nachdem der Waffenstillstand das Eigenthum unter „die Sauvegarde" der französischen Armee gestellt hatte. Die lautesten Klagen kamen jetzt aus den Theilen Süddeutschlands, die 1796 noch unberührt geblieben und an diese Art Kriegführung noch nicht so gewöhnt waren, wie die Gegenden zwischen Isar, Lech und Rhein. In der Umgebung von Regensburg, Salzburg und überhaupt in dem von den Franzosen besetzten Theile der kaiserlichen Erblande wurden die Requisitionen so schrankenlos fortgesetzt, daß der Erzherzog Karl mit Berufung auf den Waffenstillstand bei Moreau Beschwerde einlegte, ohne freilich mehr als eine ganz vorübergehende Erleichterung zu erzielen; die französische Armee fuhr fort, die Lebensbedürfnisse, die Kleidung, die Pferde sich auf deutsche Kosten zu verschaffen. Am linken Rheinufer schweifte nachher Jahre lang, ohne daß man ihrer Meister ward, eine berüchtigte Räuberbande umher; der Führer hielt seine Bande in einer strengen militärischen Ordnung und trieb das Geschäft mit einem gewissen Schwunge, indem er nicht sowol den Einzelnen überfiel und bestahl, als vielmehr Gemeinden und Familien Summen auferlegte, die als Abfindung bezahlt werden mußten. Man hat den Mann später zu Mainz guillotinirt, während er doch nur etwas roher das copirte, wozu die Vandamme, Tharreau, Lecourbe und mancher künftige Marschall des französischen Kaiserreiches die Originalien geliefert hatten.

In dieser hülflosen Lage wurde der Friede lebhafter ersehnt, als je; daß seine Bedingungen noch ungünstiger sein würden, als zu Campo Formio, war nach den Schlägen von Marengo und Hohenlinden zu erwarten. Ein französischer Geschichtschreiber, allerdings der Einzige, der unbefangen und von Bonaparte-

*) In der angeführten Reichstagscorrespondenz hieß es schon im März: „Da der Reichstag selbst nichts Berichtenswerthes darbietet, so sieht man sich genöthigt, dazu aus dem Ausland Materialien zu holen"; diese Materialien aus „dem Ausland" waren hauptsächlich die kleinen landständischen Händel in Baiern und Württemberg. Mit diesen Dingen, die natürlich in Regensburg nie zur Entscheidung kamen, der Besetzung einiger Stellen bei der Reichsgeneralität und der Erörterung neuer Staatsschriften und Deductionen ist denn auch dieses schläfrigste und leerste aller Reichstagsjahre nothdürftig ausgefüllt.

**) S. die Verträge bei Martens VII. 472—484.

schen Illusionen frei diese Zeit geschildert hat*), ist zwar der Ansicht, es habe jetzt in Frankreichs eigenem Interesse gelegen, den Frieden auf dem Festlande unter den mäßigsten Bedingungen zu schließen, damit es Zeit und Kraft gewinne, sich des Kampfes mit der Coalition auf die Dauer zu entledigen. Zwischen die Feindschaft Englands und Oesterreichs gestellt, hätte (so meint Lefebvre) der erste Consul seine ganze Kraft gegen England wenden, aber damit er dies ungestört thun konnte, Oesterreich durch kluge Großmuth an sein Interesse fesseln sollen. Ein Friede, der dem Kaiser die Lombardei wiedergab, in Deutschland die Säcularisationen fallen ließ und in den geistlichen Staaten die wesentliche Stütze österreichischer Macht im deutschen Reiche aufrecht erhielt, ein solcher Friede hätte Frankreich nicht allein genügen, sondern ihm auch die Mittel einer bleibenden Aussöhnung mit dem Festlande geben müssen. Aber wer wollte, selbst wenn er die Stimmung des Heeres und die angeborene Eroberungslust der Nation außer Anschlag brachte, von Bonaparte selber diese stoische Selbstbeschränkung erwarten? Er ging sicherlich die Wege, die er selber zu Leoben und Campo Formio hatte bahnen helfen; sie gewährten ihm die Aussicht auf das Uebergewicht auf dem Festlande und auf den leitenden Einfluß in Italien, in der Schweiz, in Deutschland und Holland, freilich um den hohen Preis eines Krieges ohne Ende, so lange die europäischen Nationen noch die Kraft besaßen, ihre bedrohte Selbständigkeit zu beschützen.

Während nach der Kündigung des Waffenstillstandes im December der Kampf in Deutschland und Italien von Neuem begonnen, waren die Unterhändler des Friedens, Graf Cobenzl und Joseph Bonaparte, in Luneville beisammen geblieben; doch ließ sich denken, daß das Friedensgeschäft nicht zu rasch fortschritt und die Blicke der beiden Gesandten mehr nach dem Kriegsschauplatze, als auf den Abschluß der Unterhandlungen gerichtet waren. Jeder Theil hoffte von dem neu begonnenen Kampfe eine günstige Entscheidung für sich und darum war keiner der Unterhändler geneigt, eine seiner Forderungen fallen zu lassen. Erst die Ereignisse vom December, der Schlag von Hohenlinden und der Vertrag von Steyer, veränderten die Situation; jetzt gab man in Wien die Hoffnung auf, bessere Erfolge mit den Waffen zu erringen, und Cobenzl zögerte nicht länger, den Frieden abzuschließen.

So kamen die Verhandlungen in frischen Zug; am letzten Tage des scheidenden Jahres, unter dem Eindruck der eben eingetroffenen Botschaft des Waffenstillstands von Steyer, erklärte sich der österreichische Diplomat bereit, ohne England mit der französischen Republik Frieden zu schließen. Aber zwischen den Bedingungen beider Theile lag noch ein weiter Zwischenraum. Cobenzl verlangte auch jetzt noch den größeren Theil der Lombardei, die Le-

*) Armand Lefebvre hist. des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'Empire I. 98 ff.

gationen und die Wiedereinsetzung der Dynasten von Modena und Toscana; Bonaparte wollte nur von der Etschgränze, der Entschädigung Toscana's durch die Legationen, Modena's durch den Breisgau hören und begehrte außerdem, daß die Abtretung des linken Rheinufers sofort durch den Kaiser auch im Namen des deutschen Reiches erfolge, nicht wie zu Campo Formio und Rastatt von der Unterhandlung mit dem Reiche und dessen einzelnen Ständen abhängig bleibe. Auch wurde jetzt, wie früher zu Rastatt, der Grundsatz der Säcularisationen und die Schleifung von Kehl, Castel und Ehrenbreitstein gefordert. Den Waffenstillstand, den Oesterreich auch für Italien wie für Deutschland verlangte, wollte der erste Consul nur um den Preis von Mantua bewilligen. Die Art, wie Frankreich seine Forderungen stellte, ließ nicht erwarten, daß der österreichische Widerstand viel fruchten werde. Getreu der soldatischen Taktik, den Gegner einzuschüchtern, die schon früher gegen Cobenzl ihr Ziel erreicht, ließ der erste Consul am 2. Januar 1801 dem gesetzgebenden Körper ankündigen, Oesterreich habe sich bereit erklärt, ohne England zu unterhandeln; Frankreichs Bedingungen für den Frieden seien die Rhein- und Etschgränze; würden diese nicht angenommen, so werde man sich zu Prag, Wien und Venedig den Frieden holen. Auf diesem Wege ward dem österreichischen Unterhändler zuerst kund gethan, daß die Vorschläge, die man ihm übergeben, von dem ersten Consul als Ultimatum angesehen würden! Von einer eigentlichen Unterhandlung war also keine Rede. Joseph Bonaparte erhielt von seinem Bruder die ausdrückliche Weisung (12. Jan.), zu trotzen und zu drohen: man werde in Italien nach Venedig vorrücken, die Oesterreicher über den Tagliamento zurückwerfen und dann statt der Etsch nur noch die Brenta als Gränze gewähren. Vergebens suchte Cobenzl um die einzelnen Punkte zu markten, vergebens wandte er ein, daß der Kaiser im Namen des Reiches den Frieden nicht auf eigene Hand schließen könne; er machte damit so wenig Eindruck, als mit der Hinweisung auf den Werth dauerhafter österreichischer Freundschaft, die durch großmüthige Bedingungen zu erlangen sei. Wäre auch vielleicht Joseph Bonaparte solchen Vorstellungen zugänglich gewesen, so waren die Weisungen, die ihm von Paris zukamen, viel zu gemessen, als daß er hätte geschmeidiger sein können.

In Paris war auf nachgiebige Stimmungen weniger als je zu rechnen. Es war zu den letzten glücklichen Waffenthaten ein neuer glänzender Erfolg hinzugekommen: das enge Einverständniß mit Rußland. Nachdem es dem ersten Consul einmal gelungen war, überhaupt einen Weg der Annäherung an Czar Paul zu finden, ward es ihm nicht mehr schwer, den leidenschaftlichen, unberechenbaren Mann mit eben solcher Heftigkeit in die Bahnen einer entgegengesetzten Politik zu treiben, wie derselbe 1798—99 der Heißsporn der Coalition gewesen war. Der Groll gegen England und Oesterreich war durch die Kriegführung von 1799 in Paul einmal geweckt und es fehlte nicht an Anlaß, ihn zu nähren. Mit großer Geschicklichkeit wußte Bonaparte die reiz-

baren Seiten des Autokraten zu treffen; er faßte ihn bei seiner Generosität, bei seinen romantischen Grillen und legte in Allem den planmäßigen Gegensatz gegen die selbstsüchtige, ungroßmüthige Art von Pauls früheren Alliirten zu Tage. Bei der ganz individuellen, launenvollen Politik, die der russische Kaiser trieb, war aber ein maßvoller Mittelweg nicht denkbar; aus dem eifrigen Verbündeten Englands ward rasch dessen erbittertster Gegner. Ein älterer Plan, der schon unter Katharina II. einmal aufgetaucht war, alle mittleren und kleineren Seemächte zu einem gemeinsamen Bündniß gegen die Gewaltthätigkeit und Willkür der britischen Praxis auf den Meeren zu vereinigen, ward von Neuem angeregt, und Paul, auch hier bei seinem uneigennützigen Eifer gefaßt, machte sich mit aller Ungeduld daran, den diplomatischen Feldzug der Neutralen gegen England zu eröffnen. Im Decbr. 1800 wurden die skandinavischen Staaten gewonnen; auch Preußen mußte voraussichtlich dem ungestümen Drängen Rußlands nachgeben und in diesem wichtigen Augenblicke den französischen Anhang verstärken. Meisterhaft wußte Bonaparte seine Wünsche dem Czaren einzuflößen, so daß dieser sie wie seine eigenen Gedanken und Interessen geltend machte. So wurde jetzt Preußen dazu vermocht, im Einverständniß mit Rußland eine Erklärung über den Frieden abzugeben (Jan. 1801), die ganz wie ein Echo der Bonaparte'schen Vorschläge in Luneville klang. Die Rheingränze mit Entschädigungen für die erblichen Fürsten, der Grundsatz der Säcularisationen, die sogenannte Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Sardiniens und Neapels, die Etschgränze für Oesterreich, so lautete das Gutachten der Ostmächte, das jetzt in Paris als Pauls Ansicht kundgegeben ward, während es im Grunde nur eine in Petersburg und Berlin angebrachte Eingebung Bonaparte's war.

Der Bund, der sich so mit Rußland vorbereitete und die nordischen Staaten sämmtlich unter Bonaparte's Fahnen zu vereinigen versprach, schien ein glänzenderes Ziel, als ein durch Nachgiebigkeit erkaufter Friede mit Oesterreich. „Es ist unser Interesse, schrieb der erste Consul am 20. Januar seinem Bruder*), nichts zu übereilen; der Friede mit dem Kaiser ist nichts im Vergleich mit einer Allianz, die England bemeistern und Aegypten uns erhalten wird.“ In diesem Geiste waren die Instructionen an Joseph Bonaparte entworfen. Er sollte in Italien nichts nachgeben, jede Vermittelung für Sardinien, den Papst und Neapel kurzweg von der Hand weisen, in den deutschen Dingen sich zu nichts verpflichten, schon darum nicht, weil dies nur im Einverständniß mit dem Czaren geschehen sollte. Der Abschluß selber habe keine Eile; er könne Alles discutiren, selbst die Friedensacte entwerfen,

*) Correspondance de Joseph Bonaparte I. 193. Und bei Du Casse II. 239 meldet Talleyrand die Ankunft eines russischen Abgesandten in Paris mit den Worten: usez de cet incident pour stimuler le plénipotentiaire autrichien.

aber nichts unterzeichnen in den nächsten zehn Tagen; bis dahin werde man mit dem Czaren völlig einig sein.

Die Lage des österreichischen Unterhändlers war also ganz hülflos; Süddeutschland war bis über Kufstein und Braunau hinaus in der Hand der Franzosen; in Italien überschritten sie eben die Etsch, besetzten Verona und schienen mit der Drohung gegen Venedig Ernst machen zu wollen. So gab denn Cobenzl Punkt für Punkt nach; erst gestand er die Etsch als Gränze zu (15. Jan.); dann räumte er ein, daß auch mit dem deutschen Reiche der Friede zu Luneville abgeschlossen werden solle; bald mußte er auch die Vertreibung der österreichischen Agnaten aus Italien, dann die Räumung Mantua's gewähren und für Rom, Sardinien, Neapel die Vermittelung Oesterreichs stillschweigend fallen lassen. Die französischen Forderungen wurden in dem Maße schroffer und gebieterischer, als sich das Verhältniß zu den nordischen Höfen günstiger gestaltete. War z. B. anfangs nur verlangt worden, daß der Friede für das Reich ebenfalls zu Luneville abgeschlossen werde, so wurde jetzt gefordert, daß er ganz gleichzeitig mit dem österreichischen Frieden unterzeichnet werden müsse, ohne selbst nur die Vollmacht des Reiches abzuwarten.

So hatte der kaiserliche Unterhändler in den Punkten, welche Italien angingen, allmälig nachgegeben; seit Ende Januar drehte sich die Verhandlung nur noch um die Bedingungen, welche Deutschland betrafen. Einmal trug Cobenzl Bedenken, den Frieden ohne Weiteres auch im Namen des Reiches zu unterzeichnen, weil er sich scheute, das Gehässige der Bedingungen auf den kaiserlichen Hof fallen zu lassen; dann bemühte er sich, den Grundsatz der Säcularisationen so zu beschränken, daß durch sie dem österreichischen Einfluß im Reiche ein nicht allzu empfindlicher Schlag versetzt werde. Es war die Meinung der kaiserlichen Politik, zwar die Einschmelzung der kleineren Stifter zuzugeben, aber mit der dadurch gewonnenen Entschädigungsmasse nicht nur die weltlichen Fürsten zu bedenken, sondern vor allem die Erhaltung der drei geistlichen Kurstaaten möglich zu machen. Auf diesem Wege hätte der Kaiser immerhin eine Anzahl der bisher ergebenen Stimmen auf dem Reichstage verloren, allein es blieb doch ein wesentlicher Theil des deutschen Kirchenstaates bestehen und die Verfassung des Reiches ward nur verändert, nicht, wie es die Folge der allgemeinen Säcularisation sein mußte, völlig umgestaltet oder aufgelöst. Eben dies Interesse des österreichischen Einflusses, welches die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürstenthümer gebot, war freilich für Frankreich Grund genug, sie zu verweigern; der Einfluß des Wiener Hofes im Reiche sollte ganz verschwinden und aus den vergrößerten weltlichen Fürsten eine Clientel Frankreichs erwachsen. Darin stimmte natürlich die russische und preußische Politik mit der französischen vollkommen überein. So erhielt der französische Unterhändler in Luneville den gemessenen Befehl, den österreichischen Vorschlag zurückzuweisen und überhaupt nichts in den Vertrag aufzunehmen, was den geistlichen Kurfürsten einen bestimmten Anspruch sicherte;

sie dürfen, schrieb Talleyrand, auch nicht einmal genannt werden, selbst nicht in einem geheimen Artikel. Ebenso sollte jede Fassung vermieden werden, welche es den Franzosen erschwerte, an der Ausführung der Entschädigungssache leitenden Antheil zu nehmen*).

Es blieb danach nichts übrig, als auch hierin nachzugeben und, wie Bonaparte gebot, zugleich für das deutsche Reich den Frieden zu unterzeichnen. Daß der Kaiser früher einmal nach dem spanischen Erbfolgekriege den Frieden für das Reich ohne dessen Vollmacht abgeschlossen, ward jetzt seinen Bedenken als Einwand entgegengehalten und zugleich drohend darauf hingewiesen, daß jedes Zögern nur die Occupation des deutschen Gebietes verlängern werde. Indessen zog sich die volle Verständigung mit Rußland, die Bonaparte binnen wenig Tagen erwartet, noch einige Zeit hinaus; er drängte also zum Abschluß. Die unbedeutende Concession, daß Castel beim Reiche blieb, aber geschleift werden mußte, sollte es Cobenzl erleichtern, in allen übrigen Punkten vollends nachzugeben.**) So erfolgte am Abend des 9. Februar 1801 die Unterzeichnung.

Der Vertrag beruhte auf den Grundlagen des Friedens von Campo Formio. Die dort gemachten Abtretungen Oesterreichs, Belgien, die Grafschaft Falkenstein, das Frickthal, Oberitalien westlich von der Etsch waren hier wiederholt; der Thalweg der Etsch bildete die Gränze, Istrien, Dalmatien, Venedig und dessen Dependenzen im adriatischen Meere fielen dem Kaiser als Entschädigung zu. Nur die Vertreibung der mit Oesterreich verwandten Fürsten aus Italien war eine wichtige neue Einräumung für Frankreich; sie wies den österreichischen Einfluß aus der Halbinsel hinaus und gab den Kirchenstaat, Neapel, Sardinien isolirt den Franzosen preis. Die Entschädigung des Herzogs von Modena war auf den Breisgau, die Toscanas ebenfalls auf deutsches Gebiet angewiesen. Die Abtretung des linken Rheinufers ward diesmal nicht, wie zu Campo Formio, in einen geheimen Artikel verwiesen und nur des Kaisers Zustimmung dazu ausbedungen; der Kaiser, hieß es vielmehr im sechsten Artikel, willigt sowol in seinem, als in des Reiches Namen ein, daß die französische Republik fortan mit voller Souverainetät und als Eigenthum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reich gehörten, in der Weise besitze, daß in Uebereinstimmung mit dem, wozu in Rastatt die Reichsdeputation ausdrücklich zugestimmt, in Zukunft der Thalweg des Rheins die Gränze zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche bilde. Die Republik verzichtet dagegen auf jeden Besitz rechts vom Rheine, doch sollen die dort wieder eingeräumten Plätze, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Castel, Kehl und Breisach in dem

*) S. Du Casse II. 309. 314. 331.

**) S. den Brief Joseph Bonapartes bei Du Casse II. 319.

Zustande bleiben, worin sie sich zur Zeit der Räumung befanden, d. h. die geschleiften Befestigungen nicht wieder aufgebaut werden.

Bis hieher war nichts wesentlich Neues in dem Vertrage vom 9. Februar festgesetzt; die vielbesprochenen Bedingungen von Campo Formio und Rastatt waren nach einem blutigen Kriege von zwei Jahren unbeschränkt und ohne Clausel zur Geltung gelangt. Neu war aber der siebente Artikel über die Entschädigungen; in seinem Vollzug lag die territoriale und politische Umgestaltung des Reiches eingeschlossen. Da in Folge der Abtretung, hieß es, welche das Reich der französischen Republik gemacht hat, mehrere Fürsten und Stände des Reiches sich, sei es ganz oder theilweise, aus ihrem Besitz gesetzt sehen, während es dem deutschen Reich in seiner Gesammtheit zusteht, die sich aus gegenwärtigem Vertrag ergebenden Verluste zu tragen, so ist der Kaiser in seinem und des Reiches Namen mit der französischen Republik übereingekommen, daß im Einklang mit den auf dem Rastatter Congresse förmlich aufgestellten Grundsätzen das Reich gehalten ist, den erblichen Fürsten, welche sich auf dem linken Rheinufer außer Besitz gesetzt finden, eine Entschädigung im Schooße des Reiches zu gewähren, in Folge von Anordnungen, welche auf diesen Grundlagen weiter festgestellt werden sollen.

Es war eine Entschädigung so ungewöhnlicher Art, wie sie eben nur bei den deutschen Verhältnissen möglich war. Die Dynastien wurden entschädigt, das Reich verlor; die Fürsten erhielten so viel und noch mehr, als sie eingebüßt, die Nation in ihrer Gesammtheit erlitt einen Verlust, der ihre politische Unabhängigkeit bedrohte. Selbst Oesterreich, das unter den Erbfürsten des Reiches an Einfluß und Macht offenbar am meisten einbüßte, hatte für seinen Verlust an Gebiet sich eine leidliche Entschädigung gesichert, indem es statt des weit entlegenen, schwer zu behauptenden belgischen Besitzes Venedig und Istrien, also eine vortreffliche Arrondirung seiner Erblande erhielt. Das Reich allein und die in diesem lockeren Verbande noch immer vereinigte deutsche Nation waren es, welche die Kosten des Ganzen trugen. In runder Zahl angeschlagen verlor Deutschland 1150 Quadratmeilen an Gebiet und beinahe vierthalb Millionen Bewohner. Darunter zunächst die belgischen Gebiete, deren Verband mit Deutschland zwar schon seit Jahrhunderten durch die habsburgische Hauspolitik gelockert, fast gelöst war, die aber gleichwol ihrer geographischen Lage und ihrer Entwickelung nach eine nothwendige Ergänzung des deutschen Gebietes bildeten. Man hat damals in Deutschland, eingedenk der nur noch laxen Verknüpfung mit dem alten burgundischen Kreise, die Abtretung fast gleichgültig aufgenommen und wie einen Verlust angesehen, der im Grunde schon längst geschehen war; als wenn nicht selbst die allerdürftigste Verknüpfung mit Deutschland immer noch ein Glück zu nennen war im Vergleich mit der Abtretung an Frankreich, dessen Macht dadurch ins Ungemessene vergrößert ward. Tiefer ward der Verlust der Rheinlande empfunden. Was wir dadurch an Wehrkraft verloren, wie

unsere Gränzen fortan schutzlos und offen lagen, die Einbuße eines gesegneten Landes mit seinen reichen und vielseitigen Hülfsquellen, der Schlag, den der deutsche Handel und die Schifffahrt erlitt, davon ging doch ein tiefes, schmerzliches Gefühl durch die Nation, auch wenn ihre Lenker und Regierer mehr um ihre Entschädigungen bekümmert waren, als um das Loos der Gesammtheit. Eine rechte Freude über den Frieden ist darum auch nicht laut geworden; man pries das Ende des Krieges, allein der Preis des Friedens ließ kein ungetrübtes Gefühl des Behagens aufkommen. Es ward auch wohl schon jetzt die Ahnung laut, daß bei dem so ausgesprochenen Uebergewicht Frankreichs und der Eroberungslust seines militärischen Dictators dieser Friede nicht viel mehr Dauer verspreche, als der vorangegangene *).

Wie waren die Stimmungen am linken Rheinufer selbst, als jetzt die Losreißung vom Vaterlande unwiderruflich ausgesprochen war? Die Veränderung ward dort weniger tief empfunden, einmal weil man schon seit beinahe einem Jahrzehnt losgerissen war von Deutschland, dann weil eben die jüngste Zeit in die unbehagliche und verworrene Lage, in der sich die Gebiete befanden, eine unverkennbare Besserung und Stetigkeit gebracht hatte. Wir erinnern uns, welch bittere Prüfungen den ersten revolutionären Versuchen am linken Rheinufer gefolgt waren; die Zeit des Schreckens und die Lasten des Krieges drückten gleich schwer auf die unglücklichen Bewohner. Auch als der Terrorismus unterlegen war, dauerte in den Rheinlanden nach wie vor das ganze Unwesen provisorischer Zustände fort; halb mit Frankreich vereinigt, halb wie Feindesland behandelt, wurden sie von Requisitionen, Räubereien und soldatischen Brutalitäten so arg heimgesucht, wie irgend ein Gebiet, das der französischen Invasion verfallen war. Es war begreiflich, daß unter diesen ungewohnten revolutionären Verhältnissen die Lande der Wohlthaten nicht froh wurden, die ihnen der Umsturz der alten Herrschaft hätte bringen können; sie waren wohl der Feudallasten entledigt, die Misbräuche eines geistlichen Regiments waren verschwunden, es gab keine religiösen Bedrückungen und Bekehrungen wie unter dem pfälzischen Regiment, die Käuflichkeit der Stellen und was daran hing hörte auf; aber man hatte dafür terroristische Gewalthaber, freche Räuber und Blutsauger, überhaupt einen Zustand ohne jede Sicherheit und jeden Rechtsschutz eingetauscht. In die Zeit des Directoriums fielen dann die ersten Versuche einer festeren Organisation. Man ließ durch Rudler das „cisrhenanische" Gebiet in Departements eintheilen und diese nach den in der fränkischen Republik bestehenden Formen einrichten. Diese Erstlingsorganisationen fielen freilich oft wunderlich genug aus; man schüttete über das Land einen Wust von Gesetzen, die man kurzweg aus dem Französischen abschrieb oder übersetzte, und fragte nicht danach, ob sie dem Lande oder seinen Bedürfnissen entsprächen. Allein, wie ein Zeitgenosse sagt,

*) S. polit. Journ. S. 272. 273.

es waren doch wieder Gesetze. Behaglich oder auch nur erträglich war die Lage nicht zu nennen. Rudler regierte das Land mit der Gewalt eines Proconsuls; französische Abenteurer, die der Sprache und den Sitten des Landes fremd waren, oder Parteimänner, deren Verdienst nur eben ihr Zusammenhang mit der herrschenden Partei war, füllten die öffentlichen Stellen. Zwar waren die Abgaben der Feudalität und der Zehnten abgeschafft, aber das französische Steuerwesen, zumal in seiner Ausübung, ließ diesen Wechsel kaum als eine Erleichterung empfinden. Wohl kamen verständige, den wirklichen Bedürfnissen des Volkes entsprechende Einrichtungen, wie die Anfänge der neuen Gerichtsbarkeit, das Institut der Friedensrichter und Notare, allein es kam auch im Mai 1798 der Rhein als Zollgränze und mit dem Druck der neuen Mauth allmälig eine Menge fiskalischer Künste, die bisher auf deutschem Boden unbekannt waren. Ueberhaupt wurde das Land mehr ausgebeutet als regiert, und was das Unbehaglichste für die Bewohner war, es war noch immer Alles provisorisch und unsicher, man hing mehr von den zufälligen Personen, welche die Gewalt führten, als von festen gesetzlichen Ordnungen ab*). Die Zeit des Consulats brachte auch für diese Gebiete die Wohlthaten einer festeren Ordnung. Zum Generalcommissär der vier Departements am linken Rheinufer ward der ehemalige Conventsdeputirte Jean Bon St. André bestellt, der eine wilde politische Vergangenheit durch sein fähiges und schöpferisches Wirken in diesem neuen Lebenskreise fast vergessen gemacht hat. Zum ersten Mal, seit die Franzosen diesen Boden betreten, wurde nun das Land verwaltet, nicht blos bedrückt und ausgesogen. Ein verständiges und tolerantes Regiment, das sich bemühte, die fast versiegten Quellen des öffentlichen Wohlstandes wieder zu öffnen, den ganz darniederliegenden Handel und das Gewerbe aufzurichten, den Verkehr zu beleben, ein solches Regiment mußte nach dem, was vorausgegangen war, als eine große Segnung erscheinen, auch wenn die widernatürliche politische Gränze, die ganze Organisation des Staates, die Trennung von Allem, dem man durch Abstammung, Cultur und Geschichte verwachsen war, niemals ein wahrhaft gesundes Dasein aufkommen lassen konnten.

Aber das Gefühl, von der Noth der jüngsten Zeit befreit und der geistlich-weltlichen Kleinstaaterei, wie sie vor 1792 war, entwachsen zu sein, ließ vorerst solchen Betrachtungen keinen Raum. Von dieser Seite suchte auch die Consularregierung das rheinische Volk zu fassen; in einer Proclamation vom 18. Juli 1801, worin die Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich feierlich verkündet ward, wurde daran erinnert, daß es nun keine Privilegien, keine Feudallasten, keine Frohnden, keine Jagdrechte mehr gebe, daß an die

*) S. „Cisrhenanien unter den Franken, besonders in Hinsicht auf die Pfalz, bis auf Bonaparte". 1801. Vgl. das übrigens sehr einseitige Buch von van Alpen, Gesch. des fränk. Rheinufers, wie es war und wie es ist. Köln 1802. 2 Bde.

Stelle der alten Verwaltung eine bessere Administration und Justiz getreten sei, daß das Land einer Sicherheit genieße, wie nie zuvor. „Statt mit widerstrebenden Interessen überzogen zu sein, hieß es, ist euer Land fortan durch das gemeinsame Interesse von dreißig Millionen Bürgern geschirmt; statt einer Menge kleiner Herren, die zu schwach waren, um sich zu vertheidigen, aber stark genug, das Land zu drücken, steht es unter dem Schutze einer Macht, die ihrem Gebiete wird Achtung zu schaffen wissen*).“

Eine ähnliche Stimmung sprach damals auch Joseph Görres aus. Ihn hatte seine feurige Natur, sein Widerwille gegen die abgestorbenen alten Dinge und ein ungebändigter Freiheitssinn seit dem Ausbruche der Revolution zum eifrigsten und begabtesten Verfechter der neuen Ideen gemacht, ohne daß er darum jemals Franzose ward oder französisch dachte. Es hat sich in dem phantastischen Jüngling dieser Lebensproceß anders abgespielt als bei dem weit älteren, politisch nüchternen Georg Forster; aber es war dieselbe Ungesundheit deutscher Zustände, die den einen wie den andern ins Lager der neufränkischen Demokratie getrieben hat. In dem Augenblick, wo das Directorium fiel und Bonaparte seine Diktatur begründete, kam der fünfundzwanzigjährige Görres nach Paris, um im Auftrag gleichgesinnter Freunde die Lage aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen und, wenn immer möglich, eine Besserung der rheinländischen Zustände zu erwirken. Die interessante Schrift, die er über diese Sendung damals veröffentlicht hat,**) läßt uns den Zwiespalt der Stimmungen in ihm und seinen Freunden deutlich erkennen: mit dem Alten entzweit und doch die neuen Dinge nüchterner und kälter als zuvor beurtheilend, weiß sich Görres selber keine runde Antwort auf die Frage zu geben, welches die rechte und natürliche Bestimmung für die Rheinlande wäre? Er verkennt die „argen Dissonanzen“ nicht, die eine Verbindung mit Frankreich erzeuge, aber er sieht doch auch wieder Anderes, was ihn dafür stimmt: „Beiordnung einer Repräsentation aus dem Volke, Lossagung des Staates von der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen, ungehemmtes Fortschreiten in Aufklärung und Bildung, steigenden Wohlstand durch die Unterstützung einer kräftigen Regierung, Vortheile der Vereinigung mit einem mächtigen, angesehenen Volke, endlich wachsende Cultur durch die Zerbrechung der localen Fesseln, die ihre Fortschritte allerwärts hemmten“. Die Ergebnisse einer Rückkehr des Alten erscheinen ihm dagegen im abschreckendsten Lichte. „Ein drückender Despotismus, durch Erfahrung aufgeklärt, durch lange Entbehrung erbittert, durch vorhergegangene Ereignisse zu Allem berechtigt, nicht mehr so ungelenkig wie vorher, aber deswegen noch um so empfindlicher“. Er sieht

*) S. Choix de rapports, opinions et discours etc. T. XVII. 370. 371.

**) S. Resultate meiner Sendung nach Paris, im Brumaire des VIII. Jahres, Coblenz im Floreal J. VIII.

die glorreiche Wiedereinsetzung der Priesterschaft in ihre entzogenen Rechte' Rückkehr der goldenen Tage ihrer Herrschaft wiederkommen, in denen ihr Wink ganze Völker zittern machte; er fürchtet die Einwanderung des Staates in die Kirche, wo er unter den Schutz und Schirm und die Aufsicht des Hohenpriesters sich begiebt und mit ihm den Raub über die Einfalt theilt; er besorgt die Verscheuchung der Aufklärung, die gewaltsame Erdrückung aller Bildung im Keime der künftigen Generation durch Mönche und ihre Helfershelfer, die Reaction des politischen und religiösen Fanatismus, der sich durch vermehrte Bigotterie und rachsüchtige Ausbrüche für vorhergehenden Druck schadlos hält; dann noch tiefer sinkende Industrie, durch Verzweiflung und Indolenz veranlaßt, überhaupt als Folge eine allgemeine Kraftlosigkeit, durch die Erschlaffung aller Kräfte erzeugt.

Das ist, ruft Görres aus, die Perspective, die uns unsere Fürsten vorhalten, wer wird ungewiß schwanken, auf welche Seite er sich hinneigen soll? Aber doch können er und seine Freunde sich nicht entschließen, für den Mangel eines nationalen Daseins das Aufgehen in Frankreich einzutauschen. Sie entwarfen eine Adresse an den ersten Consul, worin „die Uebel der Vergangenheit geschildert, ein Gemälde der Misbräuche der Gegenwart entworfen und um Abhülfe für die Folgezeit“ gebeten ward. Weiter gingen auch die Wünsche derer nicht, die man sonst wohl als die von Deutschland eigentlich Abgefallenen bezeichnete.

Siebenter Abschnitt.

Der Reichsdeputationshauptschluß.

Am 18. Februar war zuerst die lange ersehnte Botschaft vom Luneviller Abschluß in Regensburg eingetroffen; acht Tage später folgte ein kaiserliches Hofdecret, welches die Friedensacte officiell dem Reichstage zur Ratification vorlegte. Den Inhalt des Vertrags ließ darin der Kaiser zunächst unberührt, verweilte aber mit unverkennbarer Absichtlichkeit um so ausführlicher bei der Form des Abschlusses. Nicht nur in dem Hofdecret, sondern noch in einem besondern Rundschreiben an die angesehensten Reichsfürsten war die Abweichung von den bestehenden Formen, die sich der Kaiser erlaubt, indem er den Frieden ohne Vollmacht des Reiches schloß, ausdrücklich entschuldigt. Die Betrachtung des harten Verhängnisses — hieß es — welches über einem sehr ansehnlichen Theile Deutschlands schwebe, die Vorstellung eines noch härteren Schicksals, womit die französische Uebermacht das Reich bei längerer Aussetzung des Friedenswerkes bedrohe, und der Gedanke an die allgemein gewordenen Friedenswünsche, das Alles habe das Reichsoberhaupt bewogen, seine Bedenken gegen das ungewöhnliche Verfahren diesmal schweigen zu lassen. Zu jeder anderen Zeit hätte der deutsche Reichstag wohl schwerlich dem Reiz widerstanden, diese Formfrage mit der gewohnten Weitläufigkeit zu erörtern; jetzt trug die Einsicht in das Unvermeidliche und die ungeduldige Lüsternheit nach den Entschädigungen gleich viel dazu bei, sich über diese Förmlichkeiten mit einer in Regensburg unerhörten Schnelligkeit hinwegzusetzen. Noch am Tage des Empfangs verabredeten sich die drei Collegien des Reiches, die Berathung am 6. März vorzunehmen. Sehr gelegen kam dann den Meisten die gleich nachher eingetroffene Instruction des kurbrandenburgischen Gesandten. Dieselbe schlug die Ratification des Friedens mit einer Clausel vor, worin die Rechte des Reiches verwahrt und für die weiteren Verabredungen, welche die innere Verfassung angingen, dessen Mitwirkung

vorbehalten war. Als am 6. März die Berathung eröffnet ward, schloß sich die Mehrzahl der Gesandten dieser Fassung an und schon am andern Tage war das Reichsgutachten mit der Ratification des Friedens ausgefertigt. Seit der immerwährende Reichstag in Regensburg saß, war niemals eine Sache so schnell erledigt worden, wie die Genehmigung des Vertrages, welcher eine völlige Revolution des Reiches und seiner Verfassung in sich schloß.

So rasch man sich in das Unabwendbare fügte, ganz war die Stimmung nicht zu verbergen, welche der Inhalt des Friedens nach verschiedenen Seiten hin erweckte. Die Berichte vom Reichstag gestehen uns doch ein, daß der Eindruck der Bedingungen Bestürzung hervorrief; dieselben waren unter der Linie dessen, worauf man gefaßt gewesen war. Einzelnes, wie die Anweisung der toscanischen und oranischen Entschädigung auf Deutschland, erregte sogar eine merkliche Entrüstung, wenn gleich im Kreise der weltlichen Stände diese Stimmungen sehr bald über dem nächsten persönlichen Interesse der Entschädigungen in den Hintergrund traten. Der siebente Artikel des Luneviller Friedens ließ sie alle andern Bestimmungen leicht vergessen.

Anders freilich sahen diejenigen die Dinge an, über welche dieser Artikel ein bedingtes Todesurtheil aussprach: die geistlichen Reichsstände. Sie hatten keine Ursache, ihrer Stimmung Zwang anzuthun, drum ließ sich auch, selbst in der kurzen, fast übereilten Berathung vom 6. März, aus ihrem Lager vernehmlich genug der Nothschrei der Verzweiflung heraushören. Sie gaben zwar zu, daß die Lage Deutschlands die Bestätigung des Friedens dringend gebiete, aber sie legten doch zugleich grollend Protest ein gegen das Bestreben, nicht die Gesammtheit, sondern nur einzelne Stände den Verlust tragen zu lassen. Es ward daran erinnert, daß die Verfassung des Reiches nicht fortbestehen könne, wenn man einen Theil der Glieder zum Opfer der übrigen mache; die Rechte der geistlichen Herren, hieß es, beruhten auf ebenso fester Grundlage wie die der weltlichen; wenn man sie beseitige, werde man die Reichsverfassung so gut wie die katholische Religion in ihren Grundfesten erschüttern*).

Es waren das indessen nur Vorspiele des Kampfes, der eben bevorstand. Noch am 5. März, ehe die Verhandlung über das erste kaiserliche Hofdecret begonnen, ward ein zweites dem Reichstag mitgetheilt, worin der Kaiser ein Reichsgutachten verlangte „über die Art der reichsständischen Mitwirkung zur Beendigung des vorgedachten Friedenswerkes". Damit war man der Berathung der verhängnißvollen Frage schon um einen bedeutenden Schritt näher gerückt.

Der siebente Artikel des Luneviller Friedens war nicht so bestimmt abgefaßt, daß über seine Deutung gar kein Streit denkbar gewesen wäre. Wohl war darin nur den erblichen oder weltlichen Fürsten eine Entschädigung ver-

*) Aus den Abstimmungen von Kurtrier, Speyer und Worms.

sprochen und zwar, wie es ausdrücklich hieß, „im Einklang mit den auf dem Rastatter Congresse förmlich aufgestellten Grundsätzen“; das konnte allerdings kaum etwas Anderes bedeuten, als nach dem dort von der Reichsdeputation am 4. April 1798 angenommenen Princip der Säcularisation geistlicher Fürstenthümer. Allein es hieß auch wieder in dem nämlichen Artikel, es stehe dem Reich in seiner Gesammtheit (collectivement) zu, die aus dem Vertrag sich ergebenden Verluste zu tragen, und mit diesem Wort schien es freilich nicht verträglich, nur eine einzige Klasse der Reichsstände als Entschädigungsmasse zu opfern. Es ist wohl möglich, daß diese kleine Zweideutigkeit der Fassung mehr absichtlich als zufällig war; Graf Cobenzl mochte hoffen, daß sich diese Unbestimmtheit des Ausdrucks vielleicht im österreichischen und geistlichen Interesse benutzen ließe. Auf Seiten der Franzosen freilich hatte man nichts Anderes im Auge als die Entschädigung der weltlichen auf Kosten der geistlichen Fürsten; das ergab sich schon aus dem ganzen Verlauf der Verhandlung, auch wenn sie es nachträglich nicht noch ausdrücklich erklärt hätten*).

Das bedrohte geistliche Fürstenthum schien aber entschlossen, die Zweideutigkeit des Ausdruckes, so gut es ging, in seinem Interesse zu nützen. Besonders eine mit Gewandtheit und Mäßigung geschriebene Schrift aus jener Zeit, deren Verfasser ein fürstbischöflicher Beamter war,**) suchte diejenige Deutung des siebenten Artikels aufrecht zu halten, mit welcher das Fortbestehen der geistlichen Staaten sich vereinigen ließ. Es ist darin von dem Grundsatz ausgegangen, daß die Entschädigung durch das gesammte Reich, das heißt durch Beiträge aller einzelnen Stände zu leisten sei; einige Säcularisationen werden wohl zugelassen, aber nicht als das einzige Entschädigungsmittel und jedenfalls mit der Beschränkung, daß vorerst mittelbare, oder „auf die Regierung des deutschen Reiches von jeher wenig Einfluß behauptende Stiftungen“ den Anfang machen müßten. Allerdings, hieß es dann, hätten nach dem Frieden nur die erblichen Fürsten Entschädigungen zu erwarten, aber auch nur

*) Der französische Gesandte in Regensburg, Bacher, gab die mündliche Erklärung ab: daß seine Regierung mit jenem Zweifel erregenden Wort gar nicht die Absicht gehabt habe, alle und jede Reichsstände zur Entschädigung beiziehen zu lassen, sondern daß es im Gegentheil ganz dem Zweck des Luneviller Friedens gemäß sei, die Entschädigung blos nach den zu Rastatt angenommenen Grundsätzen auszuführen, und daß das Wort collectivement mit gutem Vorbedacht einzig und allein um deßwillen gebraucht worden sei, damit die hinter der Demarcationslinie gelegenen geistlichen Stände nicht vielleicht suchen möchten, sich der Säcularisation zu entziehen.

**) S. „Versuch einer doctrinellen Auslegung des siebenten Friedensartikels von Luneville. Germanien 1801.“ Verfasser war der fürstlich würzburgische Geh. Rath von Seyffert. Der fürstlich anhaltische Legationssecretär von Bingel ließ eine Gegenschrift erscheinen. Beide sammt der Replik und Duplik sind in Reuß Staatscanzlei 1801. III. 1—194 abgedruckt.

die des deutschen Reiches, also weder Toscana noch der holländische Erbstatthalter, noch der Großmeister von Malta. Die geistlichen Herren links vom Rhein hätten zwar im strengen Sinn des Wortes ebenfalls keinen Anspruch, aber sie seien des Reichsverbandes wegen befugt, wenn sie Alles verloren haben, einen standesmäßigen Unterhalt zu fordern. Auch dürfte man auf weltlicher Seite die Prätension der Entschädigung nicht zu weit treiben; Ersatz könne billiger Weise nur verlangt werden für die durch den Frieden verlorenen Besitzungen, die deutsches Reichsland waren, nicht aber etwa für erlittenen Kriegsschaden, entzogene Einkünfte und Rechte.

In einer andern Schrift, die gleich nach dem Abschluß des Friedens erschien,*) wurde eine Ermahnung an die deutschen Bischöfe gerichtet, sich so eng zu verbinden wie das Corpus Evangelicorum und „durch einen Mann von Kopf, Muth und Ansehen die Höfe Europas mit den dringendsten Vorstellungen zu überhäufen". Sie sollten sich an den Kaiser wenden, der sie schützen müsse, weil die geistlichen Fürsten ihm allein treu geblieben seien und ihr Untergang nothwendig den letzten Rest seiner Autorität nach sich ziehen werde; sie sollten die Reichsmitstände anrufen und sie an die Kurvereine, an die goldene Bulle, an den westfälischen Frieden und an die Grundgesetze des Reiches erinnern; sie sollten ihre Klagen an Preußen, als den wesentlichen Urheber des französischen Krieges, an Schweden als den Garanten des westfälischen Friedens, an Rußland, weil es seine Theilnahme für die Erhaltung des alten Reichs unverhohlen kundgegeben, an Spanien als an den vorzugsweise katholischen Thron, ja an Frankreich selber richten, weil es mit seiner Politik nicht vereinbar sei, die kleinen geistlichen Staaten aufzuheben und dafür große weltliche in seiner Nachbarschaft entstehen zu lassen! Selbst England, als der unerbittlichste Gegner der Revolution, war bei diesem episkopalen Bittgang nicht vergessen.

Andere Stimmen ließen die rechtliche Frage ganz außer Spiel und stellten die politischen Folgen einer Aufhebung des geistlichen Fürstenthums warnend vor Augen**). Mit Grund weissagten sie den Untergang der deutschen Reichsverfassung, indem sie im Einzelnen nachwiesen, wie eng und unlösbar mit deren Erhaltung die Existenz des geistlichen Fürstenthums verknüpft sei. Auch der Untergang der kaiserlichen Autorität und der Verfall des Hauses Oesterreich werde eine unvermeidliche Folge sein. Der Kaiser verliere seinen natürlichen Anhang im Reiche, wenn die Gruppe der kleineren und schwächeren Fürsten verschwinde, das österreichische Haus werde von der katholisch-kirchlichen Macht losgerissen und dafür Preußen gehoben werden. Es versteht sich,

*) S. Avertissement von einem nächstens zu erwartenden Werkchen unter dem Titel: Vorstellungen der deutschen Fürstbischöfe an die meisten Höfe Europas über den Frieden von Luneville.

**) S. die Schrift: Die Folgen der Säcularisationen. Cuique suum. German. 1801.

daß auch die confessionelle Seite nicht unberührt blieb. Die katholische Kirche sei — wogegen freilich die jüngsten Vorgänge in Mainz, Cöln u. s. w. beredtes Zeugniß ablegten — die beste Schutzwehr gegen den „herrschenden Freiheitsschwindel“; sei dieser ehrwürdige Schlußstein aller kirchlichen Formen der Revolution als Opfer gefallen, so würden auch die andern Kirchen eine solche Katastrophe nicht lange überdauern. Es existirte überhaupt kein Stand und kein Interesse des Reiches, das die Verfechter des kirchlichen Staatenthums durch die Säcularisation nicht für gefährdet erachteten. Den kleineren weltlichen Staaten stellten sie warnend ihre Unsicherheit und die Gefahr vor, von den großen verschlungen zu werden, sobald einmal durch die Säcularisation das Beispiel einer solchen Revolution gegeben sei. Den Reichsadel mahnten sie daran, daß ihm die politische Vernichtung der Stifter Ansehen und Macht nehme; dem Volke hielten sie das Bild einer strafferen weltlichen Despotie, die Steigerung des militärischen Joches vor Augen und erinnerten an die vielfältige Versorgung, die auch Söhne bürgerlichen Standes in den geistlichen Staaten gefunden hätten. Nicht Alles an diesen trüben Prophezeiungen war gleich gut begründet, aber es war doch Vieles von dem, was als unvermeidliche Folge eintreten mußte, in richtiger Ahnung vorhergesagt. Nur im Kreise der weltlichen Regierungen war die Einsicht in die gewaltige Revolution, die bevorstand, nicht so groß, wie der ungeduldige Eifer, sich aus den wehrlosen Spolien zu bereichern.

In Regensburg waren indessen die Parteien lebhaft an einander gerathen. Am 30. März begann die Verhandlung über die Frage, in welcher Weise die Reichsstände bei der Entschädigungsfrage mitwirken sollten. Die Mehrheit wäre wohl bereit gewesen, dem Kaiser allein dies zu überlassen, freilich nur in der Weise, daß er seinen Entwurf dem gesammten Reiche zur Genehmigung vorlege. Damit war die Mühe und Verantwortlichkeit dem Reichsoberhaupt zugewiesen und doch der Mehrheit auf dem Reichstage immer die Entscheidung vorbehalten. Dazu hatte man aber in Wien keine Neigung. Man hätte sich dort, wenn man die Leitung der Sache nicht ausschließlich haben konnte, am liebsten eine außerordentliche Reichsdeputation zur Seite geben lassen, die nur aus sehr wenigen Mitgliedern und natürlich nur aus solchen bestand, deren Oesterreich ziemlich versichert war; man dachte an Kurmainz und Kursachsen. Dieser Vorschlag wurde auch im Kurfürstenrath von Trier und Cöln angeregt, im Fürstenrath trat der österreichische Directorialgesandte selber damit hervor, aber es war offenbar kein Anklang dafür zu erwarten. Auch die sächsische Ansicht, dem ganzen Reichstage das Geschäft zu übertragen, wollte nicht gefallen; den größeren und entschädigungslüsternen weltlichen Reichsständen war dann ihre Sache doch schwerer gemacht, als wenn die Angelegenheit in einem engeren Kreise verhandelt ward, worin ihnen die Mehrheit sicher war. Mehr Beifall fand darum der hannoversche Vorschlag; wenn der Kaiser allein das Geschäft nicht auf sich nehmen wolle, solle der

Reichstag eine außerordentliche Deputation in Regensburg niedersetzen, welche die Entschädigungsfrage mit dem kaiserlichen Commissär ins Reine bringe, natürlich unter Vorbehalt der Genehmigung von Seiten des Reiches. Dazwischen regte sich die Agitation der geistlichen Stände immer ungestümer; bei den Abstimmungen ward mit seltner Einmüthigkeit von ihnen der Satz aufrecht erhalten: daß nach dem siebenten Artikel jeder Reichsstand verpflichtet sei, seinen Antheil an dem Verlust des Reiches zu tragen. In Denkschriften und Brochüren, die man vertheilte, ward diese Meinung durchgefochten. Eben darum waren die geistlichen Stände auch entschieden dafür, dem Kaiser allein die Lösung der Entschädigungsfrage zu überlassen; von ihm konnten sie noch am ersten Berücksichtigung ihres Interesses erwarten.

Es vergingen darüber mehrere Wochen, bis der Reichstag auch nur zu einem vorläufigen Ergebniß kam. Auf beiden Seiten war man rührig bemüht, sich die Mehrheit zu sichern; Oesterreich wirkte für den Vorschlag der geistlichen Stände, wonach ihm die Erledigung des Friedensgeschäfts allein zufiel; die andern suchten eine Fassung zu finden, unter welcher sich die verschiedenen Interessen der weltlichen vereinigen ließen. Am 20. April trat dann Baiern mit dem Antrag hervor: dem Kaiser die weitere Einleitung der noch zu berichtigenden Friedensgeschäfte in der Weise zu übergeben, daß er seine Anträge darüber an die Reichsversammlung gelangen lasse. Das Votum drückte offenbar die Meinung der Mehrheit der weltlichen Reichsstände aus und war im Einverständniß mit Preußen abgegeben. Denn als jetzt endlich die lange erwartete brandenburgische Abstimmung erfolgte (27. April), pflichtete sie mit der Bemerkung, daß diese wichtige Sache doch ja nicht übereilt werden möchte, dem bairischen Votum bei, und das Gleiche geschah sofort von den meisten weltlichen Ständen mittleren Ranges. Auch solche, die bisher mit besonderen Anträgen zwischen den beiden Meinungen gestanden und die Oesterreich für sich gerechnet oder als verlorene Stimmen betrachtet, erklärten sich jetzt für den bairisch-preußischen Vorschlag und vereitelten damit, wenigstens im Fürstenrath, die Hoffnung auf eine österreichische Mehrheit. Im Kurfürstencollegium war man getheilt; Böhmen und die drei geistlichen Kurfürsten fochten noch dafür, dem Kaiser die Sache ganz zu überlassen; dagegen hatten Brandenburg und Baiern jetzt auch Sachsen und Kurbraunschweig für ihre Ansicht gewonnen, dem Kaiser nur die Einleitung zu übertragen. Da im Fürstenrath diese Meinung schon das Uebergewicht hatte, sprang auch Kurmainz auf die andere Seite hinüber. So kam am 30. April das Reichsgutachten zu Stande, wonach der Kaiser ersucht werden sollte: „die gänzliche Berichtigung der noch vorbehaltenen Gegenstände und damit die Erledigung des Friedenswerkes einzuleiten und noch vor deren Festsetzung und Berichtigung die aus dieser Einleitung sich ergebenden Resultate dem Reiche zu einer schleunigen neuen Berathung mitzutheilen."

Es war darnach vorauszusehen, daß die Dinge nicht übereilt werden würden.

Während so der deutsche Reichstag kaum über die Einleitung der Sache ins Reine kam, war an einer andern Stelle das Entschädigungsgeschäft schon in vollem Gange. Die meisten weltlichen Stände hatten sich nach dem Mittelpunkte der europäischen Politik jener Tage, nach Paris, gewandt, um bei dem drohenden Schiffbruch des alten Reiches dort möglichst große Spolien zu erobern. So lief der Regensburger Verhandlung eine andere in Paris zur Seite, deren Geschichte unter allem dem Unrühmlichen, was die Erlebnisse der jüngsten Zeit aufzuweisen hatten, bei weitem die schmachvollste Episode ausmacht. Aus diesen Vorgängen lernte Bonaparte zuerst Deutschland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor uns empfand, ist aus den Eindrücken erwachsen, welche ihm damals unsere Lenker erweckten.

Gleich nach dem Abschlusse vom 9. Februar hatte das Wettrennen der deutschen Fürsten begonnen, um sich mit erlaubten und unerlaubten Künsten die französische Protection bei dem bevorstehenden Menschenhandel zu sichern. Die beiden hessischen Höfe hatten schon im März zwei Agenten in Paris sitzen, um den Heimfall kurmainzischer und fuldaischer Gebiete zu gewinnen. Die Stände des fränkischen Kreises waren fast sämmtlich in gleicher Absicht zu Paris versammelt; sogar Würzburg und Bamberg hatten, um sich aus dem Schiffbruch zu erretten, ein paar gewandte Vertreter weltlichen Standes hingeschickt. Löwenstein-Wertheim sandte die Herren Städel und Feder ab, die sich auf diesem schlüpfrigen Gebiete einen gewissen Namen machten; selbst Nürnberg und das kleine Windsheim, beide tief verschuldet und in steter Geldnoth, scheuten die Kosten einer Pariser Gesandtschaft nicht, um sich die Freundschaft der Mächtigen zu erwerben. Nürnberg hatte verschiedene Mittel ausgesonnen, um die theure Gesandtschaft bestreiten zu können; es hatte sich z. B. an eine andere Reichsstadt gewendet, um eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten zu arrangiren; aber vergebens. Endlich schossen einige vermögende Bürger zusammen und es wurden zwei Abgesandte nach Paris geschickt. Sie erlangten auch ein gnädiges Schreiben Bonapartes, das sie jedoch an den Minister des Auswärtigen verwies und zu nichts verpflichtete. Wie sie dann in ihrer Herzensfreude das Actenstück veröffentlichen, ward es im Moniteur rundweg abgeleugnet*).

Neben Nürnberg fehlten natürlich Hamburg und Bremen nicht. Wie sehr selbst in diesen vordem mächtigen Sitzen deutschen Bürgerthums Alles aus Rand und Band gegangen und für Jeden nur das „sauve qui peut“ zur Lebensmaxime geworden war, bewies eine Schrift, die damals aus diesem Kreise hervorging. Darin war vorgeschlagen, Hamburg solle sich, unter der Bedingung, ein Freihafen zu werden und ewigen Frieden zu genießen, dem König von Dänemark als seinem Schutzherrn unterwerfen und dafür der dänischen Krone ein bestimmtes Schutzgeld entrichten!

---

*) S. polit. Journ. 1801. I. 647.

Von den Reichsfürsten hatten sich manche persönlich auf den Weg gemacht, z. B. die Erbprinzen von Isenburg und Hechingen, der Graf von Solms-Laubach, der Graf von der Leyen und ein Leiningen; die Grafen in der Wetterau hatten jeder seinen besondern Agenten in Paris, auch Thurn und Taxis, das unvermeidliche, hatte seinen Herrn Vrints dahin geschickt. Bedeutsam waren die Gesandtschaften der Reichsstände, aus denen der Rheinbund erwuchs; Baiern war durch Cetto, Württemberg durch Herrn von Normann vertreten, neben dem sich wunderlicher Weise auch ein Legationsrath Abel als landschaftlicher Agent umhertrieb, Hessen-Darmstadt hatte einen Oberst Pappenheim hingeschickt, Baden war durch Edelsheim und Reizenstein, Nassau durch Gagern repräsentirt. Mit ihnen völlig im Einklang arbeitete jetzt die preußische Gesandtschaft, deren Chef Lucchesini war und unter deren Räthen sich Lombard befand.

Unter den französischen Ministern hatte Talleyrand die einflußreichste Stimme in dieser traurigen Verwickelung. Freiherr von Gagern erzählt uns aufrichtig, welch ein Wettlauf um die Gunst dieses Mannes stattfand, und wie die greisen Matadore der Diplomatie sich bald um die Gunst eines verzogenen Kindes im Hause des Ministers, bald um die Liebkosung eines kleinen Schooßhündchens eifrig bemühten. Er selber rühmt sich dabei, die „altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten zu haben"; die meisten Andern waren, scheint es, weniger bedenklich. Was sich sonst von den kleinen gesellschaftlichen Künsten, womit man in diesen Kreisen die Leerheit übertüncht, gebrauchen ließ, ward emsig angewandt, um die Gunst des mächtigen Ministers und seiner Umgebung zu gewinnen; der stolze deutsche Reichsadel sang und tanzte, spielte Plumpsack und Blindekuh, um sich im Kreise der revolutionären Machthaber möglichst angenehm zu machen*). Der ehemalige Bischof von Autun liebte freilich stärkere Mittel; eine Dose, mit Goldstücken gefüllt, machte bei ihm einen nachhaltigeren Eindruck, als das Hundetragen und Plumpsackspielen.

Unter den Beamten des Ministeriums war der Straßburger Mathieu bald derjenige, dessen Gunst am eifrigsten umworben ward. Dreist und arbeitsam, dabei in den deutschen Dingen vielfach bewandert, mußte er neben seinen unwissenden französischen Collegen sehr bald den leitenden Einfluß gewinnen. In seiner engen Dachstube wurden die deutschen Provinzen zerschnitten; bei kleinen vertraulichen Gastmählern die künftige Gestaltung des Reiches verabredet. „Ich kann betheuern, sagt Gagern, daß von Geld und Geldeswerth zwischen uns nie die Rede war; wohl aber habe ich vielleicht mehr als einmal gesagt: Herr, Sie werden reich werden, denn Jeder wird sich beeilen, Ihnen seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Alles das ging jedoch stufenweis." In jedem Falle liebten es die Franzosen nicht, wenn man sie in diesem Punkte

*) S. Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 117. 119 f.

gar zu zartfühlend behandelte. Von Zeitgenossen werden die Summen genannt, die theils durch den schon früher erwähnten Feder und den Banquier Durand ins Talleyrand'sche Haus, theils an Mathieu ausgezahlt wurden. Den thätigen Mittelsmann spielte dabei der Fürst von Löwenstein, ein Schulkamerad von Mathieu und von Talleyrand; sie verübten zusammen, wie Lang sagt*), am heiligen römischen Reiche ihre Pagenstreiche. Hessen-Darmstadt, so versichert derselbe, versprach eine Million und Herrn Mathieu insbesondere noch zwei Rittergüter; Württemberg, wie es sich selbst in aufrichtigem Schmerzenslaut berühmte, lieferte seine Summen centnerweis und überdies noch an Mathieu eine ansehnliche Rente; auch Laforest soll tausend Louisdor baar und eine Dose von 20,000 Gulden Werth erhalten haben. Von Baden wurde berichtet, daß es sechstausend Louisdor an die Franzosen und noch eine Dose zu viertausend an den russischen Staatsrath Bühler gegeben; Wittgenstein zahlte zweitausend Louisdor und so abwärts, die Wenigsten ausgenommen.

Während man zu Regensburg den kaiserlichen Bescheid auf das Reichsgutachten vom 30. April erwartete, war auch Oesterreich in vertraulicher Verhandlung mit den Franzosen; die Unterhändler von Luneville, Cobenzl und Joseph Bonaparte, saßen unter Talleyrands Leitung in Paris zusammen, um eine Verständigung über die Ausführung des Friedens zu erzielen. Talleyrands Ansicht, die er bald nach dem Abschlusse ausgesprochen, ging dahin: die deutschen Entschädigungen rasch ins Reine zu bringen, Toscana mit Salzburg, Berchtesgaden, Passau und Trient zu versorgen, ja ihm im Nothfall ein Stück von Baiern zu gewähren, wenn dessen Kurfürst freiwillig zustimme und in Schwaben entschädigt werde, von den drei geistlichen Kurfürsten den Mainzer etwa in Würzburg und Bamberg, den Cölner in Westfalen unterzubringen, den von Trier ganz zu cassiren und seine Kurwürde an Baden zu übertragen, endlich die Entschädigungen Preußens in Hannover zu suchen.**) Schon vor dem Frieden hatte Talleyrand dem Unterhändler in Luneville einmal die Weisung gegeben: die Entschädigungen auf die weltlichen Fürsten zu beschränken, die drei geistlichen Kurfürsten irgendwie unterzubringen und zu denen, die Entschädigung bekamen, außer Preußen, Baiern auch Baden, Hessen und einige andere hinzuzurechnen: denn, sagte er, wir stehen mit ihnen in förmlichen Verpflichtungen, von denen wir eifrig wünschen, daß sie nicht unfruchtbar bleiben. Ein andermal hatte er geäußert, Oesterreich solle froh sein, wenn man die Aufhebung der geistlichen Staaten nicht geradezu in den Friedensvertrag aufnehme.***)

---

*) Memoiren II. 53.

**) S. die Actenstücke bei Du Casse hist. des negociat. diplom. II. 365 ff.

***) Du Casse II. 298. 331.

An dieser Art der Lösung fand freilich Oesterreich Vieles auszusetzen. Es wollte vor Allem die Abfindung Toscanas ganz bestimmt festgestellt und die Säcularisation der geistlichen Kurfürstenthümer durchaus vermieden sehen. Die Entschädigung der kleineren weltlichen Fürsten, die Talleyrand so angelegentlich befürwortete, fand natürlich bei Oesterreich keine Sympathien; ebenso wenig die Vergrößerung Preußens auf Kosten von Hannover; Cobenzl war, wie der französische Unterhändler sich ausdrückte, gegen Preußen freigebig in Rücksichten, aber sehr geizig in Concessionen.

So blieben die Unterhandlungen fruchtlos; ein halbes Jahr nach dem Frieden schied man kälter und entfremdeter, als vor dem Abschluß zu Luneville. Jeder Theil warf schon dem andern vor, daß er die Bedingungen nicht erfülle und zu Paris wie zu Wien entschloß man sich, fortan seinen eignen Weg zu gehen.

Jetzt erst, im Anfang Juli traf zu Regensburg ein kaiserliches Hofdecret vom 26. Juni ein, das die Antwort auf das Reichsgutachten vom 30. April enthielt. Darin war die angebotene Einleitung der Verhandlungen in kühlem, fast geringschätzigem Tone abgelehnt und die Miene angenommen, als sei unter jener Einleitung eine Verhandlung des Kaisers mit Frankreich gemeint. So wies man schon, vielleicht unwillkürlich, die Entscheidung der deutschen Dinge vor den Richterstuhl französischer Vermittlung.*) Ein Auftrag von solcher Beschränktheit, hieß es in dem Hofdecret, werde mit der französischen Regierung, wenn sie sich überhaupt darauf einlasse, nicht zum Ziele führen; der Kaiser könne daher sich nicht entschließen, dem desfalls gemachten Vorschlage des Reiches seine Genehmigung zu ertheilen. Vielmehr fordere er den Reichstag auf, vor Allem ein vollständiges Gutachten über die noch einer besonderen Uebereinkunft bedürfenden Gegenstände dem Reichsoberhaupt vorzulegen. Der Versuch der Fürsten, dem Kaiser die gehässige Mühe der Initiative zuwenden zu wollen, war also einfach mislungen, indem der Kaiser sie auf den Reichstag zurückschob. Unter den Vertretern der weltlichen Fürsten in Regensburg erregte dies lebhafte Verstimmung;**) man fand die Zumu-

*) Es ist bei diesem Anlasse erinnert worden, daß es der Kaiser selbst war, der die fremde Einmischung provocirt hat. Uns scheint, die französische Intervention lag in den Verhältnissen, denn alle Theile des Reiches haben dazu übereinstimmend beigetragen; allerdings war aber der Kaiser der erste, der in einem officiellen Actenstück die französische Vermittelung wie etwas, das sich von selbst verstand, hervorgehoben hat.

**) „Aus diesem ganzen Hofdecret, heißt es in einer fürstlichen Reichstagscorrespondenz, leuchtet der große Unwille des Wiener Cabinets nur allzudeutlich und unverkennbar darüber hervor, daß Sr. k. M. in dem jüngsten Reichsgutachten vom 30. April d. J. nicht allsogleich eine unbeschränkte Vollmacht zu weiterer Berichtigung, Abschließung und Unterzeichnung des ganzen Friedenswerkes mit der französischen Regierung von Reichswegen ertheilt worden war. Daher rührt besonders der schneidende und so zu sagen persiflirende Ton, welcher durchgängig in diesem Hofdecret

thung des Kaisers unerfüllbar und klagte den Wiener Hof laut an, dadurch das Reich nur unter sich selber entzweien zu wollen. Man beschwerte sich über das absichtliche Misverstehen des Reichsgutachtens und machte geltend, wie unwahrscheinlich es sei, daß der Reichstag in seiner Spaltung zwischen weltlichen und geistlichen Interessen jemals auch nur zu einem leidlichen Ergebniß kommen werde.

Nach fast einem halben Jahre waren die Dinge also wieder gerade auf demselben Punkte angelangt, von dem man im Februar ausgegangen war. Jetzt ließ sich auch der französische Geschäftsträger in Regensburg vernehmen. Er drang auf möglichste Beförderung der Entschädigungssache und erklärte sich bereit, über alle zweifelhafte Stellen des Luneviller Vertrags die „zweckmäßigste Auskunft zu geben“. Auf die Frage freilich, ob Frankreich die Verhandlung am Reichstage wünsche und vielleicht mit dem Kaiser schon einverstanden sei, gab er nur ausweichende Antwort.*)

Die Verhandlung stockte nun wieder eine Weile; der Kaiser schien bei seiner Ansicht zu beharren, die weltlichen Fürsten wollten von der ihrigen nicht abgehen, die geistlichen schöpften aus diesem Gewirre neue Hoffnung, ihr Dasein zu retten. Der Wiener Hof mochte sich aber doch überzeugen, daß auf diesem Wege am Ende nichts übrig bleibe, als die Einmischung des Auslandes, und er entschloß sich einzulenken. Im September traf in Regensburg eine Instruction an die kaiserlichen Minister ein, für eine außerordentliche Reichsdeputation zu stimmen, die aus acht Mitgliedern gebildet und mit einer unbeschränkten Vollmacht ausgerüstet werde. Als deren Mitglieder waren Mainz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg aus dem Kurfürstenrath, dann Baiern, Württemberg, der Hoch- und Deutschmeister und Baden vorgeschlagen. Damit näherte sich der Kaiser der Auffassung der weltlichen Fürsten. Da diese weder dem Wiener Hofe noch dem Reichstage die Sache ohne Clausel übergeben und der Kaiser sie in der beschränkten Weise des Reichsgutachtens vom 30. April nicht annehmen wollte, so blieb kaum etwas Anderes übrig, als eine außerordentliche Deputation. Indem aber der Kaiser sich dazu herbeiließ, die Reichsgrafen und Städte aus derselben ganz auszuschließen, und nur zwei Stimmen darin aufnahm, die unbedingt dem österreichischen Interesse zugethan waren, bewies er mehr Nachgiebigkeit, als man im Lager der weltlichen Fürsten erwartet hatte. Auch war die Versammlung in Regensburg sichtbar überrascht, zumal die kaiserliche Vertretung auch dem Wunsche Preußens nachgab und an Badens Stelle sich Hessen-Cassel gefallen ließ. Es ließ sich kaum hoffen, daß mehr erreicht ward.

---

herrscht, der sich aber ebenso wenig mit der Würde des Reichs als mit dem Ansehen des Reichsoberhauptes selber verträgt.“

*) Wie verdrießlich das kaiserliche Hofdecret den Franzosen war, zeigt die Note Talleyrands bei Du Casse II. 400. 401.

Wurde die Deputation so, wie sie vorgeschlagen war, gebildet, dann hatte unter acht Stimmen Oesterreich nur zwei zur Verfügung; Kurmainz und Sachsen bildeten, wenn man nach ihrer bisherigen Haltung schließen durfte, eine vermittelnde Gruppe, Preußen, Baiern, Württemberg, Hessen, vertraten compakt und überlegen das Interesse des weltlichen Fürstenthums und der Säcularisation. So kam man denn auch schneller, als es die früheren Vorgänge erwarten ließen, zur Einigung; am 2. October war das Reichsgutachten fertig, worin „die den Ständen des Reiches bei dem Friedenswerke zukommende Concurrenz" einer außerordentlichen Reichsdeputation übertragen ward. Dieselbe war aus den genannten acht Reichsständen gebildet und ihr die Vollmacht ertheilt, „die in dem Luneviller Friedensschluß einer besonderen Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen". Jedoch ward sie ausdrücklich angewiesen, bei der Bestimmung der Entschädigungen durch Säcularisationen die Beschränkung als Norm festzuhalten, die schon in dem Rastatter Beschlusse vom 4. April 1798 zur Erhaltung der Reichsverfassung und Wiederherstellung der einzelnen Reichsstände aufgestellt sei*); auch sollte sie das Resultat ihrer Verhandlung und den dereinstigen Deputationsschluß dem Kaiser und dem Reiche zur Ratification geziemend vorlegen. Am 7. Nov. erfolgte die kaiserliche Bestätigung dieses Beschlusses; allerdings nur mit dem vieldeutigen Zusatz, daß sich der Kaiser die ihm bei Reichsdeputationen zustehenden Prärogative und Befugnisse, so wie „in Hinsicht der weiter erforderlichen Anordnungen" die Mittheilung seiner Entschlüsse vorbehalte.

So war man wenigstens zu einem Resultate gekommen, zur Beantwortung der Frage, wie die Angelegenheit, die Alle beschäftigte, verhandelt werden sollte; aus den peinlichen Debatten, die seit März das Reich entzweiten, war endlich noch kurz vor dem Schluß des Jahres 1801 die verhängnißvolle Reichsdeputation geboren worden, mit deren Namen sich wie unwillkürlich die Erinnerung an die Auflösung des alten Reiches verknüpft. Nach der Mühe freilich zu schließen, die selbst dies vorbereitende Geschäft erforderte, war nicht zu hoffen, daß der peinlich ungewisse Zustand und der Hader um Land und Leute so bald sein Ende finden werde. Vielmehr ließ sich Alles zu größerer Entzweiung an.

In den nämlichen Wochen, wo man sich zu Regensburg der Friedensbotschaft freute und die französischen Armeen endlich Süddeutschland zu räu-

*) S. oben S. 141. Diesen Zusatz hatte noch der Kaiser mit Majorität durchzusetzen gewußt; er bedeutete aber im Grunde nichts. Denn die Säcularisation zugeben und zugleich die „Erhaltung der Constitution des deutschen Reiches in jeder Hinsicht" fordern, das waren zwei ganz unvereinbare Dinge.

[illegible] zuführen, drohte im Norden der Ausbruch eines neuen Krieges. Mit [illegible], aber durch seine eigenthümliche und politische Lage genöthigt, hatte sich Preußen in die [illegible] Politik der neutralen Mächte verflechten lassen, die Kaiser Paul jetzt mit ganz ungestümem Eifer betrieb, wie früher den Kampf gegen die Revolution. Die Forderungen, welche die See- und Küstenstaaten zweiten Ranges gegenüber England geltend machten, waren ohne Zweifel in der Hauptsache ganz berechtigt; nur war diese Opposition von Bonaparte angefacht, um in diesem Augenblicke, wo er den festländischen Frieden erlangt, auch England zur Nachgiebigkeit zu zwingen, vielleicht Malta und Aegypten ihm noch zu entreißen. Der Bund der Neutralen war daher, wenn man Zeit und Umstände unbefangen erwog, nichts Anderes, als ein Act schlechtverhüllter Feindseligkeit, der in einem Augenblicke unternommen ward, wo England, schon fast völlig isolirt, Gefahr lief, Frieden schließen zu müssen, ohne den Zweck eines furchtbaren achtjährigen Krieges auch nur annähernd erreicht zu haben. Es war begreiflich, daß die britische Politik Alles aufbot, diesen Bund der Neutralen, der an ziemlich sichtbaren Fäden von Bonaparte geleitet ward, im Werden zu ersticken. Von Erklärungen war man bald zu Maßregeln vorgeschritten und schon im Januar 1801 wurde von den Engländern gegen die Schiffe Rußlands, Schwedens und Dänemarks der Beschlag angeordnet.

Preußen war schon seiner Lage nach außer Stande, sich der russisch-skandinavischen Verbindung ganz zu entziehen, selbst wenn es nicht so tief in die zwischen Bonaparte und Paul geschlossene Freundschaft verflochten gewesen wäre. Dazu kam denn, daß auch gegen ein preußisches Schiff von den Engländern Gewalt geübt und dasselbe nach Curhaven geschleppt ward. In Folge davon hatte Preußen das Amt Ritzebüttel und Curhaven militärisch besetzen lassen (Nov. 1800). Die Erörterungen darüber mit England waren noch im Gange, als Friedrich Wilhelm III. dem ungestümen Drängen des Czaren nachgab und auch seinerseits in den Bund der nordischen Neutralität förmlich eintrat (Decbr.). Das britische Ministerium verfuhr nun zwar gegen Preußen nicht so rasch und gewaltthätig, wie gegen die übrigen Glieder des Bundes; es schien sich vielmehr der Streit hier auf einen weitläufigen Notenwechsel beschränken zu wollen (Januar und Februar), allein Pauls Ungestüm drängte zu Weiterem. Den Engländern die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu verschließen, forderte er die Besetzung der norddeutschen Küsten, und es blieb Preußen, nachdem es sich einmal so tief eingelassen, nichts übrig, als entweder selbst die Nachbargebiete an der Nordsee zu besetzen, oder sie durch Russen, Schweden oder Dänen besetzen zu lassen. Wohl ist schon damals von Bonaparte, wahrscheinlich so aufrichtig wie später, Hannover der preußischen Politik als Lockspeise hingehalten worden,*) allein so

*) S. Bignon II. 16.

verführerisch diese Beute für Preußen auch war, ihre Gefahr schien doch noch größer; das Anerbieten ward abgelehnt und man beschied sich zunächst, das Land vor der auswärtigen Besetzung zu schützen. So verständigte man sich denn, daß dänische Truppen in Hamburg und Lübeck, preußische in Bremen und Hannover einrücken sollten. In dem nämlichen Augenblicke, wo die Dänen sich den beiden Hansestädten an der Elbe und Trave näherten, in den letzten Tagen des März 1801, war das preußische Corps, das bisher in Westfalen lag und die Demarcationslinie besetzt hielt, aufgebrochen, um in Hannover, Oldenburg und Bremen einzurücken. „Zur Handhabung des angefochtenen Bündnisses, hieß es in dem preußischen Manifest, und zur Wiedervergeltung des dagegen unternommenen feindlichen Benehmens sehe man sich genöthigt, nicht nur die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu verschließen, sondern auch alle in Deutschland gelegene Staaten Sr. brit. Majestät in Besitz zu nehmen". Der hannover'schen Regierung und der Generalität ward aufgegeben, sich ohne Verzug zu unterwerfen, das hannoversche Truppencorps, das die Demarcationslinie mit besetzt hielt, sollte auf den Friedensfuß gesetzt, von den übrigen Truppen ein verhältnißmäßiger Theil beurlaubt werden. Die Verpflegung der preußischen Truppen hätte das Land zu tragen. „Hiermit, so hieß es am Schlusse*), wird zugleich auch der bisherige Administrationsnexus zwischen den kurfürstlichen Landescollegien und des Königs von Großbritannien Majestät für jetzt aufgehoben und sämmtliche Behörden bleiben folglich Sr. Maj. dem König von Preußen in ihrer Verwaltung und mit ihren Kassenbeständen allein verantwortlich". Die hannoverschen Behörden fügten sich diesen Bedingungen.

Deutete das allerdings mehr auf eine Eroberung als einen nur vorübergehenden Act der Nothwehr, so ist doch kein Zweifel, daß Preußen vornehmlich durch die Sorge bestimmt war, es könnten die Truppen fremder Mächte an der Weser und Leine Fuß fassen. Von Rußland stand dies sicher in Aussicht, von Frankreich ward es wenigstens damals schon gefürchtet. Drum war es, so wie die Dinge einmal lagen, noch ein Glück für das Land, daß es, statt von Russen oder Franzosen überschwemmt und ausgesogen zu werden, nur eben die 24,000 Mann Preußen auf unbestimmte Zeit zu verpflegen hatte. Es scheint, man hat auch in England selbst die Sache nicht anders angesehen; denn das persönlich freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Berliner und Londoner Hofe blieb von diesen kriegerischen Schritten ganz unberührt, so daß schon damals die begründete Vermuthung laut ward, Friedrich Wilhelm III. habe vor der Occupation dem König Georg III. persönlich beruhigende Erklärungen darüber geben lassen.

Ob freilich auf die Dauer der Conflict für Preußen und Norddeutschland so unblutig verlaufen wäre, ist zweifelhaft; wenigstens bewies das Verfahren

*) S. polit. Journ. 1801. I. 380 f.

[illegible] Regiment, daß man dort zum Aeußersten mit Gewaltsamkeiten entschlossen war. Aber es war nicht [illegible] eine [illegible], die dem nordischen [illegible] bald ein Ende setzte. Kaiser Paul war in der Nacht vom [illegible] zum 24. März ermordet worden; war es mehr Nothwehr gegen den drohenden [illegible] des Czaren, oder nur [illegible] russische Ueberlieferung, [illegible] die Aristokratie mit Kunstgriffen am Hofe hatten dem unglücklichen Sohne Peters III. ein Ende bereitet, dessen einzelne Vorgänge an Greuel über alles Andere hinausgingen, was die Geschichte des Czarenhauses seit einem Jahrhundert aufzuweisen hat.

Für Deutschland war nur das Ereigniß von Bedeutung, insofern es die kaum erst [illegible] russische Neutralität [illegible] und das werdende Bündniß bonapartischen und moskowitischen Macht vereitelt oder vertagte. Von Pauls Leidenschaft und seinem wilden Britenhasse unterstützt, durfte Bonaparte schon damals hoffen, einem Ziele nahe zu kommen, wie es nachher zu Tilsit und Erfurt erreicht worden ist. Mit dem jungen Nachfolger war augenblicklich nicht wieder anzuknüpfen, was durch dies Ereigniß vom 24. März plötzlich zerrissen war. Aber der einmal ausgestreute Same einer Allianz zwischen West und Ost, die Mitteleuropa bemeistern, England isoliren konnte, war nicht verloren; es brauchte nur kurze Zeit und der neue russische Czar hatte die Fäden vorsichtiger wieder aufgenommen, die durch die Katastrophe seines Vaters gewaltsam abgebrochen waren.

Wenn dann Deutschland schon in den Jahren 1801 und 1802 ein Vorspiel des französisch-russischen Protectorates erlebte, das sechs Jahre später zur vollen Macht kam, so trugen wir freilich selber die meiste Schuld daran. Der alte Hader zwischen Oesterreich und Preußen, der erbitterte Kampf geistlicher und weltlicher Interessen, die Scheidung des Reichstages in zwei unversöhnliche Parteien und das zudringliche Buhlen um fremde Gunst bei Vertheilung der Spolien, das Alles mußte die auswärtige Einmischung unvermeidlich über Deutschland hereinführen. Kaum war zu Regensburg mit Mühe und Noth eine Verständigung erreicht über die Art, wie die Entschädigungsfrage erledigt werden sollte, so bot sich auch schon an einer anderen Stelle neuer Stoff zum unerquicklichsten Streite.

Am 27. Juli 1801 starb Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Cöln und Fürstbischof von Münster, ein Todesfall, der natürlich in diesem Augenblicke, wo die Existenz der Stifter in Frage stand, von besonderer Bedeutung war*). Beide Parteien im Reiche waren nun auf's rührigste bemüht, den Vorfall in ihrem Sinne auszubeuten. Oesterreich ging darauf aus, vor Allem noch die Vornahme einer neuen Wahl zu erhaschen, um damit der Säcularisation ein Hinderniß in den Weg zu werfen; Preußen, das in dem

*) S. die wichtigsten Actenstücke in Häberlins Staatsarchiv VII. 334—359. 414—458.

Stift Münster schon eine der ihm verheißenen Entschädigungen sah, war ebenso entschlossen, die Wahl zu hindern. Für Oesterreich waren natürlich die Mitglieder des Capitels selbst, deren Sein oder Nichtsein mit in Frage stand, aus freiem Antriebe thätig; sie trugen schon wenige Wochen nach Maximilians Tode dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Anton, die Wahl an. Dagegen ließ Preußen durch Dohm dem Capitel erklären (15. August), daß es, so lange das Entschädigungsgeschäft nicht erledigt sei, eine neue Wahl nicht für zuläßig halte, und an den Reichstag kam eine Eröffnung Bonaparte's, daß alle Ernennungen zu geistlichen Stiftern, namentlich die in Cöln und Münster, einstweilen ausgesetzt bleiben müßten, bis die den erblichen Fürsten zukommenden Entschädigungen geregelt seien.

Anfangs machte das Eindruck auf die beiden Domcapitel; sie schoben die Wahl wenigstens auf und fragten in Wien an, was sie thun sollten. Dort ermuthigte man sie, ja nicht zu säumen, und ordnete den Grafen von Westfalen als Wahlcommissarius ab. Dohm erschien nun (Anfang Sept.) persönlich in Münster, um den entscheidenden Schritt zu hindern; er deutete auf die drohende Säcularisation des Stiftes, auf die Einmischung Frankreichs, die man durch solche Schritte nur herausfordere, und verhehlte nicht, daß eine etwa erfolgende Wahl von Preußen nicht anerkannt werden würde. Die Bemühungen des preußischen Diplomaten waren erfolglos, am 9. Sept. ward zu Münster, am 7. Oct. für das Stift Cöln zu Arnsberg die Wahl vorgenommen und fiel an beiden Orten auf den Erzherzog Anton, der sich auch bald bereit erklärte, die Wahlen anzunehmen.

Indessen war die Angelegenheit auf allen Seiten mit Leidenschaft aufgegriffen worden; jede Partei schien an den Ausgang dieser Sache ihre Hoffnungen zu knüpfen. Erst hatte Preußen auf dem Reichstage (31. August) eine Erklärung abgegeben, die, ähnlich wie die französische, als allgemeinen Grundsatz aussprach: daß erledigte Stifter in dieser Zeit des Ueberganges nicht neu besetzt werden sollten. Dagegen legten dann die angesehensten geistlichen Stände Verwahrung ein, während Preußen dem Domcapitel zu Münster gleich nach erfolgter Wahl eröffnen ließ, daß es den neuen Fürstbischof als solchen nicht anzuerkennen vermöge. Auf den Einwand, daß die Wahl in allen üblichen Formen vollzogen worden sei, erfolgte (26. Sept.) ein förmlicher Protest Preußens, der auch gegen die bevorstehende Wahl im Stifte Cöln gerichtet war. „Von einem vermeintlichen neuen Erzbischof und Bischof daselbst, hieß es darin, werde Preußen durchaus keine Kenntniß nehmen und Solches besonders auch dann geltend machen, wenn von wirklicher Säcularisation und anderen damit zusammenhängenden Angelegenheiten die Rede sein werde.“ Hatten die geistlichen Stände für Münster Partei genommen, so schlossen die weltlichen, Baiern, Hessencassel und Baden voran, sich der preußischen Auffassung an.

In Wien hätte man gern seine Ansprüche festgehalten und doch auch

dem Hause ein Ende gemacht: man kam auf die eigenthümliche Auskunft, dem Kaiser in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt und als Erbmonarchen von Oesterreich eine doppelte Sprache in den Mund zu legen. Ein Circular aus der Reichskanzlei, das am 14. Oct. im Namen des Kaisers an die Gesandten im Reiche erlassen ward, fand es „sehr befremdend", daß „Kurbrandenburg eine so auffallende Aeußerung gethan, die Wahlen nicht als bestritten ansehen zu wollen;" es war nur wie als noch einmal der hohe Ton kaiserlicher Machtvollkommenheit angeschlagen. Aber am nämlichen Tage, wo die Reichskanzlei ein Rundschreiben erließ, das im Reiche als Vorbote offenen Bruches zwischen Wien und Berlin angesehen ward, zu dessen Druck die preußische Censur nicht erlaubte, ging eine gemäßigte Note an den österreichischen Gesandten in Berlin ab, worin der Kaiser sich zwar für die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten aussprach, aber doch zugleich versicherte, daß die bestrittenen Wahlen auf den Gang der Säcularisationen keinen Einfluß üben sollten; man habe darum auch in Betreff der Aufforderung des Domcapitels zu Münster, der Erzherzog solle von dem Stift Besitz nehmen, keine Folge geleistet. Dabei konnte sich Preußen beruhigen; da es in seiner Erwiederung in den gemäßigten Ton der österreichischen Note einging, hatte der leidige Zank vorerst sein Ende gefunden.

Hatte der kaiserliche Hof in diesem und in manchem ähnlichen Falle den Beschirmer der deutschen Reichsverfassung gespielt, so ist damit nicht gesagt, daß man in Wien conservativere Grundsätze gehabt hätte, als zu Paris, Berlin und an den mittleren deutschen Höfen. Mit den Spolien des Reiches sich auszustatten, war auch dort, wie anderwärts, die höchste politische Maxime. Es liegt aus jenen Tagen ein Entwurf vor, welcher die österreichische Ansicht von der Entschädigung unverdeckt ausspricht; derselbe ist in seinem Wesen nicht weniger revolutionär, als die Projecte, die Bonaparte und seine Clientel ausbrüteten*). Der kaiserliche Hof schlug darin Baiern vor, es solle Oesterreich als Gränze zwischen Böhmen und der Oberpfalz den Regen gewähren, wofür dann Baiern außer der Grafschaft Burgau und Günzburg die kleinen Fürstenthümer, Grafschaften und Städte theils in Schwaben an der Donau und am Neckar, theils am fränkischen Main erhalten hätte. Von Ulm bis nach Heilbronn, von Ansbach bis gegen Aschaffenburg hin hätte darnach Baiern mit den kleinen Reichsfürsten, den Städten und der reichsunmittelbaren Ritterschaft aufgeräumt und statt seiner bergischen Besitzungen am Niederrhein Ansbach und Baireuth von Preußen eingetauscht. Preußen sollte sich mit Paderborn und Hildesheim genügen lassen und nur im äußersten Falle noch eine der Hansestädte bekommen; denn, so hieß es in dem Entwurf, Preußen soll nur entschädigt, nicht vergrößert werden. Toscana war mit Passau, Salz-

*) S. Häberlins Staatsarchiv VIII. 54 ff.

burg und Berchtesgaden abgefunden; die drei geistlichen Kurfürsten hätten am rechten Mainufer ihre Entschädigung erhalten.

Dieser Entwurf hätte allerdings zwei wesentlichen Interessen der österreichischen Politik jener Tage entsprochen: Baiern war damit weiter nach Westen geschoben und Preußens Vergrößerung gehindert. Allein um dies Ziel zu erreichen, schlugen die Urheber jenes Vorschlages einen Weg ein, der die Reichsverfassung eben so gut umgestalten mußte, wie die Säcularisation der geistlichen Stifter. Noch war bis jetzt das folgenschwere Wort nicht ausgesprochen worden, das doch so nahe lag: Einschmelzung der kleinstaatlichen Territorien. Es ist unseres Wissens dies der erste Fall, daß in einem officiellen Actenstücke jener Tage ein solcher Gedanke als Lockspeise hingeworfen war, und dies war merkwürdiger Weise ein Actenstück, das vom kaiserlichen Hofe ausging. In München schien man auf eine österreichische Vergrößerung auf bairische Kosten diesmal so gefaßt, daß die kurfürstlichen Rathgeber die Tauschprojecte wenigstens nicht rund von der Hand wiesen, sondern in eine Unterhandlung eintraten; an den knauserigen Forderungen der österreichischen Unterhändler soll jedoch, so wird versichert*), die Sache zum Glück für Baiern sich zerschlagen haben. So rückte auch diesmal Oesterreich noch nicht nach Baiern vor; wohl aber mag die Idee, sich in Schwaben und Franken abzurunden und die kleinen Territorien des Reiches zu verschlingen, bei den bairischen Staatsmännern nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein.

Die bairische Politik war um diese Zeit in einer Wandlung begriffen, die für die Gestaltung der deutschen Dinge im nächsten Jahrzehent von entscheidendem Einfluß gewesen ist: sie hat sich damals zum Rheinbund und dem, was damit zusammenhängt, die Brücke gebaut. Die Bahn, die Kurfürst Maximilian in seiner ersten Regierungszeit eingeschlagen — eifrige Theilnahme am Kriege gegen Frankreich und Empfang britischer Subsidien — hatte trotz der großen Lasten, die das Land trafen, doch gute Früchte getragen; die Freundschaft Pauls I., die man dadurch erwarb, hatte bewirkt, daß die nach dem Lande schon ausgestreckte lüsterne Hand Oesterreichs zurückgezogen werden mußte. Seitdem hatte sich aber die Lage völlig umgestaltet; die große europäische Coalition von 1799 war zerrissen, Frankreich hatte sich einen glänzenden Frieden erobert, Kaiser Paul war unter Mörderhand gefallen. Es war für eine junge Dynastie, die sich im Lande selbst noch nicht fest fühlte und seit zwanzig Jahren sich unzählige Mal von Oesterreichs Haß bedrängt und bedroht wußte, eine sehr natürliche Politik, sich an den Stärkeren anzuschließen. Zudem war Preußen, dessen Königshause der neue Kurfürst befreundet und mannigfach verpflichtet war, diesen Weg vorangegangen; der Berliner Vertrag vom August 1796 war das Vorbild zu dem, welchen Baiern jetzt am 24. August 1801 zu Paris abschloß.

---

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 160. 213.

Die bairische Dynastie, seit Rußlands Uebergang zu Frankreich, seit Englands Friedensverhandlung allerdings des Rückhaltes beraubt, den bisher die Coalition gegen Oesterreich gewährt, suchte fortan bei Frankreich Schutz; die Aussaat der Politik Josephs II. und Thuguts fing an, ihre bittersten Früchte für Deutschland zu tragen. In dem Vertrage vom 24. August verzichtete Baiern auf seine linksrheinischen Besitzungen; dafür garantirte Frankreich, „überzeugt, daß ihm sein Interesse gebiete, die Schwächung der pfalzbairischen Besitzungen zu hindern, eine Entschädigung an Land, welche ihm möglichst wohlgelegen sei und die Verluste aller Art, die eine Folge des jetzigen Krieges waren, vollkommen aufwiegen könne.“ Ein in die Bonaparte'sche Politik tief eingeweihter Mann*) glaubt ausdrücklich versichern zu müssen, daß Frankreich mit diesem Vertrage einen Schlag gegen Oesterreich führen wollte. Es sollte durch einen feierlichen Act theils die besondere Protection für das pfalzbairische Haus, theils der feste Entschluß kundgegeben werden, allen weltlichen Reichsfürsten eine volle Entschädigung zuzuwenden. Eine solche Lection, versichert der Bonaparte'sche Diplomat, sei dem Wiener Hofe doppelt nothwendig gewesen, einmal wegen der Hindernisse, die von dort dem Entschädigungsgeschäft bereitet wurden, dann der zudringlichen Anträge wegen, womit man auch jetzt noch Baiern bedrängt habe. Die Rede, mit welcher der Vertreter der französischen Regierung die Mittheilung des Vertrags an den gesetzgebenden Körper begleitete, gewährte ein besonderes Interesse, weil sie den künftigen Imperatorenstil ankündigte. Es war darin Baiern wie ein Abgefallener behandelt, dem man Verzeihung angedeihen läßt, um ihn durch Großmuth an sich zu fesseln. Die französische Regierung, hieß es, zog bei dieser Aussöhnung nur die Gefühle von Größe und Edelmuth zu Rathe, die sie immer an den Tag legte, wenn sie mit einem besiegten und vornehmlich wenn sie mit einem schwachen Feinde unterhandelte. Auch hier waren die Hindeutungen auf Oesterreich und seine Begehrlichkeit nicht gespart.

So lösten sich die Bänder, die Deutschland noch nothdürftig zusammengehalten hatten, und wir sehen aller Orten nur dynastische oder territoriale Interessen der gemeinsten Berechnung den unerquicklichen Wettstreit um die Reste des herrenlosen Reiches führen. War es nur Baiern, das sich jetzt dem Mächtigen zu Füßen warf, waren es nur die Mittleren und Kleinen, die ihre Franzosenfreundschaft von 1795 und 1796 wieder aufzufrischen strebten? Alle diese winzigen Gelüste, auf eigene Hand Politik zu machen, entsprangen ja doch zum guten Theil nur aus dem Bedürfniß, sich anzulehnen und protegirt zu sein; sie verschwanden an dem Tage, wo die beiden Mächte, deren keine für sich allein, aber die vereint in Mitteleuropa gebieten konnten, in weiser und hochherziger Eintracht zusammenstanden. Wir haben aber eben gesehen, wie es damit bestellt war. Während die Wiener Politik im Reiche und außer-

*) Bignon histoire de France depuis le 18. Brumaire II. 19 f.

halb gegen Preußens unersättliche Habgier klagte und jede preußische Entschädigung bekämpfte, hatten die Berliner Staatsmänner nichts eifriger zu thun, als Bonaparte vor dem Ehrgeiz der kaiserlichen Politik zu warnen und ihn zu ermuthigen, daß er ja Oesterreich nicht zu viel Quadratmeilen zufallen lasse. Indeß Preußen für seine Beute russische und französische Unterstützung erwartete, war Oesterreich höchstens darum bekümmert, daß es ihm nicht gelingen wollte, auf diesem Felde der Berliner Politik den Rang abzulaufen. Die französische wie die russische Einmischung in die deutschen Dinge machte in Wien gleich wenig Bedenken*), wenn man ihrer nur sicher war; erst wie der Rivale ihre Protection vorweggenommen, nahm man die stolze Miene an, sich über die fremde Intervention zu entrüsten.

Wie leicht war es der Bonaparte'schen Politik gemacht, in diesen zerklüfteten Verhältnissen die Leitung an sich zu nehmen! In dem Augenblicke, wo der Reichstag sieben volle Monate brauchte, um sich nur über die Form der Berathung zu einigen, wo Oesterreich und Preußen, tiefer entzweit als je, um die fremde Einmischung sich im Wettstreit bewarben, alles Uebrige von Baiern an abwärts der neu aufgehenden Sonne des Siegers von Marengo huldigte und in zudringlicher Hast den Mittelpunkt seiner Interessen schon in Paris suchte, in diesem Augenblicke war Bonaparte im Begriff, auch mit seinem erbittertsten Gegner sich auszusöhnen: mit England. Am 1. Oct. 1801 wurden die Präliminarien eines Friedens unterzeichnet, dessen Dauer dem ersten Consul das Uebergewicht auf dem Festlande sichern mußte. Mit Rußland versprach sich zugleich das innige Verhältniß neu zu knüpfen, das durch Pauls Tod so ungestüm zerrissen war. Kaiser Alexander nahm zwar eine vorsichtigere Haltung als sein Vater an, und söhnte sich rasch mit England aus, indem er die bewaffnete Neutralität fallen ließ; allein er schloß auch mit Frankreich, mit welchem Rußland seltsamer Weise trotz alles herzlichen Einverständnisses zwischen Paul und Bonaparte rechtlich noch nicht wieder im Frieden war, am 8. Oct. einen förmlichen Frieden. Dem öffentlichen Vertrage folgte drei Tage später ein geheimer, in welchem die Gedanken einer russisch-französischen Allianz zuerst einen bestimmten Ausdruck erhielten. Es war die Politik von Tilsit und Erfurt, die sich darin ankündigte, wenn gleich das hier geknüpfte Band in kurzer Zeit wieder zerrissen und erst nach den blutigen Kämpfen der Jahre 1805—1807 erneuert worden ist. Außer dem, daß Frankreich und Rußland in Italien wie im Orient gemeinsam zu handeln sich verpflichteten und den Gedanken der bewaffneten Neutralität leise wieder aufnahmen, war darin namentlich auch über die deutschen Dinge eine inhalt-

*) Daß der Kaiser mit einer gewissen Leichtfertigkeit die französische Intervention herausforderte, hat oben das Hofdecret vom 26. Juni gezeigt; aus Bignons Mittheilungen (II. 306. 307.) ergibt sich, daß man im Sommer 1801 das Gleiche bei Rußland versucht hat.

[illegible] Verabredungen [illegible]. [illegible] ward es in einem geheimen Artikel, [illegible] sich zu vollkommenem Einverständniß, um die interessirten Parteien zur Annahme ihres Planes zu vermögen, [illegible] die Erhaltung eines gerechten Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Preußen zum unabänderlichen Grundsatz haben werden. Dann war dann für die Fürstenhäuser in Baiern, Württemberg und Baden eine besonders günstige Entschädigung verabredet; Rußland ließ sich hier aus Rücksichten dynastischer Freundschaft und Verwandtschaft etwas versprechen, das zwar auch den politischen Ueberlieferungen Rußlands, aber in noch viel höherem Grade den dynastischen Interessen der Bonaparte'schen Politik entsprach.

So war, als sich das Jahr zu Ende neigte, in der Frage deutscher Zukunft vorerst noch nichts Sicheres entschieden, als — die französisch-russische Intervention. In Deutschland selbst befand sich Alles in dem Schwanken ungewisser Zustände, und Niemand wollte des theuer erkauften Friedens recht froh werden. Die materielle Bedrängniß und die Stockung des Verkehrs, wie sie der Krieg verursacht, dauerte auch seit dem Frieden noch fort; der Handel am Rhein lag völlig darnieder und die Unnatur der neuen Gränze machte sich in hundert kleinen Quälereien fühlbar. Dazu kam, daß sich in Folge der vieljährigen Kämpfe am Rhein, am Main, an der Lahn Zustände der Verwilderung einstellten, die fast an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnerten. Es trieben sich zwei Räuberbanden dort umher, die wie eine bittere Parodie der französischen Kriegführung aussahen. Banden von mehreren hundert Mann, wohl bewaffnet, theilweise beritten und mit einer Feldmusik versehen, raubten und plünderten, schrieben Requisitionen aus und ertheilten Sicherheitspässe, ohne daß die vielköpfige Kleinstaaterei oder die in der jüngsten Zeit vollends verfallene Kreisordnung im Stande war, dem Unfug zu steuern. Auf französische Anregung — so erstarrt und hülflos waren die alten Formen des Reiches geworden — traten eine Anzahl Stände des ober- und kurrheinischen Kreises im Frühjahr 1801 zu Wetzlar zusammen, um gemeinsame Maßregeln der Sicherheit zu verabreden, und es mußte ein kleines Truppencorps aufgeboten werden, um auf offener Heerstraße wieder einige Ordnung herzustellen*). Bei der allgemeinen Ungewißheit über die künftige territoriale Gestalt und die Verfassung Deutschlands war aber nicht daran zu denken, daß so bald geordnete und regelmäßige Zustände zurückkehren würden.

In dem russisch-französischen Bunde und in den Verträgen, durch die sich Frankreich vorweg die deutschen Fürsten dienstbar machte, ward zur Entscheidung der künftigen Dinge der Grund gelegt; das Reich und seine De-

*) S. Häberlin VI. 39 ff. Vgl. IX. 387 ff.

putation spielten daneben eine ziemlich passive Rolle. Die Deputation, das einzige Ergebniß, wozu es der Reichstag im Jahre 1801 gebracht, konnte aus der unfreiwilligen Muße, in der sie die ersten Monate ihres Daseins verbrachte, selber entnehmen, wie wenig sie bei der Feststellung der deutschen Dinge in der That mitzusprechen hatte. Ebenso unfruchtbar saß in Regensburg der Rumpf des Reichstages beisammen und nährte sich von den Gerüchten, die ihm bald von dieser, bald von jener Seite zukamen, und in denen er so gut und so schlecht bedient war, wie jeder andere Zeitungsleser. Allmälig dämmerte denn auch hier die Einsicht auf, daß der Mittelpunkt der Dinge ganz wo anders als zu Regensburg lag. „Man fängt an, mit vieler Wahrscheinlichkeit zu glauben, schreibt eine Reichstagscorrespondenz vom 18. Januar 1802, daß das Hauptgeschäft wird in Paris berichtigt werden, während die Reichsdeputation sich weder mit der Würdigung der Schäden, noch der Zuerkennung der Entschädigung wird zu befassen, sondern höchstens den vorgelegten Plan zu genehmigen haben. Ihre übrige Beschäftigung wird wahrscheinlich in Erörterung und Vorbereitung derjenigen Veränderungen der Reichs- und Kreisverfassung bestehen, welche durch die Säcularisation und Arrondirungen herbeigeführt werden."

Mehrere der angesehensten Gesandten waren abgereist, und die Reichstagsgeschäfte ruhten völlig; der zurückgebliebene Rest verbrachte seine Zeit damit, theils die wunderbar wechselnden Gerüchte des Tages zu erörtern, theils die politischen Schriften zu lesen, an denen, wie immer in Deutschland, die Discussion sehr fruchtbar war. Eine Schrift, die man Dalberg zuschrieb, focht noch einmal den Satz durch, daß das ganze Reich zur Entschädigung verpflichtet, und auch zu Rastatt nicht die Vernichtung der geistlichen Stifter, sondern lediglich beschlossen worden sei, das entbehrliche Kirchengut der katholischen und protestantischen Stiftungen als Mittel der Entschädigung zu verwenden. Eine andere Darlegung, ebenfalls von geistlicher Seite, schlug eine Entschädigungscasse vor, wozu jährlich zwei bis drei Millionen Gulden beigesteuert würden, während der Ritter von Lang, damals noch Kriegsrath, ausrechnete, daß fast die ganze Summe der geistlichen Gebiete, wenn man nicht lediglich nach Quadratmeilen, sondern auch nach der Bevölkerung und der Ertragsfähigkeit urtheile, nöthig sei, um eine wirkliche Entschädigung der weltlichen Verluste herzustellen*).

Auch die deutsche Verfassung, deren künftige Form allerdings wesentlich von dem Ausgang der Entschädigungssache abhing, fuhr fort die Federn zu beschäftigen. Auf der einen Seite schlug man kurzweg die Umwandlung des

*) Die Schrift, die Dalberg zugeschrieben ward, war betitelt: „Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten"; die andere: „Bedenken über das Entschädigungssystem, besonders für weltliche Fürsten." Lang hat seine Erörterungen im Häberlinschen Staatsarchiv VI. S. 89 ff. niedergelegt.

Kaiserthums in eine erbliche Monarchie vor, die den Staat nach demokratischen Grundsätzen regiere; von der anderen wurde die Herstellung einer dritten, zwischen Oesterreich und Preußen neutralen Staatengruppe, also die deutsche Trias verlangt. Ja es ist damals auch ein wunderliches Product zu Tage gekommen, worin alte Gedanken des französischen Directoriums wieder aufgewärmt und der verspätete Vorschlag gemacht ward, aus den Gebieten vom Oberrhein bis nach Salzburg eine süddeutsche Republik herzustellen.*)

Während so die Körperschaft die Deutschland officiell vertrat, in Ermangelung wichtigerer Geschäfte sich mit der Lectüre politischer Brochüren abgab, stand auch der Kaiser der eigentlichen Entscheidung fern genug. Ihm hätte es vielleicht durch Geschick und Energie gelingen können, sich der Leitung der Dinge zu bemächtigen; aber das mußte gleich nach dem Luneviller Frieden geschehen. Damals war Bonaparte mit England noch im Krieg, sein Verhältniß zu Rußland durch Pauls Tod erschüttert, die Mittleren und Kleineren, z. B. Baiern, noch nicht von Frankreich gewonnen, auch Preußen mit der bonapartisch-russischen Politik noch nicht so innig wie nachher verflochten. Allein wir haben gesehen, wie unsicher die Haltung der kaiserlichen Diplomatie auf dem Reichstage war; sie temporisirte, wo Eile Noth that, sie zögerte und schmollte, wo es galt rasch zuzugreifen, und wechselte dann plötzlich ihre Taktik in einem Momente, wo es der Reichstag am wenigsten erwartete. So hatte das Jahr, in dem der Friede von Luneville geschlossen war, mit dem bescheidenen Ergebniß geendet, daß man eine Reichsdeputation wählte und der Kaiser sich seine weiteren Rechte und Entschließungen vorbehielt. Indessen hatte Bonaparte seine großen Schachzüge gethan, Preußen, Baiern und die Kleineren an sich geknüpft, mit Rußland sich verständigt, mit England Frieden geschlossen. Seit dieses letzte wichtigste Ziel durch den Abschluß von Amiens erreicht war (März 1802), hinderte nichts mehr den ersten Consul, auch in Deutschland das Schiedsrichteramt zu übernehmen.

Wir können ihn darum nicht tadeln; er hatte dem deutschen Reiche ein volles Jahr Zeit gelassen, mit sich ins Reine zu kommen, und es hatte sich in diesem Jahre nur eben die unzweifelhafte Thatsache herausgestellt, daß das Reich nicht im Stande war, mit sich selber fertig zu werden.**) Die Passi-

*) S. die Schrift: „Keine Säcularisation der geistlichen Reichsstände, sondern eine Modification des ganzen Reiches," worin die demokratische Monarchie gefordert ist; die Trias ist in dem Aufsatz des Staatsarchivs Bd. VII. 81 ff. besprochen; den republikanischen Vorschlag findet man in der Schrift: „Ueber das mittägige Deutschland. Zuschrift der süddeutschen Bürger an die französische Regierung. Nach dem französ. Original." 1801. Das letztere war schon 1800 unter dem Titel: Sur l'Allemagne méridionale erschienen.

**) Insofern hatte Talleyrand Recht, wenn er in seinem „Bericht an den Senat" (d. d. 20. August 1802) äußerte: Ce fut donc uniquement pour mettre le sceau à la pacification de l'Empire, et pour en garantir la stabilité que le premier

vität des Kaisers und Reichstags, das Buhlen der Meisten um französische Gunst mußte ja die fremde Einmischung herausfordern, schon weil in diesem krausen Wirrwarr ohne fremde Dränger sich kein Ende absehen ließ. Ein französischer Geschichtschreiber Bonaparte'scher Färbung hat nicht Unrecht, wenn er diese hülflose und verworrene Lage des Reiches verspottet. Preußen und Oesterreich, sagt er, die das Reich in Krieg gestürzt, wollten nun ihre Verwandten aus Italien oder Holland auf Kosten eben dieses Reiches entschädigen, ja was noch seltsamer war, im Namen ihrer Verwandten sich selber vergrößern, immer auf Kosten dieses Reiches, das sie compromittirt hatten. Und wo suchten sie diese Entschädigungen? In den Gütern der Kirche! Diese Vertheidiger von Thron und Altar, die ausgezogen waren, um die bedrohte Kirche gegen die Revolution zu schützen, ahmten nun gerade darin die Revolution nach. Und sie verlangten von dem siegreichen Vertreter dieser Revolution, er solle diese Beute des Altars unter sie vertheilen, da sie selber mit der Theilung nicht fertig zu werden wußten!

Es konnte in der That von einer aufgedrungenen Einmischung Bonaparte's kaum die Rede sein, wo die Zudringlichkeit so ganz auf unserer Seite war. Der erste Consul ließ vielmehr die deutschen Reichsstände an sich herankommen, hörte ihre Beschwerden und Forderungen und ward so allmälig von selber der Richter, vor dessen Stuhl Alle ihre Klagen brachten. Wohl kam seit dem Vertrag vom October 1801 auch Rußland ein Antheil an diesen Dingen zu, allein es war Bonaparte's Virtuosität, es dahin zu bringen, daß der Czar nur dem zustimmte, was er eingeleitet, und noch dazu nicht selten das als eine Concession für Rußland aufnahm, was nur den dringendsten Interessen französischer Politik entsprach. Welches die eigentlichen Hintergedanken dieser Politik waren, darüber haben sich französische Darstellungen selber mit einer gewissen Offenheit ausgesprochen. Bei der schwankenden Freundschaft mit England, wie sie eben nothdürftig hergestellt war, bedurfte Bonaparte einer festen Stütze auf dem Continent; die sollte durch Deutschland geschaffen werden. Dem preußischen Staate war die Rolle eines Alliirten Frankreichs zugedacht, zu welcher er sich seit 1795 vorbereitet; ihm sollten daher auch größere Entschädigungen zufallen, als seine Verluste betrugen. Doch war es die Absicht nicht, Preußen etwa die Herrschaft in Deutschland zu überlassen. Weder die kleinen Reichsfürsten, „die alten Freunde Frankreichs", noch selbst alle geistlichen Staaten, ihrer Natur nach ungefährliche Nachbarn, noch auch die freien Städte sollten ohne Weiteres Preußen in den Schooß geworfen werden. Das hieß ja, sagt ein Bewunderer Bonaparte's, von dem man wohl

---

consul et S. M. l'Empereur de Russie se déterminèrent d'un commun accord à intrevenir dans les affaires d'Allemagne, pour effectuer par leur médiation ce qu'on aurait vainement attendu des déliberations intérieures du Corps Germanique.

sagen darf, daß er seinen Helden verstanden hat*), das hieß ja jene deutsche Einheit begünstigen, die, wenn sie sich jemals herstellte, dem europäischen Gleichgewicht gefährlicher werden müßte, als es jemals die Macht Oesterreichs war; nein, es sollte die Wagschale nach der preußischen Seite hin nur geneigt, nicht umgestürzt, ein mächtiger Feind nicht durch einen andern ersetzt und für die einst drohende habsburgische Macht eine ebenso bedenkliche hohenzollernsche als Erbe und Nachfolger hergestellt werden. Der französischen Politik schwebte also auch jetzt das als Ziel vor, was einzig und allein ihren Ueberlieferungen entsprach: ein dreigetheiltes Deutschland, Oesterreich und Preußen nicht nur durch das traditionelle Mistrauen, sondern auch durch eine dritte, an Frankreich geknüpfte Gruppe geschieden und entzweit.

Wir haben früher des ekeln Schauspiels gedacht, welches die deutschen Reichsstände in Paris aufführten. Der Markt, auf dem die Güter des deutschen Clerus vertheilt werden sollten, wurde, wie eine französische Quelle sagt, in der französischen Hauptstadt öffentlich gehalten und alle Mitglieder des Reichs, Fürsten, Ritter, freie Städte eilten selbst herbei oder schickten ihre Vertreter, um der Macht des ersten Consuls zu schmeicheln und sich die priesterlichen Spolien streitig zu machen. Intriguen, Eidschwüre, Versprechungen gränzenloser Ergebenheit, trügerische Berechnungen, Gold mit Verschwendung ausgestreut, Alles wurde versucht, um sich die Unterstützung der Mitglieder der französischen Regierung zu erwerben. Man hatte nicht die Absicht, spottet ein anderer Bericht, den wirklichen Verlust als Grundlage der Entschädigungen gelten zu lassen, man berechnete nur in ungeheuern Ziffern die Einbuße, die man erlitten, um ihren Umfang möglichst zu vergrößern. Der Boden, die Bevölkerung, Alles wurde berechnet; es war der Triumph einer ganz neuen Arithmetik, und niemals war die Statistik Deutschlands nach so wenig übereinstimmenden Grundlagen behandelt, niemals widersprechendere Schätzungen gemacht worden. Von allen Seiten entwarf man die umfangreichsten Denkschriften, die nach Petersburg zur Berathung, nach Paris zur Entscheidung geschickt wurden; für alle Reclamanten war das Tuilerienschloß der delphische Tempel; von dort erwartete man seine Orakelsprüche.

So spotten die Vertrauten und Eingeweihten der Bonaparte'schen Politik, und wer wollte es ihnen verargen, daß sie es thun? Gewiß, der spätere Imperator hat die Deutschen nur eben genommen, wie sie sich ihm gegeben haben, und die Jahre des Druckes und der Schmach, die gefolgt sind, waren lediglich die verdiente Züchtigung für unsere eignen Thaten.

Es ließ sich ungefähr erwarten, welche Aufnahme die Forderungen der einzelnen deutschen Höfe, am Maßstabe des französischen Interesses gemessen, in Paris finden würden. Was Oesterreich wollte, zeigten die früher erwähn-

*) Thiers hist. du Consulat et de l'Empire IV. 69. Vgl. Lefebvre I. 231 und Bignon II. 309.

ten Vorschläge an Baiern. Für den Großherzog von Toscana, das hieß für Oesterreich selbst, sollten außer Salzburg und Berchtesgaden die Hochstifter Passau und wo möglich auch Augsburg, die Grafschaft Werdenfels und die Abtei Kempten erlangt, das bairische Haus nach Schwaben und Franken hin geschoben und ihm dort zur Abrundung eine Anzahl Reichsgrafen, Städte und Ritter geopfert werden. Die preußische Entschädigung durfte nach Ansicht des Wiener Cabinets höchstens im Bisthum Paderborn und allenfalls den Abteien Essen und Werden bestehen; Württemberg, Baden und Hessen sollten durch einige Abfälle nur eben Ersatz für ihre Verluste finden und aus dem immer noch ansehnlichen Ueberrest der Entschädigungsmasse die Existenz der drei geistlichen Kurstaaten erhalten werden. Gelang dieser Plan, dann hatte Oesterreich seine liebsten Wünsche erreicht; das unbequeme Baiern war unschädlich gemacht und nur ein schmaler Streif trennte dann noch die Besitzungen des Hauses Oesterreich am Inn und der Isar von denen in Oberschwaben und dem Breisgau; Preußen und die französische Clientel im Südwesten wurden nicht verstärkt und die Reichsverfassung so weit erhalten, als sie dem Interesse der kaiserlichen Politik entsprach. Aber es war keine Aussicht, daß diese kühnen Wünsche Oesterreichs ihr Ziel erreichten. Baiern sah in dem Vorschlag nur eine neue Auflage der berüchtigten Projecte von 1778 und 1784; Preußen, an das sich in der Noth das Wiener Cabinet ebenfalls wandte, setzte dieser Vertheilung seinen ganzen Widerstand entgegen und traf darin mit Bonaparte zusammen, der weder Baiern geschwächt und seine süddeutschen Schützlinge so karg ausgestattet, noch die Reichsverfassung zu Gunsten des österreichischen Einflusses erhalten wissen wollte. So sah sich die kaiserliche Politik von Baiern und Preußen abgewiesen, von Bonaparte nicht unterstützt; sie hatte jetzt ihre Hoffnung noch auf die Fürsprache Rußlands gestellt.

Preußen betrachtete die Abtretung von Salzburg und Berchtesgaden als vollkommen genügend für Oesterreich, übertraf aber noch in der Schätzung des eignen Verlustes die Ziffern, die Oesterreich für sich aufstellte. Von dem richtigen Instinct geleitet, daß es wesentlich darauf ankomme, Preußens Macht nach Süden hin zu erweitern, hatte man in Berlin anfangs seine Blicke auf die Stifter Würzburg und Bamberg gerichtet, durch welche der Besitz der fränkischen Fürstenthümer erst seinen rechten Werth bekam. Allein das Interesse Frankreichs, das sich in einer zärtlichen Fürsorge für Baiern kundgab, war dem entschieden entgegen; Preußen mußte davon abstehen. Indessen, was es weiter ansprach, stand zu seinem Verlust, dem Stück Cleve, Geldern, Meurs und einigen Enclaven auf dem linken Rheinufer, immer noch außer Verhältniß. Die Stifter Münster, Paderborn, Osnabrück, Hildesheim, das Eichsfeld und Erfurt, dann in Franken die Stadt Nürnberg und das Bisthum Eichstädt, das war mehr eine Eroberung als eine Entschädigung zu nennen. Die Taktik Oesterreichs nachahmend, suchte Preußen außerdem

durch die Forderung für Oranien sich zu vergrößern. Das Herzogthum Westfalen, die Reste der Stifter Cöln und Trier, an den Erbstatthalter abgetreten, hätten den neuen Besitz Preußens zwischen der Weser und dem Rhein ähnlich abgerundet, wie Oesterreich sich im Namen Toscana's durch Salzburg, Berchtesgaden, Passau und Augsburg zu vervollständigen dachte. Auch Preußen konnte freilich nur, so weit die französischen Interessen mit den seinigen ganz zusammenstimmten, auf Bonaparte's volle Unterstützung rechnen; was darüber hinausging, blieben fromme Wünsche. Indessen hatte es die Brücken hinter sich abgebrochen und mußte gewärtig sein, was ihm die französische Freundschaft wollte zukommen lassen; mit Oesterreich entzweit, konnte es selbst bei einem freundlichen Einvernehmen mit Rußland nur durch Bonaparte's Hülfe eine reiche Beute zu gewinnen hoffen. Drum hat denn auch die preußische Staatskunst jener Tage nichts gespart, um durch bereitwillige Hingebung an Frankreich sich das mächtige Wohlwollen Bonaparte's zu erwerben. Sie beeilte sich, die Veränderungen in Italien, die Bildung des Königreichs Etrurien, die Bonapartisirung der italienischen Republik, die Einschmelzung Piemonts gutzuheißen; wie Bonaparte sich ein lebenslängliches Consulat schuf, richtete Graf Haugwitz die wärmsten Glückwünsche an den französischen Gesandten und Preußen schien nach dem Tone seines leitenden Ministers nur zu bedauern, daß Bonaparte nicht gleich die erbliche Monarchie hergestellt hatte. Auch Lucchesini arbeitete zu Paris in diesem Sinne, wenn gleich kleine Indiscretionen, sein zudringlicher Eifer und die angeborne Neigung zur Intrigue die Franzosen gegen ihn vorsichtig machten und man hier, wie früher in Wien, ihn mehr beobachtete, als ihm vertraute. Man konnte nach dem Allem in Paris über Preußen jetzt unbesorgt sein. Wir wollen, äußerte einer der Berliner Staatsmänner, jede Gelegenheit des Streites mit einer Macht wie Frankreich, mit der wir stets im Frieden bleiben wollen, vermeiden; selbst das Opfer von Wesel wäre uns nicht zu groß gewesen, wenn wir dafür einen hinreichenden Ersatz an der Weser erhielten.

Bonaparte's Taktik ergab sich danach von selber. Die kleineren Fürsten durch Verträge an sich knüpfen, Preußen, so weit es der eigene Vortheil zuließ, befriedigen, Rußland unter dem Scheine der Mitwirkung ins Schlepptau nehmen, das war der sichere Weg, Oesterreich so zu isoliren, daß es die französischen Vorschläge wie Dictate anzunehmen gezwungen war. Ueber die Art der Theilung hatte sich der Consul einen Plan entworfen, der zwar nicht ganz so, wie er ihn faßte, damals verwirklicht worden, der aber doch in späteren Schöpfungen des napoleonischen Kaiserreichs wieder zu erkennen ist. Oesterreich sollte den Inn als Gränze bekommen, mit den Stiftern Brixen und Trient, und dafür seine schwäbischen und oberrheinischen Besitzungen aufgeben; er wollte es in ähnlicher Weise nach Osten zurückdrängen, wie es 1805 und 1809 geschehen ist. Baiern sollte die nahgelegenen Stifter erhalten und sich durch Würzburg, Bamberg und die fränkischen Fürsten-

thümer arrondiren; es wäre damit ungefähr das Baiern der ersten Rheinbundszeit hergestellt worden. Wie Oesterreich durch den Verlust seiner schwäbischen und rheinischen Lande, so sollte Preußen durch die Abtretung von Ansbach und Baireuth aus dem deutschen Süden entfernt werden, dafür die Hochstifter in Westfalen und im Nordosten Mecklenburg erlangen. Aus dem Rest der Besitzungen am rechten Ufer des Niederrheins, den Trümmern von Mainz, Trier und Cöln, aus Fulda und aus den kleinen weltlichen und geistlichen Reichsständen wäre dann ungefähr so viel geblieben, daß man die Häuser Mecklenburg und Oranien, Württemberg, Baden und Hessen abfand, auch wohl einen und den andern geistlichen Fürsten in der Weise fortvegetiren ließ, wie später Dalberg als Kurerzkanzler und Fürst Primas sein Dasein gefristet hat. Die Franzosen Bonaparte'scher Ansicht bewundern diesen Plan als eine tiefsinnige Combination, die Deutschland und seine Verfassung nur wohlthätig hätte umgestalten können. Im französischen Sinne allerdings; Oesterreich wie Preußen waren nach Osten zurückgeschoben, ihr Einfluß auf Süd- und Westdeutschland gebrochen und zwischen sie jene dritte Macht gelegt, die, zu den beiden deutschen Großmächten in natürlichem Gegensatz geschaffen, nicht mächtig genug war, auf eigenen Füßen zu stehen und doch schon aus geographischen Gründen nur einen Beschützer suchen konnte — Frankreich. Es war die deutsche Trias, wie sie 1806 aus den Ruinen des Reiches erstand, die Bonaparte schon jetzt als Ziel vorschwebte: Oesterreich nach Südosten, Preußen nach dem baltischen Meere hingedrängt, beide entzweit, der Rheinbund die Brücke französischer Herrschaft in Deutschland.

Um diesen Plan unverändert durchzuführen, bedurfte es der Einwilligung der mecklenburgischen Fürsten, deren Wollen oder Nichtwollen der russischen Verwandtschaft wegen Rücksicht verdiente. Sie lehnten, ungeachtet der Fürsprache Preußens, den Vorschlag ab. Es waren daher Modificationen nothwendig, auch wenn man die Grundlage des Planes niemals aufgab. Indessen fing Preußen an, ungeduldig zu werden. Wir verlangten Bamberg und Würzburg — klagten die Berliner Staatsmänner — das wollt Ihr Baiern geben; handelt es sich um Münster, so wollt Ihr die Berührung zwischen uns und der batavischen Republik hindern. Bei Mecklenburg stößt man auf russische, bei Osnabrück und Hildesheim auf englisch-hannöversche Opposition; wollen wir einen Tausch mit Hannover vornehmen, so widersetzt sich Dänemark; wir können nicht die Hand ausstrecken, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Diese Schwierigkeiten zu besiegen, that Preußen einen weiteren Schritt der Annäherung an Rußland. Es war zwar bekannt, daß der russische Minister Panin den preußischen Ansprüchen entgegen war und der Gesandte in Paris, Markof, wie der größte Theil des russischen Adels, entschieden zu Oesterreich und der Coalitionspolitik neigte; auch hatte Oesterreich selbst wiederholte Anstrengungen gemacht, sich in seiner Isolirung wenigstens des russischen Beistandes zu versichern. Allein ein Wechsel im Mi-

nisterium beseitigte den antipreußischen Einfluß, die Haltung Markofs war zu unvorsichtig, um gefährlich zu sein, und die Thätigkeit des Wiener Hofes zu Petersburg war durch Bonaparte und seine Diplomatie im Schach gehalten. Dazu kam, daß sich seit dem Thronwechsel in Rußland auch ein persönlich sehr verbindliches Verhältniß zwischen beiden Monarchen herstellte. Ohne daß Haugwitz eingeweiht war, hatte sich zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm III. ein eigenhändiger Briefwechsel entsponnen, den Hardenberg und Graf Goltz, der Gesandte in Petersburg, vermittelten. So entstand die persönliche Zusammenkunft beider Monarchen, die seit dem 10. Juni zu Memel stattfand; Alexander zeigte sich zwar hier, wie immer, mehr in den Formen geschmeidig als in Thaten freigebig und wußte bestimmten Zusagen geschickt auszuweichen; aber es war doch das preußisch-russische Einverständniß öffentlich besiegelt und die österreichische Politik beim Czaren aus dem Feld geschlagen.

Aus dem letzten Grunde war auch Bonaparte diese Annäherung der beiden östlichen Höfe erwünscht, nur dachte er nicht daran, der russisch-preußischen Freundschaft einen thätigen Einfluß auf die Entscheidung der Dinge zu gestatten. Eben in den Tagen, wo die beiden Monarchen sich zum Congresse nach Memel aufmachten, hatte der erste Consul den Meisterstreich geführt, der ihn zum Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten machte. Er hatte Preußen, Baiern und Rußland selbst durch einzelne Verträge an sich geknüpft und dadurch seinem Entschädigungsplane den Erfolg gesichert. Eine geheime Uebereinkunft, die am 23. Mai 1802 geschlossen ward*), verhieß Preußen als Entschädigung die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, einen Theil von Münster, das Eichsfeld, Erfurt und die Abteien Elten, Essen und Werden, allerdings weniger, als die preußischen Staatsmänner verlangt, aber immerhin viel mehr, als Preußen an Gebiet und Einkünften verloren hatte. Zu gleicher Zeit waren dem Hause Oranien das Bisthum Fulda, die Abteien Corvey und Weingarten, Dortmund und einige Reichs-

*) Die genauesten Angaben über die zum Theil noch nicht veröffentlichten Verträge finden wir bei Lefebvre I. 235 f. woraus sich die Mittheilungen bei Martens supplément au recueil III. 219 f. nothdürftig ergänzen lassen. In Bezug auf den bairischen Vertrag weichen Lefebvre und Thiers (IV. 75.) einmal in Bezug auf das Datum ab, indem jener den 24., dieser den 23. Mai angibt, dann auch in Bezug auf einzelne Bedingungen. Es erklärt sich das wohl dadurch, daß Manches, was in diesen Verträgen festgestellt war, bald nachher wieder kurzweg geändert worden ist. In dem preußischen Vertrage bildete die Garantie für Italien, nach Lefebvre und Bignon, der den Satz wörtlich anführt, den dreizehnten, die Bestimmung über die sofortige Besitznahme (s. Bignon II. 324.) den vierzehnten Artikel. Wir haben es, bei der Abweichung der einzelnen Angaben, die indessen nur Nebenpunkte trifft, für das Passendste gehalten, die Thatsachen im Texte nach dem bald nachher überreichten Entschädigungsplan festzustellen.

städte in Schwaben, die später an Baiern fielen, zugesagt, natürlich mit der Bedingung, daß die Besitzungen im Falle des Aussterbens der Oranier auf Preußen übergehen sollten. Dafür erkannte der ehemalige Erbstatthalter die batavische Republik, Preußen die Veränderungen in Italien an. Um seiner Beute ganz sicher zu sein, ließ sich Preußen außerdem von Frankreich ermächtigen, die neuen Gebiete in Besitz zu nehmen, bevor noch die letzte Entscheidung vom Reichstag gegeben war! Der Vertrag mit Baiern, der am 24. Mai geschlossen ward, verhieß dem bairischen Kurfürsten die Stifter Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg, Eichstädt, die Abtei Kempten, die Grafschaft Werdenfels, einen Theil des Bisthums und die Stadt Passau, außerdem eine Anzahl Reichsstädte und Abteien in Schwaben und Franken, mithin eine Entschädigung, die durch Umfang und geographische Lage den Verlust mehr als ersetzte und wozu Oesterreich wie Preußen einen guten Theil ihrer Wünsche hatten opfern müssen. Es folgten diesem Vertrage ähnliche Abkommen mit Württemberg, Baden und Hessen, in denen, jedoch ohne ins Detail einzugehen, nur im Allgemeinen reiche Entschädigungen versprochen waren.

So hatte sich Bonaparte mit vier von den acht Mitgliedern der außerordentlichen Reichsdeputation „verständigt"; Oesterreich war auf seine hülflose Clientel von geistlichen Herren beschränkt, es galt jetzt nur noch, sich auch Rußlands zu versichern. Bonaparte hatte den Abschluß jener Verträge schnell nach Memel melden lassen und dort erwünschte Aufnahme gefunden; zugleich wurde der russische Gesandte in Paris gedrängt, auch im Namen seines Kaisers rasch zu unterzeichnen. Es ward ihm, auf Grund der einzelnen Verträge und Verabredungen, ein Entschädigungsplan vorgelegt, worin, scheinbar Rußland zu Liebe, ein guter Theil der Beute, die früher Toscana hatte erhalten sollen, den verwandten süddeutschen Fürsten zugewiesen war. Allein Markof sah die Dinge anders an, als der Petersburger Hof; mit seiner ganzen Sympathie den Mächten der Coalition zugethan, betrachtete er die Vergrößerung der verwandten Höfe als eine gleichgültige Sache und hätte gern die Erhaltung wenigstens eines Theils der geistlichen Staaten gesichert. Doch gab er dem Drängen Talleyrands am Ende nach und unterzeichnete am 3. Juni das Abkommen, welches den Entschädigungsplan, wie ihn Frankreich vorgelegt, guthieß und zugleich die französisch-russische Vermittlung in den deutschen Wirren verabredete. Der Czar hatte auf diesem letzten Punkte ausdrücklich bestanden; er mochte sich davon vielen Einfluß versprechen, während diese Vermittlung nur die Wirkung hatte, daß seitdem das Geld der deutschen Fürsten auch den russischen Unterhändlern zufloß.*) In dem Entschädigungsplane**) waren für Toscana Salzburg, Berchtesgaden, Brixen, Trient

*) S. Pertz Leben Steins I. 228.

**) Martens Suppl. III. 238 f.

und ein Theil von Passau, für Baiern und Preußen ungefähr das in den Verträgen Versprochene festgesetzt; Hannover sollte Osnabrück erhalten, für Baden waren das Bisthum Constanz, die Reste der Stifter Speyer, Straßburg, Basel, die Neckarpfalz, Lahr, die Grafschaft Lichtenberg, dann die Reichsstädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf, Wimpfen und die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheimmünster, Petershausen und Salmannsweiler bestimmt; Württemberg sollte die Probstei Ellwangen, die Abtei Zwiefalten, die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd und Heilbronn bekommen. Weiter waren dem Landgrafen von Hessen-Cassel für den Verlust von St. Goar und Rheinfels die mainzischen Enclaven Amöneburg, Fritzlar und Holzhausen zugewiesen, während Hessen-Darmstadt für die Einbuße der Grafschaft Lichtenberg mit den Aemtern Lindenfels, Otzberg und dem Rest des Amtes Oppenheim, mit dem Herzogthum Westfalen, den mainzischen Aemtern Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, dem Reste des Bisthums Worms und der Stadt Friedberg entschädigt werden sollte. Württemberg, Baden und Hessen-Cassel sollten zu Kurfürstenthümern erhoben werden, von den geistlichen Kurwürden nur eine, die kurmainzische in der Weise erhalten werden, daß der Kurfürst, mit Aschaffenburg und einigen Abteien dotirt, die Würde eines Reichserzkanzlers mit der Leitung der Reichstagsangelegenheiten fortführen und seinen Sitz in Regensburg nehmen sollte. Es war wohl weniger die Fürsorge für die hierarchische Ordnung der katholischen Kirche in Deutschland, die allerdings wenigstens einen Erzbischof wünschenswerth machte, oder die Rücksicht auf die Reichsverfassung, was Kurmainz jetzt noch das Leben gefristet hat, als vielmehr ein ganz persönlicher Beweggrund; der Mainzer Coadjutor Karl Theodor von Dalberg, dessen flackernder Enthusiasmus und literarisches Mäcenatenthum ihm ebenso sehr wie sein unruhiger Ehrgeiz ein gewisses Renommée in Deutschland erworben hatte, wurde schon damals von Bonaparte's Scharfblick als ein sehr brauchbares Werkzeug für die französische Politik erkannt, und ihm darum vorerst noch die Leitung der deutschen Reichstagsgeschäfte zugewiesen.*) Es folgten dann weiter die Entschädigungen für Oldenburg, die nassauischen Linien, Taxis, Löwenstein, Solms, Hohenlohe, Isenburg und eine Anzahl noch kleinerer fürstlicher und gräflicher Häuser. Eine andere Gestaltung des Reichstages ergab sich danach von selber. Es traten drei neue weltliche und protestantische Kurfürsten ein; Nassau-Usingen und Weilburg, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Leiningen und Aremberg kamen mit Virilstimmen in den Fürstenrath, das städtische Collegium war auf Hamburg, Lübeck, Bremen, Wetzlar, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Regensburg zusammengeschmolzen.

---

*) Kurfürst Friedrich Karl Joseph starb wenige Wochen später am 25. Juli zu Aschaffenburg.

Dies waren die Grundzüge des Planes, zu dessen Annahme Bonaparte jetzt Rußland drängte. Es war kein Zweifel, wenn der Czar diesen Entwurf adoptirte, so half er bereitwillig französische Gedanken und Interessen durchführen, obwol der Schein angenommen war, als sei dem russischen Kaiser durch die reiche Dotirung seiner Verwandten und die Anerkennung seiner schiedsrichterlichen Stellung im deutschen Reich eine wichtige Concession gemacht. Diesen Schein zu wahren, war Bonaparte freilich auf's eifrigste bemüht; er kannte Alexanders Ehrgeiz, dessen Ungeduld, eine Rolle zu spielen, und baute darauf die Hoffnung, den Czaren im Gewande gleicher Berechtigung zum Gehülfen seiner Politik zu machen. In Petersburg war man gegen die wahre Lage nicht völlig getäuscht; es erhoben sich wohl Stimmen des Kaisers, daß Rußland unter schmeichelhafter Außenseite nur zum Werkzeug Bonaparte'scher Politik werde; allein diese Bedenken schwiegen. Alexander fühlte sich doch angezogen von der Rolle eines Schiedsrichters in Deutschland, die, von Katharina II. vergeblich angestrebt, ihm nun in den Schooß geworfen ward; die Frauen am Hofe, die Mutter wie die Gemahlin des Kaisers, eifrige Fürsprecherinnen des württembergischen und badischen Hauses, dem sie angehörten, auch Preußens Verwendung, das Alles wirkte mit, den leisen Widerstand Alexanders zu überwinden. Er bestätigte den Vertrag vom 3. Juni; durch eine Modification in der Form und einige Wünsche zu Gunsten der oldenburgischen und mecklenburgischen Verwandtschaft wahrte er sich den Schein unabhängigen und selbständigen Handelns.

Das Werk Bonapartes konnte damit als vollendet gelten; denn es war nicht zu besorgen, daß der von Frankreich und Rußland eingebrachte Entwurf, für den die Mehrzahl der bedeutendsten Reichsfürsten gewonnen war, etwa am deutschen Reichstage scheiterte. Oesterreich war jetzt völlig bei Seite gedrängt; seine Gesandten in Paris und Petersburg, der Graf Philipp Cobenzl und Saurau erfuhren die letzten Verabredungen erst, als es zu spät war, sie zu hindern. Grollend schrieb man ihnen zu Wien die Schuld dieser Niederlage zu und kaum vermochte den Gesandten in Paris sein einflußreicher Vetter vor der Ungnade zu schützen, Graf Saurau ward für das angebliche Versäumniß mit der Abberufung bestraft. Am Reichstag war man natürlich nicht besser unterrichtet, als die beiden kaiserlichen Diplomaten; wir sehen aus der Correspondenz von Regensburg, daß man sich dort noch zu Anfang Juli auf die allgemeinsten Zeitungsgerüchte beschränkt sah. Es tauchte sogar damals der Vorschlag auf, längere Ferien zu machen, und nur auf die bestimmte Einsprache des französischen und preußischen Geschäftsträgers, welcher sich Baiern und Baden anschlossen, fiel der Antrag.

Diese Einsprache gab den ersten Fingerzeig, daß eine nahe Entscheidung bevorstand, wenn gleich die meisten Herren vom Reichstag selbst noch völlig im Dunkeln tappten. Es war die Taktik des österreichischen Gesandten, den geistlichen Ständen eine nur sehr beschränkte Säcularisation in Aussicht zu

stellen und die redlichen der Aufrichtigkeit des kaiserlichen Hofes zu versichern, so daß sich in Regensburg die Meinung verbreitete, der Kaiser habe sich im Stillen mit Frankreich, Rußland und Preußen völlig geeinigt*). Da kam mit einem Male ein Rescript des kaiserlichen Hofes an die Gesandten in Deutschland, aus welchem eine ganz andere Tonart herausklang. Der Kaiser, hieß es darin, habe zur Regelung der Entschädigungssache den von den Reichsständen beliebten Weg einer Reichsdeputation mit Vergnügen gutgeheißen; wie darauf die angesehensten Betheiligten einen Aufschub veranlaßt und sich an Rußland und Frankreich gewandt hätten, habe auch der Kaiser sich bereit erklärt, an der von Rußland vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Unterhandlung Theil zu nehmen. Man habe ihn indessen nicht zugezogen; dagegen erkläre jetzt Frankreich, es wünsche in Uebereinstimmung mit Rußland die Berichtigung der Entschädigungssache in reichsgesetzmäßigem Wege vorzunehmen. Der Kaiser wolle daher Alles vorkehren, wodurch die ungesäumte Eröffnung der Reichsdeputation bewirkt werden möge; sein Bestreben sei dabei besonders darauf gerichtet, die Erhaltung der Reichsverfassung mit der Erfüllung der vom Kaiser und Reich zu Luneville übernommenen Verbindlichkeiten so viel wie möglich zu vereinigen. Außerdem sei der Kaiser überzeugt, daß die Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes einmal davon abhänge, daß die Berichtigung der Entschädigungen mit der erwünschtesten Eintracht und wechselseitigen Rücksicht erfolge, dann die Ausführung des „von Kaiser und Reich mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs festzustellenden Planes in keinem andern als gesetzmäßigem Wege vor sich gebe und alle eigennützigen Schritte und Gewaltthätigkeiten, durch die man auch die Mäßigsten zwingen werde, gleiche Wege einzuschlagen, fern gehalten würden."

Die Unbefangenen, die von einem Einverständniß Oesterreichs mit Bonaparte und seinem Schweife träumten oder die da glaubten, es sei die Zeit für Reichstagsferien gekommen, wurden unsanft aus dem Schlummer geweckt. Seit Juli waren in Preußen und Pfalzbaiern Truppenmassen in Bewegung, offenbar um einstweilen wegzunehmen, was an Entschädigungen verheißen war; wenigstens ließ man sich durch die Abmahnung des kaiserlichen Rundschreibens gewiß nicht irre machen. Am 3. August, dem Geburtstag des Königs, erfolgten in der That die preußischen Occupationen; zu Hildesheim, zu Münster u. s. w. ward die Huldigung eingenommen. Ein königliches Patent vom 6. Juni, also scheinbar gleich nach den Abschluß der Maiverträge ausgefertigt, verkündigte, daß, in Folge getroffener Vereinbarung Preußen diese Gebiete als Entschädigung für seine Verluste am linken Rheinufer in Besitz nehme. Wohl erklärte die preußische Regierung, als Antwort auf das kaiserliche Rundschreiben, man sehe diese Besetzung nur als eine vorläufige Maßregel an, aber dem widersprach die Thatsache, daß man überall in den occupirten Gebieten Commis-

*) Reichstagscoresp. d. d. 26. Juli 1802.

sionen zur Organisation einsetzte und überhaupt Alles sichtbar auf einen dauernden Besitz einrichtete.

Das Zeichen zur Selbsthülfe war gegeben; nun zögerte auch der Kaiser nicht mehr, seine in dem Rundschreiben ausgesprochene Drohung zu vollziehen. Das Bisthum Passau, erinnern wir uns, war in dem Entschädigungsplane in zwei Stücke zerrissen; die Stadt, um ihrer Lage willen allerdings sehr wichtig, war nebst einem Theil des Stiftes an Baiern, das Uebrige an Toscana zugesagt. Oesterreich hatte demnach keinen geeigneteren Anlaß, Vergeltungsrecht zu üben für die Occupationen der Andern, als Passau, dessen Besitz den Weg nach Baiern öffnete. Nun lieh zudem die bairische Politik selber den Vorwand dazu. Sie hatte das frühere Ansinnen des Kaisers, überhaupt nichts zu besetzen, abgelehnt und zog jetzt Truppen in der Nähe des Inn zusammen. Wie diese sich der bischöflichen Residenz näherten, rückten, vom Fürstbischof gerufen, auch von der andern Seite die Kaiserlichen heran; eine Besprechung zwischen den Führern beider Colonnen hatte keinen Erfolg, vielmehr besetzten in der Nacht vom 16. zum 17. August die Oesterreicher die Stadt und pflanzten ihre Kanonen gegen die Stellung der Baiern auf. Die Baiern setzten sich dann in dem noch ledigen Theile des Bisthums fest und es hätte nur irgend einer kleinen Unvorsichtigkeit bedurft, so gab es zwischen Deutschen und Deutschen hier blutige Händel. Wir hatten es jetzt wirklich so weit gebracht, daß wir noch dankbar sein mußten, wenn die Franzosen und Russen durch ihr Machtwort die Ruhe unter uns herstellten!

Der Vorfall zu Passau war im Ganzen nicht greller, als was Preußen und Baiern an andern Stellen thaten; beide Theile fielen vor beendigtem Proceß über den streitigen Gegenstand her, nur that das Oesterreich auf eigene Faust, die Andern mit französischer Ermächtigung. Aber der Eindruck war größer, einmal weil die Ueberrumpelung Passaus zuerst die weite Kluft zwischen Oesterreich und Frankreich, zwischen dem Kaiser und den weltlichen Reichsständen aufdeckte, dann weil damit der französisch-russischen Intervention und ihrem Entwurfe deutlich der Handschuh hingeworfen war. Schon faßten die zum Opfer bestimmten Stände frischen Muth; sie träumten von einem neuen Aufschwung der kaiserlichen Politik, die das Gewebe der bonapartisch-preußisch-bairischen Machinationen mit einem kräftigen Schlage zerhauen werde. Eben darum nahm man auch auf der andern Seite die Sache ernster und Bonaparte insbesondere war entschlossen, diesem ersten Versuche offenen Widerstandes gegen seinen Theilungsplan mit aller Macht zu begegnen. Er hatte noch kurz zuvor in Wien einen vertraulichen Schritt gethan, den Entschädigungsentwurf mittheilen und dabei die Andeutung fallen lassen, daß, wenn der Kaiser sich sonst nachgiebig zeige, das noch nicht Frankreichs letztes Wort sein werde. Darauf erschien nun der Einfall in Passau fast wie eine Antwort; wenigstens faßte Bonaparte den Vorgang so auf und nahm sich vor, ihn entsprechend zu erwiedern. Wir werden später davon hören.

Jetzt endlich, nachdem das Ausland die Loose der Theilung bestimmt und die Vollziehung schon begonnen hatte, gaben auch das officielle Reich und seine Deputation ein Lebenszeichen von sich*). Ein kaiserliches Decret vom 2. August hatte dieselbe „zur schließlichen Berichtigung des Friedensgeschäftes" nach Regensburg einberufen. Im Laufe des Monats trafen die Mitglieder der Deputation dort ein; Baron Hügel als kaiserlicher Bevollmächtigter, Freiherr von Albini für Kurmainz, der Reichshofrath von Schraut für die böhmische, von Globig für die sächsische Stimme. Kurbrandenburg war durch den uns wohlbekannten Grafen Görtz vertreten und ihm wegen der fränkischen Besitzthümer der Directorialgesandte beim fränkischen Kreise Hänlein, beigegeben; für Baiern erschien Rechberg, für Württemberg Normann, für Hessen-Cassel Günderrode, die Stimme des Deutschmeisters war von dem Freiherrn von Rabenau geführt. Von den vermittelnden Mächten waren ein Herr von Bühler und Klüpfel als Vertreter Rußlands, Laforest, der bisherige Geschäftsträger in München, als Gesandter Frankreichs bevollmächtigt. Das Uebergewicht Frankreichs war auch in diesem persönlichen Verhältniß ausgeprägt. Denn die beiden ziemlich nichtssagenden Repräsentanten Rußlands wurden von dem feinen und gewandten Laforest, der noch zur Unterstützung den durchtriebenen Mathieu in seinem Gefolge hatte, vollkommen am Gängelbande geleitet.

Am 24. August ward der Congreß feierlich eröffnet; nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten ward eine Erklärung des kaiserlichen Bevollmächtigten verlesen, die halb wie ein Programm, halb wie ein Protest der Wiener Politik lautete. Die Schuld der Verzögerung war darin mit dürren Worten Frankreich Schuld gegeben und der Deputation nachdrücklich ihre Aufgabe und Pflicht ans Herz gelegt. Die Entschädigungen, hieß es, sollten mit Gerechtigkeit abgewogen, nicht unter dem Vorwande eines angeblichen Gleichgewichtes vertheilt, und die Verfassung des deutschen Reiches, „das Resultat gereifter Erfahrungen vieler Jahrhunderte", in jeder Hinsicht erhalten werden. Nun kamen die beiden auswärtigen Vermittler und übergaben ihre Declaration nebst dem Entschädigungsplan, der schon einige Tage zuvor vertraulich dem kaiserlichen und dem mainzischen Bevollmächtigten war mitgetheilt worden; über diesen Plan, lautete gebieterisch der Schluß ihrer Erklärung, sollten die schleunigsten und ernsthaftesten Berathungen angestellt und im Interesse Deutschlands wie des europäischen Friedens Alles, was die Entschädigungen betreffe, binnen zwei Monaten erledigt sein. So kündigte sich die fremde Einmischung schon

*) Ueber das Folgende sind außer der früher angeführten Reichstagscorrespondenz und den politischen Zeitschriften der Zeit die französischen Quellen und die Bücher von Gaspari (der Reichsdeputationshauptschluß. 1803. 2 Bde.) und v. Hoff (das deutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden von Luneville 2 Bde. 1805.) benutzt worden.

nicht mehr im Tone der Vermittlung, sondern des Befehles an und im ganzen Kreise des Reichstages zuckte auch kein Laut der Scham und des Unwillens über diese Erniedrigung auf! Nur der Kaiser suchte, freilich zu spät, in einem Rescript an den böhmischen Vertreter, dem deutschen Reiche die unmittelbare Behandlung und Berichtigung der Entschädigungssache vorzubehalten und sprach die Erwartung aus, daß die beiden auswärtigen Mächte diese „erste und höchste aller Befugnisse eines unabhängigen Staates" nicht verkümmern würden.

Schon die zweite Sitzung der Reichsdeputation (31. August) zeigte das Uebergewicht der mit Frankreich und Rußland verbundenen Reichsstände. Während die böhmische Stimme sich im Sinne des eben erwähnten kaiserlichen Rescripts aussprach, erklärte sich Brandenburg dafür, daß man durch einen vorläufigen Beschluß den Plan im Ganzen annehme, sich aber in Betreff der zu erwartenden Reclamationen und der Aenderungen, die sich daraus ergeben würden, das Gehörige vorbehalte. Baiern, Württemberg, Hessen-Cassel waren natürlich ebenfalls für diese vorgeschlagene Annahme en bloc. Die Stimme des Deutschmeisters meinte, die Deputation könne die Erklärung allerdings annehmen und den Vermittlern für ihre Verwendung danken, aber sie solle zugleich gemäß ihrer Befugniß jeden einzelnen Verlust in eigene Erwägung ziehen, die dafür zu gewährende Entschädigung erörtern, damit dann die Declaration vergleichen und über die etwa sich ergebenden Anstände mit den Bevollmächtigten der Vermittler Rücksprache pflegen. Diese Meinung des Wiener Hofes, die dem Gesandten des Deutschmeisters in den Mund gelegt ward, hatte aber außer diesem in der Deputation nur noch die böhmische Stimme für sich; Sachsen behielt sich sein Votum vor, Kurmainz gab eine Erklärung ab, die ein getreuer Ausdruck der schillernden und lavirenden Politik Dalbergs war. Innerlich bereits mit dem französisch-russischen Projekt einverstanden, bemühte sich der künftige Kurerzkanzler doch den Schein zu wahren, als nehme er eine selbständige Haltung ein und als suche er aus dem großen Schiffbruch von der alten Ordnung und dem Kirchenstaat des heiligen römischen Reiches noch zu retten, was zu retten sei. Man müsse, hieß es in der Erklärung, die Albini abgab, in der Declaration der Mächte zweierlei unterscheiden; einmal die Entschädigungen und dann eine Reihe von andern Bestimmungen, die sich daraus ergäben; unter den letzteren sei Einzelnes freilich mit jenem ersten eng verflochten und bedürfe einer raschen Erledigung, z. B. der standesgemäße Unterhalt der Säcularisirten und das Schulden- und Pensionswesen der eingeschmolzenen geistlichen Gebiete. Bei den Entschädigungen hätten sich die vermittelnden Mächte allerdings nicht immer an den Buchstaben des Luneviller Friedens halten können, seien aber auch wohl trotz des besten Willens nicht überall mit der genauesten Kenntniß der Verhältnisse ausgerüstet gewesen; es sei daher um so mehr die heilige Pflicht der Deputation, die Berathung auf's gründlichste vorzunehmen. Mit dem Bedauern, daß die Sä-

cularisation so weit gehen solle, verband der Abgesandte zugleich die Versicherung, daß Kurmainz sich auf's eifrigste bemühen werde, sich sowol des ganzen Reichs wie aller einzelnen Individuen nach allen Kräften anzunehmen. Mit diesem Votum hoffte Dalberg nach allen Seiten hin zu genügen; den Geistlichen war darin ein dürftiger Trost zugeworfen, mit der vorgeschlagenen „gründlichen" Prüfung dem Kaiser eine scheinbare Concession gemacht und doch konnte durch die Art, wie das Ganze begründet und die Entschädigungen stillschweigend als abgemachte Thatsache angenommen waren, auch Bonaparte und was ihm anhing sich befriedigt finden. Es war Alles so gestellt, daß Kurmainz bei einer nächsten Abstimmung, ohne einen zu grellen Sprung zu machen, mit Preußen, Baiern und den Andern sich für die Annahme en bloc erklären konnte, zumal da die französische Gesandtschaft süße und herbe Mittel nicht sparte. Falls die Sache scheiterte, war das Schlimmste in Aussicht gestellt; wenn dagegen Mainz hübsch geschmeidig war, sollten ihm seine Entschädigungen in Grund und Boden angewiesen werden. Schon in der dritten Sitzung am 8. September erfolgte diese Wendung, wie eine gut einstudirte Komödie vorbereitet. Die böhmische Stimme kam noch einmal darauf zurück, daß man den Entwurf Punkt für Punkt in Erwägung ziehen solle, stand aber auch jetzt mit dem Vertreter des Deutschmeisters allein; Kursachsen, als das einzige Mitglied der Deputation, das in diesem Schiffbruch nicht auf Beute angewiesen war, nahm eine mittlere Stellung ein, Kurmainz bahnte sich die Brücke zum Einverständniß mit den Andern. Indem diese sich bereit erklärten, in Betreff des Unterhaltes der Geistlichen und der Schulden der säcularisirten Gebiete den von Albini früher geäußerten Wünschen zu genügen, gaben sie dem Vertreter Dalbergs den erwünschten Vorwand, auch seinerseits einen Schritt der Annäherung zu thun. Es sei, äußerte er, binnen zwei Monaten doch nicht möglich, von allen Beschädigten förmliche Berechnung ihrer Verluste einzuholen und sie zu prüfen; der Reclamationen seien zudem schon jetzt so viele, daß man sich kaum schmeicheln könne, von den zur Entschädigungsmasse bestimmten Stiftern und Reichsstädten noch etwas zu retten. Es bleibe daher praktisch kaum etwas Anderes übrig, als die gegen den Plan einkommenden dringenden Reclamationen in Erwägung zu ziehen und sich über die Gründe und Berechnungen des vorgelegten Entwurfs von den Mächten die nöthigen Erläuterungen auszubitten. Der Antrag, womit diese Begründung schloß, lautete dahin: den Entschädigungsplan im Allgemeinen anzunehmen und die Aenderungen, die durch begründete Reclamationen veranlaßt würden, sich vorzubehalten. Natürlich traten Brandenburg, Baiern, Württemberg und Hessen-Cassel dem bei; auch Sachsen schloß sich zögernd an und das Mainzer Votum ward zum Beschluß der Deputation erhoben.

Von dem kaiserlichen Bevollmächtigten ward er aber verworfen. Derselbe wies in der Sitzung vom 14. September die Deputation wiederholt auf den Luneviller Frieden als die Grundlage aller Berathungen hin und

verlangte demzufolge eine pflichtmäßige Prüfung aller Theile des Planes. Da gegründete Einsprachen gegen den Entwurf vorhanden seien, so könne man ihn nicht schon jetzt im Allgemeinen annehmen. Es sei unvereinbar, sich Erinnerungen vorzubehalten und zugleich sich die Mittel der Befriedigung zu entziehen, indem nach dem vorgelegten Plane die Entschädigungsmasse dergestalt erschöpft sei, daß für spätere Befriedigung gerechter Reclamationen nichts mehr übrig bleibe.

Es hätte dieses Widerspruches nicht bedurft, um den Zorn Bonaparte's herauszufordern. Schon daß sein Versuch, die Opposition Oesterreichs durch begütigende Vorstellungen zu beschwichtigen, gescheitert war, hatte den Consul verstimmt; die Besetzung von Passau, die ersten Erklärungen Oesterreichs in der Deputation, die Verwahrung für die Selbständigkeit des Reiches und die unverblümten Vorwürfe gegen die fremden Vermittler erregten seine ganze Erbitterung. Hatte der Moniteur bisher die Miene annehmen müssen, als sei man mit Oesterreich vollkommen einig, so wurde jetzt der trotzig einschüchternde Ton von früher wieder angeschlagen. In der nämlichen Sitzung vom 14. September, wo der kaiserliche Bevollmächtigte den Beschluß der Deputation verwarf, ward eine französische Note, der sich natürlich Rußland anschloß, verlesen, die wie ein feindliches Manifest gegen die kaiserliche Politik klang. Die Entwürfe des Wiener Hofes, hieß es darin, hätten darauf abgezielt, sein Gebiet bis an den Lech zu erweitern, und würden die Wirkung gehabt haben, Baiern aus der Zahl der Mächte ganz auszustreichen. Das Gleichgewicht Europa's verlange aber eben so sehr die Existenz Baierns wie die Macht Oesterreichs. Die Insinuationen des Wiener Hofes seien zu Petersburg wie zu Paris gescheitert; denn Baiern stehe unter dem Schutz der vermittelnden Mächte und der erste Consul werde niemals zugeben, daß Passau in den Händen der Oesterreicher verbleibe oder ihnen ein Theil von dem Gebiet zufalle, das Baiern am rechten Innufer besitze.

Auf einen solchen Ausfall konnte Oesterreich nicht schweigen; es suchte in einer Note vom 26. September durch genauere Darlegung des Sachverhaltes die Vorwürfe zu entkräften. Nach den Andeutungen einer hochgestellten Persönlichkeit in Baiern habe man zu Wien glauben müssen, es liege in den freiwilligen Wünschen des Kurfürsten von Pfalzbaiern, einen Tausch mit Toscana einzugehen. In München und bei den beiden vermittelnden Mächten seien darüber Eröffnungen gemacht worden, es sei aber niemals die Absicht gewesen, Baiern zu verschlingen, sondern nur die an Salzburg angränzenden Gebiete Bairens gegen schwäbische Besitzungen einzutauschen.

Gegenüber dem Beschluß der Reichsdeputation verharrte aber der Kaiser in seiner verneinenden Stellung. Derselbe blieb darum zunächst ohne Folge und man war bis Ende September zu keinem weiteren Resultate gelangt, als daß sich die Situation der Parteien schärfer geklärt hatte. Denn das war jetzt offenbar, daß Oesterreich wenigstens versuchen wollte, so lange es

ging, die Erledigung der Angelegenheit zu verzögern, nicht sowol aus uneigennütziger Sorge für die Reichsverfassung oder für die geistlichen Stände, als in der Hoffnung, durch seinen Widerstand ein besseres Loos für Toscana und eine seinem Einflusse günstigere Lösung der Entschädigungssache zu erlangen. Bonaparte war freilich auf diese Taktik gefaßt; der österreichischen Weigerung wurde in Regensburg die zäheste Unnachgiebigkeit entgegengesetzt, und indeß die kaiserliche Diplomatie vertraulich fallen ließ, auch ein kleines Opfer werde sie befriedigen, wurde auch dies kleinste von dem französischen Bevollmächtigten trocken verweigert. Man solle sich, rieth er, nach Paris wenden; vielleicht seien dort bessere Bedingungen zu erlangen.

Die Reichsdeputation blieb indessen nicht unbeschäftigt; sie ward mit Reclamationen aller Art wahrhaft bestürmt. Nicht nur Oesterreich für Toscana, auch Hessen-Cassel, Löwenstein, Salm, Aremberg, Oettingen-Wallerstein, der deutsche Orden, die westfälischen Grafen, die schwäbischen Reichsstädte, die Ritterschaft und eine Menge von andern, Entschädigten und Nichtentschädigten, drängten sich mit umfangreichen Beschwerdeschriften und Berechnungen nach Regensburg. Da erhob z. B. Neuwied Anspruch auf kurkölnische und kurtriersche Bezirke, Sachsen-Meiningen auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen. Hohenlohe reclamirte wegen seines ungefähr fünfhundert Gulden betragenden Antheils an dem Rheinzolle zu Boppard, und die rheinische Reichsritterschaft forderte theils Entschädigung wegen des Verlustes an Zehnten und Gerichtsgefällen am linken Rheinufer, den der ober- und niederrheinische Canton auf 213,022 Gulden jährlich anschlug, theils Aufhebung der Beschlagnahme, womit auch ihre Privatgüter dort getroffen worden waren. Hier sollten die Personen, die durch die bevorstehende Revolution ihre Stellen verloren, versorgt, dort das Landes- und Kreisschuldenwesen geordnet werden. Da war kaum Einer, der nicht enormen Verlust und eine viel zu geringe Entschädigung vorzurechnen wußte. Selbst Modena kam und legte in großen Tabellen seine italienischen Einkünfte dem Reichstag vor, um zu zeigen, welch ungenügender Ersatz dafür der Breisgau und die Ortenau wären. Von den zahllosen Reclamationen fanden wohl einzelne eine Berücksichtigung; andere wurden einfach zu den Acten gelegt oder die Reichsdeputation hatte höchstens den Trost bereit, den sie den Rittern gab: „so sehr auch die Reichsritterschaft zu bedauern sei, die Deputation finde sich gleichwol nicht im Stande, ihr eine Entschädigung zu verschaffen.“ Und die Ritterschaft gehörte zu den am schwersten Getroffenen; ihre reichsunmittelbaren Besitzungen am linken Rheinufer waren verloren und von einem Ersatz keine Rede, ihre Privatgüter waren unter Sequester gelegt worden und die Franzosen zeigten keine Neigung, diese ebenso harte wie ungerechte Maßregel zurückzunehmen.

Auch die mit der Einschmelzung bedrohten Reichsstände verloren die Geduld noch nicht, zu reclamiren; Trier z. B. war unter den ersten Beschwerdeführern und verlangte die Wiederherstellung des Kurstaates. Von Interesse

war eine Vorstellung der meisten Hochstifter in Franken, Baiern und am Rhein, die sich zur Säcularisation bestimmt sahen und diesem Loose sich mit Resignation fügen wollten. Aber sie forderten eine standesgemäße Entschädigung für die Fürstbischöfe wie ihre Coadjutoren; sie wollten nach dem Beispiel des westfälischen Friedens auf bestimmte Aemter angewiesen werden, die Wahl ihres Wohnsitzes sollte ihnen freigestellt sein, wenn sie es verlangten auch das Verbleiben in ihren bisherigen Besitzungen, natürlich mit den nöthigen Bedürfnissen einer standesmäßigen Wohnung gestattet werden. Die abgetretenen geistlichen Gebiete sollten in ihrem Verhältniß zu Kaiser und Reich erhalten, der innere Zustand nicht umgestaltet werden. Sie verstanden darunter einmal die Erhaltung der Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem bisherigen fürstlichen Rang und den Fortgenuß des Rechtes, Pfarreien und sonstige Beneficien zu besetzen: dann wünschten sie die Belassung der Domcapitel in den bisherigen Rechten, die Aufrechterhaltung der Seminarien, Erziehungsanstalten, milden Stiftungen und ihre verfassungsmäßige Verwaltung durch einen völkerrechtlichen Vertrag sichergestellt. Neben diesen eigenen Interessen vergaßen sie doch auch ihrer bisherigen Unterthanen nicht. Die Bewohner der geistlichen Staaten, sagten sie, hätten ein wohlerworbenes Recht auf eine eingeschränkte Regierung, besonders wo es sich um die Erhebung der Steuern, die Contrahirung der Schulden und die Veräußerung von Domainen handelte; auch diese politische Verfassung wollten die Bischöfe sichergestellt, die Domcapitel in die Landstände aufgenommen und überhaupt die Länder bei dem Inbegriffe ihrer Gesetze und Gewohnheiten erhalten wissen.

Die Reichsstädte befanden sich in einer ähnlichen Lage, wie die geistlichen Stände; nur fehlte ihnen die Protection Oesterreichs. Wär doch der Kaiser selbst einer der ersten gewesen, der sie sich als Entschädigungsobjecte für Toscana ausgesucht und die erbfürstlichen Stimmen der Deputation versäumten nicht an diesen Vergang zu erinnern, so oft man sich von österreichischer Seite auf den strengen Wortlaut des Friedens von Luneville berief. Aber für den verlorenen kaiserlichen Schutz hatten die Städte nicht etwa den der Fürsten eingetauscht; wenn die Letzteren in scheinbarer Theilnahme ihres Looses gedachten, so geschah es in der Regel nur, um dahinter einen Vorwurf gegen Oesterreich zu verstecken. So von beiden Seiten verlassen waren die Städte im Ganzen darauf gefaßt, ihre Unmittelbarkeit einzubüßen; nur machten die in Franken und Schwaben, gleich den Bischöfen, wenigstens den Versuch, sich gewisse Rechte für die Zukunft zu retten. In der Deputation war die böhmische Stimme der Ansicht, daß man die Reichsstädte, wenn sie mediatisirt würden, den begünstigtsten Municipalstädten gleichstellen und ihnen ihre grundherrlichen Rechte vorbehalten solle; die brandenburgische dagegen hielt es für bedenklich, den künftigen Landesherren im Voraus bindende Regeln für die Ausübung ihrer Landeshoheit vorschreiben zu wollen, und es war natürlich daß diese Auffassung im Kreise der weltlichen Fürsten Anklang fand; indessen

man mochte doch die Ungerechtigkeit fühlen, diesen Theil der Reichsstände, ohne daß es der Friede von Luneville bestimmte, ja ohne daß in der Deputation auch nur über das Recht dazu verhandelt ward, kurzweg zu mediatisiren, und es wurde später doch beschlossen, ihnen die angeführten Vergünstigungen zu verbürgen.

Eine ergiebige Quelle von Reclamationen war die gewaltsame militärische Besetzung der Entschädigungslande. Bairische Truppen hatten z. B. das Bisthum Würzburg occupirt, dicht gedrängte Einquartierungen, Ausstellung von Piketen zu Pferd und zu Fuß, nächtliche Beiwachten und andere kriegerische Vorkehrungen wurden dort getroffen, obgleich sich die Einwohner in bescheidenster Ruhe hielten. Es kam auch wohl vor, daß die Besetzung eines solchen Gebietes von zwei Seiten versucht ward. In der Stadt Volkmarsen im Herzogthum Westfalen hatte Darmstadt durch eine kleine Truppenabtheilung schon Besitz ergriffen, als der casseler Landgraf ein paar Bataillone und eine Schwadron hinschickte, um sie hinauszudrängen; das gab natürlich neuen Stoff für Regensburg! In der Regel erfolgte die Occupation ohne Widerstand; nur hier und da ward ein Protest eingelegt. Da die Kirchengüter einmal für vogelfrei erkannt waren, so beeilten sich selbst diejenigen, die Hand draufzulegen, deren politische Existenz nicht viel fester stand, als die der geistlichen Fürsten. In Frankfurt a. M. wurden zum Beispiel — natürlich mit französischer Zustimmung — die drei Stifter St. Bartholomä, Liebfrauen und St. Leonhard nebst einigen andern kirchlichen Gütern und Stiftungen von Staatswegen in Besitz genommen.

Wer sich der auswärtigen Protection erfreute, glaubte sich Alles erlauben zu dürfen, zumal dieser Schutz nicht wohlfeil erworben war. Denn neben der demüthigen Hingebung an die fremde Politik und ihre Interessen wurde zugleich die Bestechung ärger als je fortgesetzt. Ein Mathieu und seine Genossen trieben den Länder- und Menschenschacher auf eine so schamlose Weise, daß selbst ein Geschichtschreiber wie Thiers nicht umhin kann, ihr Verfahren als höchst scandalös zu bezeichnen.

Den öffentlichen Reclamationen, womit die Reichsdeputation behelligt ward, lief eine Reihe von andern zur Seite, welche die Oeffentlichkeit nicht gut ertrugen. Sie gingen vorzugsweise von den schon begünstigten weltlichen Reichsständen aus und wurden nicht an die Deputation, sondern an die vermittelnden Mächte gerichtet. Da suchten Preußen und Baiern sich der Auflage zu entledigen, die auf einen Theil der ihnen zugesagten Stifter gelegt werden sollte: den Unterhalt und die Pensionen der Säcularisirten zu bestreiten. Oder Hessen-Cassel fand sich im Vergleich mit Darmstadt benachtheiligt; ja das Haus Oranien hatte die Naivetät, sich neben Toscana gekränkt zu finden. Da waren Baden und Baiern über die Kunstschätze in Mannheim hinter einander gekommen, die der bisherige Besitzer mitnehmen, der neue nicht verlieren wollte. Selbst Rußland hielt, „wo Alles bettelte, auch seinerseits den

Hut auf" und suchte für seine mecklenburgischen Verwandten die Kurwürde zu erlangen.

Ueber diesen Reklamationen waren mehrere Wochen verstrichen und der Termin von zwei Monaten, den die fremden Schiedsrichter gestellt, nahezu abgelaufen. Noch stand man auf demselben Punkte, wie im Anfang September; die Reichsdeputation hatte den Entschädigungsentwurf vorläufig angenommen, aber der kaiserliche Bevollmächtigte weigerte sich, diesem Beschlusse zuzustimmen. Doch hatten die Dinge sich so gestaltet, daß aller Voraussicht nach der Widerstand Oesterreichs nicht mehr lange fortdauern konnte.

Der Schlag, den der Kaiser durch die Besetzung von Passau zu führen glaubte, hatte sich gegen ihn selber gewendet. Preußen und Baiern schlossen sich jetzt nur enger an Frankreich an und was ein Schreckschuß hatte sein sollen, war für Oesterreich nur eine Quelle eigner Verlegenheiten geworden. Wir haben schon oben erfahren, in welch herbem Tone der erste Consul durch die Erklärung vom 14. September die österreichische Opposition in Regensburg erwiederte; jene Erklärung war aber zugleich durch einen weiteren Schritt unterstützt, der Oesterreich vollends isolirte. Gleich nach dem Passauer Vorgang hatte Bonaparte den preußischen und bairischen Gesandten in Paris zu einer Uebereinkunft (5. Sept.) bewogen, worin Preußen und Baiern die Verpflichtung eingingen: gemeinsam mit Frankreich auf die unveränderte Annahme des Entschädigungsentwurfs hinzuwirken und dem Kurfürsten von Baiern die Erhaltung der versprochenen Gebiete am rechten Innufer, namentlich die Stadt Passau zu verbürgen*). Sollte, hieß es in dem Vertrag, der Kaiser gegen Erwarten sich weigern, binnen sechszig Tagen Passau zu räumen, so verpflichten sich Frankreich und Preußen, ihre Streitkräfte mit den bairischen zu vereinigen, um Baiern sowol die Erhaltung seiner alten Besitzungen am rechten Ufer des Inn, als den Besitz von Passau zu versichern. Lucchesini hatte nach seiner Weise, leichtfertig und in übergroßer Bereitwilligkeit, das Abkommen unterzeichnet, zu dem ihn nichts ermächtigte; in Berlin war man auch darüber sichtbar verstimmt, sich eine so widerwärtige Verpflichtung auferlegt zu sehen. Aber es gab Mittel, diese üble Laune zu beschwichtigen; Bonaparte lohnte Preußen mit dem Versprechen, daß seine neuen Erwerbungen nicht von dem Entschädigungsplan und der Genehmigung des Reichstages abhängig sein, sondern als eine Folge des Vertrages vom 23. Mai betrachtet werden, also in jedem Falle schon eine definitive Gültigkeit haben sollten. Auch Rußland ward von Bonaparte bestimmt, das

---

*) S. Martens suppl. III. 226 f.

Uebereinkommen vom 5. September zu billigen. Um der Sache noch mehr Nachdruck zu geben, richtete der Consul an den Kurfürsten Max Joseph ein Handschreiben, das er durch einen seiner Adjutanten, Lauristen, überbringen ließ. Darin war die Hülfe Frankreichs von Neuem zugesichert und, im Fall Oesterreich sich weigere, der nahe Einmarsch französischer Truppen drohend verkündigt. Der Inhalt des Briefes sollte nicht geheim bleiben und blieb es auch nicht; Lauristen reiste mit berechnetem Aufsehen durch Deutschland, begab sich nach dem Inn, als wenn er die Stellungen der Oesterreicher recognosciren wollte, und zeigte sich zu Regensburg und an mehreren Höfen gleichsam als der leibhaftige Vorbote der bevorstehenden bewaffneten Intervention der Franzosen.

Vergebens suchte Oesterreich, indem es nun gelindere Saiten anschlug, auf dem Wege der Unterhandlung bessere Bedingungen zu erlangen. Seine Forderungen — die Kurwürde für Toscana und den Deutschmeister, der Inn als Gränze und etwa Augsburg nebst andern schwäbischen Bruchstücken als Ersatz für Baiern — waren immer noch zu hoch für das französische Interesse; Bonaparte antwortete verneinend und schien höchstens bereit, etwa das Bisthum Eichstädt von der bairischen Entschädigungsliste auf die österreichische zu übertragen.

Die Lage Oesterreichs war also, fünf bis sechs Wochen nach Eröffnung der Reichsdeputation, viel ungünstiger geworden als zuvor. In diesem Augenblick sollte der Entschädigungsentwurf in einer neuen Redaction zur Berathung kommen. Während nämlich die Reichsdeputation Beschwerden empfing und den kaiserlichen Commissär zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchte, war die französisch-russische Diplomatie in Regensburg nicht unthätig gewesen. Für die höheren politischen Gesichtspunkte war der Gesandte Bonaparte's, Laforest, einer seiner gewandtesten Diplomaten, dem wir noch mehrfach begegnen werden, der eigentliche Leiter; den niederen Menschen- und Länderhandel leitete Mathieu und mit ihm Bacher; die beiden Vertreter Rußlands hatten nur Ja zu sagen zu den Vorschlägen, die von Laforest oder Mathieu vorbereitet waren. Nun war die Stellung dieser diplomatischen Commission von Anfang an keine vermittelnde, sondern sie entschied wie in höherer Instanz; die Reichsdeputation selbst bereitete für sie höchstens das Material vor. Indem sie die Reclamationen entgegenahm und an die fremden Vermittler übergab, ging sie anfangs von der Voraussetzung aus, daß von diesen die Entscheidung nur auf Grund ihrer Vorlagen erfolge, allein es wurde eine Menge von Beschwerden geradezu an Laforest und an Mathieu gerichtet, oder auch in Paris selbst das verfolgt, was man in Regensburg nicht glaubte erreichen zu können. Und welche schmutzige Mittel waren dabei mit Eifer und Erfolg gebraucht worden! Drum erlebte denn auch die Reichsdeputation, als jetzt der modificirte Entwurf wieder an sie kam, die eigenthümliche Ueberraschung, daß die von ihr an die fremde Diplomatie übergebenen Reclamationen darin zwar

zum Theil erledigt, aber auch andere berücksichtigt waren, deren Beweggründe sich in den Acten der Deputation wenigstens nicht vorfanden, ja die einzelnen von ihr aufgestellten Grundsätzen offen widersprachen.

Am 9. October ward diese Arbeit vorgelegt; abermals mahnten die auswärtigen Gesandten, indem sie die Acte übergaben, an die zweimonatliche Frist, die, wenn man vom Tage der Vorlage des ersten Entwurfes an rechnete, spätestens am 24. October abgelaufen war. Binnen vierzehn Tagen sollte also Alles im Reinen sein!

In diesem modificirten Entwurfe waren die Forderungen Oesterreichs für Toscana so wenig wie früher bewilligt, dagegen eine Anzahl untergeordneter Herren, wie die Grafen von Looz und Corswarem, der Herzog von Croy, die Grafen von Limburg-Styrum, Salm-Reiffenscheid und ähnliche mit Entschädigungen bedacht. Zugleich waren alle Ansprüche und Rechte Dritter an die zur Entschädigung bestimmten Gebiete aufgehoben und die darüber aufgestellten Grundsätze lediglich ignorirt. Württemberg, Baden und Hessen erhielten verstärkte Zeichen der Gunst, in welcher sie bei den Machthabern standen; Löwenstein-Wertheim erlangte durch die Gewandtheit seiner Unterhändler gleiche Vortheile, seine und die salm'schen Entschädigungen wurden sogar auf Kosten des sonst vorzugsweise begünstigten Baierns ausgemittelt. Dagegen ward die Entschädigung des Fürsten von Leiningen und des Grafen von Solms vermindert, die der Grafen von Sickingen und von der Leyen gestrichen. Durch den russischen Einfluß erhielten Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin eine größere Beute, auch für einige andere fielen noch kleine Brocken ab. Die Dotation von Kurmainz blieb auf eine Million Gulden Einkünfte festgesetzt; außer Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar sollte das noch Fehlende durch Anweisungen auf verschiedene geistliche Besitzthümer aufgebracht werden. Dem Johanniterorden waren die Grafschaft Bonndorf, mehrere Abteien auf dem Schwarzwald und einige mittelbare Stifter im Breisgau zugewiesen, der deutsche Orden wurde, ohne Oesterreich darüber zu fragen, mit Klöstern entschädigt, die in den kaiserlichen Erblanden lagen. Auch der Ritterschaft, für die man eine Entschädigung kaum erwartet, war ein Ersatz auf diesem Wege versprochen. Unter den Reichsstädten waren Frankfurt und die hanseatischen sichtbar begünstigt; es galt freilich in Regensburg für ausgemacht*), daß ihre Unterhändler in Paris durch beträchtliche Geldspenden dies Resultat erwirkt hatten. Das verarmte Nürnberg, das nichts bieten konnte, ging leer aus und sein Schicksal war den ferneren Unterhandlungen überlassen; Hamburg, Bremen und Lübeck erhielten dagegen eine Entschädigung, die von Seiten Hannovers und Holsteins Reclamationen hervorrief. Auch Augsburg schien mit Regensburg und Wetzlar das Schicksal Nürnbergs theilen zu müssen, als jetzt auf unmittelbaren Befehl von Paris die

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 18. October.

geistlichen Güter und Einkünfte des Gebietes, zur unangenehmen Ueberraschung Baierns und des Kurfürsten von Trier, der Stadt zugewiesen wurden. In den Fürstenrath auf dem Reichstage waren außer den schon im ersten Plane erwähnten mehrere neue Stimmen eingeführt, zwei für Kurbrandenburg, zwei für Hessen-Cassel und eine für Solms-Braunfels. Es war um die Virilstimmen auf dem Reichstage ein ähnlicher Wettlauf entstanden, wie um die Gebietsvergrößerung und es galt als eine bekannte Sache, daß um den Preis von ungefähr zweihundert Louisdor bei den Franzosen eine Virilstimme feil war, ja die Franzosen kamen auf den Gedanken, die noch fehlende Summe an der Kurmainzer Entschädigung dadurch beizubringen, daß man jede neue Virilstimme mit einer förmlichen Abgabe belege! Das städtische Collegium sollte in Zukunft nur noch aus sechs Reichsstädten bestehen: aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Eine französische Quelle versichert*), Preußen habe das ganze Collegium aufheben und mit dem fürstlichen vereinigen wollen, sei aber durch Bonaparte's Widerstand gehindert worden.

Dieselben Stimmen, welche den Plan in seiner ersten Form vom August gutgeheißen hatten, waren natürlich auch für die Annahme dieser neuen Redaction; Kurbrandenburg, Baiern, Württemberg, Hessen erklärten dies sofort, Kurmainz ließ sich in weitläufiger Rede darüber aus, daß „das vollbracht werden müsse, was nicht mehr zu ändern sei." Auf der andern Seite fehlte es auch jetzt nicht an Nachträgen von Seiten der fremden Schiedsrichter und an Einsprachen der Betheiligten. Hannover und Holstein glaubten sich durch die hanseatische Entschädigung verkürzt, die Hansestädte selbst traten mit neuen Wünschen hervor. Sie verlangten für den Fall künftiger Kriege vollkommene Neutralität ihrer Städte und Häfen, wollten von jeder Beisteuer und Kriegslast ausgenommen sein und wünschten, daß ihr Seehandel von den europäischen Mächten nach dem Grundsatz: „frei Schiff frei Gut" behandelt werden möge. Im Kreise der Deputation war man nicht ganz abgeneigt, diese Forderungen zu unterstützen, doch nur wenn von den Städten ein Gegendienst geleistet ward. Der Antrag Preußens, den drei Hansestädten und Augsburg eine jährliche Steuer von je fünfzigtausend Gulden aufzulegen, woraus der noch fehlende Rest der kurmainzischen Entschädigungssumme bestritten worden wäre, ward angenommen und ungeachtet der Einsprache der Städte aufrecht erhalten; aber dieselben wandten sich an ihre auswärtigen Beschützer und setzten es durch, daß auf Frankreichs und Rußlands Gebot diese drohende Auflage abgewendet ward.

Mit der Entschädigungsangelegenheit hing eine Reihe von anderen Fragen zusammen, die noch ihre Erledigung erwarteten, namentlich die politische Verfassung der säcularisirten Gebiete, ihr Schuldenwesen, die Ansprüche, die

*) Thiers IV. 109.

an den Entschädigungslanden hafteten, die Versorgung der Geistlichen und Beamten in den ehemals geistlichen Staaten. Die Rheinzölle und der Unterhalt des Reichskammergerichts gehörten ebenfalls dahin. Auch in diese rein inneren Angelegenheiten mischten sich die ausländischen Schiedsrichter ein, obwol über diese Fragen innerhalb der Deputation die Verständigung rascher erfolgte, als da, wo es sich um Quadratmeilen und Köpfe handelte. Das Meiste von dem, was darüber verhandelt worden ist, hat nachher in dem „Hauptschlusse“ der Reichsdeputation seine Stelle gefunden und wir werden dort darauf zurückkommen*). Manches ist indessen auch nur frommer Wunsch geblieben. So hielten die österreichischen Stimmen und auch die sächsische nachdrücklich darauf, daß die neuen Besitzer lediglich als die Nachfolger der alten anzusehen seien und die Verfassung der Länder wie die Rechte der Unterthanen möglichst aufrecht erhalten werden müßten. Besonders scharf hielt der Vertreter des Deutschmeisters diesen Gesichtspunkt fest. Er gab zu, daß in der Verwaltung den neuen Regenten ein freier Spielraum zu gestatten sei, aber die verfassungsmäßigen Rechte der Unterthanen sollten durch einen völkerrechtlichen Act sichergestellt, die Rechte der Landstände ausdrücklich verbürgt werden und, wie im westfälischen Frieden, den Unterthanen gestattet sein, binnen eines Termines von etwa zwei Jahren, frei und ungehindert abzuziehen, wohin sie wollten. Auf der andern Seite ward von den weltlichen Mitgliedern der Deputation, Brandenburg voran, ebenso nachdrücklich die kirchliche Toleranz empfohlen. Je mehr bisher, hieß es in einer brandenburgischen Abstimmung, die Religions- und Kirchenverfassung in vielen Ländern den Vorwand abgegeben, um gegen jede andere Religionspartei als die sogenannte herrschende die auffallendste Intoleranz zu beweisen und deren Mitgliedern nicht allein die ihnen eigene Religionsübung zu verwehren, sondern dieselben von allen Gewerben, bürgerlichen Nahrungszweigen und Rechten auszuschließen, desto lauter fordert es der Geist und die Ehre des gegenwärtigen Zeitalters, keine beschränkende Vorschrift zu sanctioniren, die einem vernünftigen Toleranzsystem und einer freien Religionsübung im Wege stehen könnte. Wir werden später sehen, weder die eine, noch die andere Forderung ist in dieser Ausdehnung zur Geltung gelangt, doch sind in dem später gefaßten Hauptschlusse wenigstens die Spuren dieser Wünsche wieder zu erkennen**).

---

*) Ueber den Unterhalt der Geistlichen sind die später in den Reichsdeputationsreceß (§. 47—76.) übergegangenen Bestimmungen einstimmig beschlossen und damit wenigstens ein großer Theil der Wünsche befriedigt worden, welche die geistlichen Fürsten in der früher angeführten Eingabe kundgegeben hatten. Unerfüllt blieb hauptsächlich das Verlangen, den geistlichen Fürsten den Genuß der Domänen, den Domcapiteln ihre Güter und Einkünfte erhalten und die Dotationen der künftigen Bischöfe und Capitel auf liegende Gründe angewiesen zu sehen.

**) Die Verfassung sollte nach dem Reichsdeputationsreceß ungestört erhalten, jedoch „in demjenigen, was zur Civil- und Militäradministration und deren Ver-

Indessen drängte die französische Diplomatie ungeduldig zum Abschlusse. Man war in der Berathung der einzelnen Punkte so weit vorgeschritten, daß im Nothfalle zu dem festgesetzten Termine zwar nicht die endgültige Redaction, aber doch die Annahme der gesammten Beschlüsse über die Entschädigungen wie über die daraus folgenden Regeln und Zusätze fertig werden konnte. Noch suchte freilich Oesterreich Zeit zu gewinnen und die einzelnen Stimmen, namentlich Kurmainz, im Sinne der Verzögerung zu bearbeiten, aber die drängende und gebieterische Taktik der auswärtigen Schiedsrichter behielt auch diesmal die Oberhand. Wie diese es wünschten, ward auf den 21. October die entscheidende Berathung über die Annahme des modificirten Entwurfs festgesetzt. Die beiden österreichischen Stimmen bekämpften vergebens die Fassung eines endgültigen Beschlusses. Sie bestritten der Deputation das Recht, so lange Toscana noch nicht eingewilligt in die ihm zugewiesene Entschädigung, zu einem definitiven Beschlusse zu schreiten; und hielten es für unbedenklich noch so lange zu warten, bis die letzten Schwierigkeiten geebnet seien. Die Mehrheit war jedoch entschlossen, zum Ende zu kommen; auch Sachsen trat den fünf anderen Stimmen bei. So ward (21. Oct.) der Beschluß gefaßt, mit „verbindlichstem Danke" für die Bemühungen der auswärtigen Gesandten, den Entwurf in seiner modificirten Gestalt anzunehmen; man werde über die noch unerledigten Punkte unverzüglich das Nöthige feststellen und dann Alles in eine Urkunde zusammenfassen, um es den Ministern der vermittelnden Mächte mittheilen zu können.

Wenige Tage nach diesem Beschlusse, am 26. October, ward eine Erklärung des Königs von Schweden überreicht, die, wie vieles Andere, was dieser unglückliche Monarch in den Wirren jener Zeit unternommen hat, ohne Zweifel aus ehrenwerthen Motiven entsprang, aber des Nachdrucks der äußeren Macht entbehrte, die hier allein den Ausschlag gab. Gustav IV. beklagte es, daß sich die Mitglieder des Reiches nicht mit ihrem Oberhaupte vereinigt hätten, um die Selbständigkeit zu behaupten, ohne welche keine dauerhafte Ruhe und Sicherheit Deutschlands begründet werden könnte. Er sehe, daß fremde Mächte sich in die innere Angelegenheiten des Reiches eingemischt hätten, und glaube als Reichsfürst und Bürge des westfälischen Friedens ein näheres Recht zur Theilnahme an den Berathungen darüber zu haben. Auch er gebe die Nothwendigkeit von Veränderungen in Folge der Entschädigungen zu, allein es müsse nach den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit verfahren und nichts weiter als Ersatz für die Verluste geleistet werden. Durch die militärische Besetzung von Gebieten, deren Besitz noch nicht zuerkannt sei,

---

besserung und Vereinfachung gehört, dem neuen Landesherrn freie Hand gelassen werden." Die bisherige Religionsübung sollte bestehen bleiben, jedoch dem Landesherrn „freistehen," andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

habe man ein gefährliches und gesetzwidriges Beispiel gegeben. Diese Kundgebung hatte natürlich jetzt durchaus keine weitere Folge; sie war nur darum merkwürdig, weil ein Reichsstand, der eine auswärtige Krone trug, gerade der einzige war, der den Standpunkt des Rechtes und der patriotischen Uneigennützigkeit geltend machte.

Indessen fing Oesterreichs Widerstand an, zu ermatten; am nämlichen Tage, wo die schwedische Erklärung übergeben ward, zeigte Baron Hügel an, der Kaiser habe nun nach Beseitigung der Hindernisse, die bisher einer Unterhandlung in Paris im Wege gestanden, die von der französischen Regierung angebotene Vergrößerung des toscanischen Looses als Grundlage einer Uebereinkunft abgenommen, deren Abschluß wohl in Kurzem zu erwarten sei. Nun schritt die Deputation rasch zum Ziele. Die Fragen, welche das Schuldenwesen, die Stellung der säcularisirten Herren und ihrer Diener, die Verfassungen der abgetretenen Lande und das Reichskammergericht betrafen, wurden in den nächsten Tagen erledigt. Einzelne Einsprachen und kleine Modificationen abgerechnet, die noch einen Notenwechsel mit den fremden Gesandten veranlaßten, waren die meisten Aufstellungen bald gemacht. Lebhaftere Verhandlung verursachte nur noch Eines: die leidige Angelegenheit der zweimalhunderttausend Gulden Renten, welche die Deputation auf die vier Reichsstädte anweisen wollte. Preußen namentlich beharrte auf diesem Vorschlage, und man erzählte von Haugwitz, er habe die frivole Aeußerung gethan: man wird um der 200,000 Gulden willen keinen Krieg anfangen. Allein das paßte nicht in die Berechnungen der französischen Politik, sie nahm eifrig Partei für die Städte, hetzte die kleineren gegen die preußische „Habsucht" auf und nahm die Miene an, sittlich entrüstet zu sein über dies unpassende Benehmen der preußischen Politik. Die Städte selbst aber zeigten sich äußerst geschäftig, durch die fremde Protection sich die angesonnene Geldauflage fernzuhalten. So endete die peinliche Verhandlung mit der gebieterischen Erklärung der französisch-russischen Diplomatie, daß der Beschluß über die vier Städte den Grundsätzen, welche die Vermittler geleitet hätten, geradezu entgegenstehe. Die Auskunft, die getroffen ward, war viel schlimmer, als die den Städten zugedachte Steuer; es ward, um die fehlende Entschädigungssumme zu beschaffen, ein Rheinoctroi eingeführt, dessen Verwaltung Kurmainz im Einklange mit Frankreich besorgen sollte; damit war die Last dem deutschen Verkehr aufgebürdet und der Erzkanzler des Reiches durch einen Theil seines Einkommens zu noch größerer Abhängigkeit gegen die französische Politik verpflichtet.

Durch das Drängen der französischen Diplomatie zur Eile angespornt, legte die Reichsdeputation am 23. November ihren „Hauptschluß" vor; es war die dritte Redaction des französisch-russischen Entwurfes vom 18. August. Als ganz abgeschlossen war freilich auch jetzt noch die Arbeit nicht zu betrachten; einmal brachten die Vermittler selbst Nachträge, die rasch dem Werke

einverleibt wurden, dann fehlte noch die kaiserliche Zustimmung, ohne die nach den Formen der Reichsverfassung der Entwurf der Deputation dem Reichstage nicht vorgelegt werden konnte. Vorerst, so lautete die Erklärung des kaiserlichen Bevollmächtigten, sei er noch außer Stande, dem ganzen Inhalte zuzustimmen; doch habe er die angenehme Hoffnung, daß durch das Ergebniß der Unterhandlung zu Paris die Anstände beseitigt würden. Natürlich verursachte das formelle Hinderniß der Reichsverfassung der französisch-russischen Diplomatie keine Bedenklichkeiten; wollte der Kaiser den Hauptschluß der Deputation dem Reichstage nicht überreichen, so nahmen sie es selbst auf sich. Am Abend des 6. December empfing der Reichstag aus den Händen der beiden auswärtigen Gesandten den Deputationshauptschluß, mit dem Ersuchen, das Werk in schleunigste Erwägung zu ziehen. Zugleich übergaben dieselben eine Erklärung, welche die Art der Abstimmung auf dem Reichstage betraf. Es sei, meinten sie, nicht mehr passend, im Kurfürsten- und Fürstenrathe diejenigen Stimmen zur Abstimmung zuzulassen, deren Gebiete an Frankreich abgetreten, oder die, wie die geistlichen Stände und die Reichsstädte, völlig gestrichen seien. Aus „reinem Zartgefühl" wolle man den Letzteren die peinliche Lage ersparen, an Berathungen Theil zu nehmen, die über ihre politische Existenz die Entscheidung geben sollten. Eine Liste, die sie beilegten, enthielt die genauere Aufstellung; danach waren die Stimmen der abgetretenen weltlichen und geistlichen Reichslande gestrichen, die neu creirten Virilstimmen provisorisch zugelassen, die säcularisirten Stifter und mediatisirten Städte sollten vorläufig suspendirt bleiben. Von den geistlichen Fürsten war nur noch der von Mainz in seiner neuen Gestalt als Erzkanzler erhalten; er war es auch, der den Franzosen die neue Aufstellung hatte entwerfen helfen. Ließ sich das Reich die neue Abstimmungsweise gefallen, so war die Annahme des Hauptschlusses durch den Reichstag gesichert; die Widerstrebenden waren ausgeschlossen, dafür andere, deren Interesse mit der neuen Revolution innig verknüpft war, zugelassen. Noch immer hatten einzelne der als Opfer bezeichneten Stände eine leise Hoffnung gehegt, das fertige Werk im letzten Augenblicke scheitern zu machen; die neue Abstimmungsart ließ auch den letzten Schein dieser Hoffnung verschwinden. Zwar stieß das Ansinnen noch auf den Widerstand des Kaisers; allein auch der war zu überwinden, wenn sich nur eine Form fand, welche die Nachgiebigkeit in der Sache einigermaßen milderte. Die kaiserliche Politik hat nachher den Ausweg ergriffen, daß die geistlichen Stimmen zwar aufgerufen, aber für abwesend erklärt wurden; ein leerer Schein, bei dem sich natürlich auch die fremden Schiedsrichter beruhigen konnten.

Sonst deutete Alles darauf hin, daß auch Oesterreich allmälig seinen Widerstand aufgeben wollte. Am 4. December gab die böhmische Stimme die Erklärung ab, daß der Erzherzog Anton auf seine Rechte in Cöln und Münster verzichte und der Kaiser, wenn auch nur unter dem ausdrücklichen

Vorbehalte seiner noch unerledigten Ansprüche, dem Hauptschlusse der Reichsdeputation seine Zustimmung gebe. Es wurde dabei einmal auf die noch unbeendigten Verhandlungen in Paris hingewiesen, dann aber an die Reichsdeputation selber der Wunsch gerichtet, daß der Großherzog von Toscana und der Hoch- und Deutschmeister zur Kurwürde erhoben und im Fürstenrath die Zahl der katholischen Stimmen vermehrt werden möchte. Diese, wenn auch nur bedingte, Zustimmung deutete doch auf einen günstigen Gang der Pariser Unterhandlungen. In der That zeigte Bonaparte dort eine größere Nachgiebigkeit, als sich nach den Regensburger Vorgängen erwarten ließ. Das gespannte Verhältniß zu Großbritannien, mit dem ein neuer Krieg bevorstand, und die Rücksicht auf Rußland machten es räthlich, mildere Saiten anzuschlagen. In Rußland war am 20. September ein Ministerwechsel eingetreten, in Folge dessen Fürst Alexander Kurakin und Graf Kotschubey von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurücktraten und Graf Alexander Woronzoff dieses Departement übernahm. Bonaparte sah in dieser Veränderung eine leise Annäherung an die Politik der Coalition, für deren Anhänger der neue Minister galt; auch ließ sich aus Einzelnem entnehmen, daß der Czar selbst nicht mehr mit der Hingebung, wie früher, der französischen Politik diente, sondern allmälig zur Einsicht kam, daß er von Bonaparte als Werkzeug seiner Interessen gebraucht worden war. Dies Alles machte eine Verständigung mit Oesterreich wünschenswerth, bevor ein neuer Bruch des europäischen Friedens erfolgte.

So ward denn am 26. December zu Paris ein Vertrag unterzeichnet, welcher Oesterreich und seinen Agnaten hauptsächlich auf Kosten Baierns eine etwas ausgedehntere Entschädigung gewährte. Indem der Kaiser dem Herzog von Modena außer dem Breisgau auch die Ortenau einräumte, erhielt er dafür die Bisthümer Brixen und Trient; dem Großherzog von Toscana ward zu den früheren Gebieten auch der Theil des Bisthums Eichstädt, der Baiern versprochen, aber noch nicht in Besitz genommen war, bewilligt und für den Rest eine Geldsumme von Baiern zugesagt. Auch versprach Frankreich, sich für die Ertheilung der Kurwürde an das toscanische Haus zu verwenden. Dabei beruhigte sich der Kaiser; außerdem, daß er in einem besonderen Vertrage die in Italien neuerlich getroffenen Veränderungen guthieß, versprach er zugleich Passau sofort zu räumen und dann für die ungesäumte Annahme und Bestätigung des Hauptschlusses der Reichsdeputation sich zu verwenden*).

*) Doch war diese Zusage nur bedingt. Der Artikel IV. lautete: En conséquence et sous la reserve des stipulations précédentes, ainsi que des droits de propriété et autres qui compètent à S. M. l'Empereur et Roi comme souverain des états héréditaires d'Autriche et Chef suprème de l'Empire, compatibles avec l'exécution du plan d'indemnités, sa dite M. s'engage, d'employer son influence, pour que le plan général d'indemnisation, arrêté par la deputation de l'Empire

Schon einige Tage vor diesem Vertrag hatte der Kaiser sich dazu verstanden (23. Dec.), den Hauptschluß der Reichsversammlung vorzulegen, die darüber am 7. Januar 1803 ihre Berathungen begann. Der Reichstag, ohnedies schon längst verfallen, machte nun einen vollends verödeten Eindruck, da neben der ansehnlichen Zahl derer, die nicht instruirt waren, alle säcularisirten Stifter und alle mediatisirten Reichsstädte zwar der Form wegen aufgerufen, aber als abwesend bezeichnet wurden. Bei den ersten Umfragen waren es im Kurfürstenrath nur Sachsen und Brandenburg, im Fürstenrath nur Magdeburg, Weimar, Gotha, Braunschweig, Baden, Lübeck, beide Hessen, Anhalt, Nassau und die wetterauischen Grafen, die, mit Instructionen versehen, dem Entwurf ihre unbedingte Zustimmung ertheilten. Das Eine war freilich nicht zweifelhaft, daß dieser Rumpfreichstag, von dem fast alle unbequemen Elemente ausgemerzt waren, den Hauptschluß, wie er vorlag, gutheißen würde. Indessen vorerst mußte mit der weiteren Berathung noch inne gehalten werden.

Denn, wie Alles in dieser Verhandlung ungewöhnlich und formlos erschien, so war es auch die Art des Geschäftsganges. Während der Reichstag in Berathung über den Plan trat, war der Plan selbst noch nicht einmal fertig und die Deputation fuhr fort, neue Zusätze und Modificationen zu verhandeln. Auch jetzt fehlte es natürlich nicht an Reclamationen; schon der jüngste Vertrag mit Oesterreich gab ja Baiern Anlaß, gegründete Beschwerde zu erheben. Dann war die Entschädigung für Kurtrier, Lüttich und einige andere geistliche Herren festzustellen, auch die Vertheilung der Stimmen im Reichsfürstenrath und die Errichtung des Rheinoctrois war noch nicht erledigt. Es waren im Ganzen noch gegen vierzig einzelne Veränderungen von größerem oder geringerem Belang, welche der Hauptschluß vom 23. Novbr. zu erfahren hatte.

Das Wichtigste darunter war die neue Feststellung der Virilstimmen, von welcher zum guten Theil die künftige Physiognomie des Reichstages abhing. Um den österreichischen Einfluß fernzuhalten, erniedrigte man sich auch hier durch die Bitte um fremde Intervention. Das Gesuch ward (1. Febr.) erfüllt; die fremden Schiedsrichter legten einen Entwurf der neuen Organisation des Fürstenrathes vor und forderten, daß derselbe den Hauptschluß als

---

dans sa séance du 23. Novembre, soit adopté et ratifié par la diète de l'Empire, sauf les modifications contenues dans la présente convention, et à y donner ensuite, dans le plus court délai, sa propre ratification Impériale. (So lautet der Abdruck in der officiellen Mittheilung, welche der angeführten Reichstagscorrespondenz beigelegt ist, während Martens a. a. O. offenbar nur eine Rückübersetzung einer deutschen Version gibt.) Der Kaiser versprach also nur, für den am 23. November vorgelegten Entwurf zu wirken, und behielt sich außerdem alle seine Rechte als Kaiser und Erbfürst ausdrücklich vor. Wir werden sehen, welche Bedeutung nachher dieser Vorbehalt erhielt.

integrirender Theil einverleibt werde. Ohne Widerspruch ließ man sich auch diese Demüthigung, die freilich durchaus provocirt war, gefallen und nahm das französisch-russische Dictat in das künftige Reichsgesetz auf. Der Entwurf beruhte auf dem Grundsatze: daß die Stimmen der säcularisirten Lande ihre alten Plätze auch bei den neuen Besitzern behalten und für die verlorenen Gebiete am linken Rheinufer die entschädigten Fürsten ebenso viel neue Stimmen, als sie verloren hatten, erhalten sollten. Bei den neuen Stimmen war das Alter der Reichsstandschaft und der Fürstenwürde als Maßstab für die Rangordnung angenommen.

In diesem Augenblick gab der kaiserliche Bevollmächtigte seine Zustimmung zu dem Hauptschlusse der Deputation „sammt allen Abänderungen und Zusätzen, welche sich aus der Convention vom 26. December ergeben haben.“ Dieser Nachsatz deutete an, daß die Zustimmung des Kaisers noch immer keine ganz unbeschränkte war. In der That folgten denn auch noch einige Bedenken, die schon früher von österreichischer Seite angeregt, aber nicht erledigt worden waren. Dahin gehörte die ausdrückliche Bestätigung des westfälischen und der späteren Friedensschlüsse, die Sicherstellung der verfassungsmäßigen Rechte der Ritterschaft und die Vertheilung und Anordnung der Virilstimmen, worüber, wie es in einer Note an die vermittelnden Mächte hieß, die Erkenntniß lediglich dem Kaiser und Reich anheim zu stellen sei. Diese Vorbehalte konnten indessen nur den Sinn einer Verwahrung haben. Die Sache selbst war eben jetzt in der Deputation zum endlichen Ziele gediehen. Der Entschädigungsentwurf, den die fremden Mächte am 24. August übergeben und die Deputation am 8. September angenommen hatte, der dann in einer neuen Gestalt am 9. October wieder vorgelegt und mit wesentlichen Zusätzen und Veränderungen am 23. Novbr. zur Annahme gelangt war, dieser dreifach modificirte Plan ward jetzt am 25. Febr. 1803 in seiner vierten Redaction von der Reichsdeputation zum Abschluß gebracht und dem Reichstag zur Genehmigung vorgelegt. Es ist dies der eigentliche Reichsdeputations-Hauptschluß oder Receß, der nachher durch Kaiser und Reich zum Gesetz erhoben worden ist.

Jetzt erst nahm die Reichsversammlung ihre im Januar unterbrochenen Berathungen wieder auf. Im Kurfürstenrath gab am 28. Februar zuerst Brandenburg dem Entwurfe in seiner jetzigen Gestalt die Zustimmung; es sprach über den Vertrag vom 26. December, über die in Aussicht gestellt Entschädigung Baierns für Eichstädt und über die jetzt vervollständigte Dotation des Erzkanzlers seine besondere Befriedigung aus. Daß, wie man es von kaiserlicher Seite wünschte, der Ritterschaft noch besondere Erwähnung geschehe, schien der brandenburgischen Stimme nicht nothwendig. „Die deutsche Verfassung bleibe ja, so weit sie durch das Entschädigungswerk nicht umgestaltet werde, in allen übrigen Punkten unverändert stehen, mit ihr auch die rechtmäßigen Verhältnisse der Ritterschaft; doch müsse es jedem ritter-

schaftlichen Gutsbesitzer unbenommen bleiben, mit dem Landesherrn, in dessen Umfange seine Besitzungen liegen, sich gütlich zu verständigen." Kurböhmen, das am 7. März votirte, äußerte sich nicht in so befriedigtem Tone. Es rühmte die eigene Mäßigung, wollte aber eben darum nicht zugeben, daß sein bescheidener Ersatz ihm noch weiter vermindert werde; neben anderem schien ihm namentlich die bairische Entschädigung anstößig*). Ferner betrachtete es die Vertheilung der Stimmen im Fürstenrathe als eine Sache, die mit dem eigentlichen Entschädigungsgeschäft gar nicht zusammenhänge; in jedem Falle sei es für Oesterreich Pflicht, auf möglichstes Gleichgewicht beider Religionstheile hinzuwirken. Indem Kurböhmen mit diesen Bemerkungen dem Recesse beitrat, behielt es sich zugleich die Einschaltung der früheren Friedensschlüsse, die Rechte der Ritterschaft und des Deutschordens ausdrücklich vor.

Am 14. März ließ sich die pfalzbairische Kurstimme vernehmen; wie sich denken läßt, sehr verschieden von der vorausgegangenen. Pfalzbaiern, indem es dem Recesse seine Zustimmung gab, betonte mit Nachdruck die ihm zustehende Entschädigung für das verlorene Eichstädt und wollte nichts wissen von Clauseln zu Gunsten der Ritterschaft. Verfassungsmäßige und anerkannte Rechte blieben ja unerschüttert; für solche, die bestritten seien oder mit den Rechten Anderer collidirten, sei aber keinerlei Vorbehalt zuläßig. Dagegen näherte sich Kurbraunschweig der österreichischen Auffassung; es wünschte, daß die innern Verfassungsfragen dem Reiche vorbehalten, die Rechte der deutschen Reichsverfassung für Alle, Kurfürsten, Fürsten und Stände, wie für die Reichsritterschaft ausdrücklich gewahrt und zugleich die älteren Friedensschlüsse erwähnt würden. Wie gewöhnlich sehr wortreich und salbungsvoll ließ sich Kurmainz vernehmen. Es rühmte die Dienste der Deputation, die das unter den Umständen Mögliche geleistet habe, es bedauerte die Unterlegenen, es dankte sämmtlichen Betheiligten, dem Kaiser wie den fremden Schiedsrichtern, und schloß mit dem frommen Wunsche: „daß hiernächst durch Eintracht und Gemeingeist unter göttlichem Segen das Wohl des deutschen Vaterlandes befestigt werden möge." Ueber die Bestätigung der älteren Verträge und die Vorbehalte zu Gunsten der Ritterschaft und der beiden geistlichen Orden theilte Kurmainz die österreichische Ansicht. In ähnlichem Sinne, doch mit dem Wunsche, daß „dadurch weder der bisherige Besitzstand verändert, noch streitige Ansprüche entschieden würden," gab auch Kursachsen am 21. März dem Recesse seine Genehmigung.

*) Baiern hatte in der Sitzung vom 3. Febr. eine ausführliche Vorstellung wegen der Entziehung von Eichstädt eingereicht; es ward darüber kein Beschluß von der Deputation gefaßt, aber ihr Inhalt den fremden Ministern mitgetheilt und diese fügten dann dem §. 2. den Zusatz bei: „wobei der fernere Bedacht auf einen Territorialersatz dessen, was dem Kurfürsten von Pfalzbaiern noch für das ihm vorhin angewiesene Bisthum Eichstädt abgeht, vorbehalten wird."

Lebhafter war die Verhandlung im Collegium der Reichsfürsten, wo sie ebenfalls am 28. Februar begann. Die preußische Stimme (Magdeburg), im Uebrigen mit dem im Kurfürstenrath abgegebenen Votum Brandenburgs übereinstimmend, nahm hier zugleich Anlaß, den in der bekannten schwedischen Note hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. In einer Zeit, so äußerte sie sich, wo Preußen und das deutsche Reich die eigenen schwedischen Besitzungen vor einem verheerenden Kriege bewahrt, habe Schweden für gut befunden, daran keinen Antheil zu nehmen; darum müsse es sehr befremden, wenn es jetzt das misbillige, was nur eine Folge seines eigenen Verhaltens sei, und die Vermittlung zweier angesehenen Mächte angreife, „denen jeder Patriot, dem die künftige Sicherheit, Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Reiches am Herzen liege", nur danken könne. Der vorpommersche Gesandte erwiederte darauf, daß Schweden nicht als souveraine Macht, sondern nur in seiner Eigenschaft als Reichsstand gesprochen und dabei lediglich den von jedem Unparteiischen nicht zu verkennenden Zweck im Auge gehabt habe, die Ruhe und Selbständigkeit des deutschen Reiches aufrecht zu erhalten. Im Uebrigen stimmte Vorpommern für die Annahme des Entwurfes; es wünschte nur die früheren Verträge erwähnt und die Rechte der Ritterschaft gewahrt. Aehnlich äußerte sich Baden, Sachsen-Weimar wiederholte seine schon im Januar ausgesprochene Beistimmung, das bremische Votum war mit dem kurhannoverschen gleichlautend, Nassau war für Genehmigung.

Als am 7. März die Verhandlung fortgesetzt ward, erfolgte zuerst das Votum von Oesterreich; es stimmte wörtlich mit dem überein, das am nämlichen Tage Kurböhmen im Kurfürstenrath abgab. Nur wurde es dort ziemlich ruhig aufgenommen, während sich hier im Fürstencollegium darüber ein lebhafter Zank entspann. Preußen und Baiern fuhren dagegen auf; sie fanden es, abgesehen von dem Inhalt, durchaus unzulässig, daß Oesterreich das Entschädigungsgeschäft und die Vertheilung der Virilstimmen als zwei verschiedene Dinge trennen wolle; der Vorschlag sei vom Reichstagsdirectorium als ein Ganzes eingebracht worden und es stehe dem Directorium des Fürstenrathes nicht zu, einen eigenen abweichenden Antrag an die Stelle zu setzen*). Auch Kurmainz fand seine Rechte dadurch beeinträchtigt und die vermittelnden Mächte säumten nicht, zwei Tage später in einer Note ausdrücklich zu erklären: es handle sich nicht um eine neue Unterhandlung, sondern um die vollständige Ratification des Ganzen, von der man sich durch keine abweichende Ansicht solle abwenden lassen. Die Discussion darüber zog sich noch in die nächste Sitzung hinüber, jedoch wurde die Abstimmung fortgesetzt. Während die bekannte österreichische Clientel, Dietrichstein, Auersberg, Lobkowitz und Liechtenstein, der kaiserlichen Auffassung beipflichtete, gaben

*) Nach der Wahlcapitulation Kaiser Franz des Zweiten (Art. XIII. 5. 8) war es allerdings ein Eingriff in die Rechte des Reichstagsdirectoriums.

Württemberg, Mecklenburg, beide Hessen dem Hauptschlusse ihre unbedingte Genehmigung, die Letzteren, indem sie die Garantie der ritterschaftlichen Rechte im Sinne der preußischen Abstimmungen ausdrücklich ablehnten. Einzelne persönliche Anliegen ausgenommen, drehte sich dann die übrige Abstimmung am 11., 14. und 21. März lediglich um die eine Verschiedenheit, ob die Genehmigung im Sinne der preußisch-bairischen Ansicht unbedingt ertheilt war oder ob ihr die bekannten österreichischen Clauseln zu Gunsten der früheren Verträge, der Reichsritterschaft und der Ritterorden angehängt wurden. Die große Mehrzahl war für das Letztere. Nur Baiern, Salm, Braunschweig-Wolfenbüttel und Schwarzburg stimmten ohne Clausel zu; Lübeck-Oldenburg, Aremberg, Schwarzenberg, der Johannitermeister, die Grafencollegien, Regensburg, der Hoch- und Deutschmeister, Holstein-Glückstadt, Hohenzollern, die thüringischen Stimmen und Fürstenberg gaben ihre Genehmigung zugleich mit den österreichischen Zusätzen. So fiel denn auch die große Mehrheit in diesem Sinne aus: der Reichsdeputationshauptschluß war in seiner Gesammtheit angenommen, doch sollten die früheren Friedensschlüsse erwähnt und die Rechte der beiden Ritterorden und der Reichsritterschaft ausdrücklich bestätigt werden. Eine ähnliche Meinung war auch in dem kurfürstlichen Collegium zur Mehrheit gelangt; die sechs Stimmen des städtischen waren ohne Clausel für die Genehmigung. Das Reichsgutachten, wie es am 24. März nach der Meinung der drei Räthe abgefaßt ward, schloß sich der Ansicht an, welche im Fürstencollegium obgesiegt hatte: es beantragte beim Kaiser — mit den bekannten Zusätzen — die volle Genehmigung des Reichsdeputationshauptschlusses.

Die Genehmigung verursachte noch ein kurzes Nachspiel, in welchem wieder die alten Parteigegensätze unversöhnt einander gegenübertraten. Das kaiserliche Ratificationsdecret, das am 27. April eintraf, ertheilte zwar dem Entschädigungsplane im Allgemeinen die Sanction, aber keineswegs unbedingt, vielmehr mit einem ausdrücklichen Veto gegen einen wesentlichen Theil des Recesses. Der Kaiser betonte nämlich einmal die Aufrechthaltung des Pariser Vertrags, und namentlich dessen vierten Artikel, worin er sich seine Rechte ausdrücklich vorbehalten, dann verlangte er, daß die Bestätigung der früheren Friedensschlüsse und die Verwahrung der deutschen Reichsverfassung in „wirkliche Ausführung und Handhabung übergehe", auch die Ansehung derjenigen Punkte, deren Erörterung noch künftigen Unterhandlungen zu unterliegen habe*), dem Kaiser und dem Reiche die „gebührende Einschreitung vorbehalten" bleibe. Unter diesen Bedingungen war dem Entschädigungswerke im Ganzen die Bestätigung ertheilt; versagt war dieselbe ausdrücklich den Be-

*) Das bezog sich besonders auf den im §. 2. niedergelegten Vorbehalt einer bairischen Entschädigung für Eichstädt und auf die Bestimmungen wegen des Rheinoctrois (§. 39).

stimmungen, welche die neue Vertheilung der Virilstimmen im Fürstenrath betrafen. „Der Kaiser, hieß es, sehe sich durch seine für die Erhaltung der Reichsverfassung und die Beschützung der katholischen Religion heilig beschworenen Pflichten gemüßigt, seine Ratification über diesen Gegenstand einstweilen zu suspendiren und sich vorzubehalten, ein Reichsgutachten zu dem Ende zu verlangen, daß, nachdem dem protestantischen Religionstheile schon in dem kurfürstlichen und reichsstädtischen Collegium eine so entschiedene Mehrheit zugefallen, die hergebrachten Verhältnisse der zwei Religionstheile nicht auch in dem fürstlichen Collegium bis zur wesentlichen Ueberschreitung der Stimmen-Parität abgeändert würden."*)

Die neue Gestaltung des Fürstenraths, wie sie nach französisch-russischer Anordnung war beschlossen worden, gab allerdings dem kaiserlichen Einflusse auf dem Reichstage den letzten tödtlichen Stoß. Vor der jüngsten Umwälzung standen sich im Fürstencollegium fünfundfunfzig katholische und fünfundvierzig protestantische Stimmen gegenüber, oder wenn nach dem herkömmlichen Turnus das Stift Osnabrück und die westfälischen Grafen noch auf jene Seite fielen, waren es siebenundfunfzig katholische, d. h. zum größten Theil dem Kaiser ergebene Stimmen, gegen nur 43 protestantische. Nach der neuen Eintheilung blieben auf katholischer Seite nur 53, höchstens beim Wechsel der westfälischen Grafen 54 übrig, während das protestantische Reichsfürstenthum über 77—78 Stimmen verfügte. Es stand also hier die Frage des österreichischen Einflusses wesentlich auf dem Spiele, und um sie war der Kaiser entschlossen, noch einen letzten Versuch des Widerstandes zu wagen.

Es konnte darüber kein Zweifel bestehen, daß der Kaiser zu einem solchen Veto, wie er es einlegte, berechtigt war; es lagen, was auch die Gegner sagen mochten, Beispiele genug vor, daß das kaiserliche Veto nicht nur gegen einen Beschluß im Ganzen, sondern auch gegen dessen einzelne Theile geübt worden war. Vergebens beriefen sich die Andern auf den vierten Artikel des Vertrages vom 26. December, worin der Kaiser zugesagt, dem Deputationsschlusse seine Genehmigung zu ertheilen; denn in eben jenem Artikel hatte er sich seine Rechte ausdrücklich vorbehalten und zudem nur dem Hauptschlusse beizustimmen versprochen, wie er am 23. November 1802 von der Deputation des Reiches gefaßt war. Darin war aber die neue Gestaltung des Fürstenraths noch nicht enthalten. Die kaiserlichen Kronjuristen spielten indessen den Streit auf ein Gebiet, wo der begründetste Widerspruch nicht ausbleiben konnte; sie erfanden die neue Theorie und suchten sie mit handgreiflicher Sophistik durchzufechten: daß nach dem Sinne des westfälischen Friedens eine volle Stimmengleichheit beider Confessionen geboten sei**), und der Kaiser darum die

*) Ueber die folgenden Vorgänge verweisen wir, neben der mehrfach angeführten Reichstagscorrespondenz besonders auf die gediegene Schrift von K. L. Aegidi, der Fürstenrath nach dem Luneviller Frieden. Berlin 1853.

**) S. darüber die Ausführung bei Aegidi S. 42—100.

Pflicht habe, diese gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten. Auch mit der Hinweisung auf die Pflichten gegen die römische Kirche war es insofern eine mißliche Sache, als der Kaiser den größten und folgenreichsten Schlag gegen das römische Kirchenthum in Deutschland — die Säcularisationen — in eben dem Decret vom 27. April gutbieß und die neue Vertheilung der Stimmen im Fürstenrathe doch nur eben eine unvermeidliche Folge davon war.

Wohl lagen aber die politischen Verhältnisse nicht ungünstig für die Erneuerung des kaiserlichen Widerstandes. Die auswärtigen Schiedsrichter hielten ihre Arbeit für beendet und waren kaum geneigt, sich in den endlosen Streit um die verwickelten Rechtsfragen der deutschen Reichsverfassung noch tiefer einzulassen. Wer wußte überhaupt, wie weit Frankreich und Rußland noch einig waren! Wenigstens deutete Manches schon darauf hin, daß das herzliche Einverständniß der beiden Vermittler erschüttert war. Frankreich stand zudem am Eingange eines neuen großen Krieges mit England; schwerlich schlug es in einem solchen Augenblicke für ein paar protestantische Stimmen im Fürstenrath das gute Einvernehmen mit Oesterreich in die Schanze. So wagte denn der Kaiser im nämlichen Augenblicke noch einen weiteren Schritt: er nahm alle die Klöster und Stifter in Beschlag, die den säcularisirten Kirchenstaaten gehört hatten und in den österreichischen Erblanden lagen, obwol damit die neuen weltlichen Besitzer, namentlich Baiern, um ein Capital von ungefähr fünfzehn Millionen verkürzt wurden, auf das sie sicher gerechnet hatten*).

Die kaiserliche Politik irrte nicht, wenn sie auf die Gleichgültigkeit der fremden Vermittler zählte. Die brandenburgischen und bairischen Gesandten hatten alsbald nach dem Decret vom 27. April ihren Anhang aufgeboten und waren in der Wohnung des französischen Gesandten zu einer vertraulichen Conferenz der Eingeweihten zusammengetreten (3. Mai), um sich der Hülfe der fremden Diplomatie zu versichern. Wie unangenehm waren sie aber überrascht, als ihnen Laforest trocken erklärte: „die zur Entschädigung berechtigten Fürsten hätten genug erhalten und es scheine ihm, da die Hauptgegenstände des Reichsgutachtens ratificirt seien, bedenklich, wegen einiger Incidenzpunkte

*) Der Kaiser gründete sein Verfahren (in einem Rescript der geheimen Hof- und Staatscanzlei an die Gesandten in Regensburg d. d. 19. Mai 1803) auf das Heimfallsrecht, das in ähnlichen Fällen immer geübt worden sei und das er sich im Art. IV. des Vertrages vom 26. Dec. unter den „droits de propriété et autres qui compètent à S. M. l'Empereur comme souverain des Etats héréditaires d'Autriche" ausdrücklich vorbehalten habe. Dagegen ergab sich aus den Verhandlungen der Deputation, daß dieselbe niemals auch nur versucht war, solchen Prätensionen Raum zu geben; ihr Receß bestimmte auch §. 36: die eingezogenen Stifter gehen an „ihre neuen Besitzer mit allen Gütern, Rechten, Capitalien und Einkünften über, wo sie auch immer gelegen sind." Ueber den Umfang der österreich. Reunionen s. Hoff, das deutsche Reich II. 299 ff.

mit Beschwerden hervorzutreten. Die gegenwärtige Krisis sei nicht so beschaffen, daß man unbedeutender Ursachen wegen den Krieg erneuern könne"*). Vergebens waren die Bemühungen, den französischen Diplomaten auf andere Gedanken zu bringen; am 9. Mai reichten die Gesandten der beiden vermittelnden Mächte eine Note ein, worin sie wie nach vollständig vollbrachter Arbeit Abschied nahmen, dem deutschen Reichskörper die fernere Erledigung der inneren Anordnungen überließen und nur gegen die kaiserlichen Beschlagnahmen eine verblümte Abmahnung einflochten**). Zum lebhaften Verdruß des preußisch-bairischen Anhanges reisten die Gesandten wirklich ab, und der Kaiser löste (10. Mai), da das Geschäft nun erledigt sei, die Reichsdeputation auf. Es war also dem Kaiser und Reiche, zunächst ohne fremde Einmischung, überlassen, die neuen Ordnungen aufzustellen, die sich aus dem Receß vom 25. Februar ergaben. Dahin gehörte neben der Reform der Kreisverfassung und der Unterhaltung des Reichskammergerichtes vor Allem die neue Organisation des Reichsfürstenraths. Bevor freilich die Deutschen unter sich selber darüber einig wurden, war der schwer erschütterte Bau des heil. römischen Reiches vollends zusammengebrochen.

Während man sich in Regensburg noch um einzelne Abschnitte zankte, ward der Hauptschluß der Reichsdeputation zum größten Theil in Vollziehung gesetzt und damit die alten Ordnungen des Reiches für immer aufgelöst. Wir wollen zunächst die Gebietsveränderungen, wie die ersten dreißig Paragraphen des Recesses sie feststellen, genauer ins Auge fassen; dieselben enthalten neben den Grundlagen der territorialen Gestaltung Deutschlands, wie sie zum gu-

*) „Diese mit einem dem französischen Minister ganz eigenen Nachdruck geführte Sprache soll eben so viel Befremden als Unzufriedenheit veranlaßt haben und die Conferenz, bei welcher der Freiherr von Bühler und Freiherr von Albini zwar gegenwärtig gewesen, doch kein Wort gesprochen haben, hat sich ohne ein zu fassendes Resultat geendigt." Reichstagscorrespondenz d. d. 5. Mai.

**) S'il arrivait cependant, hieß es in der Note, que dans la nouveauté de tant d'arrangements divers un des Etats de l'Empire se trouvât conduit à léver par méprise les droits d'un autre, la justice et la bonne foi auront promptement réparé l'erreur que des mesures de rétorsion aggraveraient au contraire. Sa Maj. l'Empereur de toutes les Russies et le Premier Consul sont intimément convaincus au reste qu'aucun mauvais exemple ne sera donné et bien moins encore imité. — Nach der Reichstagscorrespondenz d. d. 23. Mai hatte der französische Gesandte geäußert, die französ. Regierung habe zwar keine Ursache, mit dem Decret zufrieden zu sein, bei dem jedoch bestehenden guten Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich verdiene dieser Gegenstand nicht, daß man sich mit Discussionen darüber vorzüglich beschäftigte, zumal in einem Augenblicke, wo man mit weit wichtigeren Angelegenheiten zu thun habe.

ten Theil noch heute fortbestehen, auch die Anfänge einer neuen Politik. Der revolutionäre und rechtlose Charakter dieser Zeiten gibt sich in wenig Erscheinungen so prägnant kund, wie in dieser neuen Vertheilung Deutschlands.

Die Entschädigung des Kaisers und seiner Verwandten aus Toscana und Modena war, wie wir uns erinnern, die große Schwierigkeit gewesen, die den Abschluß so lange verzögert; erst in dem Vertrage vom 26. December war die endliche Lösung gefunden worden. Dessen Bestimmungen sind denn auch meist wörtlich in den Receß übergegangen, namentlich der vielbesprochene Vorbehalt kaiserlicher und erbfürstlicher Rechte, den sich Oesterreich im vierten Artikel jenes Vertrages ausbedungen hatte. Der Ersatz Oesterreichs für die Ortenau, womit es die modenesische Entschädigung durch den Breisgau noch vergrößerte, bestand in den Bisthümern Brixen und Trient „mit ihren sämmtlichen Gütern, Einkünften, Besitzungen, Rechten und Vorrechten." Stand diese Entschädigung mit denen der übrigen weltlichen Fürsten, die bisweilen das Doppelte und Dreifache des Verlustes betrugen, zwar außer Verhältniß, so war es doch ein voller Ersatz des Verlorenen. An Quadratmeilen und Einwohnerzahl kamen die beiden Bisthümer dem Breisgau und der Ortenau nicht ganz gleich, aber sie gaben einen reicheren Ertrag und schlossen sich besser an den Kern der österreichischen Erblande an, als die ferngelegenen Enclaven am Oberrhein. Toscana ward mit dem Erzbisthum Salzburg (nur das Amt Mühldorf und den auf dem linken Innufer gelegenen Theil der Grafschaft Neuburg ausgenommen, die an Baiern fielen), mit der Propstei Berchtesgaden, dem östlich von Ilz und Inn gelegenen Theile des Hochstiftes Passau und dem Bisthume Eichstädt abgefunden; vom letzteren verblieben nur die im Ansbach'schen und Baireuth'schen gelegenen Enclaven bei Baiern, das jedoch dafür eine Entschädigung in Geld zu leisten hatte; in gleicher Weise sollte Oesterreich für die oben erwähnten, von Salzburg losgerissenen, Bezirke aus Einkünften des Stiftes Freisingen, die in Oesterreich lagen, Ersatz erhalten. Weder diese Gebiete, noch das, was Modena am Breisgau und der Ortenau erhielt, konnten als eine volle Entschädigung gelten*), und die Verwandten des Kaiserhauses hatten Recht, wenn sie sich im Vergleich mit ihren Besitzungen in Italien für sehr verkürzt hiel-

*) Die Berechnungen des damaligen Ertrages schwanken außerordentlich und werden wohl kaum genau zu ermitteln sein. Während auf österreichischer Seite für Toscana kaum anderthalb Millionen Gulden Entschädigung (gegen etwa vier Millionen Verlust) herausgerechnet wurden, ward von Anderen der Gesammtertrag des toscanischen Ersatzes auf mehr als zwei Millionen berechnet, und die einzelnen Angaben gehen so weit auseinander, daß sie sich nicht vereinigen lassen. S. Gaspari II. 15. ff. Hoff II. 165 ff. Nur das steht fest, daß die österreichischen Berechnungen bei Toscana wie bei Modena zu niedrig, die der Gegner häufig zu hoch sind, und in jedem Falle der Ersatz beträchtlich hinter dem Verluste zurückblieb.

ten; gegen Deutschland war aber auch diese unzulängliche Abfindung ausländischer Dynastien ein schmachvolles Unrecht.

Nächst der österreichischen Entschädigung hatte die mit ihr verflochtene bairische die meiste Schwierigkeit verursacht. Der Verlust Baierns gehörte unzweifelhaft zu den größten, die in der Revolution erlitten worden waren. Durch die Friedensschlüsse zu Campo Formio und Luneville verlor die bairische Dynastie außer ihrem ererbten zweibrückischen Fürstenthume die kurpfälzischen Besitzungen links vom Rhein, die Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, das Fürstenthum Jülich, den pfälzischen Antheil an Sponheim und einige niederländische Herrschaften; nach dem Theilungsplane hatte es auch seine pfälzischen Aemter am rechten Rheinufer an Baden, Hessen, Nassau und Leiningen abzugeben. Waren zwar die Berechnungen, die Baiern selbst von diesem Verluste gab, etwas zu hoch gegriffen, so belief er sich doch auf beinahe zweihundert Quadratmeilen sehr schönen und fruchtbaren Gebietes, das im Ganzen von nahezu 600,000 Menschen bewohnt war und dessen Revenuen man wohl nicht übertrieben auf mehr als vier Millionen Gulden berechnen durfte*). Dafür erhielt das pfalzbairische Haus an geistlichen Gütern den größten Theil des Bisthums Würzburg, die Hochstifter Bamberg, Freisingen, Augsburg und den Rest von Passau, die Propstei Kempten und die Abteien Waldsassen, Ebrach, Irsee, Wengen, Söfflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen, Ottobeuern, Kaisersheim, St. Ulrich, so wie auch das, was an geistlichen Rechten und Einkünften in der Stadt und Gemarkung Augsburg lag und nicht schon dieser selbst zugewiesen war. Von den Reichsstädten und Reichsdörfern in Franken und Schwaben fielen an Baiern: Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Gochsheim, Sennfeld, Kempten, Kaufbeuern, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg; auch war die viel besprochene Entschädigung für Eichstädt zugesagt. Daß diese Erwerbungen an Umfang und Bevölkerung die verlorenen Gebiete beträchtlich überragten, war gewiß und wurde auch von Baiern selbst nicht bestritten; nur an Einkünften wollte es noch einen Verlust berechnen**). Wäre dem auch wirklich so gewesen, wie

*) Baiern gab 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern und 5,870,000 Gulden Revenuen Verlust an, während die Berechnungen der gleichzeitigen Statistiker nur 186½ Quadratmeilen mit 580,000 E. und 4,250,000 Gulden Einkünften nachwiesen. Die Differenz erklärt sich dadurch, daß die bairische Zählung zugleich alle mittelbaren Besitzungen des Hauses, die im Elsaß und in Belgien gelegen waren, und den Ersatz der in den letzten acht Jahren verlorenen Einkünfte mit in Anschlag brachte, während es durchgängige Regel war, bei den Entschädigungsansprüchen nur den Verlust an reichsunmittelbarem Lande, nicht aber die Einbuße an sonstigen Besitzungen, den Kriegsschaden und Aehnliches mit in die Rechnungen aufzunehmen.

**) Die Berechnungen über den Umfang und die Bevölkerung der Entschädigungslande weichen im Ganzen wenig von einander ab. In den Angaben der Zeitgenossen

gewichtig waren dagegen die Vortheile, die das kurfürstliche Haus durch die neuen Erwerbungen erhielt! Für den Verlust der allerdings schönen und fruchtbaren Gebiete am Rhein bekam es die ergiebigsten und bestangebauten Landschaften, die außerdem in Süddeutschland existirten, lauter fruchtbare und gewerbsame Länder mit einer intelligenten und regsamen Bevölkerung; selbst unter seinen neuen geistlichen Erwerbungen befanden sich gerade die cultivirtesten und bestregiertesten, die Deutschland vor der Revolution besaß. Man durfte behaupten: erst jetzt waren zu einer politischen Entwickelung Baierns die Bedingungen gegeben. Statt der weit entlegenen Besitzungen am Rhein tauschte der Kurfürst Gebiete ein, die seinem Besitz zwischen Lech und Inn erst die rechte Abrundung gaben und den Grund zu der Mittelmacht legten, die sich im Laufe der nächsten Jahre ausgebildet hat. Gegen die österreichischen Gelüste, Baiern zu verschlingen oder die Dynastie anderswohin zu verpflanzen, ließ sich kein stärkerer Damm aufrichten, als die Ausbreitung Baierns von der tiroler Gränze bis zum Main; der inneren Entwickelung des neuen Staates war kein besserer Sporn zu geben, als diese Verbindung der starren, altbairischen Gebiete mit dem viel regeren und entwickelteren Stoff der neuen fränkischen und schwäbischen Erwerbungen. Die selbstgenügsame Absperrung des altbairischen Wesens gegen das übrige Deutschland konnte erst jetzt überwunden werden.

Preußen hatte durch die Abtretung des linken Rheinufers an Reichslanden nur einen Theil von Cleve und das Fürstenthum Meurs, außerdem Geldern und einige Parcellen an der holländischen Gränze eingebüßt; das gesammte Gebiet von ungefähr 48 Quadratmeilen und 127,000 Einwohnern ertrug sammt den einträglichen Rhein- und Maaszöllen gegen anderthalb Millionen Gulden. Es handelte sich hier vom Anfange an nicht sowohl um einen Ersatz für diese Einbuße, als um eine Vergrößerung; darum hatte Oesterreich schon zu Campo Formio und Rastatt die einfache Zurückgabe der verlorenen Gebiete betrieben, Preußen seit 1795 und 1796 das linke Rheinufer bereitwillig aufgegeben und durch seine Fügsamkeit gegen die französische Politik möglichst reichen Ersatz rechts vom Rheine zu erlangen gesucht. Es war nicht der ganze Preis dieser Anstrengung erreicht, aber doch eine Entschädigung gewonnen worden, die mehr einer Eroberung, als einem Aequiva-

---

über die großen Stifter herrscht ziemliche Uebereinstimmung und auch die schwierigere Berechnung über den Umfang und Werth der einzelnen Abteien und Reichsstädte differirt im Ganzen nur um ein Weniges. S. Gaspari II. 26 ff. Hoff II. 124 ff. Danach betrug der Ersatz Baierns ungefähr 290 Quadratmeilen mit 854,000 Einwohnern und 6,607,000 Gulden Einkünften. Zur besseren Arrondirung schloß der Kurfürst am 30. Juni 1803 einen Tauschvertrag mit Preußen, wonach dieses eine Anzahl Aemter und Orte im Ansbach'schen und Baireuth'schen an Baiern abtrat und dafür Entschädigungen aus würzburgischen, bambergischen und eichstädtischen Gebieten nebst den Städten Weißenburg, Dinkelsbühl und Windsheim erhielt.

lent des Verlorenen ähnlich sah. Preußen erhielt die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, den besten Theil des Hochstiftes Münster mit der Stadt selbst, Erfurt und die kurmainzischen Besitzungen und Rechte in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Cappenberg und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar — zusammen einen Besitz, der über 230 Quadratmeilen groß war, mehr als eine halbe Million Bewohner zählte und dessen Einkünfte nach mäßiger Berechnung nahezu vier Millionen Gulden betrugen. An Umfang und Bevölkerung war es das Dreifache, an Einkünften beinahe das Vierfache des Verlustes*). Die Gebiete gaben zwar keine reine Abrundung des preußischen Gebietes, aber sie verzweigten den Einfluß Preußens über ganz Mittel- und Norddeutschland. Es waren lauter fruchtbare und einträgliche Erwerbungen, von denen das Stift Hildesheim und Goslar sich an Halberstadt anschloß, die Besitzungen in Thüringen Preußen eine Position inmitten der sächsischen Herzogthümer schufen, der Theil von Münster und das Stift Paderborn die älteren westfälischen Besitzungen, Cleve, die Grafschaft Mark, Minden, Ravensberg und Lingen gut ergänzte und abrundete. Kurhannover ausgenommen waren es fortan zwischen der Elbe und dem Rhein nur noch kleinere Gebiete, welche den Zusammenhang des preußischen Besitzes in Norddeutschland unterbrachen.

Der Rest des Hochstiftes Münster ward an eine Anzahl kleiner Dynasten vertheilt, deren Anrecht auf Entschädigung nicht außer Zweifel stand, die aber zum Theil durch einflußreiche Verbindungen sich einen Antheil an der großen Beute sicherten. Die Häuser Croy und Looz hatten auf dem abgetretenen Gebiete des linken Rheinufers keine oder nur zweifelhafte reichsunmittelbare Besitzungen gehabt; jenes erhielt das münstersche Amt Dülmen, dieses die Reste der Aemter Bewergern und Wolbeck. Aremberg bekam für den Verlust seiner links vom Rhein gelegenen Lande das münstersche Amt Meppen und die ehemals kurkölnische Grafschaft Recklinghausen, was für seine verlorenen reichsunmittelbaren Lande jedenfalls einen zureichenden Ersatz gab. Die münsterschen Aemter Bocholt, Ahaus, Horstmar fielen an das rheingräfliche salm'sche Haus, während die niedersalm'sche oder reifferscheid'sche Linie auf das mainzische Amt Krautheim und die Einkünfte einiger geistlichen Güter in Oberdeutschland angewiesen ward.

Das Haus Braunschweig hatte durch die Friedensschlüsse von 1797 und 1801 nichts eingebüßt, sondern nur in Folge des Theilungsplanes selbst einzelne Besitzthümer und Rechte freiwillig abgetreten. So hatte Hannover seinen

*) Den gesammten Betrag der neuen Erwerbungen genau zu bestimmen, war wegen der Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile nicht leicht; doch sind, wie die Berechnung bei Gaspari II. 47—54 zeigt, die Ziffern eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen.

Anspruch auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen an Nassau, das Amt Wildeshausen an Oldenburg überlassen und auf die Rechte und Einkünfte, die der Kurfürst als Herzog von Bremen im Namen des Domcapitels in der Stadt und dem Gebiete von Hamburg und Bremen besaß, verzichtet. Auch die weniger bedeutenden Rechte alter Schutzherrlichkeit auf Hildesheim, Corvey und Höxter waren aufgegeben worden. Für diese zum Theil unbeträchtlichen Abtretungen erhielt der Kurfürst reichen Ersatz in dem Bisthum Osnabrück, das den Verlust um das Fünf- bis Sechsfache überstieg und den Kurlanden eine zusammenhängende Vergrößerung nach Westen hin schuf. Die herzoglich braunschweigische Linie, die nichts verloren, ward Eigenthümerin der Abteien Gandersheim und Helmstädt.

Die freigebigsten Entschädigungen erhielt Baden. Für seine Verluste auf dem linken Rheinufer, die aus dem badischen Antheil an Sponheim, einer Enclave in der Rheinpfalz, aus ritterschaftlichen Gütern im Elsaß und einigen Herrschaften in den Niederlanden bestanden, erhielt der neue Kurfürst: das Bisthum Constanz, die rechts vom Rhein gelegenen Reste der Hochstifter Speyer, Straßburg und Basel, die pfälzischen Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den ehemaligen Hauptstädten der Pfalz, Heidelberg und Mannheim, dann die Herrschaft Lahr, die gegenüber von Straßburg gelegenen hessischen Aemter Lichtenau und Willstett, ferner die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheimmünster, Petershausen, Reichenau, Oehningen, die Probstei Odenheim und die Reichsstädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen. Der Verlust überstieg nicht 8 Quadratmeilen reichsunmittelbaren Gebietes mit 25,500 Einwohnern und ward auf 240,000 Gulden Einkünfte geschätzt; der Ersatz belief sich auf 59¾ Quadratmeilen, mit 237,000 Einwohnern und über anderthalb Millionen Einkünfte. Allerdings gaben diese Erwerbungen ein sehr wenig arrondirtes Ganze; das neue Kurfürstenthum zog sich vorerst nur wie ein schmaler, vielfach durchbrochener Gränzstreif von der Neckarmündung bis zur Schweizergränze, aber die badische Entschädigung war darum doch, im Verhältniß zum Verluste, die größte von allen. Die Ursache dieser Freigebigkeit konnte nicht in den Verdiensten liegen, die sich Baden seit 1796 um Frankreich erworben, vielmehr hätten dann andere Reichsstände, namentlich Preußen, viel höhere Ansprüche an Dank gehabt; noch weniger waren wohl, wie Bonaparte vorgab, „die Regententugenden des Markgrafen Karl Friedrich, die ihm seit lange die Achtung Europas erwarben", für die französische Politik ein entscheidender Beweggrund. Die Wünsche Kaiser Alexanders für die Verwandten seiner Gemahlin und Mutter und das Interesse Frankreichs, im deutschen Südwesten jene dritte Mittelmacht im Reich zu gründen, wirkten hier zusammen, um bei der Theilung Baden, Baiern, Württemberg und Hessen vorzugsweise günstig zu bedenken; daß unter diesen Baden wieder weitaus am reichlichsten ausgestattet ward, erklärte sich aus

dem Misverhältniß zwischen dem bisherigen Besitz des neuen Kurfürsten und der ihm zugedachten politischen Stellung.

Nicht so groß, aber immer noch reich genug, war die Entschädigung Württembergs, das für den Verlust von Mömpelgard (7 Quadratmeilen mit 14,000 Einwohnern) und die Einbuße verschiedener Einkünfte, deren Summe auf 336,000 Gulden angeschlagen war, die Probstei Ellwangen, die Abteien und Klöster Zwiefalten, Schönthal, Comburg, Rotenmünster, Heiligenkreuzthal, Oberstenfeld, Margarethenhausen und die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd, Heilbronn nebst dem Dorfe Dürrenmettstetten erhielt*). Der Ersatz, auf 29¼ Quadratmeilen, 110,000 Einwohner und 700,000 Gulden Einkünfte angeschlagen, blieb zwar hinter dem Loose des Nachbarn zurück, betrug aber doch immer an Umfang und Bevölkerung mehr als das Vierfache des Verlustes und hatte vor den badischen Erwerbungen den Vortheil einer trefflichen Arrondirung des neuen Gebietes voraus. — Mit diesen Vergrößerungen verglichen, nahm sich allerdings der hessencasselsche Antheil an der Beute ziemlich bescheiden aus; für den Verlust von St. Goar, Rheinfels und den Verzicht seiner Ansprüche auf Corvey, im Ganzen nicht eine Quadratmeile groß und etwa 30,000 Gulden Einkünfte tragend, erhielt zwar der neue Kurfürst von Hessen durch die mainzischen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, dann die Stadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen einen Ersatz, der die Einbuße weit überstieg, aber er fand sich doch verkürzt und war unzufrieden. Warum denn, fragte eine cassel'sche Beschwerde, gerade das kurhessische Haus unter den größeren Fürstenhäusern allein sich seine Entschädigung nach dem wirklichen Verlust berechnen lassen solle, statt nach den politischen Machtverhältnissen wie die andern bedacht zu werden? Der geizige Kurfürst war selber Schuld; er hatte, wie es heißt**), den Fehler begangen, den Franzosen nur zwanzigtausend Louisd'or anzubieten, „die mit Verachtung zurückgewiesen wurden". Glücklicher war die darmstädter Linie, die denn freilich auch das Geld nicht gespart hat. Dieselbe hatte durch die Friedensschlüsse die im Elsaß gelegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg eingebüßt und auf dem rechten Rheinufer zur Abfindung Badens und Nassau's eine Anzahl Aemter (Lichtenau, Wilstett, Katzenelnbogen, Braubach, Ems, Kleeberg, Eppstein) freiwillig abgetreten, im Ganzen eine Verminderung von 13 Quadratmeilen mit 40,000 Seelen und ungefähr 400,000 Gulden Einkünften. Dafür war aber dem Landgrafen eine sehr reiche Entschädigung zugefallen: das ehemals

*) Die sechs Abteien und das Dorf waren im zweiten Entschädigungsplan hinzugefügt worden, als Ersatz für verschiedene Renten im Gesammtbetrag von 88,000 Gulden, die Württemberg an Hohenlohe-Waldenburg, Salm, Reiferscheid, Limburg-Styrum u. A. zu bezahlen hatte.

**) Lang Memoiren II. 53.

kölnische Herzogthum Westfalen, die mainzischen Aemter Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rockenburg, Haßloch, Astheim, Hirschhorn, die pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt, und Otzberg mit den Resten von Alzei und Oppenheim, ebenso der Ueberrest des Wormser Bisthums, die Abteien Seligenstadt und Marienschloß, die Probstei Wimpfen und die Reichsstadt Friedberg. Zwar lastete auf diesen Erwerbungen die Verpflichtung einer Rente an den Fürsten von Wittgenstein-Berleburg und eine Erhöhung der hessen-homburgischen Deputatgelder, aber der Gewinn blieb gleichwol bedeutend genug. Statt dreizehn Quadratmeilen hatte Darmstadt gegen hundert eingetauscht, deren Bevölkerung mehr als das Dreifache, deren Einkünfte mehr als das Doppelte des Verlustes einbrachten.

Zu dieser begünstigten Gruppe der künftigen Rheinbundstaaten zählte auch Nassau. Die (im Jahre 1816 erloschene) Linie Usingen erhielt für die am linken Rheinufer verlorene Grafschaft Saarbrücken, für zwei Drittheile von Saarwerden, für Ottweiler und für die an Baden abgetretene Herrschaft Lahr, im Ganzen etwa 20 Quadratmeilen mit sechzigtausend Einwohnern, die mainzischen Aemter Königstein, Höchst, Kronenburg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltville, Harheim, Castel, die Besitzungen des Domcapitels am rechten Mainufer, namentlich Hochheim, das pfälzische Amt Kaub, den Rest des Kurfürstenthums Cöln, die obgenannten darmstädtischen Aemter, einige Frankfurter Dörfer, unter denen das Bad Soden die schätzbarste Erwerbung war, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen und die Capitel und Abteien Limburg, Rummersdorf, Bleidenstadt und Sayn. Die Entschädigungen, wenn auch an Umfang nicht viel größer als das Verlorene, waren alle zur Abrundung des Gebietes sehr gut gelegen, enthielten eine Reihe von fruchtbaren und reichen Besitzungen und boten durch ihren Ertrag für die Einbuße einen reichen Ersatz. Die Linie Weilburg (die gegenwärtig regierende) war noch besser bedacht; sie hatte ein Drittel der Grafschaft Saarwerden und die Herrschaft Kirchheimbolanden am linken Rheinufer, im Ganzen etwa 6 Quadratmeilen, eingebüßt; sie erhielt dafür die Reste des Trierer Kurstaates, also die Aemter Ehrenbreitstein und Bergpflege, den größten Theil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Aemter Hammerstein, Boppard, Welmich, Montabaur, Limburg, Camberg und Wehrheim, einen Theil von Münzfelden und außerdem die Abteien Arnstein, Schönau und Marienstadt — im Ganzen beinahe das Dreifache des Verlustes*). Für die Dillenburg'sche Linie oder das Haus Nassau-Oranien hatte, wie wir uns erinnern, Preußen sich eifrig bemüht und es auch durchgesetzt, daß diese, Deutschland seit dritthalb Jahrhunderten fremdgewordene Dynastie, die so wenig wie Toscana oder Modena ein Recht hatte, auf deutsche Kosten

*) Doch hieß es, die ursprüngliche, noch größere Entschädigung sei verkürzt worden, weil Weilburg anfangs den Franzosen 600,000 fl. versprach und dann nur zwei Drittheile bezahlte.

versorgt zu werden, eine ansehnliche Entschädigung erhielt. Aus den Bisthümern Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund und einigen Stiftern, unter denen die berühmte Benedictinerabtei Weingarten in Oberschwaben das bedeutendste war, wurde ein oranisches Fürstenthum von etwa 46 Quadratmeilen und einer Million Einkünfte zugeschnitten.

An diese Reihe von reichen Dotirungen, womit größtentheils spätere Rheinbundfürsten ausgestattet wurden, schließen sich andere, die mehr den Charakter von wirklichen Entschädigungen an sich tragen und unter denen nur hier und da eine durch Gunst und besondere Verhältnisse ergiebiger ausgefallen ist. So hatte auf den Antrieb Bremens Oldenburg sich dazu verstehen müssen, den sehr einträglichen Elsflether Zoll nach Ablauf der nächsten zehn Jahre aufzuheben, und erhielt für diese Einbuße und die Abtretung einiger kleinerer Besitzungen das bisher schon besessene Bisthum Lübeck zum erblichen Eigenthum, dann das hannoversche Amt Wildeshausen und vom ehemaligen Bisthum Münster die Aemter Vechta und Kloppenburg. Mecklenburg-Schwerin, das auf zwei erbliche Domherrnstellen im Stift Straßburg und einen kleinen Landstrich, der an Lübeck fiel, hatte verzichten müssen, ward mit einigen Lübeck'schen Dörfern und einer Anweisung auf das Rheinoctroi abgefunden; der Wunsch, eine Kurwürde zu erlangen, war trotz Rußlands Fürsprache unerfüllt geblieben. Die beiden hohenzollernschen Linien in Schwaben hatten an reichsunmittelbarem Gebiet nichts verloren; die mächtige preußische Verwandschaft hatte es aber dahin gebracht, daß sie ausnahmsweise auch für ihre verlorenen Lehenseinkünfte mit einigen schwäbischen Herrschaften und Klöstern entschädigt wurden, Dietrichstein erhielt für die an Bündten abgetretene Herrschaft Tarasp die Herrschaft Neu-Ravensburg; der Fürst von Ligne für die verlorene Grafschaft Fagnolles im Lütticher Land die Abtei Edelstetten im schwäbischen Donaugebiet; dem Hause Thurn und Taxis, das in solchen Unterhandlungen meistens mit erfolgreicher Freigebigkeit agirte, wurden für seine verlorenen Posteinkünfte am linken Rheinufer Besitzungen in Schwaben, z. B. das Stift und die Stadt Buchau, die reichen Abteien Marchthal und Neresheim nebst einigen weltlichen Herrschaften zugeworfen und zugleich die Fortdauer seines Privilegiums im Reiche ausdrücklich garantirt. Das Haus Löwenstein-Wertheim, mit den Menschen- und Ländermäklern in enger, vertraulicher Verbindung, ward für einige verlorene Herrschaften am linken Rheinufer, unter denen nur die Grafschaft Virneburg reichsunmittelbares Land war, mit Aemtern und Stiftern aus den Spolien von Würzburg und Mainz abgefunden. Oettingen-Wallerstein erhielt für die in den Friedensschlüssen abgetretene Herrschaft Dachstuhl zwei schwäbische Abteien und einige im eigenen Gebiet gelegene Klöster; in ähnlicher Weise wurden den Fürsten und Grafen zu Solms ihre jenseits des Rheins verlorenen Güter ersetzt; das Haus Stolberg mußte sich dagegen für seine verlorene Grafschaft Rochefort mit einer Anweisung auf die Rheinzölle begnügen. Hohenlohe-

Bartenstein wurde für die im Elsaß gelegene Herrschaft Oberbronn mit würzburg'schen Aemtern und Einkünften, größtentheils an der Jaxt, mehr als hinreichend entschädigt; auch die Ingelfinger und Oehringer Linie erhielt für bestrittene Ansprüche und einen an die Bartensteiner abgetretenen Landstrich genügenden Ersatz an Grund und Boden; nur Hohenlohe-Waldenburg mußte sich für seinen Antheil am Bopparder Zoll mit einer Rente begnügen. Der Fürst von Isenburg ward für die Abtretung eines Dorfes an Nassau mit zwei anderen mainzischen Dörfern und den Resten einer Abtei abgefunden. Der Fürstin wurde für einige verlorene Herrschaften, die ihr zugehört hatten, eine Rente auf das Rheinoctroi angewiesen. Für die Fürsten von Leiningen, welche die reichsunmittelbare Grafschaft dieses Namens, die Grafschaft Dagsburg und die Herrschaft Weihersheim am linken Rheinufer verloren hatten, wurde aus mainzischen, würzburgischen und pfälzischen Aemtern ein schönes kleines Fürstenthum zwischen Main und Neckar gebildet; die kurmainzer Hinterlassenschaft gab dazu die Aemter Miltenberg, Buchen, Seligenthal, Amorbach und Tauberbischofsheim, Würzburg und die Bezirke Grünsfeld, Lauda, Hardheim und Rippberg, Pfalzbaiern die Aemter Boxberg und Mosbach, wozu noch die Abteien Gerlachsheim und Amorbach kamen. Wohl hafteten auf diesen Erwerbungen eine immerwährende Rente und eine nicht unbedeutende Schuldenlast, aber der Verlust der überrheinischen Besitzungen war durch dies wohl arrondirte Fürstenthum von mehr als 27 Quadratmeilen reichlich ersetzt. Das hoben auch die gräflichen Linien in ihren Reclamationen hervor; sie waren so reich nicht bedacht worden. Leiningen-Guntersblum mußte sich für seine verlorenen Ansprüche mit der mainzischen Kellerei Billigheim und einer Rente, die auf das Rheinoctroi angewiesen war, begnügen; die Heidesheimer Linie erhielt eine gleiche Rente und die mainzer Kellerei Neudenau; die westerburger Grafen, früher am linken Rheinufer in Grünstadt und der Umgegend ansehnlich begütert, wurden karg genug mit einigen Abteien in der Wetterau und ähnlichen Renten abgefunden. Sie hatten, wie es scheint, in den Unterhandlungen nicht das Geschick und wohl auch nicht die Freigebigkeit bewiesen, wie andere weniger Berechtigte unter den reichsfürstlichen Familien.

Der Fürst von Wiedrunkel empfing für die an Frankreich übergegangene Grafschaft Krichingen zwei kölnische Aemter und die Kellerei Vilmar; der Fürst von Bretzenheim ward für zwei verlorene Herrschaften mit der Stadt Lindau und dem dortigen Stift entschädigt; dem wittgenstein'schen Hause wurden für seine theils durch die Friedensschlüsse, theils durch freiwilligen Verzicht verlorenen Besitzungen Geldrenten zugewiesen.

Besondere Schwierigkeiten bot die Entschädigung der Reichsgrafen. Nicht wenige von ihnen hatten ihr ganzes Besitzthum verloren, andere waren durch die Abtretung des linken Rheinufers wenigstens um einen großen Theil ihrer reichsunmittelbaren Lande, namentlich diejenigen gekommen, an denen die

Reichsstandschaft haftete. Die verschiedenen Verhältnisse dieser Körperschaft von den auf Kreis- und Reichstagen Berechtigten an bis zu den blos mit ritterschaftlichen Gütern Dotirten herab, die nur als Grafen charakterisirt waren, machten an sich schon eine gerechte Abfindung nicht leicht; nun fehlten aber auch die Mittel, ihren Schaden nur einigermaßen zu decken. Ein zuerst für sie bestimmtes Gebiet war zum Theil anders verwendet, zum Theil an Begünstigte verschwendet worden; es blieb nun nichts mehr übrig, als eine kleine Anzahl Stifter aus der Erbschaft der schwäbischen Prälatenbank*), die nicht entfernt hinreichten, die lange Reihe dieser reichsgräflichen Familien zu dotiren. Es ward eine besondere Commission gebildet, die mit löblichem Eifer das verwickelte Geschäft zu lösen suchte, indessen sie war außer Stande, das Deficit der Mittel zu überwinden. In Regensburg und Paris drängten sich aber natürlich andere Interessen in den Vordergrund, als die der armen Reichsgrafen; es war vorauszusehen, daß die Deputation suchen würde, so rasch als möglich über diese Angelegenheit hinwegzukommen. Man zerstückelte die einzelnen Kirchengüter, welche die bescheidene Entschädigungsmasse bildeten; man half sich mit Geldrenten, die auf die Stifter angewiesen wurden, aber es blieb immer noch eine sehr beträchtliche Lücke übrig. Kaum konnten die am ersten zum Ersatz Berechtigten, an deren verlorene Güter die Theilnahme an Kreis- und Reichstagen geknüpft war, noch nothdürftig entschädigt werden; was hinter ihnen stand und Güter ohne diese Rechte oder überhaupt ohne Reichsunmittelbarkeit eingebüßt hatte, bekam entweder kaum die Hälfte oder auch geradezu nichts. Die Leyen, Halberg, Aspremont, Bassenheim, Bentheim, Metternich, Nesselrode, Ostein, Schaesberg, Sickingen, Sternberg und Törring gehörten dazu; unter ihnen verrechnete z. B. der Graf von Leyen seinen Verlust mit 248,781 Gulden jährlicher Einkünfte, der von Sickingen mit 116,000 — und dafür wurde nicht ein Heller Entschädigung bezahlt. Wohl deutete der Artikel, der sie betraf, auf die „nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters", das auf diesen Gütern lag, und wies sie auf Einkünfte, „welche noch zu einer weiteren Bestimmung übrig bleiben dürften", aber wer wollte davon etwas erwarten! Es lautete vielmehr wie bittere Ironie, wenn Brandenburg in der Deputationssitzung vom 12. Februar 1803, wo die Sache der Reichsgrafen entschieden ward, „eine vollkommene trostvolle Beruhigung in der im Luneviller Frieden stipulirten und von Frankreich feierlich zugesagten Aufhebung des Sequesters" erblicken wollte und sich einen Erfolg davon versprach, daß man die Erfüllung dieser Zusage „mit ebensoviel Wärme als Zuversicht reclamirte". Es hat das natürlich nie eine Folge gehabt.

Von geistlichen Fürsten und Körperschaften war, wie wir uns erinnern,

*) Es waren die Abteien und Klöster Ochsenhausen, Münchroth, Schussenried, Guttenzell, Hegbach, Baindt, Buxheim, Weißenau und Isny, wozu noch die Reichsstadt Isny kam.

nur der Kurerzkanzler und die beiden Ritterorden übrig geblieben. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz ward auf die Domkirche von Regensburg übertragen und die Würde „eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland" sollte auf ewige Zeiten damit vereinigt bleiben. Seine auf eine Million Gulden festgesetzte Dotation ward gebildet: aus dem Fürstenthum Aschaffenburg, wie man das alte mainzische Oberamt dieses Namens sammt den Aemtern Aufenau, Lohr, Orb, Prozelten, Klingenberg und Aurach jetzt bezeichnete, dann aus dem Fürstenthum Regensburg (der Stadt und ihren Stiftern), der Grafschaft Wetzlar, wie die Reichsstadt mit ihrem Gebiet nun hieß, und den noch übrigen Bruchstücken vom alten Eigenthum des Mainzer Domcapitels. Die Summe dieser Einkünfte war auf ungefähr 600,000 Gulden angeschlagen; die übrigen viermalhunderttausend sollten durch das Rheinschifffahrtsoctroi beigebracht werden. Der Kurfürst-Erzkanzler sollte auch fernerhin nach den Statuten seiner alten Metropolitankirche gewählt, den Städten Regensburg und Wetzlar, als den Sitzen des Reichstages und Reichskammergerichtes, eine immerwährende Neutralität zugesichert werden. Der deutsche Orden sollte die mittelbaren Stifter, Abteien und Klöster im Vorarlberg, im österreichischen Schwaben und überhaupt alle mittelbaren Klöster der Augsburger und Constanzer Diöcesen in Schwaben, worüber nicht schon disponirt war, erhalten, mit Ausnahme der im Breisgau gelegenen; der Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Karl, nahm indessen nur die in solchen Gebieten gelegenen Güter an, die selbst in die Entschädigungsmasse gezogen waren, und verzichtete auf die ihm in den Erbland angewiesenen. Der Johanniterorden ward mit der Grafschaft Bonndorf im Schwarzwald, den Abteien St. Blasien, St. Trudpert, Schuttern, St. Peter, Thenenbach und allen Stiftern, Abteien und Klöstern, die im Breisgau lagen, dotirt; der Verpflichtung, die persönlichen Schulden der Bischöfe von Basel und Lüttich zu bezahlen, entledigte sich der Ordensmeister durch eine vertragsmäßig festgesetzte Summe, die sich für beide Bischöfe auf 1,100,000 Gulden belief.

Die sechs Reichsstädte, die noch übrig blieben, gingen zum größten Theil nicht leer aus; manche erfreuten sich sogar einer sichtbaren Begünstigung. Es ward ihnen allen einmal die volle Landeshoheit und Gerichtsbarkeit in ihren Gebieten zugesagt, dann die verlangte Neutralität in allen Reichskriegen gewährt. Außerdem wurden einzelne von ihnen freigebig genug bedacht. Augsburg erhielt die Gebäude und Renten der geistlichen Stifter in seinem Gebiet; Lübeck ward für einige Abtretungen an Mecklenburg mit den in der Stadt gelegenen Gebäuden und Einkünften des Bisthums und dem sogenannten Travemünder Winkel entschädigt; Frankfurt empfing als Ersatz für die abgetretenen Dörfer Soden und Sulzbach alle innerhalb seines Umkreises gelegenen Stifter, Abteien und Klöster (nur das an den Erzkanzler überlassene Compostell ausgenommen) und mußte dafür an die Familien Salm-Reifer-

scheid und Stadion eine Rente entrichten; Bremen ward vom Elsflether Zoll befreit und ihm eine Anzahl Besitzungen in der Stadt und deren Gebiet, die bis jetzt noch Kurhannover zugestanden hatten, eingeräumt; ebenso erhielt Hamburg die in der Stadt und dem Gebiet noch übrigen Rechte des Bremer Domcapitels; nur Nürnberg ging leer aus. Den mediatisirten Städten ward die Zusicherung gegeben, daß ihre neuen Landesherren sie „in Bezug auf ihre Municipalverfassung und ihr Eigenthum auf dem Fuß der in jedem der verschiedenen Lande am meisten privilegirten Städte behandeln sollten, so weit es die Landesorganisation und die zum allgemeinen Besten nöthigen Verfügungen gestatteten.“ Insbesondere ward ihnen die freie Ausübung ihrer Religion und der ruhige Besitz aller ihrer zu kirchlichen und milden Stiftungen gehörigen Güter und Einkünfte gesichert.

Die Reichsritterschaft mußte sich mit einem Versprechen von sehr zweifelhafter Aussicht begnügen. Die Entschädigungen, hieß es im §. 28, welche etwa einzelnen Mitgliedern der Reichsritterschaft gebühren dürften, werden, so wie die Indemnisationsergänzung der Reichsgrafen, im Verhältniß ihrer rechtmäßigen Ansprüche, in so weit sie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters bewirkt werden, in immerwährenden Renten auf jene Einkünfte angewiesen, welche zu einer weiteren Bestimmung übrig bleiben dürften. Wir haben oben gesehen, was es mit der Entschädigung der Grafen für eine Bewandtniß hatte; es war aller Voraussicht nach mit dem, was die Ritter zu erwarten hatten, nicht besser bestellt. Vielmehr zeigte sich bald, daß sie, statt entschädigt zu werden, mit zum Opfer dieser großen Fürstenrevolution ausersehen waren.

Mit den Entschädigungen in Land und Einkünften hing die Ertheilung neuer fürstlicher Würden und Stimmrechte eng zusammen. Während die Kurfürsten von Cöln und Trier verschwanden, wurden Baden, Württemberg und Hessen-Cassel zu Kurfürsten erhoben und nach dem jüngsten österreichisch-französischen Vertrage erhielt auch Salzburg diese Würde; mit dem Erzkanzler und den alten kurfürstlichen Stimmen von Böhmen, Pfalzbaiern, Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg bestand also der Kurfürstenrath in Zukunft aus zehn Mitgliedern.

Eine durchgreifende Wirkung dieser Revolution zeigte die Neugestaltung des Fürstenrathes. Die fremden Schiedsrichter hatten auf das Andringen der landesfürstlichen Partei eine neue Vertheilung der Virilstimmen entworfen, die natürlich in derselben politischen Berechnung wie die Entschädigungen selber ausgedacht war. Es wurden auch dieselben Künste dabei angewandt; man nannte die Summen, die eine Virilstimme kostete, und mehr als ein deutscher Reichsfürst suchte in Paris persönlich bei Bonaparte um eine nach. Zufolge des französisch-russischen Planes hätten zu ihren schon vorhandenen Stimmen Oesterreich und Pfalzbaiern noch vier, Sachsen und Württemberg noch je drei, Preußen, Baden, Darmstadt, Cassel, Modena je zwei weitere

Stimmen erhalten. Mit je einer neuen Stimme waren bedacht: der Erzkanzler, Sachsen abwechselnd mit Weimar und Gotha, Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg-Strelitz, Aremberg, Salm-Salm, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Sigmaringen, Salm-Kyrburg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Waldeck, Löwenstein, Oettingen-Spielberg, Oettingen-Wallerstein, Solms-Braunfels, Hohenlohe-Neuenstein, Hohenlohe-Waldenburg, Hohenlohe-Bartenstein, Isenburg-Birstein, Kaunitz, Reuß-Greitz, Leiningen, Ligne und Looz. Ebenso hatte die fremde Diplomatie über die Ordnung des Aufrufes verfügt.

Wir haben aber oben erfahren, daß der Kaiser gegen diesen Theil des Reichsdeputationshauptschlusses sein Veto einlegte und es sind darum diese Bestimmungen niemals in Wirksamkeit getreten. Allein es gelang dem Kaiser doch auch nicht, wie er wollte, die Vertheilung im Fürstenrathe in seinem Sinne zu leiten. Vielmehr konnte er gesetzlich nicht hindern*), daß die weltlichen Fürsten von den Stimmen Gebrauch machten, die ihnen mit den säcularisirten Stiftern zugefallen waren. So blieb zwar der Rahmen der alten Ordnung bestehen: aber der Ausfall einer Reihe von Stimmen, die Uebertragung geistlicher Fürstenthümer auf weltliche Herren, die daraus sich ergebende Gruppirung des Stimmverhältnisses gestalteten doch den Fürstenrath der alten Reichsverfassung wesentlich um, ohne daß der kaiserliche Einfluß dem zu begegnen vermochte.

Von den hundert Stimmen des bisherigen Reichstages waren durch die Abtretung des linken Rheinufers Burgund, Pfalz-Lautern, Pfalz-Simmern, Zweibrücken, Pfalz-Veldenz, die Bisthümer Worms, Basel, Lüttich und Chur, die Fürstabteien Weißenburg, Prüm, Stablo, die Fürstenthümer Romeny und Mömpelgard beseitigt; die schon lange nur dem Namen nach vorhandenen zwei Stimmen Bisanz und Savoyen verschwanden nun auch, und die beiden Curiatstimmen der schwäbischen und rheinischen Prälaten waren durch die Säcularisation aufgehoben. Der Fürstenrath zählte also nach dem Wegfall dieser achtzehn nur noch 82 Stimmen. Aber auch unter diesen übrigbleibenden hatten sich vielfache Veränderungen ergeben. Oesterreich hatte zwar wie bisher drei Stimmen im Fürstenrathe, indem es die erzherzogliche behielt und statt Burgund und Romeny die von Brixen und Trient antrat; ja es erschien verstärkt, da die jüngere Linie des Hauses, Toscana-Salzburg, mit drei Virilstimmen (Salzburg, Eichstädt, Berchtesgaden) ihm nun zur Seite stand. Allein die Reihen der Opposition gegen Oesterreich hatten doch einen ganz andern Zuwachs erhalten. Preußen, bisher (für Magdeburg, Ansbach, Culmbach, Halberstadt, Pommern, Minden, Camin und Ostfriesland) mit acht Stimmen im Fürstenrath vertreten, war durch die von Hil-

*) S. die oben angeführte Schrift von Aegidi S. 260 f. 298 f.

desheim, Paderborn und Münster auf eilf gestiegen; Baiern, bisher mit sechs ausgestattet, erhielt nun neun, da ihm statt der verlorenen drei (Lautern, Simmern, Veldenz) sechs neue geistliche (Bamberg, Würzburg, Augsburg, Freisingen, Passau, Kempten) zufielen und drei von seinen früheren (Baiern, Neuburg, Leuchtenberg) ihm verblieben. Hannover erhielt zu seinen sechs Virilstimmen (Bremen, Celle, Calenberg, Grubenhagen, Verden, Lauenburg) mit Osnabrück eine siebente; Baden, bisher für die Linien Baden, Durlach und Hochberg mit drei Stimmen versehen, erhielt mit den Bisthümern Speyer (Bruchsal), Straßburg (Ettenheim) und Constanz noch drei weitere. Das ernestinische Sachsen behielt seine sechs (Weimar, Eisenach, Coburg, Gotha, Altenburg, Henneberg), Mecklenburg-Schwerin seine drei, Württemberg seine zwei Stimmen, indem es statt Mömpelgard die von Ellwangen erwarb, auch Hessen-Cassel hatte wie bisher für Cassel und Hersfeld seine doppelte Stimme. Dagegen wuchs das Haus Nassau, bisher nur mit den Virilstimmen von Hadamar und Dillenburg berechtigt, durch Fulda und Corvey auf vier und Oldenburg erhielt durch Lübeck die Verstärkung einer zweiten erblichen Stimme. Alle übrigen Reichsstände des Fürstenrathes hatten je eine Virilstimme*).

Es fällt in die Augen, wie sehr sich dieser neue Fürstenrath vom alten unterscheidet. Die weltliche Bank, schon bisher überwiegend protestantisch, war zwar durch die abgetretenen Gebiete von 63 Stimmeu auf 56 vermindert, dagegen zählte die geistliche Bank statt 37 nur noch 26 Stimmen und auch dieser Rest hatte als geistliche Bank seine Bedeutung ganz verloren, da fast alle auf weltliche, zum Theil protestantische Fürsten übergegangen und im strengen Sinne des Wortes nur noch drei geistliche Stimmen erhalten waren**). Der Fürstenrath, bisher, je nachdem der Turnus des Stifts Osnabrück und der westfälischen Grafen katholisch oder evangelisch war, aus 55—57 katholischen und 43—45 protestantischen Stimmen zusammengesetzt, enthielt fortan auf 52—53 protestantische nur noch 29—30 katholische Virilstimmen. In dem von den Vermittlern vorgeschlagenen Entwurfe, den der Kaiser zurückgewiesen hatte, war das confessionelle Verhältniß nicht ungün-

---

*) Es waren noch folgende vierundzwanzig: der Hoch- und Deutschmeister, Braunschweig-Wolfenbüttel, der Erzkanzler für Regensburg, Schweden für Vorpommern, der Johannitermeister, Hessen-Darmstadt, Holstein-Glückstadt, Anhalt, Ratzeburg, Aremberg, Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Auersberg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn und Taxis, Schwarzburg und die vier Grafencollegien.

**) Der Hoch- und Deutschmeister, Regensburg und der Johannitermeister. Katholische Stimmen der geistlichen Bank, die auf protestantische Fürsten übergingen, waren: Bruchsal, Ettenheim, Constanz, die Baden erhielt; Hildesheim, Paderborn und Münster, die an Preußen kamen, Fulda und Corvey, die Oranien, Ellwangen, das Württemberg übernahm.

stiger für die Katholiken gewesen*). Der österreichische Einfluß im Fürstenrathe, bisher mit der von Preußen angeführten Opposition wenigstens im Gleichgewicht, war fortan in entschiedener Minderheit. Zu den zwanzig Stimmen, die Preußen und Baiern führten, konnte man mit Sicherheit Baden, Württemberg, beide Hessen, das ernestinische Sachsen, Nassau, Braunschweig und Mecklenburg zählen; das war aber, wenn auch alle andern zu Oesterreich standen, die Majorität im Fürstencollegium.

Die übrigen Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses betrafen eine Reihe von Verhältnissen, die sich als Folgen der neuen Ländervertheilung ergaben: darunter namentlich die Feststellungen über die Art der Ausführung, die Zeit der Besitznahme, die künftige Bestimmung der eingezogenen Kirchengüter, die Entschädigung der Säcularisirten und ihrer Diener, die politischen und religiösen Rechte der bisher geistlichen Lande, das Lehens- und Schuldenwesen.

Für den Genuß der Entschädigungslande war der 1. December 1802 als Anfangstermin festgestellt; acht Tage zuvor begann der „Civilbesitz", d. h. von dem, was vor dieser Zeit nur militärisch besetzt worden war, stand die Nutznießung noch den alten Eigenthümern zu, ausgenommen wenn die Betheiligten darüber bereits besondere Verabredungen getroffen hatten — eine Clausel, die freilich den früheren Besitzern nachtheilig genug war. Zugleich waren alle Veräußerungen von Entschädigungslanden, die nach der Ueberreichung des Entwurfs vom August 1802 stattgefunden hatten (mehrere schwäbische Stifter hatten sich auf diese Weise noch zu helfen gesucht), für ungültig erklärt. Ueber die Art der Besitznahme der geistlichen Hochstifter war verfügt, daß die Güter der Domcapitel und ihrer Würdenträger den Domänen der Bischöfe einverleibt sein und mit den Bisthümern auf die Fürsten übergehen sollten, denen sie angewiesen seien. Hart war die Bestimmung, daß die wissenschaftlichen Anstalten, namentlich die Universitäten, die bisher auf beiden Ufern des Rheins begütert waren und die ihre Besitzungen auf dem linken Ufer ohnedies verloren, auch von dem, was auf dem rechten Ufer lag, nur solche Güter behalten sollten, die nicht in den Gebieten entschädigter Fürsten lagen. Aber am auffallendsten erschien ein Paragraph, der zu Gunsten der landesherrlichen Allmacht auch die mittelbaren Stifter, protestantische wie katholische, in das allgemeine Schicksal der Einschmelzung verflocht. Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster, hieß es im §. 35, in den alten sowol als in den neuen Besitzungen, katholischer als augsburgischer Confessionsverwandten, mittelbarer sowol als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respectiven

*) Es standen unter den dort projectirten 131 Stimmen 78—79 evangelische gegen 52—53 katholische.

Landesherren, sowol zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere Anstalten, als zur Erleichterung der Finanzen überlassen. Das ging selbst über den Sinn der Säcularisation hinaus und war ein weiterer Gewaltstreich zu Gunsten der landesherrlichen Fiscalität. Sonderbar war dann wieder der Satz, wonach die Säcularisation der Frauenklöster nur im Einverständniß mit dem Diöcesanbischof erfolgen, die Mannsklöster dagegen der freien Verfügung der Landesherren oder neuen Besitzer unterworfen sein sollten. Neben der Regulirung des Lehens- und Schuldenwesens, das wir hier übergehen dürfen, fanden sich hier auch die Bestimmungen über das neue Rheinoctroi, das an der Stelle der alten Rheinzölle aufgerichtet werden und einen Theil der noch unvollständigen Dotation, namentlich die kurmainzische bestreiten sollte. Die besondere Führung war gemeinsam Frankreich und dem Kurerzkanzler überlassen; der Leiter des deutschen Reichstages war also durch einen Theil seines Einkommens an den guten Willen der Franzosen geknüpft und es hätte nach dieser Bestimmung nicht einmal des wandelbaren Dalberg bedurft, um den Reichserzkanzler unter Bonapartesche Botmäßigkeit zu bringen. — Ein schwieriges Geschäft war die Versorgung der durch die Säcularisation aus ihrem Besitz gesetzten Personen. Die Regenten der geistlichen Staaten selbst, ihre Beamten und Diener, die Mitglieder des Domcapitels, die Weihbischöfe, die Conventualen der Prälaturen, die Mitglieder der Ritterstifter, die Vorsteher und Glieder der mittelbaren Stifter und Klöster, deren Aufhebung in dem Belieben der neuen Landesherren stand, endlich die auf solche Einkünfte angewiesenen Personen, wie die Coadjutoren, die sogenannten Precisten und andere mehr, hatten eine Sicherstellung ihrer persönlichen Existenz zu fordern. Nach der gewaltthätigen und revolutionären Art, in der das deutsche Fürstenthum bei dieser Katastrophe verfuhr, ließ sich kaum etwas Gutes erwarten, und wenn gegen die Betroffenen nicht mehr Gerechtigkeit geübt ward, als z. B. bei der Entschädigung der Reichsgrafen und Ritter, so konnten sie auf das Aergste gefaßt sein. Indessen machte der Receß diesmal eine Ausnahme; die umfassenden Bestimmungen über dies Verhältniß suchten den Interessen aller Einzelnen, so gut es möglich war, zu entsprechen. Es wurde schon früher erwähnt, daß allen geistlichen Regenten ihre Reichsunmittelbarkeit, ihre Würde und ihr früherer Rang gesichert blieb. Außerdem war nicht nur für die Fürstbischöfe, deren Lande ganz oder zum größten Theil an weltliche Regenten übergingen, wo also die Mittel leichter zu schaffen waren, ein Einkommen festgesetzt, dessen Minimum zwanzig-, dessen Maximum sechszigtausend Gulden betrug, auch für die übrigen, deren Besitzthum zerstückelt und durch die Abtretung zum größten Theil oder ganz verloren war, wurde eine gleiche Anordnung getroffen. Der einzige geistliche Kurfürst, der noch zu versorgen war, der Trierer, erhielt hunderttausend Gulden, die Bischöfe von Lüttich und Basel zwanzigtausend, auch diese, obwol es die einfachste Billigkeit erforderte, daß Frankreich sie versorgte, auf

deutsche Kosten. Die gefürsteten Aebte und Pröbste ersten Ranges sollten durchgängig zwanzigtausend, die übrigen zwischen sechs- und zwölftausend, die gefürsteten Aebtissinnen zwischen drei- und sechstausend, die Reichsprälaten, Aebtissinnen und unmittelbaren Aebte zwischen zwei- und achttausend Gulden jährlicher Revenuen erhalten. Dem Coadjutor von Bamberg, dem einzigen, der damals vorhanden war, wurden dreißigtausend Gulden ausgesetzt. Den Bepfründeten der Hochstifter, Ritter- und Damenstifter war der lebenslängliche Genuß ihrer Capitelwohnungen und neun Zehntheile ihres bisherigen Einkommens zugesichert; die Vicarien behielten das Ganze. In ähnlicher Weise war dann für die Conventualen der unmittelbaren und mittelbaren Abteien, die Laienbrüder und Novizen nicht ausgenommen, überhaupt für alle zu geistlichen Revenuen Berechtigte Sorge getragen; die geistliche und weltliche Dienerschaft konnte mit unverkürztem Einkommen in den Dienst des neuen Landesherrn treten; zog sie die Pensionirung vor, so gab eine fünfzehnjährige Dienstzeit Anspruch auf den vollen Gehalt, eine zehnjährige auf zwei Drittheile desselben, eine noch kürzere auf die Hälfte.

In Bezug auf die Verfassung der säcularisirten Gebiete ward die schon früher besprochene Bestimmung getroffen, daß dieselbe, soweit sie auf gültigen Verträgen und reichsgesetzlichen Normen beruhe, ungestört erhalten, aber doch in demjenigen, was zur Civil- und Militäradministration und deren Verbesserung und Vereinfachung gehöre, dem neuen Landesherrn freie Hand gelassen werden solle. Die erzbischöflichen und bischöflichen Diöcesen sollten in ihrem bisherigen Zustande bleiben, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sei. Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes sollte gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes und Schulfonds, nach der Vorschrift des westfälischen Friedens, ungestört verbleiben; dem Landesherrn stand es jedoch frei, andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den Vollgenuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

Auch das Reichskammergericht war schließlich nicht vergessen, indem bestimmt ward, daß die auf die Entschädigungslande fallenden Kammerzieler, mochten sie im Ganzen oder stückweise an neue Besitzer kommen, je nach dem Verhältniß der Erwerbung nach wie vor fortbezahlt werden sollten.

Es war eine gewaltige Revolution aller öffentlichen Verhältnisse in Deutschland; hatte doch weder die Reformation, noch der westfälische Friede den mittelalterlichen Bau des Reiches so mächtig erschüttert! Das „heilige römische Reich deutscher Nation“, in seiner Verflechtung weltlicher und geistlicher Formen und in seinem Verhältniß zur römischen Kirche, hatte von dem Tage an, wo die neuen Ordnungen des Recesses in Wirksamkeit traten, in

der That aufgehört zu existiren. Wohl war noch der Kaiser dem Namen nach als Schirmvogt der römischen Kirche übrig geblieben und sein Krönungseid wie seine Wahlcapitulation, die ihn als „Advocaten des römischen Stuhles und der päpstlichen Heiligkeit“ bezeichnete, war noch nicht aufgehoben; auch ein geistlicher Kurfürst und zwei Ritterorden hatten aus dem großen Schiffbruche noch eine ephemere Existenz gerettet. Aber das waren doch nur unvollkommene Bruchstücke der alten Ordnung, die inmitten der allgemeinen Verwüstung nur um so einsamer und zusammenhangloser erschienen. Der mittelalterliche Kaiser und Schirmvogt der Kirche sah sich von einem protestantischen Kurcollegium, von einem protestantischen Fürstenrathe umgeben, und das geistliche Fürstenthum, der recht bezeichnende Ausdruck der staatlich-kirchlichen Ordnung des alten Reiches, war bis auf kümmerliche Reste verschwunden. Auch diese Reste waren nur um zufälliger, persönlicher Ursachen willen vorerst noch erhalten worden; die tiefere Wurzel ihres Daseins war zerschnitten, oder was wollten diese alterthümlichen Reliquien noch bedeuten inmitten der neuen Gewalten und Ordnungen, wie die jüngste Revolution sie geboren? Schon die nächste Zeit mußte auch sie hinwegnehmen; das Kaiserthum, das letzte geistliche Kurfürstenthum, der deutsche und der Johanniterorden, das hatte fortan keinen Sinn mehr, auch wenn die alten Namen noch ein paar Jahre lang fortvegetirten.

Wie sich das völkerrechtliche Verhältniß, in welchem das heil. römische Reich zu den Staaten und der Kirche Europa's bisher stand, fortan umgestalten mußte, so war auch die föderative Ordnung, welche diese mannigfaltigen Gebiete freilich locker genug, bis hieher noch zusammengehalten, in Zukunft nicht mehr zu behaupten. Der feudale Verband zwischen Kaiser und Reichsfürsten löste sich nun vollends; die Institute, welche als Gegengewicht gegen die Einzelsouverainetät wirken sollten, wie z. B. die Kreisordnung, waren mit der neuen Ordnung kaum vereinbar. Oesterreich war nach Osten zurückgeschoben und dort arrondirt, Preußen im Norden vergrößert, der Süden und Westen Deutschlands in besondere Staatengruppen formirt, deren Lage und Interesse sie mit Frankreich eng verknüpfte: wie hätte die schon so lose und schwache Form der alten Föderation des Reiches stark genug sein sollen, diese neuen, vielfach sich zuwiderlaufenden Interessen in einer Einheit zusammenzufassen? Hatten bis jetzt schon die einheitlichen Gewalten — Kaiserthum, Reichstag und Reichskammergericht — nur eine unzulängliche Macht behaupten können, was wollten sie fernerhin bedeuten, nachdem ihr letzter natürlicher Anhang, die Geistlichen, die Kleinen und die Schwachen, zum größten Theil verschlungen waren und die neuen landesherrlichen Gewalten, vergrößert und verstärkt, ja schon mit den meisten Mitteln voller Selbstherrlichkeit ausgerüstet, sich überall siegreich Raum geschafft hattten? Die Versammlung zu Regensburg und das höchste Gericht in Wetzlar konnten, ähnlich wie der Kaiser, noch einen kurzen Zeitraum ihre äußere Existenz

fristen, aber ohne irgend in die vorhandenen Entwickelungen des öffentlichen Lebens thätig und fruchtbar einzugreifen. Der Tag konnte nicht mehr fern sein, wo auch für sie dies sieche und kümmerliche Dasein ganz erlosch.

Wir haben uns im Laufe der früheren Ereignisse vielfach überzeugen können, wie gering im deutschen Volke die Empfänglichkeit für die Erschütterung von 1789 gewesen ist; die ganz vereinzelten Episoden am linken Rheinufer ausgenommen, verhielt es sich gegen die ersten Berührungen der Revolution durchaus mehr abwehrend, als entgegenkommend. Der erste große Riß in die alten Verhältnisse des Reiches, der als eine Rückwirkung der Revolution gelten konnte, erfolgte erst jetzt, und zwar ging der Anstoß dazu nicht von den Massen, sondern von den fürstlichen Dynastien aus. Sie waren es, die jetzt die revolutionären Ideen gewaltsamer Abrundung und Gleichmacherei, welche Frankreich seit 1789 umgestaltet, auch auf die deutschen Verhältnisse übertrugen. Wie dort die Revolution in die feudale Mannigfaltigkeit nivellirend und uniformirend eingriff und ein Staatswesen gleichartiger Prägung daraus machte, so wurden hier, gleichsam nach denselben physikalischen Gesetzen, die feudalen Staatenbildungen eingeschmolzen, zwar nicht, wie in Frankreich, eine große und gleiche Masse daraus gebildet, aber doch gruppenweise in kleinerem Maßstabe ein ähnliches Ziel erstrebt. Hier wie dort geschah das gewaltthätig, wie es die Art der Revolutionen ist, und eine Menge besonderer Rechte mußten sich beugen vor der neuen Staatsraison der allgemeinen Wohlfahrt, *aber hier wie dort wurde auch Ungesundes und Ausgelebtes genug beseitigt, die Zerstückelung in winzige, lebensunfähige Körper vermindert, der gesunde Blutumlauf, den die kleinstaatliche Parcellirung hundertfach unterbrach, vielfach gefördert.* In den neuen, arrondirten und vergrößerten Staatsgruppen, wie die jüngste Umwälzung sie schuf, kam denn auch eine ganz ähnliche Staatspraxis auf, wie in Frankreich. Jene rührige, ordnungssüchtige, auf Gleichheit und Einheit hinstrebende Verwaltung, die in Frankreich am Ruder stand, ward jetzt auch in vielen deutschen Territorien heimisch; eben so eifrig, unermüdet und befehlerisch, so revolutionär und ohne Pietät für Geschichtliches und Ueberliefertes, so ganz erfüllt von den Gedanken der Staatsallmacht und mit den gleichen nivellirenden Neigungen, wie die Bonaparte'sche Bureaukratie in Frankreich, so ist auch in Deutschland die neue Richtung seitdem hervorgetreten.

Diese neue Staatspraxis schaffte sich fortan überall Raum auf den Trümmern der gewesenen Ordnung, während die Körperschaften und Stände des alten Reiches verfielen. Denn nicht nur das, was von der Reichsverfassung noch übrig geblieben, erhielt nun eine ganz andere Gestalt, seitdem der Kaiser seine natürlichsten Stützen im Reiche verlor, seit am Reichstage ein überwiegend protestantisches und antiösterreichisches Kurfürstencollegium und ein gleichgesinnter Fürstenrath ihn umgab, seit die geistlichen Reichsstände ver-

schwunden, die Städte bis auf sechs vermindert, die Ritterschaft bald schutzlos den Verschmelzungstendenzen der neuen Staatsmacht preisgegeben war; auch innerhalb der einzelnen Stände und Klassen der Nation mußte sich eine umfassende Veränderung vorbereiten.

Dem römischen Kirchenthum und dem katholischen Clerus hatte selbst die Reformation keinen so entscheidenden politischen Stoß gegeben, wie die jüngste Umwälzung. Geistliche Kurstaaten, Fürstenthümer, Stifter und Klöster waren in Masse verschwunden und weltlichen Regierungen verfallen, die, ob sie katholisch oder protestantisch waren, übereinstimmend nach den neuen Staatsmaximen des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution verfuhren. Der Clerus, bisher der erste Stand im Reiche, ward nun unterthan wie alle anderen; die Stellung der deutschen katholischen Kirche als einer organisirten Macht war verloren, ihr großer weitverbreiteter Besitz außerordentlich vermindert, der Einfluß auf Schule und Erziehung dem Clerus vollends entwunden, auch in der Leitung der eigenen kirchlichen Angelegenheiten die Einmischung der neuen Staatsgewalten unabwendbar geworden. Das fühlte man nirgends tiefer als in Rom selbst. Schon im October 1802 hatte Papst Pius VII. in einem Schreiben an den Erzkanzler seinen Kummer über die Umwälzung ausgedrückt, womit man die katholische Kirchenmacht in Deutschland bedrohe; er legte es dem letzten geistlichen Kurfürsten ernstlich ans Herz, aus allen Kräften dahin zu arbeiten, daß für die Angelegenheiten der Kirche, „zu deren Hütern wir von Gott gesetzt sind", mit allem Fleiße gesorgt und die Kirche bei den Rechten, der Freiheit und Sicherheit erhalten werde, deren sie bis auf diese Zeit genossen habe. „Sollte dieser entgegen etwas geschehen, so kann solches auf keine Weise von uns gebilligt werden"*). Indessen geschah das unvermeidliche. Nicht nur der weltliche Besitz erhielt einen furchtbaren Stoß, auch die ganze geistliche Autonomie der Kirche drohte verloren zu gehen. Die Verfügung über die geistlichen Körperschaften und Stiftungen wurde den neuen Landesherren überlassen, die Aufhebung der Mönchsklöster ihnen freigestellt, die Erlaubniß, neue Novizen aufzunehmen, vom Belieben der weltlichen, zum Theil protestantischen Gewalten abhängig gemacht, wegen der künftigen Diöcesaneinrichtung auf die „reichsgesetzlichen", nicht auf kirchliche Anordnungen verwiesen. So viel setzte schon der Reichsdeputationsreceß fest; es war nicht zu zweifeln, daß noch Anderes folgen werde. In Schriften der Zeit, welche mit den Gedanken der regierenden Kreise zusammenstimmen, ward verlangt, daß die päpstlichen Bullen und Breven dem landesherrlichen Placet unterworfen, die päpstliche Vergebung der Beneficien abgestellt, die Bischöfe von den Landesherren ernannt und ihnen für alle Handlungen verantwortlich, auch alle geistlichen Personen

*) S. polit. Journal II. S. 704 f.

der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstellt werden sollten*). Diese Wendung der Dinge vermochte den Papst zu einem merkwürdigen Schritte. Er schrieb in schmeichelhaftem Tone einen Brief an den ersten Consul**) und klagte ihm, daß man in Deutschland, nachdem die zeitlichen Güter auf eine bejammernswerthe Weise verloren seien, nun auch die geistigen antaste. „Da Du bei der Wiederherstellung der Religion in Frankreich uns so eifrig unterstützt hast, daß wir nächst Gott Dir am meisten Dank schulden für Alles, was dort nach den furchtbaren Erschütterungen zum Besten der Religion ist aufgerichtet worden, so wollen wir Dir diese neue Gelegenheit geben, Deinen Eifer für die katholische Religion zu bewahren und zugleich Deinen Ruhm zu verherrlichen. In der festen Ueberzeugung, daß Du auf unsere Bitte der katholischen Religion diesen Dienst leisten und uns mit allem Beistand und Eifer unterstützen wirst, ertheilen wir Dir, geliebter Sohn in Christo, voll Liebe unseren apostolischen Segen." Der Papst wandte sich also nicht mehr an den Kaiser; er gab den bisherigen Schirmherrn der Kirche, der sich freilich selbst mit ihren Spolien bereichert, stillschweigend auf und suchte, wie einst die Päpste des achten Jahrhunderts bei Pipin, Hülfe bei dem künftigen Gründer des neukarolingischen Kaiserthums. In der That legte der französische Gesandte in Regensburg (Januar 1804) eine Fürsprache für den römischen Stuhl ein, in welcher es hieß, der erste Consul wünsche, daß man bei den neuen Einrichtungen gemäßigte und billige Grundsätze annehme, und daß sie auf keinen Fall Veranlassung zu Bekümmernissen Sr. päpstlichen Heiligkeit geben würden. In jedem anderen Falle wäre ein solches Wort nicht verloren gewesen; hier waren aber die Maximen der Staatseinheit und Staatsallmacht, die von den Regierungen gehandhabt, von der Wissenschaft verfochten, von der Bevölkerung ertragen, zum Theil gewünscht wurden, mächtiger als das Fürwort des Consuls, zumal dessen eigene Praxis mit seiner kirchenfreundlichen Verwendung zu Regensburg in grellem Gegensatze stand.

Mit der politischen Auflösung des deutschen Kirchenstaates hing das Schicksal des Adels am innigsten zusammen. Man rechnete über 700 Mitglieder der Domstifter, die durch die große Umwälzung ihre Stellen verloren; so viel Angehörige des stiftsfähigen Adels blieben also in Zukunft unversorgt; es läßt sich danach ermessen, welch ein Schlag nicht blos der ökonomischen Existenz des Adels, sondern auch seinem moralischen Ansehen dadurch versetzt ward. Dazu kam dann die schmerzliche Verkürzung, durch die bei dem Theilungsgeschäft die Reichsgrafen und die Ritterschaft betroffen wurden, der Gewaltthätigkeiten nicht zu gedenken, womit bald nachher die neue Landesherrlichkeit, insbesondere die Ritter, heimgesucht hat. Die in alter Zeit bitter verfeindeten Gegner,

---

*) S. Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen, historisch, politisch, staats- und kirchenrechtlich entwickelt. [Von Harl.] Berlin 1804. S. 165 ff.
**) S. denselben d. d. 4. Juni 1803 in Häberlins Staatsarchiv XI. S. 337 f.

Adel und städtisches Bürgerthum wurden jetzt in ein gleiches Schicksal verflochten. Wir reden nicht von den zahlreichen Hof- und Residenzstädten, denen durch die Säcularisation ihre künstlichen Hülfsquellen abgeschnitten wurden, auch das reichsunmittelbare Bürgerthum verschwand beinahe durch die Mediatisirung von 45 Reichsstädten. Auch aus diesem Kreise hörte man Klagende genug, welche die vormalige Blüthe und Macht dieser bürgerlichen Sitze des Handels und der Industrie mit der künstlich getriebenen Existenz der fürstlichen Städte verglichen. Aber es waren doch nur Einzelne, die sich dieses Vorzuges noch als eines gegenwärtigen berühmen konnten; die Mehrzahl war verfallen, und hie und da pries man sich sogar glücklich, aus dem alten, unheilbaren Wuste in eine neue Lage versetzt zu werden, die auf thätige und frische Förderung des gemeinen Wohls mehr Hoffnung gab, als der Schatten der alten Freiheit.

Ward so eine Reihe von einzelnen Interessen auf's schmerzlichste gekränkt, so war doch der allgemeine Eindruck dieser Vorgänge keineswegs so groß, wie es die gewaltsame und tief einschneidende Macht der Ereignisse erwarten ließ. Die Geistlichkeit, der Adel, einzelne Städte klagten über die Umwälzung, die sie getroffen; das weltliche Fürstenthum und seine Beamten priesen die Revolution als einen großen Umschwung zum Besseren, die Masse der Nation nahm sie gleichgültig oder mit unverkennbarer Billigung auf. Eine solche Erscheinung läßt sich aus der politischen Apathie unseres Volkes und aus der Erschlaffung der Geister allein nicht erklären; sie wird erst dann recht begreiflich, wenn man an die Verfallenheit denkt, welche das kleinstaatliche Leben geistlicher, gräflicher, städtischer und ritterschaftlicher Gebiete schon vor der Revolution betroffen hatte.

Wir haben früher die innere Zerrüttung dieser kleinen Staatengruppen geschildert*). In den geistlichen Landen sahen wir ein lässiges und schlaffes Regiment so tief eingewurzelt, daß selbst Regenten, voll des besten Eifers, nicht im Stande waren, einen dauernden Umschwung hervorzurufen. Wir fanden dort einen Stiftsadel, der, zum großen Theil dem Lande und seinen Interessen fremd, nur auf dessen Ausbeutung angewiesen war, ein sorgloses, oft käufliches Beamtenthum, eine träge Verwaltung und eine schlechte Justiz; in der Bevölkerung fehlte ein frischer, aufstrebender Geist und dessen Frucht, ein selbsterworbener Wohlstand, wohl aber standen überall geistlicher Müßiggang, Nepotismus, Sinecuren und Bettel in voller Blüthe. Tüchtige Persönlichkeiten an der Spitze, an denen gerade die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht arm war, konnten im Einzelnen mildern und bessern, aber die allgemeine Verfallenheit und Mißachtung des geistlichen Staatenthums nicht aufhalten. Wie hätte vollends die Unnatur und Verderbtheit der kleinfürstlichen und reichsgräflichen Zwergstaaten, in denen noch der ganze Wust

*) Band I. 98 ff. 109 ff. 113 ff. 122 ff.

alter Mißbräuche im Stile des siècle de Louis XIV. fortwucherte, oder die Verkommenheit ritterschaftlicher und reichsstädtischer Gebiete dem Sturme einer neuen Zeit trotzen sollen? Das letzte Jahrzehent hatte in diesen Sphären nichts gebessert; einen großen Theil der Ritterschaft hatte die Revolution vollends ökonomisch ruinirt, in den Reichsstädten gab sich die Verfallenheit theils in der Stockung alles öffentlichen und bürgerlichen Lebens, theils in gährenden Ausbrüchen gegen das alte Regiment kund. Wie tief war z. B. Nürnberg herabgekommen, wie erschlafft war das einst so stolze und blühende Ulm, wie widerwärtig waren die inneren Händel und Zänkereien, welche während der neunziger Jahre Reutlingen und Dinkelsbühl bewegten! War vielleicht unter den kleineren noch hie und da eine zu nennen, die sich in leidlicher Ordnung und im Gedeihen erhalten hatte, das reichsstädtische Wesen in seiner Gesammtheit hatte sich, wie wir früher sahen, überlebt, bevor noch die Revolution an unsere Pforten schlug. Wie grell und unerträglich war aber das Gebahren vieler kleinen fürstlichen und reichsgräflichen Herren, selbst mitten unter den Eindrücken und Lehren der Revolution! Ein paar Beispiele werden genügen. Der Fürst von Wied, offenbar mehr für das Irrenhaus reif, als zum Throne geboren, ließ sich von einem verdächtigen und unsauberen französischen Vagabunden, der sich einen Comte de la Ville sur Illon nennen ließ, auf das schamloseste beherrschen und ausbeuten; die Fürstin stand in einer Art von Gefangenschaft, die fürstlichen Kinder unter moralischem Zwange, ganz Neuwied gerieth darüber in Gährung; vom Fürsten wurde dann militärische Hülfe requirirt, von der bedrängten Familie aber und den Unterthanen Schutz in Regensburg gesucht; gleichwol dauerte das frevelhafte Spiel Jahre lang ungestört fort, das ein frecher Abenteurer im Namen eines verrückten Fürsten in einem deutschen Lande treiben konnte. Wer von der Verwirrung der einfachsten Rechtsbegriffe im Kreise solcher kleinen Sultane eine Vorstellung haben will, der muß ein denkwürdiges Rescript der regierenden Grafen von Isenburg-Wächtersbach (vom Dec. 1800) lesen, worin dieser Besitzer einer reichsunmittelbaren Viertelsgrafschaft die Rechtsgründe auseinandersetzt, aus denen er, „um sich durch die gelindesten Mittel zu Wohnungen für die unentbehrlichste Staatsdienerschaft zu verhelfen", Privatleute aus ihrem ererbten Besitz vertrieb. Oder um sich von der Rechtspflege dieser Gebiete einen Begriff zu machen, darf man nur das Protocoll der erbach-schönberg'schen Regierung vom 10. April 1802 vergleichen, wonach dermalen „kein Bogen Papier mehr auf der Canzlei vorhanden und auch alle übrigen Schreibmaterialien gänzlich ermangelten, die Papierfabrikanten in hiesiger Gegend aber so wenig, als die Schreibmaterialienhändler zu Frankfurt die Erfordernisse auf Credit verabfolgen ließen, weil die vorigen ansehnlichen Conti bis jetzt unberichtigt geblieben seien." Die würdige Behörde resolvirte sich, mit einem „gänzlichen Stillstand der Geschäfte zu drohen, falls ihr nicht schleunigst das nöthige Schreibmaterial geliefert würde; vorher aber hatten schon die Par-

teien selbst, weil sie es auch in den kleinsten Rechtshändeln zu keiner Entscheidung bringen konnten, sich erboten, „den Betrag der bedürfenden Schreibmaterialien vorzuschießen, wenn deren Mangel die fortdauernde Ursache des bisherigen Verzuges sein sollte.“ Oder ein anderes Beispiel. Gegen das jetzt auch der Säcularisation verfallene Domcapitel in Osnabrück war in seinen tiefzerrütteten Schuldverhältnissen ein rechtsgültiges Urtheil verschiedener Instanzen, auch des Reichshofrathes, ergangen; das Capitel beschloß aber am 26. Oct. 1802, daß es dem reichsritterlichen Urtheile keine Folge leisten werde! Wo sich der Bankerott so augenscheinlich kundgab, da konnte auch die Demoralisation nicht ausbleiben. In der That haben denn auch diese reichsgräflichen Kreise ihre eigene Criminalstatistik. Wir haben früher einmal der Processe gedacht*), die noch Joseph II. gegen ein paar wirkliche Verbrecher unter den regierenden Herren dieser Art einleiten ließ; auch jetzt schwebte wieder gegen einen Fürsten von Salm-Kyrburg eine Untersuchung wegen falscher Banknoten, deren Verfertigung er angeklagt war**).

Wir müssen uns diese jetzt verblaßten Eindrücke kleinstaatlichen Unwesens vor Augen halten, um zu begreifen, warum die große Masse der Bevölkerung die sogenannte gute alte Zeit ohne Bedauern scheiden sah und in den neuen Zuständen eine entschiedene Wendung zum Besseren erblickte. Das neue Regiment der künftigen Rheinbundsregierungen zerstörte wohl mit dem alten Wuste auch manchen guten Keim; es wollte überall gleichmachen, uniformiren und verfuhr darum gegen Alles, was an persönliche, communale oder körperschaftliche Freiheit erinnerte, mit der gleichen Feindseligkeit, wie gegen die übeln Auswüchse der feudalen Anarchie. Sie verwalteten überwiegend aus dem Bureau, nach Akten, auch wohl nach selbstgemachten Doctrinen, die man dann gern Principien nannte, sie brachten häufig französische Vielregiererei, Fiscalität und Militärlast, aber alle diese Schattenseiten des rheinbündisch-bonaparteschen Bureaukratismus, die man wohl auch damals schon empfand, traten gleichwohl zurück neben den Wohlthaten eines geordneten und rührigen Regiments, die man in vielen Gebieten Deutschlands vorher noch niemals hatte kennen lernen. Es kam doch statt des alten Wustes eine Art von Ge-

*) Band I. S. 112.

**) Ueber die Neuwied'sche Sache s. die Schrift: „Unglückliche Ereignisse in einem deutschen Fürstenhause“, und die Vertheidigung des Fürsten: „Schreiben Sr. Durchl. des regierenden Herrn Fürsten zu Wied-Neuwied an Ihren Agenten zu Regensburg“, beide dem Reichstage übergeben. Die Isenburg'sche Verordnung steht in Häberlins Staatsarchiv IX. 103 ff., das Erbach'sche Rescript ebendas. VIII. 305 f., der Osnabrückische Beschluß IX. 420 ff. In Betreff des Fürsten Salm s. ebendas. IX. 333. Es ließe sich noch manche ähnliche Probe dieses Treibens verzeichnen, da die Freunde der Säcularisation und Mediatisirung es sich angelegen sein ließen, alle Actenstücke sorgfältig zu sammeln, welche die Verfallenheit des kleinstaatlichen Wesens darlegen konnten.

[illegible]

[illegible] unverhältnißmäßigen Schuldenlast überbürdet. Die neue Regierung klagte selbst in einem öffentlichen Erlasse, daß da weder eine eigentliche Verwaltung noch eine ordentliche Justiz vorzufinden, daß alle Industrie erstickt, aller Verkehr gelähmt, die Anhäufung des nationalen Reichthums durch Monopole und Privilegien gehemmt worden,

die Erziehung des Volkes „ganz vernachlässigt" gewesen sei*). „Se. kurfürstliche Durchlaucht, hieß es in einer anderen Veröffentlichung jener Tage, haben die Staatskassen nicht allein ausgeleert, sondern überdies noch mit vielen bisher unbekannten Schulden belastet angetroffen." Dazu kamen die Kriegslasten und die Occupation mit fremden Truppen während des Feldzuges von 1799—1800.

Der neue Kurfürst Maximilian Joseph mit seinem leichtblütigen pfälzer Naturell und seinen ganz modernen Lebensansichten kam denn allerdings wie ein Fremdling in diese altbairische Welt. So sehr die Bevölkerung des Regimentes Karl Theodors satt war, sie sah doch mit Schrecken an seiner Seite eine ketzerische Kurfürstin, die sich in Nymphenburg ein lutherisches Bethaus errichtete und einen protestantischen Hofprediger mitbrachte. Zum Glück, sagt ein Zeitgenosse, sind die Münchner ein guter Schlag Menschen, zu Meutereien nicht aufgelegt und ihrem Landesfürsten anhänglich; sonst hätte die Errichtung eines protestantischen Bethauses in Baiern ohne Ausschweifungen von Seiten des Pöbels kaum ablaufen können.

Unter den Räthen des neuen Landesherrn war die bedeutendste Persönlichkeit Baron Montgelas, schon unter Karl Theodor mit der Illuminatenopposition eng verflochten, dann im Dienst des Zweibrücker Pfalzgrafen durch eifrige und glückliche Thätigkeit für die Erhaltung der bedrohten Erblande ausgezeichnet. Montgelas stammte aus einer savoyischen Familie, hatte die Lebensansicht und Bildung eines vornehmen Herrn aus der Schule französischer Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert, aber auch die Geschmeidigkeit, das diplomatische Geschick und die rührige Vielseitigkeit eines altfranzösischen Cavaliers. Deutschen Patriotismus konnte man bei diesem Manne nicht erwarten, am wenigsten in einer Zeit, wo diese Gesinnung unter den deutsch geborenen und erzogenen Staatsmännern so selten war; er suchte, wie alle andern, nur glücklicher und geschickter als die meisten, aus dem deutschen Schiffbruch für seinen Herrn zu retten, was zu retten war. Voll regen Eifers für die Macht des kurfürstlichen Hauses und die Vergrößerung Baierns, von begründetem Mistrauen gegen Oesterreich beseelt, in seinen Mitteln nicht immer wählerisch, aber wachsam, thätig, schlau, und wenn es sein mußte, durchgreifend und gewaltthätig, war er für Max Joseph der geeignetste Mann, um einmal gegen das alte priesterliche und feudale Wesen in Baiern einen entscheidenden Kampf zu führen, dann durch geschicktes Anschmiegen an den Stärkeren, mochte es Rußland oder Bonaparte sein, die neue wohlarrondirte Macht eines bairischen Staates zu schaffen.

Mit josephinischer Hast, aber zäher und nachhaltiger, als der Sohn Maria Theresia's war, wurde von ihm die Auflösung des Alten und die Be-

*) S. Staatsarchiv VI. 20. 21. Vgl. VIII. 185. 186. Reuß Staatscanzlei 1800. II. 21 ff.

gründung neuer Zustände ins Werk gesetzt. Eine ganz neue Organisation der Regierung, die Verschmelzung der verschiedenen Herzogthümer zu einem Ganzen, die Verbesserung der Finanzen, die Herstellung des Credits, die Einführung eines neuen Steuer- und Zollsystems, die Umgestaltung des Heerwesens, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, der Justiz und Polizei, Beschränkung der grundherrlichen Befugnisse, Erleichterung des Bauernstandes, Milderung der Censur, Beschränkung des priesterlichen Einflusses, Einführung der kirchlichen Toleranz — das Alles sollte in möglichst kurzer Frist durchgesetzt werden und wie zu Josephs II. Zeiten drängten sich in bunter Folge neue Organisationen und Verordnungen. Wie damals wurde nicht nur die ganze Administration neu geschaffen, sondern auch in allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Geiste der aufgeklärten Despotie des verflossenen Jahrhunders thätig vorgeschritten. Nur war der Widerstand geringer, als in der bunt zusammengesetzten österreichischen Monarchie; die Opposition hatte lediglich in den alten Feudalständen und ihrem Ausschusse eine nennenswerthe Stütze. Hier erregte es freilich den lebhaftesten Widerwillen, als der Kurfürst damit begann (Sept. 1800), den Protestanten Duldung zu gewähren, sie im Besitz und Genuß liegender Güter den Katholiken gleichzustellen und die Ansässigkeit von dem katholischen Bekenntniß unabhängig zu machen. Eine landschaftliche Vorstellung (Aug. 1801) erhob Beschwerde gegen diese Neuerungen. Sie berief sich auf die alten Gesetze und Rechte, auf die Befugniß landständischer Mitwirkung und beharrte eifrig auf der Erhaltung des ausschließlichen Katholicismus. „Wenn Einheit Staatsgrundsatz ist, sagte der landständische Ausschuß, warum soll in Hinsicht auf Religion eine Ausnahme bestehen? Baiern genoß diese Einheit in Ruhe; mit der Vervielfältigung jetzt Trennung einführen, kann keine überwiegenden Vortheile gewähren. Diese uneingeschränkte Aufnahme fremder Religionsverwandten ist eine Quelle gefährlicher Spaltungen, die Grundursache einer fortwährenden Entstehung entgegengesetzter Parteien; Einheit der Religion hingegen ist ein geheiligtes Band, welches durch die Identität der Gesinnungen und die Uebereinstimmung der religiösen Handlungen mehr denn ein anderes Mittel die Ordnung und Ruhe im Staate befestigen kann“. Die Antwort des Kurfürsten sagte: unsere landesväterliche Absicht ist, durch Ansiedelung fremder Religionsverwandten den vielen noch öde liegenden Ländereien fleißige Anbauer, den Producten geschickte Verarbeiter, dem Handel thätige Unternehmer zu verschaffen und auf solche Art die physischen und moralischen Kräfte unserer Erbstaaten zu vermehren. Wir haben hierin nach einer vernünftigen Staatspolizei und nach den weisen Beispielen anderer Regenten gehandelt. Der Kurfürst verwies auf Joseph II., auf Preußen, auf Hannover; Einheit des Glaubens sei zur Stärke so wenig nothwendig, als die volle Uebereinstimmung aller Staatsbürger in ihren Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände. „Was haben die Stände gewonnen, welche der Alleinherrschaft ihrer Kirche, der Einheit ihrer Religion Alles

aufopferten? Man vergleiche ihren Wohlstand mit jenem solcher Staaten, welche ohne Rücksicht auf Religion fremder Industrie und Cultur offen stehen und wo man diese durch Aufnahme solcher nützlichen Fremden einheimisch zu machen weiß."*)

Die Regierung schritt unverdrossen weiter. Eine Instruction vom 25. Januar 1802 führte einen entscheidenden Schlag gegen das Mönchswesen, indem fortan die Franciscaner- und Kapuzinerorden nur noch bis zum Aussterben der gegenwärtigen Mitglieder geduldet, neue Mitglieder nicht aufgenommen, das Terminiren verboten, eine Reihe von Klöstern anderer Orden theils vereinigt, theils aufgehoben wurden. Den Weltgeistlichen ward anbefohlen (März 1802), „ihren Beruf nicht blos auf den weniger mühsamen Theil desselben, nämlich auf den eigentlichen Opfer- und Altardienst oder die Beobachtung äußerlicher Gebräuche zu beschränken, sondern ihn vielmehr auf alle gerechte, vernünftige Forderungen ihrer Gemeinde auszudehnen und sich als eigentliche Volkslehrer und Erzieher zu betrachten, deren Händen die religiöse und sittliche Bildung einer ganzen Nation größtentheils anvertraut ist". Eine Verordnung vom 6. October 1802 löste dann auch den „geistlichen Rath" auf und vereinigte die ganze Oberaufsicht über das Kirchenwesen, die milden Stiftungen und die Schulen in den Händen politischer Verwaltungsbehörden.**)

Der ständische Widerstand war zu schwach, dies zu hindern. Im Volke zeigte sich, einzelne Excesse ausgenommen, kein besonderer Eifer für die Erhaltung des Alten; die Weltgeistlichkeit äußerte, wie von ultramontaner Seite eingeräumt wird***), nicht nur keine Trauer über die Aufhebung der Klöster, sondern ein Theil des Clerus freute sich selbst darüber, wie über den Anfang einer besseren Aera. Wohl klagten die Gegner nicht mit Unrecht über die rohe Art der Ausführung, über den Beamtenvandalismus, über die leichfertige Verschleuderung der vielen Millionen, die man aus den eingezogenen Stiftern und Klöstern gewann; aber es blieb doch eine unbestrittene Thatsache, daß in dem Augenblicke, wo die priesterliche Eigenmacht gebrochen, der mönchischen Indolenz und Unwissenheit der Krieg erklärt, die Thätigkeit und Erziehung des Volkes gefördert ward, erst das Fundament eines bairischen Staates gelegt worden ist. Zwar wandten sich die Betroffenen, als ihre Vorstellungen beim Kurfürsten fruchtlos waren, nach Rom und der Papst säumte nicht, sich über die bairische Kirchenpolitik lebhaft zu beschweren†), allein weder

*) S. Staatsarchiv VIII. 98. 99. 102—104. 107. 108. 111 ff. 313 ff.

**) S. Staatsarchiv IX. 287 ff.

***) S. die Schrift: Concordat und Constitutionseid der Katholiken in Baiern. Augsburg 1847. S. 3. 4.

†) S. ebendas. S. 177 ff.

die Verhältnisse noch die Personen waren von der Art, daß diese Einsprache der begonnenen Umwälzung hätte Einhalt thun können.

Während sich so in einzelnen bisher erstarrten Gebieten Deutschlands eine neue Thätigkeit und Bewegung ankündigte, war die Ordnung des gesammten Reiches durch die letzte Umgestaltung vollends gelähmt. Der Kaiser und Reichstag existirten mehr dem Namen als der That nach, die Kreisordnung war aufgelöst, dem Reichsgericht, das schon längst in Agonie lag, war durch die freigebige Ertheilung des jus de non appellando, womit auch in dem jüngsten Recesse wieder mehrere Fürsten dotirt worden, sein Wirkungskreis schon so gut wie entzogen. So völlig war aber selbst im Laufe der anderthalb Jahrhunderte, die vorangegangen, der Nationalgeist nicht gebrochen worden, daß diese Lücke ganz ungefühlt geblieben wäre. Diese Formen waren wohl verfallen und ausgelebt, aber es waren doch die letzten gewesen, die Deutschland noch als eine Gesammtheit hatten erscheinen lassen. Der selbstsüchtige Sondergeist der Fürsten und Regierungen, der Einfluß des Auslandes, die politische Entnervung und Thatlosigkeit im Volke, die kosmopolitische Zerfahrenheit in der Literatur reichte doch nicht hin, die Erkenntniß von der inhaltschweren Krisis, die über Deutschland lag, ganz und gar zu erdrücken. Die Einschmelzung der winzigen Staatsgruppen in etwas größere, die Verminderung der Territorien von einigen hunderten auf eine geringere Zahl, die Vernichtung geistlicher Kleinstaaterei, die Montgelas'schen Aufklärungsexperimente, so wirksam das Alles in den einzelnen Kreisen war, vermochten doch nicht, die Lücke, welche die Einsichtigen im Volke fühlten, vergessen zu machen. Es ging die trübe Ahnung durch die Gemüther und ward auch offen ausgesprochen, daß der deutsche Süden und Westen fortan Bonaparte und dem französischen Einflusse widerstandslos preisgegeben sei*); es wurden auch fromme Wünsche laut, wie dem Mangel abzuhelfen sei.

Schon vor dem Luneviller Frieden war der Vorschlag gemacht worden, mit der Säcularisation der geistlichen zugleich die Mediatisirung der weltlichen Kleinstaaten zu verbinden, namentlich den schwachen, schutzlosen und zerrissenen Südwesten Deutschlands zu theilen; es war in anderer Form das Projekt eines deutschen Dualismus, der das ganze Kleinstaatenthum mit einem Male verschlingen sollte. Jetzt, nach dem Reichsdeputationsreceß, tauchte der Gedanke auf, außer Oesterreich und Preußen nur noch zwölf weltliche Fürsten übrig zu lassen, deren Gebiete, durch die Mediatisirung der übrigen vergrößert und arrondirt, eine kräftigere Föderation bilden sollten, als die bunte Mischung von großen, mittlern und kleinen Fürsten, Reichsgrafen, Rittern und Städten. Auch der Gedanke einer bundesstaatlichen Organisation des Reiches fand schon seine Verfechter. Es sollte eine Reichsregierung mit concentrirter Gewalt erschaffen, die einzelnen Kreise zu größeren Verbänden ver-

*) S. polit. Journ. 1803. I. 31.

einigt, die kleineren zur eigenen Vertheidigung ohnmächtigen Gebiete den größeren einverleibt werden*).

Es war nicht zu denken, daß solche und ähnliche Wünsche fortan verstummten; vielmehr war die Auflösung der alten Ordnung erst die fruchtbare Quelle dafür geworden. Die Vorgänge von 1802—1803 hatten mit revolutionärer Gewalt den alten geschichtlichen Zusammenhang zerstört, ohne etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Und zwar geschah dies unter Umständen, deren Eindruck auf die Nation unauslöschlich war. Das revolutionäre Gebahren der dynastischen Politik erschütterte den Glauben an den Bestand der Gewalten und den Nimbus des Fürstenthums mächtiger, als es die Ideen von 1789 bis jetzt gethan hatten. Die Nation hatte einen tiefen Blick in die Immoralität der Wege und Mittel gethan und es war davon ein Stachel zurückgeblieben, den die Dinge, die nothwendig folgen mußten, am wenigsten vergessen machen konnten. Die weltlichen Fürsten waren in ihrer Habsucht zu ungeduldig und verblendet, um einzusehen, daß dieselbe Theorie und Praxis, die sie jetzt gegen die geistlichen Fürsten ins Werk setzten, einst gegen sie gebraucht werden könne.

Indem man der Nation den geschichtlichen Boden entzog, mußte sich ihre Betrachtung selber naturgemäß auf revolutionäre Wege wenden. Die alte Form war ungenügend; aber es war doch die alte eingewohnte Form; das Neue zerstörte diese überlieferte Art des politischen Daseins, ohne etwas Genügendes an die Stelle zu setzen. Auf diesem zerrütteten Boden mußten sich die durchgreifend reformirenden und radicalen Ideen einer deutschen Umgestaltung, welche die nächsten Generationen ans Licht brachten, nothwendig ansetzen; sie sind nicht aus den Theorien von 1789 erwachsen, sie haben an dem Tage Wurzel und Lebenskraft gewonnen, wo die deutschen Dynastien die alte Form des Reiches mit revolutionärer Gewalt zerschlagen haben.

---

*) S. über diese Vorschläge Häberlins Staatsarchiv VII. 360 ff. VI. 94 ff. VIII. 14 ff.

Viertes Buch.

Die Zeit deutscher Erniedrigung (—1806.)

Erster Abschnitt.

Deutschland im Jahr 1803.

Wer dem Gang der jüngsten Ereignisse aufmerksam gefolgt war, konnte sich kaum der Erwartung hingeben, daß die Demüthigung Deutschlands damit vorerst ihr Ende finden würde. Die Zwietracht im Innern, die Rechtlosigkeit und Zerrüttung auf allen Seiten war zu offenkundig geworden, als daß die Einmischung übermüthiger Nachbarn sich mit dem einen Versuch hätte genügen lassen sollen. Vielmehr schien Alles dazu angethan, die fremde Intervention zu verewigen. War der neue Theilungsplan des Reiches ein Werk revolutionärer Gewaltthat gewesen, so war es die Durchführung nicht minder. Allenthalben ward das Recht der Stärkeren, wie es der Reichsdeputationsreceß sanctionirt, von den Begünstigten und Mächtigen in willkürlichster Weise ausgebeutet und erweitert; wo nicht die Theilenden unter sich selber über die Beute haderten, mußten die Kleinen und Machtlosen die Schärfe des neuen Staats- und Völkerrechts empfinden. Hier drohten in der Markgrafschaft Burgau österreichische und bairische Truppen handgemein zu werden oder führte Darmstadt mit Nassau-Usingen eine Raub- und Faustrechtsfehde, dort fiel die ganze Wucht rechtloser Zustände auch auf diejenigen, die der Theilungsplan vorerst noch geschont hatte. Oder während die Größeren, mit französischer Einwilligung, ihre Politik revolutionärer Arrondirung rücksichtslos durchführten, eilten die Kleineren persönlich nach Paris, um für die genossene Protection Bonaparte demüthig zu danken, neue Begünstigungen zu erbitten.*)

Diese Zerrüttung war in vollem Gang, als eine neue beispiellose Demüthigung Deutschland überraschte. Der Friede, den sich England hatte aufdringen lassen, erwies sich als unhaltbar; er hatte höchstens den Zweck erreicht,

*) S. polit. Journ. 1803. II. 381. 785. 887. 1211. 1239.

auch die Friedliebenden in Großbritannien selber von der Nothwendigkeit eines fortgesetzten Kampfes gegen Bonaparte zu überzeugen. Den Uebergriffen der französischen Gewalt gegenüber hatte die britische Politik die Pfänder in Händen behalten, deren Rückgabe ihr der Vertrag von Amiens auferlegte; persönliche Erbitterung des ersten Consuls trug dann mit dazu bei, den kaum geschlossenen, auf keiner Seite aufrichtigen Friedensbund rasch wieder zu lösen. Brach, wie sich seit Anfang des Jahres 1803 erwarten ließ, der Krieg von Neuem aus, so hatte dieser Kampf das Eigenthümliche, daß keiner der kämpfenden Theile in der Lage war, dem andern beizukommen; Englands maritime Alleinherrschaft gab ihm so wenig die Mittel, ohne Bündnisse auf dem Festlande Frankreich wirksam anzugreifen, als Bonapartes continentale Uebermacht diesen in den Stand setzte, die Stärke der britischen Politik zu erschüttern. Allerdings stand das Kurfürstenthum Hannover in einer zufälligen und äußerlichen Verknüpfung mit England, insofern der britische Monarch zugleich Kurfürst von Hannover war; allein es war eine bisher ganz anerkannte Sache, daß die Händel der englischen Politik das deutsche Reichsland nicht berührten. Zwar fehlte es bei der Schwäche des Reiches nicht an Beispielen, daß dieser Grundsatz gewaltsam verletzt worden war, indessen für Hannover selbst hatte im österreichischen Erbfolgekriege, wo der König von England sogar eine Armee gegen die Franzosen in Deutschland commandirte, die Neutralität ihre Geltung behalten; das Gleiche war in den jüngsten Kriegen geschehen, als Hannover sich der norddeutschen Neutralität anschloß, Großbritannien seinen Krieg fortsetzte. Aber freilich, wer wollte in dieser Zeit auf völkerrechtliche Garantien vertrauen! Lag doch für einen Mann wie Bonaparte die Versuchung zu nahe, an dem schwachen Hannover den Groll auszulassen, der gegen die meerumgürtete britische Insel machtlos war. Schon beschäftigte ihn der Gedanke, durch Versperrung der festländischen Flüsse und Häfen, einen wirksamen Krieg gegen den englischen Handel zu führen. So hatte denn auch Talleyrand schon am 11. März 1803 dem britischen Gesandten unverblümt zu verstehen gegeben, daß die Fortdauer der englischen Rüstungen Truppenbewegungen nach Holland und „an die hannover'sche Gränze" zur Folge haben werde.

Hannover stand unter einer patriarchalen Aristokratie, die das Land nicht hart und gewaltsam regierte, ihm nur mäßige Steuerlasten auferlegte, aber auch alle Untugenden eines solchen Regiments an sich trug. Ein adeliges Geheimrathscollegium regierte ziemlich unumschränkt und unverantwortlich; nur in wichtigeren Fällen ward die Genehmigung des Königs und des neben ihm in London stehenden hannover'schen Ministers eingeholt. Obwol Georg III. das Land nicht betrat, bestand doch ein Hofstaat, dessen Stellen einträgliche Sinecuren für den Adel waren. Ihm gehörten auch die wichtigsten Aemter in der Verwaltung, der Justiz, dem Finanzwesen; zur Seite stand ihm eine bürgerlich gelehrte Beamtenhierarchie, die mit ihren Kenntnissen und ihrem Fleiß das

Regiment der vornehmen Herren stützen half. Die unteren Stellen der Verwaltung waren an die Begünstigten der großen Familien überlassen. Es war der guten Art des Landes und Volkes zuzurechnen, daß die Zustände unter dieser Verwaltung nicht schlimmer wurden, als sie gewesen sind; Familiengeist, Nepotismus und Protectionswesen waren freilich unvermeidliche Uebel. Der Bürger und Bauer war niedergehalten und fühlte sich in kurzsichtiger Selbstsucht zufrieden, daß man ihm bis jetzt den Krieg abgewehrt; selbständige Talente konnten sich nur ausnahmsweise Bahn brechen, ein gesunder öffentlicher Geist vermochte sich hier so wenig auszubilden, als kühner Muth und opferfähige Thatkraft zu den Eigenschaften einer adeligen Kastenregierung gehören.

Neben den hochgebornen Mitgliedern der hannover'schen Verwaltung, dem Grafen Kielmannsegge und den Herren von Arnswaldt und von der Decken, wirkte zu jener Zeit als bürgerlicher Arbeiter und juristische Autorität der Geh. Cabinetsrath Rudloff, der im Lande selbst für das einflußreichste Mitglied der Regierung galt. In der That scheint dieser Bureaukrat alten Schlages neben den harmlosen Nullitäten aus dem Adel die erste Rolle im obersten Collegium gespielt zu haben, und gegen ihn hat sich auch, wie es das Schicksal solcher beneideten Emporkömmlinge aus dem Bürgerstande ist, nach der Katastrophe der lauteste Zorn entladen; ihm ward die wesentliche Schuld an dem Bankerott der Adelsoligarchie aufgebürdet. Wie sich in solch einem Kopfe die neue Zeit ausnahm, dafür mag ein einziger Zug als Beispiel dienen. Es war Rudloff nicht verborgen, daß sich etwas gegen Hannover vorbereite, er war von Paris und London aus gewarnt, er sah, wie die französischen Truppen aus Holland sich dem hannover'schen Gebiete näherten, aber er blieb in argloser Sicherheit, denn — so beruhigte sich der Reichsjurist — das heil. römische Reich konnte es nie und nimmer zugeben, daß Hannover von den Franzosen occupirt ward! Dies Reich, um dessen Spolien eben die fremden und einheimischen Kriegsknechte würfelten, von dem sich Hannover selbst in der jüngsten Kriegsnoth als einer der ersten selbstsüchtig abgesondert, sollte das Land jetzt vor Bonaparte'scher Gewaltthat schützen!

Hannover gehörte zu den Reichslanden, deren militärische Rüstung im Vergleich mit den meisten andern in gutem Rufe stand. Zwar war die Armee nach dem Eintritt in die Neutralität auf etwa 15,000 vermindert*)

*) So gibt das officielle Exposé des Staatsministers von Lenthe die Stärke selbst an, und diese Angabe war vielleicht noch zu hoch. (Havemann Gesch. von Braunschweig und Lüneburg III. 708). Das Exposé findet sich in der angeführten Reichstagscorrespondenz und ist auch in dem vaterländ. Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1838 S. 87 ff. veröffentlicht worden. Damit ist zu vergleichen der Bericht des Majors von Ramdohr, im Niederf. Archiv Jahrg. 1846 S. 30. 31, wo die einzelnen Reductionen der kriegerischen Macht des Landes angeführt und beurtheilt sind.

und durch allzu sparsame Experimente der Regierung die Ausrüstung erschwert, auch manche Untugend einer Friedens-Armee genährt werden, allein es war doch kein Zweifel, daß, wenn man die Beurlaubten einberief und auch nur die Stärke der fünfzehntausend Mann aufbrachte, dies hingereicht hätte, das gleich starke französische Corps, das sich den Gränzen näherte, zurückzuweisen. Wohl konnte Hannover, wie damals die feige Weisheit des Tages von allen Dächern predigte, sich nicht allein in einen Krieg mit der Bonaparte'schen Macht stürzen, aber es vermochte einen ungerechten und zudem leichtsinnig unternommenen Angriff auf sein Gebiet abzuwehren, es vermochte durch seinen muthigen Widerstand die Größeren aufzurichten und vielleicht den Anstoß zu einem neuen Weltkriege gegen Bonaparte zu geben, der doch nicht mehr lange abzuwenden war. Ja wenn selbst das Alles vergeblich war, so konnte das Land kaum größeren Druck gewärtigen, als ihm nach der widerstandlosen Unterwerfung auferlegt ward, und die härtere Last der Schande hätte es sich erspart. Allein die Entnervung hatte das gesammte deutsche Leben ergriffen, überall behielt jene muthlose Klugheit noch die Oberhand, die statt der sicheren kleineren Uebel die unberechenbaren größeren wählt, die, weil sie ein Ende mit Schrecken fürchtet, lieber Schrecken ohne Ende erduldet.

Schon im Frühjahr 1803 ließ König Georg III. die hannover'sche Regierung vor den Gefahren warnen, die der neue Ausbruch des Krieges wahrscheinlich über das Land verhängen werde. Seinem Sohne, dem Herzog von Cambridge, der, ohne Mitglied der Regierung zu sein, als Generallieutenant in der hannover'schen Armee diente, ließ er durch einen Adjutanten sagen: man möge zuerst den Beistand Preußens nachsuchen, und falls dies fruchtlos sei, das Heer nach Stade führen, um es, wenn ein wirksamer Widerstand gegen den Feind nicht möglich sei, nach England zu bringen*). Allerdings war Preußen bei einer Besetzung der Weser- und Elbgebiete durch die Franzosen nicht weniger betheiligt, als Hannover selbst; seine Ehre wie seine eigene Sicherheit, die Ueberlieferungen seiner Politik, wie seine materiellen Interessen legten ihm in gleichem Maße die Pflicht auf, die Bonaparte'schen Truppen aus Norddeutschland fernzuhalten. Es hatte zwei Jahre früher, weil eine solche Gefahr drohte, Hannover besetzt und ohne Zweifel recht daran gethan. Selbst die Lüsternheit nach dem Besitze dieses Landes, die man den Preußen gern und mit Grund vorwarf, mußte dazu drängen; denn wenn Hannover je erlangt werden sollte, so war es doch besser und ehrenvoller, Preußen hatte

*) S. Beamish Gesch. der königlich deutschen Legion. I. S. 4. Die Sendung nach Berlin hat nachher auch stattgefunden, jedoch ohne Erfolg. Minister von Lenthe war übrigens nicht der Meinung, Preußen zur Besetzung aufzufordern; er traute den Hintergedanken der Berliner Politik nicht und suchte vielmehr Rußland ins Mittel zu ziehen. S. Havemann S. 709. 710.

sich durch die Beschützung des Landes den Anspruch darauf erworben, als daß es sich von Bonaparte zum Lohn des Abfalls von den deutschen Interessen die welfischen Erblande schenken ließ.

Die Franzosen selber tadeln es als den größten Misgriff der preußischen Neutralitätspolitik, daß sie sich damals nicht zu einem raschen Entschlusse ermannt und die Bonaparte'sche Invasion von der Weser und Elbe ferngehalten hat. Ein Krieg, ist ihre Meinung, wäre darüber nicht entstanden; Rußland hätte es ungern gesehen, aber nicht zu den Waffen gegriffen; Bonaparte hätte gezürnt, jedoch sich am Ende beruhigt. Die preußische Neutralität erschien dann zum ersten Mal als etwas Thatkräftiges und Wohlthätiges; sie konnte sich rühmen, den deutschen Norden in einem Augenblick, wo das Reich dazu die Macht nicht mehr besaß, vor fremden Eindringlingen zu beschützen. Bonaparte selbst schien nach einer Mittheilung von Haugwitz*) die Dinge kaum anders anzusehen. „Sie wollten sich, äußerte er gegen diesen im December 1805, der Occupation mit bewaffneter Hand widersetzen; ich mache Ihnen darüber keinen Vorwurf, Sie hatten Recht". Auch in Preußen ist man bald zu der Einsicht gekommen, daß dies eine Nachgiebigkeit war, die noch über die Gränzen der Politik des Baseler Friedens hinausging, und in dem bekannten Manifest von 1806 war offen zugestanden, daß man damit einen folgenschweren Misgriff begangen hatte. Haugwitz rühmte sich, gleich jetzt dies eingesehen und zum Widerstande gerathen zu haben; allein sein Rath ward nicht befolgt, schwerlich weil, wie Lombard andeutet, man durch die eigene frühere Besetzung Hannovers den Franzosen glaubte das Recht zu gleichem Verfahren geliehen zu haben, als weil überhaupt jeder Entschluß zu handeln an den leitenden Persönlichkeiten in Preußen scheiterte. „Ich möchte wohl wissen, äußerte sich October 1806 Lombard gegen Gentz**), was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt und zudem auch die Mittel nicht in Händen zu haben glaubt, sich auf einen Krieg füglich einlassen zu können". So kam es denn wieder zu halben Maßregeln. Erst erbot sich Preußen, das Land zu besetzen, wenn England die preußischen Schiffe von dem Durchsuchungsrecht befreie — ein Antrag, für den damals wohl Bonaparte's Zustimmung, aber nicht die der Engländer zu erwarten war — dann, wie dies abgelehnt, der rechte Zeitpunkt unwiederbringlich versäumt, Hannover in den Händen der Franzosen war, wurde der unglückliche Versuch gemacht, durch freundliche Vorstellungen bei Bonaparte das Pfand den Händen des fremden Eroberers zu entreißen.

Die Dinge in Hannover hatten sich aber indessen schon hoffnungslos genug gestaltet. In London war anfangs zu lange mit den Anordnungen zur

*) Fragment des mémoires inédits. Jena 1837. S. 26.

**) Gentz Schriften herausg. von Schlesier II. 249.

Rüstung gezögert worden; doch hatte der König wenigstens (8. April) die Einziehung der Beurlaubten und die Sammlung der Regimenter verfügt. Die hannöversche Verwaltung beeilte sich aber nicht, diesen Befehl zu vollziehen; sie ordnete nach alter Weise die Einberufung der Truppen auf den 10. Mai an. Die Hoffnung auf Preußen erwies sich als eitel; der Adjutant des Herzogs von Cambridge kehrte von seiner Sendung nach Berlin mit einer abschlägigen Antwort zurück. Was von London kam, gab ebenso wenig Trost für das bedrohte Land. Baron Lenthe ertheilte nur (13. Mai) den unbestimmten Rath: wenn man das Land vor einer Invasion schützen könne, so sei Alles daran zu setzen; müsse man sich aber darauf beschränken, Material und Truppen zu retten, so seien die Maßregeln danach einzurichten und man solle das Land nicht zu Opfern veranlassen, die seine unglückliche Lage nur steigern könnten.*)

So war die Regierung im Augenblicke der Gefahr sich selbst überlassen; während der Bescheid von London unterwegs war, die Ablehnung in Berlin sich erwarten ließ, war der französische General Mortier mit seinem Truppencorps von Nymwegen aufgebrochen, hatte (17—19. Mai) die Waal überschritten und stand jetzt bei Coeverden, dicht an der deutschen Gränze. Der Befehl die Truppen zu sammeln war nicht vollzogen, das Drängen des Oberbefehlshabers der hannöverschen Armee, des Feldmarschalls Grafen von Wallmoden-Gimborn, von der Regierung nicht beachtet worden. Als sich der Feldmarschall bald nach der Ordre zur Mobilmachung an die Herrn von der Verwaltung um nähere Auskunft wandte, gaben dieselben (22. April) die denkwürdige Antwort, daß man zwar die Willensmeinung des Königs erfüllen, aber doch zugleich „Alles zu vermeiden suchen müsse, was Ombrage und Aufsehen erregen könne“. Es ist dieser Bescheid nur durch die Weisung überboten worden, welche die Regierung nach glaubwürdigen Aussagen nachher dem Feldmarschall zugehen ließ: „den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle das Bajonnet mit Moderation zu gebrauchen.“**)

Wallmoden bemühte sich indessen, wenigstens das zu ordnen, worin man ihn nicht hindern konnte. Er recognoscirte, ergänzte die Feldausrüstung und ließ die Festung Hameln ausbessern. Mehr war nicht zu thun; die Chefs der Regimenter und Compagnien blieben selber über das, was beabsichtigt ward, völlig im Unklaren und erhielten erst, als der Feind schon an der Gränze stand, die unbestimmte Weisung, daß wahrscheinlich ihre Truppen zusammengezogen werden würden***). Im Anfang Mai wandte sich dann Wallmoden von Neuem an die Regenten mit der Erklärung: zufolge des Befehls, alle

*) S. das Lenthe'sche Exposé im Niedersächs. Archiv 1838. S. 91.
**) S. Beamish I. 8. 9.
***) Niedersächs. Archiv 1846. S. 32.

Maßregeln, welche Ombrage erregen könnten, zu vermeiden, sehe er sich jetzt außer Stande, weitere Schritte zur Vertheidigung des Landes zu thun. Sein Drängen um bestimmtere Schritte, namentlich die Ergänzung der Mannschaft, traf mit dem Moment zusammen, wo die Franzosen sich in Bewegung setzten und weder von London noch von Berlin trostvolle Bescheide zu erwarten waren. Es gebricht uns, sagte der Feldmarschall, nicht an Waffen und Munition; wir bedürfen nur Streiter. Wenn wir auch nicht im Stande sein sollten, eine Macht wie diejenige, welche wir während des siebenjährigen Krieges in das Feld stellten, zusammenzubringen, so können wir doch in Kurzem 28 bis 30,000 Mann versammeln. Mit einem solchen Corps kann man schon auf eine wirksame Vertheidigung denken und selbst im Falle eines unglücklichen Ausgangs eine billige und nicht schimpfliche Capitulation erlangen. Aehnlich äußerte sich der Herzog von Cambridge; auch die Calenberger Landstände stimmten jetzt noch für Vertheidigungsmaßregeln.

So mußten sich denn die regierenden Herren doch zu Schritten entschließen, die „Ombrage erregen" konnten! Das merkwürdige Ergebniß ihrer Berathungen war ein Aufruf vom 16. Mai, worin sämmtliche Landesunterthanen aufgefordert wurden: „im eintretenden Nothfalle zur Rettung und Vertheidigung des Vaterlandes sich unverweigerlich stellen zu wollen. Sollten wider besseres Verhoffen Einzelne durch die Flucht der Landesvertheidigung zu entgehen suchen, so soll ein solcher unwürdiger Unterthan unausbleiblich und ohne alle zu hoffende Begnadigung seines sämmtlichen Vermögens und etwa noch zu hoffenden Erbtheils für verlustig erklärt werden."

Es ist nicht mit Gewißheit zu sagen, wie groß der freiwillige Eifer im Volke von Anfang an war, und die Berichte der Zeitgenossen weichen darüber ab; nur das Eine ist ganz unzweifelhaft, daß mit einem so absurden Machwerk, wie der Aufruf vom 16. Mai war, der Enthusiasmus eher niedergeschlagen, als geweckt werden mußte. Der Eindruck dieser bei Strafe der Confiscation anbefohlenen Vaterlandsvertheidigung war denn auch so schlecht wie möglich; ganze Bezirke weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die Eltern sendeten ihre waffenfähigen Söhne aus dem Lande, um sie dem drohenden Massenaufgebote zu entziehen. Darauf erließ die Regierung am 24. Mai eine zweite Proclamation, worin sie sich gegen den Verdacht verwahrte, einen Landsturm aufrufen zu wollen; es handelte sich nur um die Verstärkung der regulären Truppen, zu deren Ergänzung die aufgebotene Mannschaft einzig und allein gebraucht werden sollte.

Viel war allerdings in diesem Augenblicke nicht mehr zu thun; schon näherten sich die Franzosen den Landesgränzen. Es war der Moment, wo die Bescheide aus Berlin und London eintrafen, welche die Hannoveraner ihrer eigenen Rathlosigkeit überließen. Doch sollten jetzt die Regimenter durch Aushebung ergänzt, ein Schützencorps gebildet, die Pferde für die Reiterei

requirirt und Hameln in Vertheidigungszustand gesetzt werden. Die Aushebung war so unglücklich, wie Alles, was diese unfähige Regierung begann. Nachdem man durch den Aufruf vom 16. Mai einen Theil der waffenfähigen Mannschaft aus dem Lande gescheucht, fehlte es in vielen Gemeinden an der nöthigen Rekrutenzahl; man griff zu unbärtigen Knaben und Familienvätern. Darüber entstand denn offene Unzufriedenheit; die Behörden wurden mißhandelt, die Ausgehobenen gewaltsam befreit. Die Truppen, statt sich gegen den Feind zusammenzuziehen, durchstreiften in einzelnen Abtheilungen das Land, um die fahnenflüchtigen Rekruten einzufangen. Zugleich beschwerten sich die Bauern über die angesonnene Lieferung von Pferden, und die Regierung berieth, wie im tiefsten Frieden*), gemächlich und weitläufig über die an sie gelangten Eingaben, bis man denn doch im letzten Augenblicke der Noth kurzweg die Pferde requirirte, wie man sie eben bekommen konnte.

Die Franzosen näherten sich indessen dem hannover'schen Gebiete. Es waren ungefähr 12,000 Mann, die Mortier mit sich führte, sie waren mit wenig Gepäck versehen, hatten keine Zelte, es fehlte an Vorsorge für Verpflegung, selbst an der nöthigen Artillerie. Der Marsch durch die Haiden und Moräste hatte bei den anhaltenden Regengüssen im Mai und Juni seine Beschwerden und Gefahren, und selbst eine mäßige Rüstung hätte hingereicht, das ganze Corps zurückzuwerfen. Aber die Franzosen kannten die Rathlosigkeit der Machthaber in Hannover; ihre ganze Expedition war darauf berechnet, daß nichts zur Gegenwehr vorbereitet sei. In raschen Märschen zogen sie vorwärts und begannen ihre Feindseligkeiten, indem sie eine hannover'sche Besatzung auf dem Schlosse zu Bentheim, welche aus einem Officier und 36 Mann bestand, gefangen nahmen. In den letzten Tagen des Mai betraten sie das osnabrückische Gebiet; es konnte also fortan kein Zweifel mehr darüber aufkommen, was der Plan war; die hannover'schen Regenten hatten sich noch mit der Illusion eingeschläfert, daß die Franzosen an den Gränzen stehen bleiben oder doch nur so langsam vorrücken würden, wie sie selber rüsteten; jetzt überzeugten sie sich vom Gegentheil. Sie entschlossen sich nun — nicht etwa ein paar Regimenter, sondern eine Deputation an den Feind zu schicken, um mit Berufung auf Völkerrecht und Friedensverträge die Neutralität des Landes zu erwirken**). Aber die Herren hatten sich um das Drin-

*) So theilt auch Pertz (Leben Steins I. 249.) einen charakteristischen Zug mit. Als der Feldmarschall am Abend einen Courier vom Commandanten in Bentheim mit der Nachricht vom Einbruche der Franzosen erhielt und die Minister zu einer sofortigen Versammlung aufforderte, soll ihm erwiedert worden sein: die Glocke habe schon zehn geschlagen, man müsse die Zusammenkunft auf den nächsten Morgen verschieben.

**) Wie das Lenthe'sche Exposé sagt, „pour déclarer la neutralité parfaite de l'Electorat, qui par le traité de Luneville était en profonde paix avec la France et qui n'etant lié ni par les lois, ni par les traités de la Grande Bre-

gendste so wenig bekümmert, daß sie nicht einmal wußten, in welcher Richtung der Feind herankam. Ihre Deputation, der Hofrichter von Bremer und der Obristlieutenant von Bock, denen sich der Cabinetsrath Brandes anschloß, reisten umher, um den Feind aufzufinden, der zu ihrer lebhaften Ueberraschung ganz wo anders als dort, wo sie ihn suchten, nämlich zwischen Quakenbrück und Diepholz stand.

Freilich waren jetzt alle militärischen Maßregeln halb und unfertig, weil zu spät damit begonnen war. Die Truppen aus der Hauptstadt zogen nach dem rechten Weserufer gegen Nienburg; eben dahin wurden auch die Rekruten geführt und es schien Wallmodens Absicht, zwischen der Weser und Aller eine feste Stellung zu nehmen. Das Commando über die bei Nienburg versammelten Truppen, höchstens 4000 Mann, führte der Herzog von Cambridge (1. Juni). Ueber die Weser vorgeschoben und bei Suhlingen vereinigt standen vier Bataillone Fußvolk, zwei Reiterregimenter und eine Batterie; sie waren von den Generalen Hammerstein und Linsingen angeführt*). Ein guter Theil der Streitkräfte war noch nicht in Bewegung; drei Regimenter standen noch ruhig in ihren Quartieren, zerstreute Bataillone lagen zu Harburg, Ratzeburg und Eimbeck. In dem Augenblicke, wo die Regierung ihre Deputation absandte (29. Mai), hatten sich die französischen Vorposten zwischen Diepholz und Suhlingen den ersten hannover'schen Stellungen schon genähert; das wäre nun der Augenblick gewesen, den Feind mit Gewalt aufzuhalten. Es war auch nicht sowol die Unzulänglichkeit der Kräfte, was die hannover'schen Führer bewog, in den letzten Tagen des Mai und am 1. Juni den Franzosen auszuweichen und sich gegen Suhlingen zurückzuziehen; wohl aber lag über Allen ein lähmender Mismuth und ein Mangel an Entschlossenheit, der lieber die Kräfte des Gegners überschätzte, nur um die Zumuthung raschen Handelns von sich abwehren zu können**). Jetzt war die bevorstehende Unterhandlung der erwünschte Anlaß, jeder Action auszuweichen; der Herzog von Cambridge wies Linsingen und Hammerstein an, sich hinter die Weser zurückzuziehen, und bedeutete ihnen: „es sei wegen der entamirten Unterhandlungen mit den Franzosen der Grundsatz etablirt, keine Feindseligkeiten zu erwiedern, sondern solchen möglichst auszuweichen." Ganz sollte freilich diese friedfertige Politik nicht gelingen. Hammerstein hatte sein Corps nach Nienburg zurückgeführt, Linsingen folgte ihm (2. Juni), jetzt drängte aber schon der Feind auf dem Fuße nach. Vergebens ging der Führer einer Feldwache als Parlamentär hinüber, um die Franzosen an die begonnenen Unterhandlungen zu erinnern; sie behielten ihn als Gefangenen zurück und machten

---

tagne avait de tout temps et récemment par la République elle même été reconnu comme un état entièrement séparé.

*) S. Niedersächs. Archiv 1846. S. 34 ff.

**) S. Niedersächs. Archiv 1846. S. 37 ff.

mit zwei bis dreihundert Reitern einen Angriff auf zwei nahestehende Reiterabtheilungen, die zusammen einige sechzig Pferde zählten. Ein lebhaftes Gefecht, in dem die Hannoveraner durch das Terrain begünstigt und durch rechtzeitigen Succurs unterstützt wurden, endete mit dem Rückzuge der Franzosen; auf deutscher Seite zählte man nur einen Todten und neun Verwundete, die Franzosen hatten etwa dreißig Leute verloren*).

Die Regierungsdeputation hatte indessen auf ihrer Irrfahrt das feindliche Hauptquartier gefunden, aber es war ihr wenig Trost geworden. Am Tage, wo bei Nienburg der Zusammenstoß erfolgte, kam sie mit dem Bescheid nach Hannover zurück, daß Mortier verlange, die ganze hannover'sche Armee solle sich kriegsgefangen ergeben; Frankreich wolle sie als Repressalien gegen die von den Engländern gefangenen Franzosen. Der französische General verlangte ungesäumte Antwort; leiste man Widerstand, fügte er hinzu, oder habe er einmal die Weser überschritten, so werde er sich durch die früher gemachten Anerbieten nicht mehr für gebunden halten. Es bedurfte kaum dieser trotzigen Weise, um die Herren in Hannover zur unbedingten Nachgiebigkeit zu vermögen. Sie eilten, die Deputation von Neuem mit den weitesten Vollmachten an Mortier zu senden, und riefen den Herzog von Cambridge von Nienburg herbei, um ihn von der Lage der Dinge zu benachrichtigen. Als er hörte, daß unter den Bedingungen, wozu die Unterhändler ermächtigt waren, sich auch die befand, daß die hannover'schen Truppen während der Dauer des Krieges nicht gegen Frankreich fechten sollten, gab er seine Entlassung ein und begab sich nach England.

Am 3. Juni ward dann im französischen Hauptquartiere zu Suhlingen die Unterwerfung Hannovers unterzeichnet. Die Truppen sollten sich hinter die Elbe zurückziehen und sich auf ihr Ehrenwort verpflichten, während des Krieges nicht gegen Frankreich die Waffen zu tragen, ausgenommen wenn sie gegen eine gleiche Zahl französischer Truppen, die etwa in englische Gefangenschaft geriethen, ausgewechselt wären. Das Land und die Festungen wurden den Franzosen geöffnet, alle Geschütze, Waffen, Vorräthe, alles königliche Eigenthum, Domainen und öffentlichen Einkünfte den Feinden zur Verfügung gestellt, die französische Cavallerie sollte auf hannover'sche Kosten remontirt werden, das Land für Sold, Bekleidung und Unterhalt der Franzosen sorgen. Der commandirende französische General behielt sich außerdem vor, in der Regierung und den Behörden Aenderungen vorzunehmen, wie sie ihm zweckmäßig schienen, und solche Contributionen zu erheben, welche er zur Befriedigung der Bedürfnisse der Armee für nöthig erachten werde. Für den ganzen Vertrag war die Genehmigung des ersten Consuls vorbehalten.

An dem Tage, wo diese Capitulation geschlossen war, begab sich der han-

*) S. Niedersächs. Archiv 1838. S. 94., 1846. S. 39. Beamish I. 26. 27.

nover'sche Feldmarschall nach Celle, um nun selbst das Commando der Armee zu übernehmen. Dort traf am Tage darauf einer der Unterhändler von Suhlingen bei ihm ein und setzte ihn vom Abschlusse in Kenntniß, verbarg ihm aber, daß die Gültigkeit des ganzen Vertrages noch von der Genehmigung des ersten Consuls abhänge! Es war das wohl nicht absichtlicher Verrath, sondern wieder nur ein Zug jener sich selbst sehr pfiffig dünkenden Kurzsichtigkeit muthloser Menschen, an denen die Geschichte jener Tage so reich ist. Wallmoden, in der guten Meinung, einen gültigen Vertrag vor sich zu haben, war nun mit gewissenhafter Eile bemüht, die Bedingungen zu vollziehen. Er ließ die Festung Hameln, die Artillerie, die Pontons an die Franzosen übergeben, selbst die schon nach Lauenburg gebrachten Vorräthe der Zeughäuser von Stade und Harburg wurden wieder zurückgeholt. Die Truppen traten ihren Marsch durch die Lüneburger Haide nach der Elbe an; für ihre Verpflegung war nur mangelhafte Sorge getragen, der Bauer mismuthig und widerwillig, auch in der Bevölkerung überwog nun bei jedem Einzelnen immer mehr die gemeine Selbstsucht; das Treiben der Regierung hatte natürlich eine ansteckende Macht. Auch in den Truppen war an einzelnen Zügen die demoralisirende Wirkung solch eines Regimentes zu erkennen. Selbst die besten Soldaten mußten widerspenstig werden, wenn sie, wie es jetzt geschah, durch einen schimpflichen Vertrag aus dem Lande getrieben, ohne Sorge für Verpflegung, in unanständiger Hast nach der Elbe gehetzt wurden und, wie es in Lüneburg der Fall war, die Franzosen im Widerspruche mit der Capitulation schon in einen Stadttheil ihnen nachdrängten, während sie im anderen noch Rast machten. Am 9. Juni schlug Wallmoden sein Hauptquartier in Lauenburg auf, im Laufe der nächsten Tage ward der Uebergang des gesammten Heeres über die Elbe ausgeführt.

Erst jetzt, nachdem das Land, seine Waffen, Vorräthe und Einkünfte in den Händen der Franzosen waren, enthüllte sich die ganze Perfidie der Bonaparte'schen Politik. Als die Convention abgeschlossen war, ließ der erste Consul dem englischen Ministerium erklären, er werde dieselbe nur dann ratificiren, wenn auch der britische Monarch das Gleiche thue und also zulasse, daß die hannover'sche Armee als Tauschobject für die von den Engländern gemachten französischen Gefangenen angesehen werde. Geschähe das nicht, so sehe man sich genöthigt, das Land nach der Strenge der Kriegsgesetze zu behandeln. Es war nun klar, was Bonaparte wollte. Der Artikel über die Armee, den die hannover'schen Unterhändler zu Suhlingen in ihrem Unverstande bewilligt, sollte als Handhabe gebraucht werden, um den Engländern die Zumuthung zu machen, ihre Gefangenen gegen die Hannoveraner auszuwechseln, und wenn, wie sich voraussehen ließ, die britische Regierung dies mit dem Bemerken verweigerte, daß Hannover sie nichts anginge, so hatte dann Bonaparte einen Vorwand, auch die lockere Fessel des Vertrages vom 3. Juni vollends abzuschütteln und ganz nach Willkür zu verfahren. Das

englische Cabinet suchte diesem Kniffe dadurch zu begegnen, daß es auf der einen Seite zwar die Trennung zwischen der britischen Krone und der hannover'schen Kurwürde streng festhielt, also auch den König von England den hannoverschen Vertrag nicht ratificiren ließ, aber zugleich die ausdrückliche Erklärung abgab, daß der König als Kurfürst von Hannover sich vorerst jeder Handlung enthalten werde, welche den Bestimmungen des Vertrages vom 3. Juni zuwiderlaufe. Aber die Bonaparte'sche Politik erröthete freilich nicht, nun laut zu erklären, England habe die Ratification verweigert, also sehe sich auch Frankreich nicht mehr als gebunden an. Das Land und seine Hülfsquellen hatte man in Folge des Vertrages in Besitz genommen, den Vertrag selber aber als nicht mehr bindend verworfen!

Das war die Nachricht, die einer der Suhlinger Unterhändler dem hannover'schen Feldmarschall nach Lauenburg überbrachte; bald darauf (30. Juni) schickte Mortier den Chef seines Generalstabes hinüber, um über ein neues Abkommen zu verhandeln. Dies neue Abkommen sollte die Auflösung der hannover'schen Armee bewirken. Die Soldaten, war Mortiers Vorschlag, sollten kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt werden. Die Officiere sollten ihren Wohnort auf dem Continent wählen dürfen, wo sie wollten. In dem gewohnten kategorischen Tone ward eine Antwort binnen 24 Stunden gefordert. Nun regte sich doch in Wallmoden der Unmuth des alten Soldaten über diese Kette von Treulosigkeiten und Entwürdigungen, wozu seine eigene Arglosigkeit mißbraucht worden war. Er war entschlossen, lieber das Aeußerste zu versuchen, als die Zustimmung zu geben zur Auflösung der Armee. Er ließ Mortier sagen, daß er seine Offiziere erst hören wolle, hielt dann am 1. Juli zu Gülzow einen Kriegsrath und machte dort die französischen Zumuthungen bekannt; sie wurden, wie zu erwarten war, einstimmig verworfen. Mortier machte einen etwas milderen Antrag, der nur die Auflösung des Heeres, aber nicht die Kriegsgefangenschaft forderte, und Herr von Bock, der Suhlinger Unterhändler, spielte den geschäftigen Vermittler zwischen beiden Lagern, aber auch dieser Vorschlag ward zurückgewiesen. In diesem Augenblicke erschienen der Landschaftsdirector von Lenthe und der Generalmajor von Wangenheim als Abgeordneter der Celle-Calenberg'schen Landstände mit dem denkwürdigen Auftrage: wenn die Truppen sich nicht vertheidigten, sondern die Waffen niederlegten, Pferde und Kanonen abgäben, so wolle die Landschaft für ihren Unterhalt sorgen; wenn sie sich aber vertheidigten und dadurch Unglück über das Land brächten, oder unterlägen, so würden sie auch nichts vom Lande zu erwarten haben!

Es schien, als sollten die Rathschläge der Feigheit für diesmal ohne Wirkung bleiben. Zwar waren die Truppen, im Ganzen etwa 10,000 Mann, schlecht einquartiert und mangelhaft verpflegt und die Desertion fing an einzureißen, auch hatten sie nur auf ein paar Tage Munition und wenig Geschütz, aber der Feind war nicht so überlegen und die Stellung im Lauen-

burgischen nicht so ungünstig, um allen Muth sinken zu lassen. Hatten doch die Officiere um die Mitte des Monats noch eine Deputation an Hammerstein geschickt mit dem Verlangen, über die Elbe zurückkehren und mit ein paar Reiterregimentern den Feind verjagen zu dürfen*). Das Alles deutete auf einen muthigen, letzten Entschluß. Wallmoden traf denn auch am 2. und 3. Juli Anordnungen wie zu einem bevorstehenden Kampfe.

Zu wundern war es freilich nicht, wenn der Soldat anfing schwierig zu werden. Nach allen den Erfahrungen, wie die regierende Aristokratie in den letzten Wochen das Land preisgegeben hatte, konnte der gemeine Mann wenig Neigung fühlen, sich für sie aufzuopfern. Der materielle Zustand der Truppen ließ Behagen und Zuversicht nicht aufkommen. Geschäftige Hände wußten auch das Anerbieten Mortiers, die Soldaten kriegsgefangen abzuführen, die Officiere freizulassen, im Heere zu verbreiten; es war nach Allem, was vorausging, ganz natürlich, daß sich der Soldat von Mistrauen gegen die vornehmen Herren ergriffen fühlte und sich selber zu ihren Gunsten verrathen glaubte. Ohne Wirkung blieb aber gewiß der schamlose Auftrag der Herren von der Landschaft nicht, der dem gemeinen Manne nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Hunger ließ. So regte sich in dem Augenblicke, wo Wallmoden die Truppen marschfertig machen wollte (3. 4. Juli), in einzelnen Regimentern der Ungehorsam. Sie wollten, erklärten die Reiter von der Garde und vom zweiten Dragonerregiment, erst wissen, wofür sie sich todtschlagen lassen sollten. Warum man die Armee hier in einen Winkel eingesperrt habe, statt sie das Land selbst vertheidigen zu lassen? Wer, nachdem das Land dem Feinde überlassen sei, für sie sorgen würde, wenn sie zu Krüppeln geschossen wären? Das Einschreiten einzelner Officiere gegen die Misvergnügten führte zu offener Meuterei und auch als am anderen Morgen der Feldmarschall seit sechs Wochen zum ersten Male vor der Front erschien, um sie an Pflicht und Ehre zu erinnern, empfingen sie ihn mit düsterem Schweigen; doch ward der Gehorsam wiederhergestellt und das zweite Dragonerregiment selbst, das sich am gröbsten vergangen, zeigte sich bereit, zum Kampfe gegen den Feind geführt zu werden**).

Aber diese Vorgänge reichten doch hin, die noch einmal aufflackernde Neigung zur entschlossenen That wieder herabzustimmen. Man würde Wallmoden und den ihm zunächst stehenden Officieren Unrecht thun, wenn man sie mit den Herren von der Regierung in eine Kategorie werfen wollte, aber die rechte Kühnheit des Entschlusses war doch auch bei ihnen zu vermissen, sie waren wie alle anderen bis zum gemeinen Soldaten herab von der epidemischen Lähmung ergriffen. Drum machten die erwähnten Auftritte tieferen

*) Niedersächs. Archiv 1846. S. 50.

**) S. die Angaben bei Beamish S. 53. 58 ff. Vgl. auch den Bericht in Archenholz Minerva 1803. IV. 318 ff.

Eindruck auf sie, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Es mochte wohl auch bei manchen der Leiter ein Trost darin liegen, mit einigem Schein die Schuld des schmachvollen Ausgangs der Meuterei der Soldaten zurechnen zu dürfen! Man konnte sich nun mit großer Entrüstung über die freche Insubordination des gemeinen Mannes auslassen und darüber vielleicht den Verrath aus Unfähigkeit, dessen sich die vornehmen Herren schuldig gemacht, in Vergessenheit bringen*).

Die Herren von der Landschaft, welche geschäftig die Boten für Mortier machten, hatten sich zweimal in ihren Anträgen von Wallmoden abgewiesen gesehen; sie trafen ihn nun, als sie mit einem dritten Entwurfe kamen, günstiger gestimmt. Noch am Mittag des 4. Juli fand ein Kriegsrath statt, worin Wallmoden das Project den versammelten Generalen vorlegte und ihre Zustimmung erhielt. Am anderen Tage ward dann nicht weit von Artlenburg auf einem Boote, das in der Elbe festgeankert war, die letzte Verhandlung mit den Franzosen gepflogen und die neue Convention unterzeichnet. Darin war die Auflösung und Entwaffnung der Armee wie in dem früheren Entwurfe eingeräumt, nur die Ausführung schien gemildert. Die hannover'sche Regierung selbst nahm es auf sich, die Truppen zu entwaffnen, Waffen, Pferde und Geschütz dem Feinde auszuliefern. Die Soldaten sollten in ihre Heimath zurückkehren und versprechen, so lange nicht gegen Frankreich und seine Verbündeten zu fechten, bis sie von den Engländern gegen französische Kriegsgefangene ausgewechselt würden. Die Officiere durften Degen, Pferde und Gepäck behalten; nur sollten sie das Festland nicht verlassen. In der Hauptsache hatte also Bonaparte Alles erreicht, was er durch die Verwerfung des Suhlinger Vertrages bezweckt hatte.

Die Auflösung der Armee ward unverzüglich vorgenommen; Commissarien der Landschaft nahmen die Waffen, Kanonen und Pferde in Empfang, um sie an den Feind zu überliefern; um Mitte Juli gab es kein hannoversches Heer mehr. In die Heimath zurückgekehrt, konnte der Einzelne erst das Unheil und die Schmach übersehen, die man dem Lande und den Truppen bereitet. Eine übermüthige Fremdherrschaft lastete mit ihrem ganzen Druck

*) Der angeführte Bericht des Majors von Ramdohr (Niedersf. Arch. 1846. S. 56 f.), der allerdings darin von den meisten zeitgenössischen Quellen abweicht, ist ein Zeugniß für diese Stimmungen. Dort wird Alles, was die Herren von der Regierung und der Landschaft gesündigt, sehr schonend behandelt, dagegen die Meuterei als der entscheidende Grund der Convention vom 5. Juli hervorgehoben. Daß die ehrlosen Zumuthungen der landschaftlichen Deputation auf die Stimmung der Soldaten gewirkt, wird als „beleidigend" zurückgewiesen; der „Geist des Frevels und der Frechheit, der in den Ideen von Freiheit und Gleichheit aufgekeimt war", trug darnach die Hauptschuld. Es ist dies die alte und doch immer wieder neue Taktik, womit bei jeder ungewöhnlichen Krise die kopflose Feigheit der Gewalten bemäntelt werden soll.

auf dem Lande, das dem entlassenen einheimischen Soldaten nur eine kümmerliche Existenz gab. Natürlich mußte die Sehnsucht erwachen, diesen unerträglichen Zustand mit einem besseren zu vertauschen. In England war es immer die Absicht gewesen, wenn Hannover nicht vor der Invasion geschützt werden könne, wenigstens die Armee zu retten; zweimal waren die Schiffe bereit, sie hinüberzubringen, erst hatte die Suhlinger, dann die Elb-Convention die Ausführung des Planes gehindert. Doch ward der Gedanke, aus den aufgelösten Truppen ein eigenes Corps zu bilden, neu aufgegriffen. Die Bedingungen des Vertrages vom 5. Juli konnten kaum im Wege stehen. In der Ungeduld, sich der Waffen und Pferde zu bemächtigen, hatte man dem Heere nicht einmal den Vertrag förmlich mitgetheilt, viel weniger den Soldaten das Ehrenwort abgenommen, nicht gegen Frankreich zu dienen. Zum Ueberfluß entband sie noch ein Manifest Georgs III. von jeder Verbindlichkeit gegenüber solchen Bedingungen, die ohne die königliche Genehmigung stipulirt seien. So suchten bald Hunderte durch Holstein nach England zu entkommen, anfangs von den Franzosen kaum gehindert, dann durch die angedrohte Todesstrafe nicht eingeschüchtert. Noch im Laufe des Jahres 1803 sammelten sich jenseits des Canals die ersten Corps, die den Kern der bald berühmten „königlich deutschen Legion" bildeten. In dieser neuen Gestalt haben die braven Truppen im tapferen Kampfe gegen die Bonaparte'sche Zwingherrschaft die Scharte rühmlichst ausgewetzt, die nicht sie selber, sondern eine unfähige Regierung verschuldet hatte.

Hannover war das erste deutsche Gebiet, das jene Bonaparte'sche Gewaltherrschaft kennen lernte, die nachher Jahre lang über den größten Theil von Deutschland geschaltet hat. Wie beschämend war der Zustand für die kurzsichtige Klugheit derer, die zur Unterwerfung gedrängt; wie fanden sich die Furchtsamen betrogen, die durch schmachvolle Nachgiebigkeit dem Lande die Uebel feindlicher Ausbeutung zu ersparen meinten! Die Franzosen hatten eine Executivcommission von fünf Mitgliedern eingesetzt, die natürlich nur die Befehle Mortiers und seines Schwagers Dürbach vollzog; diese beiden Fremden waren die eigentlichen Landesregenten. Die alten Verwaltungsbeamten blieben; sie waren der neuen Gewalt so brauchbare Werkzeuge wie der alten. In harmlosen Dingen konnte diese althannover'sche Bureaukratie, mit der auch die Mitglieder der verdrängten Regierung noch in Berührung standen, wohl hie und da selbständig eingreifen; bei allen wesentlichen Sachen war sie an das Dictat der Franzosen gebunden. Da es den Letzteren wesentlich mehr um die Ausbeutung als um die Regierung des Landes zu thun war, so mußte der Hauptdienst der hannover'schen Beamten darin bestehen, die fast unerschwinglichen Mittel herbeizuschaffen, welche der fremde Gebieter requirirte. Die Franzosen begnügten sich nicht, ihre ausgehungerten und abgerissenen Truppen zu nähren und zu kleiden, ihre Cavallerie auf hannover'sche Kosten beritten zu machen, sie plünderten die Schlösser wie die Zeughäuser

aus; selbst die Marmorbüsten im Gartensaal zu Herrenhausen und die schönsten Hirsche aus dem Deisterwalde wurden als Trophäen mitgeschleppt.

In dem kurzen Zeitraume vom 5. Juli bis zum 23. December 1803 wurde lediglich für Sold, Lieferungen, Pferde und Equipirung der Franzosen eine Summe von siebzehn und einer halben Million Franken von den Hannoveranern erpreßt*), ohne die Einquartierungslast und die kostspielige Verpflegung der Officiere, die den Einzelnen zur Last fiel. Der mäßigste Anschlag für den Tisch eines Officiers betrug einen Thaler täglich; es gab aber Viele, die das Zwei- und Dreifache kosteten. Der Brigadegeneral Pacthod z. B. war berüchtigt durch die Sultanslaunen, denen er auf Kosten der armen Bewohner fröhnte; manche kleine Stadt, die von der Einquartierung heimgesucht war, hat sich in eine Schuldenlast verstrickt, die ihren ökonomischen Ruin nach sich zog. Die Schulden des Landes selbst nahmen in den ersten fünf Monaten um mehr als sechszehn Millionen Franken zu. Außerdem mußte man die Wälder lichten, eine außerordentliche Kriegssteuer einführen und, wie auch dies nicht reichte, mit Defensions-, Personen- und Pferdesteuern das schon ausgesogene Land bedrängen. Noch ehe das Jahr zu Ende war, hatte man schon zwei Gesandtschaften an Bonaparte geschickt und um Erleichterung gebeten; es waren auch schöne Worte von ihm gespendet worden**), aber die Verminderung des Occupationscorps abgerechnet blieben die Dinge wie sie waren. Der Nachfolger Mortiers, Bernadotte, der im Juni 1804 das Commando in Hannover übernahm, zeigte mehr guten Willen, grobe Misbräuche zu beseitigen, die Ueppigkeit seiner Officiere in Schranken zu halten und das Einquartirungswesen besser zu ordnen***); aber dies hinderte eben nur, daß das Land unter der Wucht von Lasten, die man ihm aufgebürdet, nicht geradezu zusammenbrach. Ueberschlug man, was auch nach diesen Erleichterungen an Sold, Nahrung, Kleidung, Pferden, Zwangsfuhren, Einquartierung, Bauten und unter einer Menge von andern Rubriken vom Lande geleistet ward, so erscheint die Berechnung nicht zu hoch, wonach die 26 Monate französischer Occupation über 26 Millionen Thaler gekostet haben, während man die jährlichen Einkünfte des Landes damals höchstens zu 5 Millionen Thaler anschlug†).

Es war schwer zu sagen, welch größeren Druck man hätte fürchten müssen, wenn man sich den Franzosen gewaltsam widersetzte und in ehrenvollem Kampfe überwunden nach der Strenge des Kriegsgesetzes behandelt ward?

---

*) S. den amtlichen Bericht in Archenholz Minerva 1804. I. 499 ff.

**) Je ne veux pas, sagte er, que le peuple hanovrien soit percé, je veux que le nom français soit aimé chez vous.

***) S. „Das Kurfürstenthum Hannover unter den Franzosen in den Jahren 1803, 1804, 1805. Von einem Augenzeugen." 1806. S. 58. 59.

†) S. die angeführte Schrift S. 45.

Die Noth des Landes stieg bald so sehr, daß man, um die Bedürfnisse zu decken, zu außerordentlichen Mitteln greifen mußte. Das gab denn den Franzosen Anlaß zu einer neuen Erpressung. Im Anfang November erschienen Berthier und ein Herr Posset in Hamburg und eröffneten dem Senat: sie seien von Mortier, den der erste Consul dazu ermächtigt, beauftragt, eine Anleihe für die dringenden Bedürfnisse der Armee zu negociiren, da das arme und durch die Occupation sehr gedrückte hannover'sche Land die Last nicht tragen könne. Die Stadt könne ja dafür Gebiet erwerben oder hannover'sche Domainen als Unterpfand nehmen. Der Senat zeigte wenig Lust, auf das Ansinnen einzugehen; da wurden denn wirksamere Hebel angesetzt. Die Abgesandten verlangten eine kategorische Antwort und drohten im Falle der Ablehnung mit weiteren Maßregeln. Der Fingerzeig auf die Nähe einer schlagfertigen Armee und deren Einlagerung in Hamburg, bestimmte den Senat, sich zu fügen. Es ward eine Anleihe von drei Millionen Franken gewährt, zu deren Beschaffung die Stadt selbst ein Zwangsanlehen ausschrieb*).

Nicht die finanzielle Ausbeutung allein, auch das ganze übrige Regiment gab einen treuen Vorgeschmack künftiger Bonaparte'scher Zwingherrschaft. Hannover ward jetzt mit einer Menge von Polizeierfindungen französischen Ursprungs bekannt, die bald ihren Weg durch Deutschland machten. Alte Gebräuche, wie das Freischießen und ähnliche Volksfeste, wurden verboten, strenge Fremdenüberwachung eingeführt, militärische Specialgerichte und Standrecht hergestellt. Die Spionage und geheime Polizeispürerei tauchte ebenfalls schon auf, die Presse in Norddeutschland stand bereits völlig unter französischem Einflusse**); eines der angesehensten Blätter jener Zeit, der Hamburger unparteiische Correspondent, konnte schon als ein mittelbares Organ der französischen Politik gelten. Kurz, in Allem waren Umrisse der künftigen Bonaparte'schen Glückseligkeit zu erkennen. Auch die Ungunst, womit jede deutsche Eigenthümlichkeit behandelt ward, die frechen Störungen häuslichen Friedens und altväterischer Sitte erschienen wie Vorboten der Zeiten, die seit Oesterreichs und Preußens Niederlagen über Deutschland verhängt wurden.

Es schien in dem Willen der Vorsicht zu liegen, daß auf diesem Wege die überlieferte Stumpfheit und der träge enge Sinn, der sich im deutschen Leben eingebürgert, endlich gebrochen ward. Der patriarchale, landesväterlich bevormundende oder durch Cabinetsordres aufklärende Absolutismus der vorangegangenen Zeit hätte das nie vermocht; nur eine Despotie, die jeden Einzelnen beraubte, seine Lieblingsgewohnheiten dreist und

*) Nach handschr. Hamburger Mittheilungen. Auf ähnlichem Wege wurden bei Lübeck und Bremen Anlehen gemacht; in Lübeck 210,000, in Bremen 625,000 Thaler. Auch der Kurfürst von Hessen mußte sich zu einer halben Million verstehen.

**) S. a. a. O. 112. 113. 146.

willkürlich störte, seine Sprache und sein Wesen verachtete, mit rohen, soldatisch-revolutionären Mitteln sich Gehorsam erzwang, in Haus und Familie ihre Frechheit und ihren Schmutz hineintrug, auch den Ruhigsten und Geduldigsten nicht mehr an seiner alten Stelle ließ — nur einer solchen Despotie konnte es mit der Zeit gelingen, den ehernen Bann zu brechen, in welchem der Volksgeist und die Thatkraft der Deutschen gefesselt lag.

Als die Besetzung Hannovers begann, waren die scharfsichtigen Publicisten jener Tage noch der Meinung, daß das Einschreiten Preußens nur als ein „großes, unberechenbares Unglück für Norddeutschland zu betrachten wäre.“ Wozu, hieß es, sich für England opfern? Das System des Baseler Friedens habe sich ja so trefflich bewährt. „Wer kann das leugnen, rief einer dieser Auguren drei Jahre vor Jena und Auerstädt aus, wo die Erfahrung so laut spricht? Welche Unweisheit! Die Franzosen, die keinen Feind auf dem ganzen festen Lande von Europa haben, vorsätzlich zu reizen und sie ohne alle Veranlassung blos aus eingebildeter Furcht bekriegen zu wollen“*)! Solche Anschauungen fielen noch immer in der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Der Mittelstand, immer noch zufrieden, so lange die Wucht der neuen Weltdictatur nicht unmittelbar auf seinen Heerd drückte, freute sich dieses und jenes kleinen Vortheils, den ihm die Conjuncturen der Zeit in den Schooß warfen, und blieb verstockt gegen die Einsicht, daß die Grundlage alles Wohlstandes, die Unabhängigkeit, verloren ging. In den Hansestädten z. B., unter denen namentlich Hamburg während des Krieges einträgliche Geschäfte getrieben, machte sich nach dem Zeugnisse einsichtiger Zeitgenossen**) jenes kurzsichtige materielle Behagen recht breit, das, der Mahnung und Warner spottend, den betäubenden Erwerb und Genuß des Augenblickes mit vielen Jahren der Noth und Reue zu erkaufen pflegt.

Eine Störung in diesen ruheseligen Stimmungen erfolgte zuerst jetzt, als die Franzosen auch Lauenburg und Cuxhaven besetzten und die Elbschifffahrt zu hindern suchten, um die erste Probe einer Continentalsperre gegen den britischen Handel zu machen. Der Zweck ward insofern verfehlt, als die Rührigkeit der Engländer bald neue Wege fand und sie den französischen Versuch, die Elbe zu beherrschen, damit erwiederten, durch ein paar Fregatten die Elbe und Weser wirklich zu sperren. Das griff denn schon fühlbarer in die materiellen Interessen ein. Bremen zwar suchte sich zu helfen, indem es sich den Verkehr mit England durch die Jahde vermittelte, Ostfriesland und Emden hatten vorübergehend große Vortheile, aber der Elbverkehr erhielt einen furchtbaren Stoß; alle rückwärts liegenden Gebiete wurden davon betroffen, am härtesten Schlesien und sein Leinwandhandel.

---

*) Archenholz in der Minerva 1803. II. 524 f.

**) S. Friedrich Perthes Leben von C. Th. Perthes. I. 110 f. Steffens H., Was ich erlebte. III. 140.

Nachdem Preußen einmal den Augenblick verscherzt, wo es durch einen raschen und muthigen Schritt dies Alles hätte abwehren können, war es freilich sehr schwer, eine Aenderung zu bewirken. Doch mußte etwas geschehen. In Norddeutschland wurden jetzt Vorwürfe gegen Preußen laut, Rußland, dessen Hingebung an Bonaparte zu erkalten anfing, drängte seinerseits das Berliner Cabinet zum Handeln, und die nächsten eigenen Interessen Preußens mahnten jetzt in fühlbarster Weise an das folgenschwere Versäumniß, dessen sich die leitende Politik schuldig gemacht. So entschloß man sich denn in Berlin, bei Bonaparte friedliche Vorstellungen zu machen. Der Cabinetsrath Lombard, einer der schuldigsten Träger der Staatskunst jener Tage, erhielt die Mission, Bonaparte, der sich Ende Juli nach Belgien begeben, in Brüssel aufzusuchen und ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Er sollte Erleichterungen für Hannover und Freigebung der Elbgebiete erlangen. Die Person zu dieser Sendung war ebenso glücklich gewählt, wie dritthalb Jahre später Haugwitz, als er dem siegreichen Imperator am Vorabende der Schlacht von Austerlitz imponiren und den Frieden abtrotzen sollte! Es war ein Leichtes für Bonaparte, den eitlen und windigen Halbfranzosen, der ihm gegenüber die preußische Politik vertrat, so zu stimmen, wie er ihn haben wollte. Er ließ sich anscheinend offen und vertraulich gegen ihn aus, betheuerte, daß er Frankreichs Macht nicht über die Gränzen ausdehnen wolle, welche ihm die Verträge gewährten, und daß es ihm nur darum zu thun sei, die maritime Despotie der Briten, die allen Staaten des Festlandes unerträglich sei, zu unterdrücken. Auch Preußen, fuhr er fort, habe ein Interesse, dazu mitzuwirken; doch reiche dazu die Neutralität nicht hin, es bedürfe vielmehr eines engeren Anschlusses an die französische Politik. Als Preis dieses Anschlusses mag dann dem Unterhändler wohl in der Ferne der lockende Besitz von Hannover gezeigt worden sein*). Genug, er ging geblendet von der persönlichen Ueberlegenheit Bonaparte's und für seine Gedanken so gut wie gewonnen nach Berlin zurück; die Mission nach Brüssel, von der man sich vielleicht einen Augenblick in Petersburg und London den Anfang eines Widerstandes gegen die Bonaparte'sche Politik versprechen mochte, hatte auch darin mit der Haugwitz'schen Sendung von 1805 einige Aehnlichkeit, daß sie vielmehr die Brücke eines näheren Einverständnisses mit Frankreich zu werden versprach.

Wenn die am nächsten Betheiligten es so ruhig ertrugen, daß Norddeutschland ausgeplündert und die Mündungen der deutschen Flüsse versperrt wurden, so kann uns die ohnmächtige Thatlosigkeit des Regensburger Reichs-

*) Ein förmliches Anerbieten ist, wie Lefebvre I. 335. f. wahrscheinlich macht, nicht erfolgt; daß Andeutungen gefallen sein möchten, leugnet auch Lefebvre nicht. Darauf mag sich dann Bignons Behauptung von einem wirklichen Antrag reduciren.

tages nicht befremden. Man erfuhr dort die Besetzung Hannovers, Lauenburgs, Cuxhavens; es kamen Beschwerden und Eröffnungen von dem hannover'schen Ministerium in London, es wurde die Besorgniß laut, daß auch die Hansestädte von den Franzosen besetzt würden, aber in Regensburg war das Gefühl der Nichtigkeit eigener Macht so groß, daß man nicht einmal den Schein annahm, die Würde und Integrität des Reiches durch irgend einen Act wahren zu wollen. „Die Abwendung solcher Maßregeln, lesen wir in einem Berichte des deutschen Reichstages*) wäre wohl am ersten von der Dazwischenkunft des kaiserlichen russischen Hofes zu erwarten." So offenherzig gab sich das Gefühl eigener Hülflosigkeit dort kund.

Doch dürfte man nicht glauben, daß die Verhandlungen völlig eingeschlummert wären. Außer den unvermeidlichen Beschwerden, die sich aus dem Deputationsreceß ergaben, außer den Rangstreitigkeiten zwischen den neuen Kurfürsten, die am 22. August in das Kurcollegium eintraten, außer den flehentlichen Bitten des Reichskammergerichtes, dessen Noth und Armuth den nahen Ruin erwarten ließ, war namentlich noch eine Frage in Regensburg unerledigt: die Feststellung der Virilstimmen im Fürstenrathe. Die Sache erhielt einen neuen Anstoß durch ein kaiserliches Hofdecret vom 30. Juni, das auf der vollen Gleichheit der protestantischen und katholischen Stimmen bestand und zu dem Ende verlangte, daß entweder eine Anzahl neuer katholischer Stimmen in den Fürstenrath zugelassen werde, oder ein Theil der neuen protestantischen Virilstimmen vorerst noch ruhen möge. Diese Eröffnung machte, wie sich denken läßt, Sensation, obwol sie den Eintritt der Virilstimmen nicht zu hindern im Stande war. Denn nach der hergebrachten Ordnung hatte Kurmainz oder jetzt der Kurerzkanzler die Vollmachten der Gesandten, die neu zugelassen werden sollten, zu prüfen und es läßt sich denken, daß von dort kein Widerspruch erhoben ward. Aber die Organisation des Fürstenrathes blieb doch vorerst nur provisorisch, und für die alte Reichsjurisprudenz war durch die Streitfrage ein ungemein ergiebiger Stoff gegeben. So wurde denn noch geraume Zeit in den Reichstagssälen zu Regensburg über die künftige Gestalt des Fürstenrathes mit Eifer und Heftigkeit gestritten, während draußen die Brandung der Zeit mit zerstörender Gewalt an die Ruinen des alten Reiches anschlug und den nahen Tag des Unterganges verkündigte.

Der Standpunkt des kaiserlichen Hofdecretes ward zunächst von Preußen bekämpft. Im westfälischen Frieden, so hieß es dort, allerdings mit den geschichtlichen Vorgängen übereinstimmend**), sei zwar die Religionsparität festgestellt worden, aber nicht die arithmetische Gleichheit der Stimmenzahl,

*) S. die angeführte Comitialcorrespondenz d. d. 16. Juni.

**) S. Brandenburg. Instruction d. d. 19. Sept. 1803. (In der Reichstagscorrespondenz.)

die niemals stattgefunden und auch an sich nicht ausführbar sei. Man müsse daher auf der Vollziehung des §. 32 des Reichsdeputationsrecesses bestehen; doch sei der König nicht abgeneigt, nach erfolgter kaiserlicher Genehmigung sich die „Einführung mehrerer geeigneter fürstlicher Virilstimmen auf beiden Religionsseiten gefallen zu lassen". Aehnlich äußerte sich ein Rescript Hardenbergs vom 26. August. Man müsse auf der Ratification bestehen; das Aeußerste, wozu sich Preußen verstehen könne, sei: die im Deputationsreceß neu creirten Stimmen unter Vorbehalt vorerst noch zu suspendiren. Dagegen sei standhaft darauf zu beharren, daß wenigstens die Stimmen der säcularisirten Entschädigungslande von den Landesherren ohne Weiteres geführt würden, indem die Letzteren die Länder mit allen Rechten, welche die vorigen Besitzer gehabt, also auch mit dem reichsständischen Stimmrecht erhalten hätten, und die kaiserliche Ratification in dem Hofdecret vom 27. April nur der Vermehrung der Stimmen versagt sei.

Dieser Auffassung schlossen sich gleich anfangs Baiern, Württemberg und Baden an; erst im November, nachdem die Reichstagsferien vorüber waren, kam es aber zur eigentlichen Verhandlung. Pfalzbaiern bekämpfte (14. Nov.) im Kurfürstenrath besonders die Besorgnisse religiöser Art. Man solle nur allgemeine Religionsfreiheit zum Grundsatze erheben und die Hindernisse wegräumen, die den Landesherrn in der Ausübung seiner Duldungsrechte beschränkten; die Mehrheit der protestantischen Stimmen werde die katholische Kirche so wenig gefährden, wie bisher die katholische Mehrheit am Reichstage dem Protestantismus verderblich geworden sei. Es schloß mit dem Antrage: daß das Reich sich lediglich an den Deputationsschluß halten und auf dessen vollständige Ausführung in einem wiederholten Reichsgutachten dringen möge. Die brandenburgische Abstimmung entsprach der oben erwähnten Instruction; Württemberg, Baden und Hessen schlossen sich ihr in der Hauptsache an. Aber auch Kursachsen theilte, obwol in milderer Form, im Ganzen die Auffassung, daß die neue Stimmenvertheilung eben eine Folge der Gebietsveränderungen sei und die religiöse Parität nicht stören werde. In der fortgesetzten Berathung gab dann Kurböhmen (18. Nov.) ein ausführliches Votum ab, dem sich natürlich auch Kursalzburg anschloß. Der Kaiser, hieß es, halte sich als katholischer Reichsstand für verpflichtet, dafür zu sorgen, daß bei der Vertheilung neuer Reichstagsstimmen nichts zum Nachtheile des katholischen Religionstheiles verfügt werde. Der Kaiser sei nicht abgeneigt, in die Zulassung der im §. 32 des Recesses genannten 27 neuen protestantischen Virilstimmen einzuwilligen, aber er könne die Einführung nicht eher zugeben, als bis zur Beibehaltung der Religionsgleichheit ebensoviel neue katholische Stimmen ausfindig gemacht wären. Um dies zu erreichen, schlug Böhmen vor, sechs neue Stimmen für Oesterreich und noch je eine für den Erzkanzler und für Salzburg in dem Fürstenrathe zuzulassen, ebenso die Häuser Metternich, Fugger, Truchseß, Croy, Colloredo, Kheven-

[illegible] mit je einer Virilstimme zu bedenken, an Fürstenberg, Salm-Salm und Löwenstein eine weitere zu ertheilen, endlich den katholischen Reichsgrafen in Westfalen und Franken eine besondere und dem schwäbischen Grafencollegium eine zweite Curiatstimme zu gewähren.

Die gleichen Abstimmungen fielen im Fürstenrathe. Um Preußen und Baiern gruppirten sich hauptsächlich Baden, Würtemberg, Nassau, Holstein, Braunschweig, die thüringischen Fürsten; an Oesterreich schlossen sich Salzburg, Berchtesgaden, Dietrichstein, Schwarzenberg, der Hoch- und Deutschmeister und Liechtenstein. Die Verhandlung war hier lebhafter, weil Oesterreich, in dessen Händen die Leitung des Fürstenrathes war, den Versuch machte, die Führung einzelner der neuen Stimmen zu hindern. So sprach Baden, da es in den Besitz der Reste der Stifter Speyer und Straßburg gelangt war, die Stimmen derselben an und fand sich sowol durch das allgemeine Beispiel, als durch die ausdrückliche Zustimmung besonders Preußens unterstützt. Wie es aber die Stimmen „Bruchsal“ und „Ettenheim“ führen wollte (14. Nov.), rief das Directorium „cessat“ und wollte die Ansicht durchführen, daß die Stimmen der beiden Stifter als erloschen zu betrachten seien. Diese Einsprache und eine Aeußerung, als könnten die durch Säcularisationen gewonnenen Stimmen ohne förmliche Genehmigung gar nicht geführt werden, veranlaßte sehr lebhafte Auftritte im Fürstenrathe, ohne daß man doch zu einem bestimmten Ergebnisse kam. Vielmehr hatte es den Anschein, als werde kein Theil seinen Zweck völlig erreichen: dem Kaiser gelang es nicht, die Führung der durch Säcularisation gewonnenen Stimmen zu hindern; die Opposition, die eben dadurch zur Mehrheit gelangt war, vermochte es ihrerseits nicht dahin zu bringen, daß der Kaiser die im Deputationsreceß aufgenommene Ordnung guthieß und in legale Wirksamkeit setzte. So bildete sich die provisorische Uebung, welche noch den kurzen Lebensrest des heil. röm. Reiches gedauert hat.

Während der deutsche Nordwesten der fremden Invasion verfiel, ohne daß sich ein Arm dagegen regte, der Reichstag sich in lebhaftem Eifer um die innere Ordnung eines bald zusammenbrechenden Gebäudes zankte, nahmen im Süden charakteristische Vorgänge anderer Art die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Auflösung der alten, freilich lange zerrütteten, Ordnungen des Reiches ging dort rascher und gewaltsamer von Statten, als es selbst der Reichsdeputationsreceß erwarten ließ; die von Frankreich und Rußland begünstigten Fürsten beschleunigten den Proceß des allmäligen Absterbens, um Raum zu schaffen für die neue Souveränetät der Rheinbundszeit.

In erster Linie waren die Regierungen eifrig bemüht, die verschiedenen jüngst gewonnenen Gebiete durch gleichmäßige Organisationen zu verschmelzen; Verwaltung und Rechtspflege ward in der uniformen Weise hergestellt, wie sie in Frankreich bestand, ein einheitlicher Mechanismus von Behörden

geschaffen, das Finanzwesen nach einem Schnitt umgestaltet, der Militärstaat nach französischem Vorbild erweitert und reformirt, Gesetze und Verordnungen in reicher Fülle nach allen Richtungen hin ausgestreut. Der einzige noch übrig gebliebene geistliche Staat des Kurerzkanzlers nahm dies neue Gewand so gut an, wie die vergrößerten weltlichen Gebiete im deutschen Süden und Westen. Was alle diese neuen Staatsschöpfungen charakterisirte, war ihre Aehnlichkeit mit den Staatsmaximen, wie sie Bonaparte jenseits des Rheines im Großen durchführte: bureaukratische Centralisation, Beamtenregiment, ausgedehnte Polizeigewalt, wachsame Fiscalität in Finanzsachen hatten sie mit dem französischen Wesen völlig gemein. Und ähnlich wie Bonaparte im Großen die Anarchie der Factionen überwältigt hatte, so wurde hier die Verwirrung, die aus der gränzenlosen territorialen Zersplitterung entsprang, wesentlich gemildert; wie er sein neues Reich nach dem Grundsatze der Staatsallmacht einrichtete, es durch ein wohldisciplinirtes Beamtenthum, ergiebige Finanzquellen und ein wohlgerüstetes Heer zu stützen suchte, so ward das Gleiche, freilich mit verschiedenem Glücke, hier im Kleinen versucht. Ließen sich die Schattenseiten dieses Regimentes nicht verdecken, so kam auch manches unzweifelhaft Gute zur Entwickelung, vor Allem eine bessere Verwaltung und Polizei, thätigere Rechtspflege, Beschränkung des Hofstaates, sorgsamere Ordnung des Schuldenwesens. Man empfand es z. B. an dem neuen Dalberg'schen Staate allgemein als eine Wohlthat, daß er nicht geistlich, sondern weltlich organisirt war, daß er das tiefzerrüttete Finanzwesen von Regensburg in leidliche Ordnung brachte, den Volksunterricht und die Rechtspflege, in der Regel die wundesten Stellen geistlicher Gebiete, in wirksamer Weise förderte. Auch der neue badische Kurstaat, dessen greiser Regent seit einem Menschenalter auf sehr bescheidenem Raume eine musterhafte Regierung geführt, öffnete dieser wohlwollenden und schöpferischen Thätigkeit nun ein größeres Gebiet; fast das Erste, was hier geschah, war die Erneuerung einer der ältesten Hochschulen, der Heidelberger, die, im letzten Jahrhundert des pfälzischen Regimentes tief verfallen, in Wahrheit eines zweiten Gründers bedurfte. Dicht daneben, in Württemberg, ließ dagegen die Persönlichkeit des Regenten schon jetzt mehr die Härten als die Wohlthaten der Umgestaltung empfinden; für einen gewaltsamen und finsteren Sinn lag in solch einer Zeit freilich auch die Versuchung nahe, die Bonaparte'sche Cäsarendespotie mit allen Launen und Tücken zu karrikiren. Fortgesetzte Händel mit der Landschaft, Entzweiung mit dem eigenen Thronerben, Gewaltthätigkeit gegen Alle, sie mochten ehemals reichsunmittelbar oder Lehensbauern sein, Haß gegen jede Selbständigkeit kennzeichneten schon jetzt das Regiment Friedrichs, der seine neue Machtvollkommenheit vor Allem durch Unterdrückung der einzigen größeren Zeitung, die damals in Süddeutschland erschien, bethätigte. Diesen kleinen Zwingherren war es wohl anzusehen, daß jetzt die Einmischung von Kaiser, Reichstag und Reichsgericht, die denn doch bisweilen noch einmal ausnahmsweise

eingetreten war, vollends verschwand und nur eines noch zu fürchten war: das Machtgebot des gewaltigen fremden Schiedsrichters. Durch Gefügigkeit gegen diesen ließ sich aber leicht die schrankenlose Machtübung im eigenen Gebiete erkaufen.

Mit der neuen Praxis, auch selbst der milderen, waren aber die Reste der alten ständischen Ordnungen so wenig verträglich, als die selbständige Stellung des Clerus und Reichsadels. Dieselben erschienen nur wie eine Schranke, die zu Gunsten der Privilegirten aufgerichtet war; in der Masse der Bevölkerung konnte darum auch kein Bedauern erwachen, wenn sie fielen. Die nassau-weilburgische Regierung war die erste, welche den ständischen Einrichtungen, die sie in den Trierer Kurlanden vorfand, offen den Krieg erklärte. Im grellen Widerspruche mit dem Reichsdeputationshauptschluß behauptete sie die neuen Gebiete mit denselben Hoheitsrechten zu besitzen, wie die verlorenen; die unteren Volksklassen, fügte sie hinzu, seien zu unfähig, die Bedürfnisse der Epoche, „worin wir leben, zu erwägen", als daß man aus ihnen ständische Versammlungen bilden könne, und überhaupt seien die Kosten der landständischen Einrichtung für das Land zu groß*). Man sieht, die Saatssophistik jener Tage war von einer fast naiven, handgreiflichen Einfachheit; die feineren Doctrinen des „Sultanismus", wie man das im vorigen Jahrhundert nannte, waren noch nicht erfunden.

In ihrer Gewaltthätigkeit und Härte, selbst da wo die Regenten persönlich wohlwollend und mild waren, kündigte sich diese Zeit durchaus als eine revolutionäre an; das Verfahren gegen einzelne Klöster, wie z. B. gegen das Frauenkloster zu Herzebroek, das der Graf Bentheim-Tecklenburg widerrechtlich einzog, und aus dem er, als die Insassen sich weigerten es zu verlassen, durch handfeste Kerle die Nonnen hinausschaffen ließ, oder der durch ärztliches Zeugniß nachgewiesene Hungertod eines Wormser Präbendars, dem die Darmstädter Regierung versäumt hatte, seinen Unterhalt zu reichen**), solche Fälle haben selbst in dieser stumpfen Zeit vorübergehend Eindruck gemacht. Aber in keinem Ereignisse jener Tage trat die Rechtlosigkeit der Zeiten so grell ans Licht, wie in dem Verfahren gegen die Reichsritterschaft.

Auch die uneigennützigste Politik wäre wohl nicht im Stande gewesen, dieser Corporation und ihrer politischen Selbständigkeit noch eine lange Lebensdauer zu fristen. Es ist in einem früheren Abschnitte geschildert worden***), wie tief diese kleinen ritterschaftlichen Gruppen in sich selbst verfallen

*) S. Häberlin Staatsarchiv XIII. 183 ff. Ueber die Organisation des kurerzkanzler. Staates s. ebendas. X. 378. XI. 91. 177. 225. Die hessische XIII. 114 ff. Ueber das Verbot der allgemeinen Zeitung in Württemberg vgl. die Archenholz'sche Minerva 1803. VI. 368 f.

**) S. die Actenstücke bei Häberlin XI. 346 ff. XIII. 180 f. 313 f. XIV. 90 ff.

***) S. Band I. S. 113 f.

waren, wie sehr sie den gesunden Blutumlauf des größeren Ganzen gestört haben. Außer den Rittern selbst war sicherlich im ganzen Reiche Niemand, der Ursache hatte, den Untergang der ritterschaftlichen Kleinstaaterei zu beklagen. Nun hatte die Revolution am linken Rheinufer dem dort berechtigten Ritteradel unheilbare ökonomische Wunden geschlagen, und die neue Politik der Abrundung und Nivellirung, die in den Friedensschlüssen zur Geltung kam, mußte, wie sie das geistliche Staatswesen und die Reichsstädte verschlang, auch die Ritterschaft in ihrer Existenz gefährden; dieser Zwang der Verhältnisse war mächtiger als der schützende Wortlaut des Reichsrecesses. Seit fast zwei Jahrhunderten hatte sie sich mit knapper Noth gegen die Uebergriffe der fürstlichen Landesherrn vertheidigt, und nur die überlieferte Politik des Kaisers, sie zu beschützen, hatte noch ihre Unterwerfung und Einschmelzung gehindert. Die jüngste Revolution ließ es zweifelhaft, wie weit der Kaiser den schwächeren Elementen des Reiches diesen Schutz noch geben konnte oder wollte. Drum suchten die Ritter, wie alle anderen Stände, Schutz bei der neuen Gewalt, die sich auf den Trümmern der alten Ordnungen Europa's erhoben hatte. Sie bewarben sich um die Gunst der französischen Diplomatie, welche das Entschädigungsgeschäft zu Regensburg leitete; sie suchten durch unterwürfige Schritte sich die mächtige Protection Bonaparte's zu erwerben. In der That erlangten sie auch so viel, daß der erste Consul im Tone des gnädigen Herrn und Beschützers sie seines Wohlwollens versicherte*); es war aber kaum zu hoffen, daß er in dem Zwiespalte zwischen ihnen und den künftigen Rheinbundsfürsten die verlassen werde, mit deren politischem Interesse sein eigenes auf's innigste verflochten war.

Noch ehe das Fortbestehen der Ritterschaft und ihrer Rechte im Reichsdeputationshauptschluß zugesagt und ihnen Bonaparte's Protection verheißen war, hatte Baiern gleichsam die Probe gemacht, wie weit man gegen sie vorschreiten könne. Als die Entschädigungslande im November 1802 besetzt wurden, ließ das bairische Ministerium zugleich in mehreren ritterschaftlichen Orten in Franken die Patente seiner Besitznahme verkündigen. Auf die Beschwerden darüber folgte dann noch der beruhigende Bescheid, daß sich dies lediglich auf die Lehensverbindung beziehe, in welcher manche Rittergüter zu den säcularisirten Hochstiftern gestanden hätten. Aber es dauerte nicht lange, so wurde dies oder jenes Recht, das die Ritterschaft bisher geübt, als zwei-

*) Bonaparte's Schreiben an das Directorium der Ritterschaft (vom 2. Juni 1803) lautete bezeichnend: J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait remettre en date du 12 avril 1803 et qui renferme l'expression de votre reconnaissance de ce que j'ai pu faire en faveur du corps équestre de l'Empire. J'y suis fort sensible et je suis très aisé d'avoir contribué à assurer sa conservation et la continuation de son existence politique. Ne doutez pas, je vous prie, de mes dispositions favorables à votre égard et du désir que j'ai de pouvoir vous être utile.

selbst angefochten, die Steuern, welche an die Cantone zu entrichten waren, mit Beschlag belegt, über einzelne anerkannt unmittelbare Gebiete der Ritter die Landeshoheit ausgeübt, Abgaben gefordert, die kaiserlichen Werbungen in ritterschaftlichen Orten untersagt, die Kanzleien fränkischer Ritterschaftscantone aus Bamberg und Schweinfurt weggewiesen und das Tragen der ritterschaftlichen Kleidung und Ehrenzeichen verboten.

So folgte im Frühjahr und Sommer 1803 ein Angriff auf den andern, und alle Vorstellungen und Beschwerden der Ritter waren der neuen Staatsraison gegenüber fruchtlos. Schon ließen sich daher einzelne Mitglieder, um weiteren Chicanen zu entgehen, dazu herbei, die Landeshoheit anzuerkennen. Ein anderes bedenkliches Zeichen war dann eine Verordnung des fränkischen Generalcommissariates (Februar 1803), worin eine staatsrechtliche Untersuchung über die Verhältnisse der ritterschaftlichen Besitzungen angeordnet und den Regierungen zu Bamberg und Würzburg auferlegt ward: „aus den historischen, publicistischen und politischen Daten ein ganzes, auf richtigen Grundsätzen beruhendes System auszuarbeiten". Dabei war zugleich der Wink gegeben, wie sich durch fleißiges Nachforschen wohl müsse zeigen lassen, daß die Rittergüter noch bis ins 17. Jahrhundert der Landeshoheit unterworfen waren, die Ritter als landsässiger Adel auf den Landtagen erschienen und überhaupt die fürstlichen Lande in früherer Zeit geschlossene Gebiete gewesen seien. Beunruhigend für die Ritter war zugleich die Geschäftigkeit, womit in der Presse das ritterschaftliche Wesen zur Verhandlung gebracht ward. In grellen Zügen ward in einer Reihe von Schriften*) das Unwesen der ritterschaftlichen Kleinstaaterei, ihre schlechte Verwaltung und Rechtspflege, ihre mangelhafte Sicherheitspolizei geschildert, die herabgekommene Lage der Bevölkerung diesem Regiment zur Last geschrieben und daran erinnert, wie

*) Unter den zahlreichen Schriften, die für und wider damals erschienen, scheinen uns die bemerkenswerthesten: „Staatsrechtl. Verhältnisse der adeligen Gutsbesitzer in den churpfalzbair. Entschädigungslanden." 1803. (Bairische Rechtfertigungsschrift von Gönner.) „Was für Maßregeln hat wohl die Reichsritterschaft jetzt zu ergreifen?" 1803. „Welche Maßregeln kann die Reichsritterschaft jetzt ergreifen?" — „Resultate mit aller Unpartheilichkeit gezogen aus dem Für und Wider die unmittelbare Reichsritterschaft." 1803. „Historische und staatsrechtliche Betrachtungen über die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein." Regensb. 1804. „Staatsrechtl. Beleuchtung des wahren Verhältnisses der unmittelbaren Reichsritterschaft zum Fürsten in den Entschädigungslanden." 1804. „Geschichtliche und polit. Betrachtungen über den jetzigen Zustand der fränkischen Ritterschaft." 1804. „Fragmente aus der Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom." Nürnb. 1804. „Ueber die Unionen kleinerer Reichsstände. Ein Sendschreiben eines ritterschaftl. Consulenten in Schwaben an seinen Collegen in Franken. Am Bodensee. Jan. 1804." Vgl. auch Häberlin's Staatsarchiv Bd. XI—XIV. und Hoff das deutsche Reich. II. 254 ff.

diese Gebiete dem Verkehr, dem Handel, der öffentlichen Sicherheit überall im Wege ständen. Es wurden Parallelen zwischen dem untergegangenen geistlichen Staatswesen und den ritterschaftlichen Gebieten gezogen, die entschieden zum Nachtheil der letzteren ausfielen. „Man findet dort, hieß es in einer Schrift der Zeit, nichts als Bettler, Zigeuner, Landsknechte, Betteljuden und Afterärzte“ — ein Vorwurf, der allerdings Grund hatte, insofern die ritterschaftlichen Gebiete jetzt fast allein noch das Asyl alles des Gesindels und aller der Wildfänge waren, welche die wachsame Polizei der größeren Territorien fernzuhalten wußte.

Am 9. October 1803 erfolgte dann von Seiten Baierns der lange gefürchtete Schlag. Ein Patent des Kurfürsten, das unter Trompetenschall durch einen Herold in den fränkischen Hauptstädten verkündet ward, gab die Erklärung: „daß die Ritterschaft zwar als eine eigene Corporation existirt habe, daß sie jedoch nur aus ursprünglich landsässigen Edelleuten bestehe, welche sich der Landeshoheit entzogen hätten. Dadurch seien kleine Staaten im Staate entstanden, welche sich mit unverjährbaren Regierungsrechten und mit dem Wohl des Staates nicht vertrügen; der Kurfürst werde daher den reichsunmittelbaren Adel in sein ursprünglich landsässiges Verhältniß zurückführen, wobei er jedoch gern die Meinungen und Wünsche der ritterschaftlichen Glieder selbst vernehmen wolle“. Er berief zu dem Ende einen Ausschuß von fränkischen Rittern, die durch ernste Drohungen angehalten wurden, persönlich zu erscheinen, ließ sich auf den ritterschaftlichen Gütern als Landesherr proclamiren und den Schultheißen befehlen, sich in Zukunft vor den kurfürstlichen Justizämtern zu stellen, die Rittersteuern an die Regierungscassen abzuliefern und überhaupt alle Verordnungen und Boten der Ritterschaft abzuweisen. Dem Ausschuß, der in Bamberg zusammentrat, ward dann eröffnet, daß die Ritterschaft zwar einen eigenen bevorrechteten Körper bilden, aber dem Kurfürsten unterthan sein solle; für ihr Besteuerungsrecht, das bestehen blieb, sollte ein Aversum an den Landesherrn bezahlt, die Charitativsubsidien an den Kaiser ganz beseitigt, der Gerichtsstand verändert werden. Der Ausschuß willigte in diese Vorschläge, freilich mit der Clausel, daß sowol Kaiser und Reich als die ganze Ritterschaft gleichfalls zustimmen müßten, und Baiern begann die neue Ordnung rücksichtslos ins Werk zu setzen.

Es ließ sich erwarten, daß das Beispiel Baierns nicht ohne Nachahmung bleiben werde. Nicht nur beide Hessen, Meiningen, die nassauischen Häuser, sondern selbst Isenburg, Hohenlohe, Leiningen, Leyen, Salm-Reiferscheid übten im Kleinen diese neue Faustrechtspolitik. War zwischen einem bairischen Herzog und einem Reichsritter seit uralter Zeit eine weite Kluft gewesen, so konnte man mit Recht fragen, worauf denn eigentlich die höhere geschichtliche Berechtigung dieser kleinen Dynasten gegenüber der Reichsritterschaft beruhe? Diese winzigen Herren schienen auch nicht einmal zu ahnen, daß solche Fragen bald aufgeworfen werden könnten und dann, wie es 1806 geschah, mit

ihrer Ohnmacht dasselbe durchgeführt werden würde, was sie jetzt an den wehrlosen einzelnen Reichsrittern versuchten. In der That ist mitten in diesem Sturme gegen die Ritterschaft, als man zur Rechtfertigung die Nothwendigkeit „einer größeren Consolidirung" im Reiche geltend machte, das Wort schon ausgesprochen worden: zu einer solchen Consolidirung gehört auch die Mediatisirung der kleinen Fürsten und Grafen*). Und gewiß, es war, wenn auch nicht recht, so doch nicht mehr als billig, wenn die neue Staatsraison schon zwei Jahre nachher eine Anzahl der eifrigsten Ritterstürmer dieser Art verschlang.

Im Ganzen bot der Süden und Westen des Reichs, wo die 180 Quadratmeilen ritterschaftlicher Gebiete zerstreut lagen, fast ein ähnliches Bild, wie zur Zeit der alten Selbsthülfe, bevor der ewige Landfriede errichtet war. Fast überall fielen die fürstlichen Dynasten, den Erzkanzler, Sachsen und Baden allein ausgenommen, mit Gewalt über die Ritter her und stritten sich untereinander um die schutzlose Beute. Württemberg ließ im Kraichgau einen Cordon ziehen und die Cent Möckmühl besetzen, worüber es mit hohenloheschen Truppen zum blutigen Zusammenstoß kam; in der Wetterau und im Fulda'schen waren Hessen und Nassau in ernste Händel gerathen. Ueberall waren die kleinen Contingente in Bewegung, häufig wurden die armen ritterschaftlichen Dörfer von doppelter und dreifacher Executionsmannschaft heimgesucht. Im Landgericht Krombach hatten kurhessische Truppen Besitzungen des Kurerzkanzlers occupirt und Patente angeschlagen; nun ließ auch der Kurerzkanzler marschiren. In Höchst war der nassauische, in Hanau der hessische Landsturm aufgeboten. Am grellsten war die Gewaltthat beider Hessen gegen die Burg Friedberg, wo dem Grafen von Waldbott-Bassenheim das Burggrafenamt zustand. Dort war auf das Anheften der Patente ein tückischer Ueberfall gefolgt (Dec. 1803); die Vertheidiger waren mißhandelt worden, und man verfuhr wie in einem eroberten feindlichen Platze. Erst im folgenden Frühjahre ließen sich die beiden Hessen dazu herbei, wie es der Kaiser und der Reichshofrath geboten, den gewaltsam besetzten Ort zu räumen. Aus einem ähnlichen Anlaß geriethen dann (April 1804) Darmstadt und Isenburg an einander; bei Sprendlingen kam es zwischen beiden zu einer kleinen Fehde. Nassau-Usingen suchte die Grafen Bassenheim um die Herrschaft Reiffenberg zu bringen, wie es denn überhaupt an Exempeln nicht fehlte, daß auch Gebiete, die mit der Ritterschaft nichts gemein hatten, in dieser allgemeinen Auflösung der hergebrachten Begriffe von Recht und Eigenthum von gewaltsamen Zugriffen bedroht worden sind.

Indessen war der ganze Angriff doch etwas verfrüht und die Landesherren mußten sich noch einige Zeit Geduld auferlegen. Der Hülferuf der Ritter an den Kaiser war nicht fruchtlos gewesen; noch im December 1803 war

*) Häberlin Staatsarchiv XI. 324. Anmerk.

durch den kaiserlichen Gesandten in München eine ausführliche Vorstellung überreicht worden, welche das gute Recht der Bedrohten mit geschichtlichen und rechtlichen Gründen darlegte. Der Reichshofrath bereitete ein Mandat gegen die gewaltthätigen Fürsten vor, und ein Reichsstand, der durch seinen ehrlichen, aber unbesonnenen Eifer für die alten legitimen Ordnungen bekannt war, Gustav IV. von Schweden, ließ nicht lange auf sich warten; sein Gesandter in Regensburg überreichte (Jan. 1804) eine sehr kräftig abgefaßte Note zur Erhaltung der Reichsverfassung gegenüber „den gesetzwidrigen militärischen Besitzergreifungen"*). Aber auch Frankreich war nicht so entschieden für die bairisch-hessisch-nassauischen Raubzüge, wie man es wohl hätte erwarten können. Die Ritterschaft, die sich in ihrer Noth an Bonaparte wandte, fand dort keine ganz ungünstige Aufnahme; es ward ihr der Rath gegeben, sich zu vergleichen, das Vorgehen der Gegner ward wenigstens nicht unterstützt. Die allgemeine politische Lage machte es der französischen Politik wünschenswerth, für jetzt diese deutschen Wirren geschlichtet und die vorhandenen Verlegenheiten nicht durch neue vermehrt zu sehen.

Jetzt ließ sich auch Preußen in einer amtlichen Denkschrift vernehmen, die Graf Görtz (Jan. 1804) in Regensburg überreichte. Die ritterschaftlichen Rechte waren darin wie ein Vorrecht betrachtet, das sich unter dem nachsichtigen Schutz geistlicher Regierungen über seine ursprünglichen Schranken ausgedehnt habe, das aber jetzt unter den neuen weltlichen Regierungen wieder seine festere Begränzung finden müsse. Wohl ward die „anarchische Krisis" im Reiche beklagt, aber auch das Einschreiten der Reichsgerichte als ein ungenügendes Mittel zurückgewiesen; der König, hieß es, könne sich nicht dabei beruhigen, „daß der Zwiespalt im Reiche processualisch genährt und dabei politische Endzwecke verfolgt würden"; auch werde er nicht zugeben, „daß seine größeren Mitstände durch rücksichtslose Abziehung der ritterschaftlichen Vasallen und Gutsbesitzer geschwächt würden." Die Denkschrift machte daher den Vorschlag, durch eine ordentliche Berathung des Reichstages die zu beobachtenden allgemeinen Grundsätze festzustellen, wobei „die wesentlichsten Rechte der Interessenten, die neue Lage der Dinge im Reiche und das dringende Bedürfniß einer mehreren Consolidirung seiner inneren Kraft" gleichmäßige Berücksichtigung finden sollten. Zugleich solle bis zur Entscheidung

*) Die drei genannten Actenstücke, sowie auch die oben erwähnte preußische Denkschrift sind abgedruckt in Häberlin's Staatsarchiv XI. 393 ff. 416 ff. 425 ff. Im Uebrigen haben wir für die Darstellung dieser Verhältnisse das vollständigste Material neben den periodischen Schriften und Tagesblättern der Zeit in der mehrfach angeführten Reichstagscorrespondenz (für 1803 und 1804) gefunden. Vgl. auch (Schellhas) pragmat. Geschichte der deutschen Reichstagsverhandlungen. Regensb. 1805. S. 236 ff.

der Statusquo provisorisch erhalten, jedoch die militärischen Commandos zurückgezogen, die Executionsmaßregeln eingestellt und der gegenwärtige Stand zur Vermeidung weiterer Collisionen nicht ausgedehnt werden.

Diese preußische Ansicht, welche die neue Arrondirungspolitik im Grundsatz unverkennbar billigte, nur die Ausführung an bestimmte Normen knüpfen wollte, war eben dem Reichstag eröffnet worden, als ein sogenanntes kaiserliches Conservatorium des Reichshofrathes (vom 23. Jan. 1804) anlangte, das sich entschieden auf die Seite der bedrohten Ritterschaft stellte. Es waren darin, ganz im alten Stil kaiserlicher Machtvollkommenheit, alle im fränkischen und schwäbischen Kreise vorgenommenen Maßregeln für ungültig erklärt und die volle und unbeschränkte Herstellung der Reichsritterschaft in den Zustand geboten, wie er vor den jüngsten Gewaltschritten gewesen war. Der Kurerzkanzler, Baden, Sachsen und der Kaiser selbst als Erzherzog von Oesterreich waren zugleich zu Conservatoren der reichsritterschaftlichen Rechte bestellt und zögerten nicht, diesem Auftrage zu entsprechen.

Nun fühlte sich Pfalzbaiern doch isolirt. Frankreich war gleichgültig, Preußen, wenn es gleich den Zweck billigte, wollte doch die angewandten Mittel nicht gutheißen, und ein Theil der übrigen Fürsten, die 1801—1803 mit Baiern den gleichen Weg gegangen waren, stand nun auf Seiten des Kaisers. Man wollte in Regensburg für bestimmt wissen, daß der Münchner Hof gleich nach dem Erscheinen des kaiserlichen Decrets Couriere nach Paris und Berlin abgesandt, aber an beiden Stellen keine recht befriedigende Antworten gefunden habe. Frankreich ermahnte Baiern, es zu keinem entscheidenden Schritt des Kaisers kommen zu lassen; Preußen äußerte sich zwar sehr ungehalten über das kaiserliche Conservatorium, aber, wie ein Regensburger Bericht sagt: es ist sehr glaublich, daß der preußische Hof sich dennoch passiv verhalten werde, sobald man sich auf kaiserlicher Seite ernst und nachdrücklich zeigen werde.

Gewiß war es, daß Baiern die Stimmungen für sich nicht so günstig fand, wie es sie brauchte. Es hob erst den Sequester, den es auf die ritterschaftlichen Güter in Franken gelegt, auf und ließ dann (19. Febuar) dem Reichstag officiell mittheilen, daß der Kurfürst zum Beweise seiner friedliebenden und uneigennützigen Absichten und in Betracht der kaiserlichen Verwendung sich entschlossen hätte, die über die Ritterschaft verhängten Maßregeln zurückzunehmen und den früheren Rechtszustand wiederherzustellen. Diesem Beispiele folgten, wenn auch zögernd, die übrigen Reichsfürsten; doch war, wie sich denken läßt, bei weitem nicht überall und in allen Punkten der Rechtszustand so bald wieder hergestellt. Die vorwiegende Meinung in Regensburg, die namentlich auch der Erzkanzler vertrat, war nun die: daß die interessirten Fürsten, Baiern an der Spitze, ihre Klagen und Beschwerden dort anzubringen, die Ritterschaft sich darüber auszusprechen hätte, so daß es

dann dem Reiche möglich würde, allgemeine Grundsätze über das streitige Verhältniß aufzustellen*).

So schien also, in den äußersten Lebenstagen des Reiches, die kaiserliche Autorität noch einmal einen vollständigen Sieg erfochten zu haben; es war das letzte Mal, daß ein kaiserliches Mandat in einer wichtigen Sache wenigstens einzelne Vollzieher fand. Die von Wien bestellten „Conservatoren" schickten ihre Vertreter nach Regensburg, um die Herstellung des Rechtszustandes innerhalb der Ritterschaft vorzubereiten. Wahrscheinlich begannen sie ihr Geschäft damit, daß sie die Vollziehung des kaiserlichen Mandats forderten und an die noch säumigen Stände Abmahnungen erließen**). Eben dieser unerwartete Erfolg der kaiserlichen Politik rief aber den Widerstand der Gegner hervor; Preußen, das zu seinem lebhaften Misvergnügen Baiern, Württemberg u. s. w. den Wiener Befehlen gehorchen, Baden sie mitvollziehen sah, fühlte sich durch diese Wendung ebenso beunruhigt, wie Bonaparte. In Paris wie in Berlin entschloß man sich daher, rechtzeitig dieser Befestigung österreichischen Einflusses im Reiche zu begegnen; es galt ja in Deutschland längst nicht mehr für unsittlich und unpatriotisch, gegen den Rivalen im Reiche die fremde Einmischung herbeizurufen. So ward von dem französischen Geschäftsträger eine Note (10. März) in Regensburg übergeben, deren Inhalt allgemein überraschte; Frankreich, das bis jetzt geneigt schien, den ritterschaftlichen Wirren fremd zu bleiben, kündigte darin abermals seine Einmischung an, und zwar, wie die Note versicherte, auf Veranlassung Rußlands***). Um den Zusammenhang

---

*) „Wollte man nun hierauf über alle einzelnen Punkte entscheiden, welche zu sehr in individuelle und locale Verhältnisse eingriffen, so würde die Erörterung eine unabsehbare Zeit erfordern. Daher dürfte es wohl am besten sein (wenn es anders nicht abzuwenden ist, diese Entscheidung ganz widerrechtlicher Weise an den Reichstag zu ziehen), nur einige streitige Rechtsprincipien theils über die wahren Kennzeichen des Landsassiats, theils über einige besondere Vorrechte, welche die Reichsritterschaft aus ihren Privilegien behauptet, vorzüglich des Retracts und der Collectation, allgemein zu entscheiden, sodann aber die Anwendung auf einzelne Fälle, wenn man solche den Reichsgerichten zu überlassen Bedenken trägt (wozu sich freilich kein hinreichender Grund finden läßt), einem eigens dazu bestellten Austrägalgericht zu übertragen." Reichstagscorrespondenz d. d. 5. März.

**) Reichstagscorrespondenz d. d. 26. März.

***) S. M. l'Empereur de Russie a fait connoitre au premier consul, qu'elle jugerait utile que les deux puissances, dont la médiation avait préparé la salutaire conclusion des derniers arrangements en Empire, intervinssent de nouveau pour prévenir, notamment en ce qui concerne les privilèges de l'Ordre Equestre, les suites facheuses que pourraient avoir les différens aujourd'hui subsistans. Le premier Consul a été empressé d'accueillir cette ouverture de S. M. l'Empereur de Russie, et le soussigné est chargé d'en donner la notification à la Diète.

dieser neu angekündigten französisch-russischen Intervention vollends aufzuhellen, kam dann, am 28. März in Regensburg übergeben, eine neue Denkschrift Preußens, welche den Standpunkt der früheren noch nachdrücklicher geltend machte, die Rechte des Königs gegen das „sogenannte" Conservatorium feierlichst verwahrte und die übrigen Reichsstände aufforderte, die von den beiden hohen Mächten, Rußland und Frankreich, angebotene Vermittelung vertrauensvoll anzunehmen.

So diente der ritterschaftliche Streit dazu, die heillosen Zustände des Reiches noch einmal recht charakteristisch zu beleuchten. Vor der fremden Vermittelung verstummte nun die Thätigkeit der kaiserlichen Conservatoren, wenn gleich die äußere Verwicklung der europäischen Angelegenheiten es nicht zuließ, daß mit der französisch-russischen Intervention Ernst gemacht ward. Zwischen Frankreich und Rußland drohte schon jetzt ein Zerwürfniß, das an gemeinsame Schritte nicht denken ließ. Vielmehr blieben die Dinge vor der Hand in diesem unentschiedenen Zustande; hier war der Rechtszustand der Ritterschaft wiederhergestellt, dort waren die gewaltthätigen Verhältnisse der jüngsten Zeit noch nicht völlig abgethan, da die kaiserliche Maßregel der Wiederherstellung nur zum Theil vollzogen worden war; zu einer Feststellung allgemeiner Grundsätze war es nicht gekommen. Wir werden dann später sehen, wie die Sache am Reichstage in unrühmlichster Weise begraben ward. Das Eine ergab sich indessen schon jetzt, daß das Verfahren gegen die Ritter zu früh kam; so unbeliebt die ritterschaftliche Kleinstaaterei war, die öffentliche Meinung wandte sich im Laufe des Streites doch immer entschiedener den ungerecht Bedrängten zu, zumal seit der Freiherr vom Stein, ein Reichsritter im besten Sinne des Wortes, seinem Unwillen über die freche Beraubung, die auch ihn durch Nassau traf, in einem kraftvollen und beredten Schreiben an den Herzog Worte lieh. Dieser große Staatsmann, dem Deutschland einst zum guten Theil die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit verdanken sollte, war bis jetzt nur in dem kleineren Kreise, dem seine verwaltende und organisirende Thätigkeit angehörte, um seines geistvollen und segensreichen Wirkens willen gepriesen; durch diesen Brief ward sein Name zuerst auch in weiten Kreisen genannt und gerühmt. Vornehmlich eine Stelle machte auch in dieser öden und zerrütteten Zeit tiefen Eindruck. „Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit", schrieb Stein dem Herzog, „wird durch die Consolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe."

Zweiter Abschnitt.

Das Bonaparte'sche Kaiserthum. 1804.

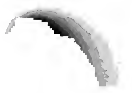
In dieser jüngsten Verwicklung hatte Bonaparte die Miene angenommen, als bestehe das frühere Verhältniß mit Rußland noch so ungestört fort, daß es ihm nur einen Wink koste, um das französisch-russische Schiedsgericht von 1801—1803 in den deutschen Angelegenheiten zu erneuern. Allein dem war nicht so. Während England sich in neuen Kampf mit Bonaparte begeben, Oesterreich mit mistrauischer Aufmerksamkeit die französische Politik beobachtete, hatte sich jenes herzliche Einverständniß zwischen dem Czaren und dem ersten Consul gelöst. Schon während der deutschen Entschädigungsarbeiten mochte in Alexander das Gefühl erwacht sein, daß Rußland von Bonaparte düpirt war; die Erneuerung des Krieges mit England, die Occupation Norddeutschlands, die Uebergriffe Frankreichs auf allen Seiten mußten die Geduld auch eines weniger ehrgeizigen Verbündeten, als Alexander war, ermüden. Er verbarg sein Misbehagen über den Gang der Bonaparte'schen Politik nicht mehr, und als dann der erste Consul, ihn zu beschwichtigen, ihm die Vermittlung in dem britischen Conflict antrug, zeigten die Vorschläge des Czaren eben nur, daß ihm eine Nachgiebigkeit gegen England weniger bedenklich schien, als das fortdauernde Wachsthum französischer Uebermacht. Von Rathschlägen und Mahnungen kam es zu peinlichen Erörterungen, die das diplomatische Vernehmen zwischen Paris und Petersburg täglich mehr erkälteten, indeß die britische Politik natürlich Alles aufbot, diese stille Entzweiung zum offenen Bruch zwischen Frankreich und Rußland zu steigern.

In dem Augenblick, wo sich so der Knoten eines neuen Continentalkrieges zu schürzen begann, stand Preußen isolirt und das ablaufende Jahr 1803 war insofern durch eine bedeutsame Niederlage bezeichnet, als die Neutralitätspolitik der jüngsten acht Jahre zuerst vor aller Welt in ihrer Ohnmacht erschien. Der preußischen Verwendung zum Trotz dauerte die Aussaugung Hannovers,

die Verschließung der Elbe und Weser zum Ruin des preußischen Handels fort; nicht nur Hannover, auch die Hansestädte wurden von unverschämten Zumuthungen Frankreichs heimgesucht, kaum gelang es dem Kurfürsten von Hessen, dem gleichfalls unter dem Titel Anleihen ein paar Millionen abgepreßt werden sollten, seinen Beutel vor der französischen Zudringlichkeit zu schützen. Diese Nutzlosigkeit der Vermittelungspolitik ward in Preußen selbst zum ersten Mal empfunden; man suchte aus der Isolirung herauszukommen und hielt es nun nicht mehr, wie noch im Jahre 1799, für das höchste Maß politischer Weisheit, ohne Verbindungen und Verpflichtungen zu sein. Man sah sich vielmehr nach Verbindungen genauer um. Lombards Reise nach Brüssel, die Kunst, womit ihn Bonaparte behandelt, die Eindrücke, die ihm von dort geblieben, waren darum in diesem Augenblick nicht ohne Bedeutung; je lebhafter die Vereinzelung Preußens zum ersten Mal in Berlin gefühlt ward, desto zugänglicher war man jetzt den schon im Anfang Juni 1803 von Bonaparte gemachten Allianzanträgen. Die Eindrücke, die Lombard von Brüssel mitgebracht, blieben nicht unfruchtbar; die preußischen Staatsmänner, vor allen Haugwitz, hielten den Moment für gekommen, in ein engeres Verhältniß zu Bonaparte zu treten; wenn die Weser und Elbe freigegeben, die Occupationsarmee in Hannover zunächst vermindert, dann vielleicht im Frieden das Land an Preußen überlassen ward, so war eine französische Allianz mit Preußen zu erlangen. Wir werden später noch veranlaßt sein, der Verhandlungen, die sich daraus entspannen, zu gedenken; führten sie zwar zunächst zu keinem bestimmten Abschluß, so hatte die Brüsseler Mission Lombards doch dazu beigetragen, daß Bonaparte und Preußen sich einander näherten. Gerade die jüngsten ritterschaftlichen Händel hatten ja bewiesen, daß Frankreich mit keiner festländischen Macht so sehr im Einklang war, wie mit Preußen, und offenbar auf preußische Anregung hatte Bonaparte zuletzt doch seine Einmischung in den deutschen Dingen angekündigt.

Diesem Gefühl der Isolirung, das zur Annäherung an Frankreich trieb, entsprang auch der Gedanke einer engeren Fürstenallianz in Deutschland, der damals flüchtig wieder auftauchte. Der Fürstenbund von 1785 hatte die Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht erfüllt, aber er ließ doch die Wirkung zurück, daß in jedem Momente der Verlegenheit und Bedrängniß die Erinnerung daran wieder lebendig ward und wenigstens da und dort die Regierung erwachte, die deutsche Fürstenunion unter Preußens Leitung zu erneuern. Ein interessanter Entwurf dieser Art liegt uns aus der Zeit kurz vor dem Luneviller Frieden vor; Dohm hat ihn verfaßt*). Es war der Augenblick, wo Oesterreich die neue Waffenruhe vom September 1800 um

*) Nach den handschriftl. Originalien aus Dohms Feder. Vgl. Gronau Leben Dohms S. 627 ff.



so hohen Preis erkauft hatte, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach sich der Friedensbedingungen sehr sicher glauben mußte. In diesem Moment, wo der bevorstehende Friede an Frankreich jedenfalls das linke Rheinufer, an Oesterreich vielleicht reiche Entschädigungen am Inn und an der Isar überließ, entwarf Dohm seinen Plan. Er wandte sich an die alten Freunde des Fürstenbundes, an die Herzöge von Braunschweig und Weimar, und schlug ihnen vor, nicht auf dem weitläufigen Wege ministerieller Verhandlung, sondern durch einen Congreß vertrauter, eingeweihter Männer die Bildung einer neuen Fürstenunion vorzubereiten. Vollkommenes gegenseitiges Vertrauen und Entfernung von dem verderblichen Geist der Formalität und kleinlicher Prätensionen müßte in allen Instructionen vorgeschrieben und die Männer, die man gebrauchte, so ausgewählt sein, daß sie die Vorschriften in ihren eigenen Gesinnungen fänden und die Sache mit wahrem Interesse ihres Herzens betrieben.

Die Lage Deutschlands und Preußens schien damals gleich dringend zu einem solchen Bunde zu mahnen. Preußen, meinte Dohm, dürfe um seiner eigenen Sicherheit willen Deutschland nicht seinem Schicksal überlassen und die übrigen Reichsstände müßten das Bedürfniß fühlen, zur Erhaltung ihrer Existenz sich an Preußen enger anzuschließen. Die deutsche Nation selbst sei wohl leicht für einen Entwurf zu erwärmen, „der ihr wieder Consistenz, Sicherheit und Ehre verspräche, sobald sie sich überzeugte, daß die verlangte Anstrengung wirklich dazu verwandt werden sollte, um Eigenthum und Ruhe zu sichern". Prophetisch sieht Dohm voraus, was der künftige Friede bringen müsse: die volle Zerrüttung und Ohnmacht Deutschlands, das steigende Uebergewicht Frankreichs, für welches der Krieg mehr und mehr ein Bedürfniß zu werden drohe. Seit zwei Jahunderten hätten aber alle Kriege dazu geführt, neue Stücke von Deutschland loszureißen, und zwar wesentlich durch die Schuld seiner Verfassung, die ihm nicht gestatte, als unabhängige Macht zu handeln und die eigenen Interessen zu verfolgen. Diese alte Constitution sei durch die Erschütterungen der jüngsten Zeit aufgelöst; wolle man nicht die innere Anarchie und die auswärtige Einmischung gewärtigen, einen Theil von Deutschland der Gewalt des Stärkeren zur Beute überlassen, so müsse man die verfallene Verfassung durch eine neue ersetzen. Diese neue Ordnung erblickt Dohm in einer deutschen Föderation unter Preußens Leitung. Preußen werde aus solch einem Bunde alle natürlichen Vortheile einer Schutzmacht ziehen, sobald es sich über kleine Prätensionen erhebe und durch Uneigennützigkeit das Vertrauen erhalte, das die Grundlage solcher Verbindungen sei; die isolirten, schutzlosen kleineren Staaten würden dadurch allein vor den Gefahren beschirmt, welche die Auflösung der alten Reichsverfassung nach sich zöge. Um dies zu erreichen, müsse die neue Ordnung in Deutschland auf die Grundsätze eines guten Föderativsystems gebaut, die souverainen Rechte mehr im Bunde concentrirt, überhaupt Alles, was zur gemeinsamen Verthei-

digung nothwendig sei, in die Bundesmacht gelegt, alles Uebrige den Einzelstaaten überlassen sein. Könne man nicht ganz Deutschland außer Oesterreich in diese Föderation verknüpfen, so solle man sich mit dem Gebiet bis zur Mainlinie begnügen. Hannover, Sachsen, Hessen ꝛc. müßten aber jedenfalls dazu gehören. Man könne die künftige Union dann in vier Sectionen oder Kreise theilen, deren einer unmittelbar unter Preußen selbst, die anderen unter der Leitung von Hannover, Sachsen und Hessen stünden. Gemeinsame Maßregeln zur Rüstung der Streitkräfte und Herbeischaffung der Geldmittel, Befestigungen, Truppenübungen, gemeinschaftliche Auflagen zur Deckung dieser Bedürfnisse würden zu den ersten Sorgen dieser Föderation gehören, die allgemeine Ueberwachung, die Vertheilung der Kosten u. s. w. einem Bundesrath überlassen, die oberste Leitung und Initiative aber Preußen in die Hand gelegt werden. Auch die mit der Reichsverfassung verfallene oberste Reichsjustiz könne durch den Bund organisirt werden; die Veränderungen im künftigen Frieden mußten durchaus im Zusammenhang mit dem Ziele des Bundes erfaßt werden; die Säcularisationen z. B. dürften nicht sowol als Entschädigungsmittel gelten, vielmehr als eine große politische Reform, die nothwendig sei, um dem deutschen Körper mehr Sicherheit und Consistenz zu geben. Auch die eigenen Entschädigungen Preußens müßten von diesem Gesichtspunkt aus gewählt werden.

Wir haben die Grundzüge dieses Planes hier kurz erwähnt, weil es uns immerhin von Interesse schien zu zeigen, wie es in dieser allgemeinen Auflösung aller alten Formen doch niemals an bedeutenden Stimmen gefehlt hat, die den wunden Fleck unserer öffentlichen Verhältnisse zu heilen suchten. Die politischen Ereignisse des Luneviller Friedens und seiner Folgen, die ungeduldige Hast der Großen wie der Kleinen, sich durch die Spolien der schutzlosen Beute nach Kräften zu bereichern, die Zerfahrenheit im Reiche und die gebieterische Intervention des Auslandes hat damals, 1800—1801, alle die Entwürfe, die Dohm in patriotischer Vorsorge angeregt, rasch begraben; es war so arg und noch ärger in Deutschland geworden, als er damals prophezeit hatte.

Jetzt, drei volle Jahre später, wurde unter dem Eindruck der hannover'schen Vorgänge die Erinnerung an solche Vorschläge wieder wach, man mochte sich in Berlin wohl sagen, daß alle die französischen Gewaltschritte in Norddeutschland nicht geschehen wären, wenn man vor dem Luneviller Frieden auch nur einen norddeutschen Bund, wie ihn Dohm damals vorschlug, geschlossen hätte. In den ersten Wochen des Jahres 1804 erschien der Prinz Wilhelm von Braunschweig, der Held von 1809 und 1815, in Weimar, um in preußischem Auftrag den Herzog Karl August, den vielbewährten, eifrigen Freund der preußischen Unionsideen, zu sondiren*). Der König, äußerte der

*) Das Folgende ist aus der handschriftl. geh. Correspondenz des Herzogs Karl August geschöpft.

Prinz, wolle sich nicht vergrößern; es sei nur seine Absicht, alle Reichsfürsten, die sich an ihn wenden, zu beschützen. Es sollte also eine ganz freie Vereinigung sein; wer sich ausschließe, äußerte der Prinz, müsse freilich gewärtig sein, daß es ihm ähnlich ergehe wie Hannover. Man schien dabei namentlich an Hessen-Cassel zu denken. Dort und am Karlsruher Hofe sollte der braunschweigische Prinz zunächst die Stimmungen erkunden. Der Bund würde gegen Frankreichs Uebergriffe, aber auch gegen die Tendenzen russischer Einmischung gerichtet sein*). Herzog Karl August, dessen warmer patriotischer Eifer in diesen Dingen mehrfach gebraucht, aber auch enttäuscht worden war, fühlte wohl einiges Mistrauen; seine ehrliche Anhänglichkeit an Preußen war es eben, die ihn der herrschenden Politik sichtlich entfremdet hatte, drum hegte er sich überrascht und wünschte genauer zu erfahren, wohin die neueste Wendung ziele. Der braunschweigische Prinz wußte ihm nichts zu sagen, als daß der Fürstenbund von 1785 als Vorbild vorschwebe. Auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und Köckeritz, an die sich Karl August brieflich wandte, konnten ihm keine bestimmteren Mittheilungen machen.

Um diese Zeit kam Johannes Müller, jetzt noch in kaiserlichen Diensten, nach Weimar. Sein näheres Verhältniß zum Herzog hing mit der Stiftung des Fürstenbundes zusammen; Müller, damals in Mainz, hatte, wie wir uns erinnern, lebhaften persönlichen Antheil an den Verhandlungen gehabt, die durch Karl Augusts Vermittlung mit dem Mainzer Kurhof gepflogen wurden. Auch jetzt verkehrte er eifrig mit dem Herzog, und es war nach der jüngsten Anregung der Unionsentwürfe natürlich, daß sich ihr Gespräch bald auf diesen Gegenstand wandte. Wir haben uns, schrieb Karl August (8. Februar) an den König von Preußen, von Gegenständen unterhalten, die ziemlich zu den Wünschen zu passen scheinen, die E. M. nach Aussage des Prinzen Wilhelm hegen. Bei dieser Gelegenheit wurden zwischen uns mancherlei politische Gegenstände verhandelt, und indem ein Wort das andere gab, so nahm ich die Gelegenheit wahr, gegen ihn E. M. Gerechtigkeit und Billigkeit liebende Gesinnungen zu preisen. Müller, dem diese Aeußerungen sehr angenehm zu sein schienen, eröffnete mir darauf, daß er nach Berlin zu reisen gedenken und dort zu erfahren wünsche, ob E. M. keine gänzliche Abneigung bei sich spürten, mit dem kaiserlichen Hofe in ein annäherndes Einverständniß zu treten.

Wir ersehen aus den Mittheilungen, die der Herzog nach Berlin machte, daß Müller nach seiner eigenen Erklärung zwar keine bestimmten Aufträge hatte, „zu denen er sich eigens legitimiren könne“, daß ihm aber doch die Weisung gegeben war, in Berlin die Stimmungen gegen Oesterreich zu son-

*) Der Prinz äußerte, que le Roi ne désirait point que les Russes se mêlassent des affaires de l'Allemagne et que S. M. avait marqué de l'inquiétude sur les projets de la Cour de St. Petersbourg.

diren. In seinen Gesprächen mit dem Herzog behandelte er es als eine offene Frage, ob Preußen in eine Allianz mit Oesterreich treten oder ein neuer Fürstenbund versucht werden solle, der natürlich diesmal nicht gegen, sondern mit Oesterreich geschlossen werden wäre*).

Das Anziehendste in Müllers Mittheilungen war, was er über die Zustände in Wien dem Herzog erzählte: es ward von diesem mit größter Genauigkeit nach Berlin berichtet. Müller unterschied am Wiener Hofe drei Parteien: die Anhänger der britischen Allianz, deren eifrigster Führer immer noch Thugut war, dann den Kaiser mit seinen Ministern Colloredo und Collenbach, und als dritte Fraction den Erzherzog Karl sammt dem Hofkriegsrath und der Armee. Der Kaiser, erzählte er, wünsche mit seinen beiden Vertrauten den Frieden und neige zum Einverständniß mit Preußen und Rußland; doch stehe er mit Thugut noch fortwährend in Correspondenz, ohne sich freilich allzu leicht dem Drängen zum Anschlusse an die englische Kriegspolitik hinzugeben. Namentlich scheue er durch eine zu ausgesprochene Hinneigung an Thugut den Erzherzog zu verletzen, dessen Haß gegen den ehemaligen Premierminister noch unvermindert sei. Die Armee und die vom Erzherzog abhängenden Kriegsbehörden neigten zum Kriege. Das Vorschreiten gegen Baiern schreibe man vorzugsweise dem Erzherzog und seinem Anhang zu; das Ministerium hätte lieber nachgegeben. Offenbar habe der Kurfürst von Baiern in seinem Verfahren gegen die Ritterschaft sich zu fest auf französischen Schutz verlassen, sei aber darin für die Absichten der Franzosen zu früh vorgeschritten, woran die Hitze von Montgelas Schuld sei. Doch hege man in Wien die Ueberzeugung, daß, wenn Baiern in dem ritterschaftlichen Streite Stand halte, das österreichische Cabinet zuletzt doch nachgeben werde.

Die Reise Müllers nach Berlin blieb ohne politische Folgen; seine Besprechungen mit dem Herzog von Weimar hatten, wie wir aus der Correspondenz dieses Fürsten sehen, nur die Wirkung, daß der berühmte Geschichtschreiber, den der Herzog dem Berliner Hofe auf's wärmste empfahl, in Folge dieser Anknüpfungen den kaiserlichen Staatsdienst mit dem preußischen vertauschte. Die Unionsangelegenheit schritt nicht vorwärts. Vergebens suchte der Herzog bestimmteren Bescheid zu erhalten; der König und die ihm zunächst Stehenden äußerten sich vag und ausweichend. Der König bezeichnete wohl

---

*) „Die Grundsätze einer solchen Vereinigung," so äußerte sich Müller, nachdem er vorher den Werth einer österreichisch-preußischen Allianz hervorgehoben, „möchten nun die des alten Fürstenbundes sein, nämlich: die Vermeidung aller Aggressionen, aber feste Vertheidigung unter einander gegen alle feindlichen Angriffe auf das deutsche Reich, Vermeidung aller Vergrößerungsprojecte von Seiten der Verbündeten, die Erhaltung der Ruhe in Deutschland, gemeinsames Einverständniß und Rücksprache über die Gegenstände, welche von Seiten des Auslandes vorkommen könnten."

die Fortdauer der freundschaftlichen Verhältnisse mit Oesterreich als eine seiner eifrigsten Sorgen; allein er meinte, es sei leider nicht viel auf eine Regierung zu bauen, in der sich drei so verschiedene Parteien entgegenwirkten. Die einzige bestimmtere Andeutung, die wieder Prinz Wilhelm von Braunschweig brachte, war der Wunsch, Herzog Karl August möge einmal, ohne Aufsehen und ohne schriftliche Verhandlungen, bei dem Kurfürsten von Sachsen persönlich anklopfen, ob derselbe geneigt sei, ein engeres Bündniß mit Preußen einzugehen. Der Herzog, so ungenügend ihm dieser ganz allgemeine Auftrag erschien, war doch bereit, darauf einzugehen. Vielleicht, meinte er, sei der Kurfürst am besten dazu geeignet, zwischen Berlin und Wien zu vermitteln und den Kaiser wie den Erzherzog Karl über Preußen aufzuklären. Er wolle diese Idee so in Dresden hinwerfen, wie wenn sie von ihm selber käme und nur aus dem Wunsche hervorginge, das einzige Mittel zu schaffen, das Deutschland vor französischen Zudringlichkeiten schützen könne: die Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen. Schon dies ging aber über die Absichten der preußischen Politik hinaus. Ihr stand vorerst nur ein näheres Einverständniß mit den norddeutschen Fürsten vor Augen, wozu man natürlich vor Allem der Vereinigung mit Sachsen bedurfte. Das Vernehmen mit Oesterreich, schrieb Köckeritz ablehnend*), sei von der Art, daß man keiner Vermittlung bedürfe. In der scheuen Unentschlossenheit, welche die damalige preußische Politik charakterisirt, fürchtete man bei jedem kleinen Schritt schon zu weit vorgegangen zu sein, fühlte sich fast belästigt von dem uneigennützigen Eifer des Herzogs, hätte wohl gern durch ihn den Dresdener Hof gewonnen, wollte aber doch auch seine Maßregeln so nehmen, daß man bei jeder neuen Conjunctur nicht compromittirt war. Der Annäherung an Oesterreich wich man lieber aus; eine Verständigung mit Sachsen, Hessen, Braunschweig u. s. w. schien hinreichend, um weitere „Zudringlichkeiten“ der Bonaparteschen Politik abzuwehren. Während Karl August die Gefahr der Lage nicht unterschätzt, sondern zu einer ernsten und mächtigen Verbindung drängt, sucht man im Rathe Friedrich Wilhelms der großen Krisis mit ganz kleinen Hülfsmitteln zu begegnen und hat auch nicht die leiseste Ahnung von der Möglichkeit einer Katastrophe, wie sie die beiden großen Monarchien Deutschlands binnen der nächsten Jahre getroffen hat.

Zur Charakteristik dieser Ansichten haben denn auch die damals gepflogenen Erörterungen ein gewisses Interesse; praktischen Erfolg hatten sie natürlich keinen. Es ward in Dresden angeklopft wegen des Bündnisses und es kam eine Antwort, welche nicht ablehnte, aber auch nicht förderte; Herzog Karl August, der erst Wochen lang ohne alles Lebenszeichen von Berlin geblieben, machte sich (Ende April) nach Dresden auf, fand aber den Kurfürsten so kühl, wortkarg und ausweichend, wie es die Berliner Eröffnungen

*) An den Herzog d. d. 9. März.

auch gewesen waren*). Der Herzog kehrte mit dem Bewußtsein heim, daß sein redlicher Eifer wieder einmal der furchtsamen Langsamkeit der Andern um eine gute Strecke vorangeeilt war.

In dem Augenblick, wo man in Berlin zwischen voller Hingebung an Frankreich und einem Versuch der Abwehr gegen Bonaparte'sche Gewaltthaten hin- und herschwankte, war ein neues Attentat gegen die Sicherheit und Ehre Deutschlands vollbracht worden. Eine royalistische Verschwörung, die das Leben und die Herrschaft des ersten Consuls mit einem Schlage treffen sollte, war vor dem Ausbruch entdeckt, ihre bedeutendsten Führer verhaftet worden; zweifelhafte Anzeichen ließen den Verdacht zu, daß ein bourbonischer Prinz in diese Dinge verflochten, und daß dieser Prinz der Herzog von Enghien sei, der in harmloser Zurückgezogenheit und an den politischen Dingen der Zeit unbetheiligt in dem badischen Städtchen Ettenheim, wenige Stunden von Straßburg, lebte. Es war wohl weniger die Ueberzeugung von der Schuld dieses Prinzen, als ein Zug ächt corsischer „vendetta“, der den ersten Consul jetzt auf unbewährten Verdacht hin zu einem blutigen Justizmord vermochte. Die Bourbons sollten erschreckt, an einem Gliede dieses Hauses, mochte es schuldig oder unschuldig sein, Rache genommen werden für die nimmer ruhende Thätigkeit royalistischer Verschwörer.

Am 12. März ward durch den französischen Geschäftsträger beim schwäbischen Kreise, Massias, der in Karlsruhe seinen Sitz hatte, das Verlangen an die badische Regierung gerichtet, die Frau von Reich, die zu Offenburg wohnte und die in eine Verschwörung gegen Frankreich verwickelt sei, verhaften, ihre Papiere versiegeln, sie selbst aber nach Straßburg ausliefern zu lassen. Das badische Ministerium verfügte die Verhaftung der Angeschuldigten und die Versiegelung ihrer Papiere; die Auslieferung ward aber aufgeschoben, weil man sich erst vergewissern wollte, ob die Frau von Reich deutsche oder französische Staatsbürgerin sei. Inzwischen war von dem kurfürstlichen Obervogt zu Gengenbach die Verhaftung und Versiegelung bereits auf Requisition des Straßburger Präfecten erfolgt; die badische Regierung forderte daher den Letzteren auf (13. März), Jemanden abzuordnen, welcher der Entsiegelung und Untersuchung der Reich'schen Papiere beiwohne.

**) Der Kurfürst äußerte unter Anderem, wie, „er nicht dafür halte, daß der erste Consul feindselige Absichten gegen Deutschland hege (!), er könne keinen Grund dazu finden; in Berlin würde man wohl gewiß wissen, woran man dort mit den Franzosen wäre, indem der Anschein vermuthen ließe, daß dem König von Preußen die Gesinnungen des ersten Consuls bekannt sein müßten; in Sachsen würden die Franzosen wohl nicht im Falle einer Invasion den Anfang machen. Voranstalten zu einer Vertheidigung zu machen, möchte großen Schwierigkeiten und Gefahren ausgesetzt sein.“ (Aus einem Schreiben Karl Augusts d. d. 4. Mai.)

Es war darüber noch kein Bescheid erfolgt, als die badische Regierung zwei Tage später von Kehl einen ganz unerwarteten Bericht erhielt. In der Nacht vom 14. zum 15. März, so meldete der Lieutenant, der die Wache zu Kehl commandirte, habe ein französischer Truppencorps unter dem Vorgeben, es sei mit der badischen Regierung Alles verabredet, den Rhein passirt und sei gegen Offenburg vorgerückt. Gegen tausend Mann und einige Geschütze befänden sich auf deutschem Boden und näherten sich Offenburg, um die dort lebenden Emigranten zu verhaften. Noch wußte der Berichterstatter nicht, daß in demselben Augenblick eine zweite Colonne unter General Ordener von Schlettstadt aus bei Rheinau den Strom überschritten hatte und sich geradezu auf Ettenheim bewegte. Doch folgte bald die weitere Kunde, daß sich die französischen Truppen in zwei Colonnen gegen Offenburg und Ettenheim begeben und die dort wohnenden Emigranten, unter ihnen auch den Herzog von Enghien, am 15. März verhaftet hätten. Daß die Bewegung auf Offenburg nur ein Manoeuvre war, um die auf Ettenheim zu maskiren, und daß die ganze Invasion lediglich der Person Enghiens galt, das ging aus diesen ersten Berichten noch nicht mit aller Klarheit hervor.

Wie die erste Nachricht nach Karlsruhe kam, in welcher nur allgemein von den Emigranten, nicht von Enghien persönlich die Rede war, ließ der Kurfürst bei Massias Erklärungen verlangen*). Derselbe überreichte ihm ein Schreiben Talleyrands (vom 10. März), worin die Auslieferung eines angeblich zu Offenburg existirenden hochverrätherischen Ausschusses und die Entfernung sämmtlicher Emigranten aus dem badischen Gebiete gefordert war. Ehe man noch darauf eine Antwort entworfen, traf in der Nacht vom 15—16. März ein zweites Schreiben der französischen Regierung (vom 11.) ein, welches durch nähere Angaben über die Schuld und Gefährlichkeit der zu Offenburg und Ettenheim lebenden Emigranten das allem Völkerrecht widerstreitende Verfahren zu begründen suchte. In der nämlichen Nacht erhielt die Regierung von ihren Beamten in Gengenbach und Mahlberg Bericht über die erfolgte Verhaftung. Noch immer hatte man in Karlsruhe keine Ahnung von dem, was sich vorbereitete. Daß der französische Prinz wie ein Verbrecher nach Vincennes geschleppt ward, um dort unter dem Scheine eines formlosen richterlichen Verfahrens nach jakobinischer Weise verurtheilt und gemordet zu werden — diese betäubende Schreckensbotschaft ließ freilich nur wenige Tage auf sich warten**).

*) Auch der badische Gesandte in Paris, Emmerich Joseph von Dalberg, der Brudersohn des Kurerzkanzlers, später als Duc de Dalberg viel genannt, versichert, am 15. März das erste Wort über die beabsichtigte Verhaftung Enghiens in Paris gehört zu haben. S. seine Noten an die Regierung in den Mémoires historiques sur la catastrophe du duc d'Enghien, Paris 1824. S. 243 ff. Die Talleyrand'sche Note vom 11. März s. ebendas. S. 263 ff.

**) Die Angaben über den Verlauf sind einem vertraulichen Bericht entnommen,

Der unerhörten Verletzung deutschen Gebietes war also eine That gefolgt, die zugleich allen monarchischen und dynastischen Empfindungen den Krieg erklärte; es war in der That schwer zu sagen, wer bitterer beleidigt war, das Völkerrecht oder die fürstliche Legitimität! Gleichwol ward für beide in Deutschland keine Stimme laut; man schwieg und erbitterte sich höchstens über den, der dies Schweigen unbequem zu stören trachtete. Die Ausweisung der Emigranten aus Baden, Baiern, Württemberg und Hessen war die einzige nächste Rückwirkung des Attentates vom 15. März. Wenn der schutzlose Kurfürst von Baden, dessen Gebiet unter den Kanonen von Straßburg lag, schweigen und sich von Bonaparte die öffentliche Lüge gefallen lassen mußte, es sei Alles mit seiner Bewilligung geschehen, so war der greise Fürst, der ein langes gesegnetes Regentenleben aufzuweisen hatte, darum gewiß mehr zu beklagen als zu beschuldigen, aber es schien, als sei im ganzen Reiche das Gefühl für staatliche und fürstliche Ehre völlig erloschen. Wenigstens ist uns aus der trüben Geschichte jener Zeiten auch nicht eine Episode bekannt, die den politischen und sittlichen Bankerott des alten Reiches so grell vor Aller Augen stellte, wie die Verhandlungen, welche das Ereigniß von Ettenheim im Kreise des Regensburger Reichstages hervorrief.

Der Reichstag fühlte, als die erste Nachricht von dem Verfahren Bonaparte's eintraf, auch nicht eine leise Anwandlung, aus eignem Antrieb für die Ehre und Integrität Deutschlands einzustehen; gleichgültig ließen sich die Gesandten den vertraulichen Bericht der badischen Regierung mittheilen und lebten der zuversichtlichen Hoffnung, die Sache sei damit vergessen und abgethan. Da kam am 7. Mai eine russische Note, die das Verfahren Bonaparte's in starken Worten rügte und mit Nachdruck auf die Gefahren für jeden Einzelnen hinwies, „wenn solche Gewaltstreiche für zulässig gälten oder stattfinden könnten, ohne gefühlt oder gehindert zu werden". Als Bürge der deutschen Reichsverfassung und als Vermittler legte daher der russische Czar feierlichst Protest ein gegen das Attentat, „von dem die Ruhe und Sicherheit Deutschlands betroffen worden war."

Es ließ sich aus jeder Miene und Aeußerung herauslesen, wie unbequem den Repräsentanten des Reiches diese Anregung kam. In jedem Falle wäre es zunächst an den beiden Großmächten gewesen, die Initiative rasch zu ergreifen und nicht zu dulden, daß es fremden Staaten überlassen blieb, deutsche

---

welchen die badische Regierung gleich nach den Vorgängen vom 15. März an den Grafen Görtz, den preußischen Reichstagsgesandten, richten ließ, der damals auch die badischen Stimmen zu Regensburg führte. (In der Reichstagscorrespondenz Nr. 26.) Es ist nicht anzunehmen, daß in dieser Mittheilung die Thatsachen unrichtig angegeben sind, auch wenn sich darin das Bemühen zeigt, so vorsichtig als nur immer möglich zu berichten.

Ehre und Sicherheit zu wahren. Aber der österreichische und der preußische Gesandte gaben, als die Note zuerst zur Sprache kam (14. Mai), Erklärungen ab, aus denen nicht das Bewußtsein einer Großmacht sprach, sondern wie sie sich höchstens für die verlegene Schwäche der Kleinen geziemt hätten*). Die ganze Anstrengung, zu der sich der Reichstag ermannte, war denn auch, daß das Directorium zögernd und nur auf das Andringen des russischen Gesandten, dem sich der kaiserliche Concommissarius anschloß, eine „sechswöchentliche Verlaßzeit" anberaumte und auf den 18. Juni die Eröffnung des Protokolls festsetzte. Man mochte sich schmeicheln, daß damit die Sache vorerst auf die lange Bank geschoben sei.

Aber noch in derselben Sitzung ward auch eine schwedische Note übergeben, worin Gustav IV., zunächst veranlaßt durch die russische Eröffnung, sich als älteren Garanten der deutschen Reichsverfassung in Erinnerung brachte und die Erwartung aussprach, daß das Reichsoberhaupt nicht unterlassen werde, sich über die in Rede stehende Angelegenheit vernehmen zu lassen. Diese schwedische Einmischung ward noch unangenehmer empfunden als die russische und man wäre um Alles gern über die heikle Sache hinweggekommen. „Man vermuthet hier fast allgemein", schrieb am 31. Mai ein gut Unterrichteter**), „daß nächstens eine Erklärung der französischen Regierung erfolgen und daß solche wenigstens eine Sicherstellung für die Zukunft enthalten werde, wodurch denn der Anlaß zur diesfallsigen Reichsberathung sich von selbst heben dürfte". Der Wunsch, die Sache langsam einzuschläfern, schien in Erfüllung zu gehen; es liefen keine Instructionen ein, und als der 18. Juni herangekommen war, konnte, wiewol Rußland ungeduldig trieb, das Protokoll nicht eröffnet werden. Graf Görtz, jetzt auch mit der badischen Stimme betraut, gab zu verstehen, wie sehr der Karlsruher Hof von Bonaparte und dem Czaren zugleich bedrängt werde, und verhandelte mit Baron Hügel über die „Form und Modulation" der etwa von Baden

*) „S. k. k. Majestät," hieß es in der österreichischen Erklärung, „hätten erwarten zu können geglaubt, daß die französische Regierung schon selbst das Vorhaben hege, die Gründe und Thatbeweise zur Kenntniß des Reiches gelangen zu lassen, wodurch dieselbe sich zu den im verwichenen März geschehenen Aufhebungen auf deutschem Reichsgebiete bewogen gefunden und berechtigt geglaubt habe. S. M. erachteten daher, daß es keinem Anstand unterliege, wenn von Seiten Kaisers und Reichs die französische Regierung um eine hinlängliche beruhigende Aufklärung darüber angegangen würde." Der preußische Gesandte glaubte „unterstellen zu dürfen, daß S. k. M. sein allergnädigster Herr das Zutrauen zu dem ersten Consul hege, daß derselbe von selbst geneigt sein werde, über das besorgliche Ereigniß dem Reiche eine nach den kurböhmischen, auch erzh. österreichischen Aeußerungen befriedigende, Sr. russ. kaiserl. Majestät entsprechende Erklärung zu geben." Reichstagscoresp. d. d. 14. Mai.

**) Reichstagscorrespondenz Nr. 42.

abzugebenden Erklärung. Auf diese war jetzt die Hoffnung des Reichstages gestellt. Man hoffte, daß durch sie „ein solches Temperament ausfindig gemacht werde, wodurch die französische Regierung befriedigt, der russische Hof beruhigt und das deutsche Reich aus einer kritischen Lage gezogen werden könne.“ *)

Inzwischen ward zu Paris zwischen Bonaparte und Baden über die Erklärung verhandelt, die der Kurfürst abgeben solle. Am 26. Mai ward eine Verabredung getroffen, wonach Baden sich dahin äußern sollte: es danke dem russischen Kaiser für sein Interesse, sei aber voll Vertrauen in die Freundschaft und die Gesinnungen des französischen Hofes und wünsche daher, daß man der russischen Note keine weitere Folge gebe. In ähnlichem Tone ward Bacher von Talleyrand angewiesen sich auszusprechen; er sollte, so lautet seine schamlose Instruction, auf Tagesordnung dringen, da nur diese mit der Ruhe und Würde Deutschlands vereinbar sei**) So weit wollte der kaiserliche Gesandte die öffentliche Demüthigung doch nicht treiben. Zwar war es auch dem Wiener Hofe nicht besonders Ernst mit entschiedenen Schritten, und Talleyrand berief sich bei den deutschen Gesandten in Paris auf österreichische Aeußerungen in diesem Sinne***), aber er wünschte doch, wenn auch nur um des äußeren Ansehens willen, daß etwas mehr geschehe, als die von Bonaparte zu Paris der badischen Regierung aufgedrungene Tagesordnung. Da Baron Hügel dieselbe ungenügend fand, wandte sich Görtz wegen einer neuen „Modulation“ an den Karlsruher Hof, welcher von Paris, von Petersburg und von Regensburg aus zugleich bestürmt ward. Inzwischen ruhte die Sache am Reichstage. Die Hoffnung, daß Frankreich wenigstens für die Zukunft eine beruhigende Erklärung gebe, war nach den jüngsten Eröffnungen Talleyrands schon aufgegeben; man war in Regensburg zufrieden, wenn die Sache zu den Acten gelegt ward†)! Aber der russische Gesandte drängte, daß etwas geschehe. Vielleicht, so äußerten sich Stimmen, könne man, um den zudringlichen russischen Diplomaten zu beschwichtigen, die Anfrage erheben: ob vielleicht einer oder der andere von den Reichsgesandten

---

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 18. Juni.

**) „Ordre du jour, qui coupe dès le principe et pour toujours une discussion aussi contraire au repos et à la dignité de l'Empire germanique.“ Reichstagscorrespondenz No. 4 f.

***) Talleyrand versicherte, „daß der Wiener Hof gleich anfangs zu Paris zu erkennen gegeben habe: die Expedition im Badischen gehöre zu den außerordentlichen Fällen, wo ein höheres Staatsinteresse eine Abweichung von der Regel erfordere.“ Reichstagscorresp. No. 48. Vgl. damit die Mittheilungen Bignons III. 443 f.

†) „Möge wenigstens nur, heißt es in der Reichstagscorrespondenz vom 25. Juni, die zweckmäßige Einleitung dahin getroffen werden, daß durch den von Kur-Baden zu erwartenden Schritt allen ferneren Weiterungen in dieser so schwierigen Angelegenheit vorgebeugt werde!“

mit Weisungen zum Abstimmen versehen sei? Das werde denn gewiß von Allen verneinend beantwortet werden, da den meisten Gesandtschaften der Befehl gegeben sei, sich über den vorliegenden Gegenstand aller Aeußerung zu enthalten.

Am 2. Juli endlich übergab Görtz die ersehnte badische Erklärung; sie beruhte in der Hauptsache auf dem, was zu Paris unter Bonaparte's Einfluß am 26. Mai verabredet worden, nur die Form des Einganges war Oesterreich und Rußland zu Gefallen etwas verändert und dem russischen Hofe mehr Weirauch gestreut, als es jener Bonaparte'sche Entwurf wollte*). Indem der Kurfürst, hieß es, die „reinste Absicht" des russischen Kaisers und dessen „unwandelbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutschen Reiches ebenso lebhaft verehre, wie er von der innigsten Dankbarkeit für die dem Kurhause ganz besonders gewährte wohlwollende Zuneigung durchdrungen sei, würde er doch seinen tiefen Schmerz nicht unterdrücken können, wenn das in Frage stehende Ereigniß, welches sich zufällig in seinem Lande zugetragen habe, der Anlaß zu beschwerlichen Verhältnissen werden sollte, die für die Ruhe Deutschlands die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen dürften. Diese wichtige Betrachtung, verbunden mit dem zuversichtlichen Vertrauen in die erst bei der jüngsten Friedensvermittelung erprobte wohlmeinende Gesinnung des französischen Gouvernements und dessen erhabenen Chefs**) gegen das gesammte Reich und in die diesen Gesinnungen gemäßen Erläuterungen des befragten Vorfalles, müsse den Kurfürsten mit dem Wunsche erfüllen, daß man den darüber geschehenen Eröffnungen am Reichstage keine weitere Folge geben möge."

Damit hofften die Diplomaten des Reichstages glücklich über den Stein des Anstoßes hinwegzukommen; die preußische Stimme erklärte sich sofort zustimmend, die österreichische äußerte sich zurückhaltender, jedoch auch nicht ungünstig***). Man gab sich der festen Hoffnung hin, daß es nun zu einer

*) Baden schien noch mehr nachgeben zu wollen, es erfolgte aber, wie man sich in Regensburg erzählte, neues Drängen von Bonaparte, und so habe der Kurfürst die Entschließung gefaßt, „welche demselben viel gekostet haben soll." Reichstagscoresp. d. d. 9. Juli.

**) In einer späteren Berichtigung (s. allgem. Z. S. 759) war der „erhabene Chef" in den „französischen Kaiser" umgewandelt.

***) Der preußische Gesandte sprach die Erwartung aus, „daß sein Königlicher Herr in der badischen Erklärung eine Beruhigung für die Zukunft finden und dem von Sr. kurf. Durchl. von Baden aus so erheblichen Beweggründen geäußerten Wunsch ihren Beifall geben werden." Der österreichische versicherte, er werde die Erklärung ungesäumt zur Kenntniß seines Hofes bringen, „in der zuversichtlichen Erwartung, daß Ihro Kais. Maj. den Antrag Ihrer kurf. Durchlaucht von Baden und die von dem französischen Gouvernement erhaltenen Erläuterungen des befragten Vorfalles mit all jener gewohnten Theilnahme und Rücksicht aufnehmen werden, welche

weiteren Berathung nicht mehr kommen werde. Auch in Wien sah man die Dinge so an. Die Erklärung zwar, die von dort erfolgte und am 13. Juli dem Reichstage eröffnet ward, sprach die Meinung aus, „daß die Vorfälle von Ettenheim und Offenburg zu denen gehörten, über die zu allen Zeiten die freundschaftlichsten und größten Mächte nicht angestanden hätten in beruhigende Erklärungen einzugehen“; sie hielt darum auch von Seiten Frankreichs einen solchen Schritt für wünschenswerth und eine Berathung am Reichstage in keinem Falle für bedenklich. Aber sie schloß doch ohne bestimmten Antrag*), und in Regensburg gab der kaiserliche Concommissarius deutlich zu verstehen, daß er nichts dagegen habe, wenn nach dem Antrage Preußens die meisten Stände die Berathung ablehnten. Das Gehässige war dann doch auf Preußen abgeladen und Oesterreich schien, indem es Bonaparte nicht scharf entgegentrat, doch auch Rußland gefällig zu sein. Wie man sich dann in Paris misvergnügt zeigte und an die früheren Aeußerungen Cobenzls erinnerte, wurde diese Rücksicht auf Rußland dort ausdrücklich als Beweggrund angegeben**).

Es sollte aber dem Reichstage doch nicht so leicht gemacht werden, um die Gebote von Pflicht und Ehre herumzukommen. Am 20. Juli wurde ganz unerwartet vor der gewöhnlichen Stunde Sitzung angesagt; erregte dies schon, wie ein Bericht sagt, bei sämmtlichen Gesandten „großes Befremden“, so steigerte sich die unangenehme Ueberraschung noch, wie als Gegenstand der Berathung — die russische Beschwerdenote angegeben ward. Der hannover'sche Gesandte hatte nämlich eine Instruction zur Abstimmung erhalten, und sie fiel, wie sich denken läßt, ganz im Sinne der russischen Beschwerde aus. Es war darin zuerst Rußland für seinen Antheil gedankt, dann die „weit wichtigere und gefährlichere“ Rechtsverletzung in Hannover in Erinnerung ge-

---

Allerhöchstdies. jeder Angelegenheit widmen, wodurch die Ruhe, Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Reiches gestört werden könne.“ Doch äußerte Hügel mündlich, er habe Hoffnung, daß sein Hof sich bei der badischen Erklärung beruhigen werde. Reichstagscorresp. Nr. 51.

*) „Die kaiserl. Gesandten, lautete der Schluß, haben den Auftrag, wenn die bei den übrigen Comitialgesandtschaften eingelangten neuen Instructionen so beschaffen wären, daß zur Eröffnung dieser Deliberation geschritten werden könnte, ihre Stimmen alsdann in Gemäßheit ihrer den 14. Mai gemachten Erklärung abzulegen.“

**) In der Reichstagscorresp. No. 58 wird aus den Aeußerungen Baron Hügels entnommen, daß der kaiserliche Hof „nichts weniger als die Eröffnung einer Reichsberathung erwarte“, vielmehr nur darum so gestimmt habe, „um sich dadurch dem Petersburger Hofe einigermaßen verbindlich zu machen“. Auf die Vorstellungen in Paris habe dann (Reichstagscorresp. Nr. 62), „Graf Cobenzl zu verstehen gegeben, daß dies aus Schonung für den russischen Hof geschehen sei und die Sache keine weiteren Folgen haben werde.“ Dazu stimmt denn auch das Verhalten auf dem Reichstage, dem ein rechter Ernst nicht abzusehen ist.

bracht und mit dem Antrage geschlossen: „durch ein Reichsgutachten den Kaiser zu ersuchen, als Reichsoberhaupt die erforderlichen Schritte zu thun, damit dem deutschen Reiche wegen jener Vorgänge von dem französischen Gouvernement angemessene genugthuende Erklärungen in Hinsicht des Vergangenen und beruhigende Versicherungen für die Zukunft ertheilt werden mögen."

Wir sehen aus den Reichstagsberichten, daß dies Votum doch einen gewissen Eindruck hervorbrachte; gewiß, äußert sich eine der nachgiebigen Stimmen, ist dieser Schritt der Würde des Reiches und dem Gefühle eigenen erlittenen Unrechtes vollkommen angemessen; es fragt sich nur, „ob es in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht rathsamer und einer guten Politik angemessener gewesen sein möchte, diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen." Die feige Klugheit der Zeit schwieg nicht ganz, aber es regte sich doch eine leise Anwandlung von Scham. Man mochte doch die wunderliche Lage fühlen, in die das Reich versetzt war: Rußland, Schweden, im Grunde auch England verwandten sich mit lautem Eifer für die gekränkte deutsche Ehre und Sicherheit, und die Thatsachen, die sie anführten, bedurften wahrhaftig keines Commentars; nur die Repräsentanten des deutschen Reiches selber wollten — aus purer „Klugheit" — nicht einsehen, daß die Ehre und Sicherheit beschädigt war. Durch das hannover'sche Votum war aber das ganze Kartenhaus diplomatischer Kniffe, unter dem die Berathung begraben werden sollte, mit einem Streiche umgeworfen; wider den Willen aller Anderen hatte die Berathung begonnen, und es gab kein gesetzliches Mittel, ihre Fortsetzung zu hindern. Schon am 27. Juli ward abermals Sitzung angesagt; Vorpommern wollte seine Stimme abgeben. Es läßt sich denken, daß Gustav IV. sich mit allem Eifer den russischen Beschwerden und dem Antrag anschloß. Die Situation ward nun für die Andern, die ausdrücklich zum Schweigen angewiesen waren, in der That peinlich. Der russische Gesandte ließ sich wieder zudringlicher vernehmen und bestand in hohem Tone darauf, „daß die vorliegende Sache einen der Würde und Selbständigkeit des Reiches angemessenen Ausgang nehme"; was sollte nun geschehen? Preußen mit seinem Anhange, so versicherten die Eingeweihten, werde entweder gar nicht stimmen, oder auf eine Mehrheit zu Gunsten Frankreichs hinzuwirken suchen; die kaiserlichen Gesandten halfen sich mit Ausflüchten, die um nichts besser waren, als die offene Parteinahme für Bonaparte. Sie seien „mit der bestimmten wörtlichen Fassung" ihres Votums noch nicht fertig, wollten auch weitere Instructionen erwarten, die sich nicht nur auf den russischen Antrag, sondern auch auf die Erklärung Badens bezögen*). Die Herren von Reden und Knut Bildt, die Vertreter der hannover'schen und vorpommer'schen Stimmen, waren auch über Oesterreich am ungehaltensten; man hatte sie von dorther erst Unterstützung hoffen lassen, nun kam die oben erwähnte Entschuldi-

*) S. Reichstagscorresp. Nr. 58.

gung Cobenzls zu Tage, daß man nur Rußland habe schonen wollen, weitere Folgen aber nicht eintreten würden*)!

Um allen diesen Verlegenheiten zu entrinnen, ergriff die große Mehrheit der Reichsgesandten einen Ausweg, der die trostlose Lage des Reiches beredter als alle Schilderungen zeichnen kann: sie desertirten zu Ende Juli in Masse! Für den Reichstag traten damit vor der Zeit Ferien ein und die gefürchtete Berathung war abgewendet**).

Von der übrigen Thätigkeit der Regensburger Versammlung ist nicht viel zu sagen. Noch schwebte unerledigt die Frage über das Stimmenverhältniß im Fürstenrath und es ließ sich, wenn darüber keine Einigung erfolgte, kaum absehen, wann die andern dringenden Angelegenheiten, die Reform der Kreisordnung, die neue Feststellung der Reichsmatrikel und das Verhältniß des Reichskammergerichts, geordnet werden würde. Dazwischen gaben zum Theil die Conflicte, welche durch die neue Gebietsvertheilung veranlaßt waren, dann die zahlreichen Gewalthaten gegen Schwächere, die unvollkommene Erfüllung oder auch offene Verletzungen des Reichsrecesses, immer neuen Stoff zu Klagen und Beschwerden.

Unter den Beschwerdeführern ließ sich Hannover noch einmal vernehmen. Der Gesandte übergab (30. Juni) eine Denkschrift, welche den bedrängten Zustand des Landes in lebhaften Worten schilderte und Abhülfe forderte gegen das völkerrechtswidrige Verfahren Frankreichs. Der Eindruck auf die Reichsversammlung war ein ähnlicher, wie bei der Ettenheimer Sache: Verstimmung über den unbequemen Beschwerdeführer und stille Hoffnung, daß die kitzliche Sache begraben werde. Es scheint, schreibt am 5. Juli ein Correspondent beruhigt, daß diese Beschwerde, deren Erörterung die Reichsversammlung wieder in eine unabsehbare Verlegenheit gesetzt haben würde, auf sich beruhen werde.

Auch die ritterschaftlichen Händel fuhren fort, den Reichstag zu beschäftigen. Zwar hatte Baiern seine Maßregeln zurückgenommen, und es waren andere Landesherren diesem Beispiel gefolgt, allein der rechtlose Zustand dauerte darum im Ganzen doch noch fort. Nassau und Württemberg zeichneten sich

*) In der Reichstagscoresp. Nr. 64 ist „von guter Hand" berichtet, daß der Kaiser anfangs allerdings die Berathung gewünscht habe; aber „eingetretene Ereignisse", die Vorstellungen Preußens, die Unsicherheit einer Majorität am Reichstag, wo sich Oesterreich in dieser Sache selbst auf seinen ergebenen Anhang nicht mehr habe verlassen können, dies Alles sei zusammengetroffen, um eine Aenderung in den Entschlüssen des Wiener Hofes hervorzurufen.

**) In dem Reichstagsberichte vom 30. Juli heißt es: „Die Fortsetzung dürfte so bald nicht erfolgen, da die mehrsten Comitialgesandten und selbst der in gegenwärtiger Sache im Fürstenrathe das Directorium führende chursalzburgische Gesandte von Rabenau bereits von hier abgereist, und dadurch zwar nicht legale, aber doch durch gemeinschaftliche Uebereinkunft verabredete Ferien eingetreten sind."

namentlich durch ihre Gewaltthätigkeit aus, so daß der vom Kaiser bestellte Ausschuß zur Herstellung des Rechtszustandes Anlaß genug gehabt hätte, einzuschreiten. Aber Preußen hatte den Ausschuß nicht anerkannt und sich gegen die volle Herstellung des früheren Rechtszustandes ausgesprochen; Bonaparte, nachdem er eine Zeit lang unthätig zugesehen, schloß sich diesen Schritten Preußens an. Im April 1804 gab Bacher die ausdrückliche Erklärung ab: daß Frankreich mit der jüngsten preußischen Eröffnung einverstanden sei und das „vom Reichshofrath erlassene kaiserliche Conservatorium nicht als der Sache angemessen betrachtet werden könne."

In eine wunderliche Verlegenheit sahen sich dadurch die Mitglieder des Ausschusses versetzt, der den Rechtszustand conserviren sollte. Es waren unter den vier Mitgliedern drei (Erzkanzler, Sachsen, Baden), die, so lebhaft sie auch von dem gegen die Ritterschaft geübten Unrecht überzeugt waren, sich doch um Alles nicht die Ungnade Bonaparte's zuziehen wollten. Sie beobachteten anfangs die Taktik, die Sache möglichst hinauszuziehen, sie beriethen weitläufig über die Art der Behandlung, „um ihrem Auftrage wenigstens einigermaßen Genüge zu leisten", sie waren entschlossen, alle auffallenden Schritte zu vermeiden*). Auf der anderen Seite sprach aber Frankreich so unverblümt, daß es unmöglich war, länger zu laviren. Bacher gab (28. April) eine mündliche Erklärung ab, welche in rauhem Tone darauf hinwies, daß bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands alle müßigen Discussionen zu vermeiden seien, und daß die vermittelnden Mächte (denn man nahm in Regensburg immer noch die Miene an, mit Rußland ganz einig zu sein) erwarteten, die bestellte Commission werde ihren Arbeiten keine weitere Folge geben, sondern von selbst wegfallen**). Wie auch dies noch nicht hinreichte, die Comission zu begraben, so kamen deutlichere Winke. Den Gesandten, welche den Kurerzkanzler und Sachsen in Paris vertraten, wurde mündlich, dem Vertreter Badens schriftlich in entschiedenster Weise das Verhalten ihrer Regierungen verwiesen. Der erste Consul, hieß es in der Eröffnung an den badischen Gesandten***), habe mit „Befremden die Eilfertigkeit bemerkt, womit sich Baden ohne vorheriges Benehmen mit der französischen Regierung und ohne ihre Zustimmung dem kaiserlichen Auftrage unterzogen habe; man versehe sich daher, daß der Kurfürst seinen Vertreter von einer Commission, die ohne Ver-

---

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 7. Mai 1804.

**) Il sera facile, lautet der charakteristische Schluß der Erklärung, de se persuader qu'il ne pourrait être agréable pour les médiateurs, de voir la commission d'execution du mandat conservatoire du Conseil aulique ouvrir des séances et prétendre donner cours à ses opérations. On a lieu de croire d'après ce qui précède et les avis qu'on a reçus, que cette commission tombera d'elle même, ainsi que les protestations et reserves, auxquelles son établissement a donné lieu.

***) Reichstagscorrespondenz Nr. 38.

mittlung Frankreichs und Rußlands nicht bestehen könne, unverzüglich abrufen werde." Geschah zwar das Letztere nicht, so schlief doch die Erhaltungscommission allmälig ein, und zu der Ansicht, die ein Berichterstatter des Reichstags ausspricht, mochte wohl dieser todtgeborene Ausschuß sich bekennen. „So gegründet, schreibt derselbe am 9. Juli, alle die Beschwerden der Ritterschaft auch sind und so sehr sie der kaiserlichen oberstrichterlichen Verfügung entgegenstehen, so ist doch leider in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, in welchem politisches Gewicht und Staatskraft allein, Recht und Gerechtigkeit aber gar nicht entscheidend ist, nicht zu hoffen und zu erwarten, daß das kaiserliche Conservatorium in Anwendung gebracht werde." So ist es denn auch gekommen.

Während so das alte Reich in jedem Zuge das nahe Absterben ankündigte, erstand links vom Rhein ein neues Kaiserthum, seinem Ursprunge nach allerdings modern revolutionär, aber doch auch wieder aus der gleichen Quelle genährt, wie das altrömische Cäsarenthum und mit der Prätension geschaffen, in die Erbschaft der Machtansprüche einzutreten, die das mittelalterliche römisch-germanische Kaiserthum in den Tagen seiner Herrlichkeit geübt hatte. Die jüngste Verschwörung gegen Bonaparte war der Anstoß geworden, die letzten Formen der Republik vollends abzustreifen und auch dem Namen nach die monarchische Gewalt herzustellen, die thatsächlich seit dem 18. Brumaire bestand. Aber nicht eine gewöhnliche Monarchie, nicht das alte Königthum war aufgerichtet worden, sondern etwas Neues, das in Namen und Wesen den römisch-mittelalterlichen Cäsarismus erneuern sollte.

Nach den letzten Erfahrungen war nicht zu erwarten, daß von den alten Dynastien dem Mörder des Herzogs von Enghien der Eintritt in den Kreis der geborenen Fürsten bestritten würde. In der That war man denn auch zu Wien und zu Berlin gleich bereit, die neue Kaiserwürde anzuerkennen; Cobenzl machte die galante Bemerkung, daß die europäischen Monarchen sich eines Collegen wie Bonaparte nicht zu schämen hätten, und es schien eine Art von Wetteifer zwischen dem österreichischen und preußischen Hofe zu bestehen, die neue Monarchie in Frankreich zu beglückwünschen. Nur in der Anerkennung des Titels zögerte Oesterreich. Man fühlte in Wien, daß die römisch-deutsche Kaiserkrone wie sie das österreichische Haus seit Jahrhunderten getragen, neben dem in Frankreich neugeschaffenen Cäsarenthum vollends in Schatten treten müsse. Seit lange nur durch den Glanz alter Ueberlieferungen getragen, mußte diese Krone ihren letzten Zauber verlieren, seit ihr ein anderes Kaiserthum des Abendlandes, mit aller Macht und Herrlichkeit umgeben, nebenbuhlerisch zur Seite trat. Wie lange die Kaiserwürde des heil. röm. Reichs noch dauern, ob überhaupt noch eine Wahl durch die Kurfürsten stattfinden und ob sie dann auf das Haupt Habsburg-Lothringen fallen würde, das Alles war in der neuen Gestaltung der Dinge mehr als zweifelhaft. Darum faßte

Oesterreich den Entschluß, zwar den römisch-deutschen Kaisertitel noch nicht niederzulegen, doch für den Fall, daß es der Macht der neuen Verhältnisse vollends erlag, sich eine ähnliche Würde zu erschaffen, die vor den Wechselfällen der anderen sicher war. Wurde die Oberhauptswürde des heil. römischen Reichs vielleicht schon in den nächsten Jahren ein Name ohne Sinn, so wollte man bei Zeiten Vorsorge treffen. Die Schöpfung eines österreichischen Erbkaiserthums erschien als der natürlichste Weg; der Bonaparte'schen Erbmonarchie war dann eine von gleichem Range entgegengestellt und, wenn das römisch-deutsche Kaiserthum vollends abstarb, eine Würde an dessen Stelle gesetzt, die erblich und auf den Hausbesitz begründet zugleich mit dem ganzen Nimbus tausendjähriger Ueberlieferung umgeben war, der an dem alten Kaiserthum hing. So wie das neue lothringische Geschlecht fast unvermerkt in die Fußtapfen des alten habsburgischen eingetreten war, so konnte dann auch diese neue Kaiserwürde als die Fortsetzung und Verjüngung der alten erscheinen. Darüber ward vom Mai bis in den August 1804 in Paris weitläufig unterhandelt; es galt für die Anerkennung des Bonaparte'schen Kaiserthums zugleich die Anerkennung der eigenen neu geschaffenen Würde im höchsten Rang zu gewinnen. Man kam dahin überein: daß der Kaiser der Franzosen sowol in Bezug auf den deutschen Kaiser, als das Oberhaupt des Hauses Oesterreich nichts weiter ansprechen wolle, als was vor dem Kriege zwischen den Souveränen beider Länder beständiges Herkommen gewesen sei.

Im Reiche waren indessen die wunderlichsten Gerüchte verbreitet. Daß Oesterreich die Monarchie in Frankreich bereitwillig anerkannte, nur wegen des Titels zögerte, war kein Geheimniß; aber über die Unterhandlungen schwebte völliges Dunkel. Am deutschen Reichstage hieß es bald, Oesterreich fordere als Preis seiner Anerkennung einen Theil von Baiern oder die Umwandlung des römisch-deutschen Wahlkaiserthums in eine erbliche Würde, bald tauchte das bezeichnende Gerücht auf: der neue Kaiser der Franzosen wolle Hannover behalten, „um sich dadurch den Weg zur erblichen Kaiserwürde in Deutschland zu bahnen"*). Da machte die für die Meisten überraschende Proclamation, die am 14. August zu Wien veröffentlicht ward, allen Zweifeln ein Ende. Am 10. hatte eine außerordentliche Staatsconferenz stattgefunden, welcher die Erzherzöge Karl und Joseph, sämmtliche Minister, die Hofkanzler von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Siebenbürgen, auch der ungarische Tavernicus und Kammerpräsident beiwohnten. Das Ergebniß war die Verkündigung, daß der Kaiser den Titel eines „erblichen Kaisers von Oesterreich" annehme. „Obschon Wir, hieß es, durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent

*) Reichstagscorrespondenz Nr. 62.

des Hauses und der Monarchie von Oesterreich darauf gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten erhalten und behauptet werde, welche den Souveränen des Hauses Oesterreich sowol in Hinsicht des uralten Glanzes Ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung Ihrer so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten gebühret und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate versichert ist. Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtigt, nach den Beispielen, welche im vorigen Jahrhundert der russische kaiserliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause von Oesterreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel gleichfalls beizulegen." Gleichwie aber, hieß es außerdem in der Proclamation, alle Unsere Königreiche und andere Staaten in ihren bisherigen Benennungen und Zustande ungeschmälert zu verbleiben haben, so ist solches insonderheit von Unserem Königreich Ungarn und den damit vereinigten Landen, dann von denjenigen Unserer Erbstaaten zu verstehen, welche bisher mit dem römisch-deutschen Reiche in unmittelbarem Verbande gestanden sind und auch in Zukunft die nämlichen Verhältnisse mit demselben in Gemäßheit der von Unseren Verfahren im römisch-deutschen Kaiserthume Unserem Erzhause ertheilten Privilegien beibehalten sollen.

Am 24. August, nachdem die Verkündigung in Regensburg schon aus allen Zeitungen bekannt war, erhielt auch der Reichstag die officielle Anzeige; der „kurböhmische und der erzherzoglich österreichische" Gesandte, die sich dieser Mission entledigten, thaten es mit dem ausdrücklichen Auftrag, bestimmt zu erklären, daß, wie in den Verhältnissen der deutschen Erbstaaten zum römischen Reiche dadurch nichts geändert sei, so auch keine Veränderung in den übrigen politischen Verhältnissen und Beziehungen bezielt werde."

Es konnte nach den letzten Vorgängen scheinen, als sei zwischen dem Bonaparte'schen Kaiserthum und zwischen Oesterreich Alles in Frieden ausgeglichen und als werde es der britischen Politik nicht gelingen, zu der neuen kriegerischen Diversion gegen Frankreich, die sie auf dem Festlande vorbereitete, auch Oesterreich mit fortzureißen. Der Wiener Hof hatte in der Ettenheimer Sache am Reichstage eine Rolle gespielt, die, wenn sie auch Bonaparte nicht genügte, doch Rußland noch weniger befriedigen konnte; er hatte bei der jüngsten Verschwörung gegen Bonaparte eifrige Glückwünsche abgestattet wegen der Erhaltung eines Lebens, „das ganz Europa so kostbar sei", er hatte die strafbaren Intriguen englischer Diplomaten in Deutschland officiell verdammt und auf Bonaparte's Wunsch die französischen Emigranten

von der Gränze wegschaffen lassen. Als dann die erste Eröffnung über die bevorstehende Restauration einer Bonaparte'schen Monarchie erfolgte, hatte der leitende österreichische Minister die schmeichelhafte Aeußerung gethan: das ist gewiß ein College, von dem man sich nur geehrt fühlen kann.

Gleichwol barg sich unter dieser Hülle freundlichen Verkehrs tiefe Abneigung gegen das Bonaparte'sche Wesen. Staatsmänner wie Graf Ludwig Cobenzl oder sein Vetter Philipp, der Gesandte in Paris, zwei Diplomaten und Cavaliere der altfranzösischen Zeit, mochten zwar in Huldigungen gegen Bonaparte nicht unaufrichtig sein; jeder Rückschritt zur alten Monarchie erfüllte sie mit Entzücken, und sie fühlten sich, wie Ihresgleichen immer, von der Macht des Imperators imponirt, wenn gleich diese Macht revolutionären Ursprungs war. Allein die überlieferte österreichische Politik, getragen durch eine Aristokratie, die allein auf dem Festlande eine politische Tradition besaß, vermochte nicht so leicht mit Bonaparte ihren Frieden zu machen; sie hatte die Niederlagen und Verluste nicht vergessen, ihr Haß gegen den revolutionären Emporkömmling war ungebeugt. Indessen wenn auch hier die Stimmungen zu einer britisch-russischen Allianz gegen Frankreich neigten, die Zeit war noch nicht gekommen, diesen Anthipathien ungescheut zu folgen. Dieser Doppelsinn der Wiener Politik, die zur werdenden Coalition neigte und doch mit Bonaparte noch Frieden halten wollte, sprach sich in der ganzen Haltung der österreichischen Staatsmänner 1803 und 1804 bezeichnend aus; am handgreiflichsten in dem zweideutigen Verfahren, das sie in der Ettenheimer Sache einhielten. Es erregte das doppelte Spiel, in Paris zustimmende Erklärungen zu geben und in Regensburg mit Rußland zu kokettiren, bei Bonaparte um so größeren Verdruß, als Oesterreich eine Reihe von militärischen Vorbereitungen traf die man in Paris so deuten konnte, als seien sie auf das Gelingen des Attentats der Royalisten berechnet gewesen, auch wenn sie wahrscheinlich nur durch die ritterschaftlichen Händel veranlaßt waren. Es fanden darüber (Frühjahr 1804) ziemlich lebhafte Erörterungen statt. Um den Eindruck zu verwischen und das Zögern in der Anerkennung des kaiserlichen Titels gut zu machen, ließ man sich zu dem demüthigenden Act herbei, dem französischen Imperator zu Aachen, in der alten deutschen Kaiserstadt, neue Beglaubigungsschreiben des kaiserlich österreichischen Gesandten zu überreichen; ja noch viel später erfolgten Schritte der Nachgiebigkeit, die selbst die Eingeweihten irre machten, aber dies Alles konnte den unveränderlichen Zug nicht hemmen, zu dem die Wiener Politik hinüberneigte. Die neue Coalition von 1805 lag schon in ihren Gedanken, nur waren die Umstände noch nicht eingetreten, den Plan zu zeitigen.

Viel zweifelhafter war die Politik Preußens. Der Glaube an die Allmacht der preußischen Neutralität war seit 1803 erschüttert, und die prahlende Versicherung, daß durch Preußens Staatskunst allein dem deutschen Norden der Friede erhalten werde, konnte nach den Ereignissen in Hannover nicht

mehr als Rechtfertigung für die Politik seit dem Baseler Frieden gebraucht werden. Jenes selbstgefällige Behagen an dem Gange, den man seit 1795 eingeschlagen, und der Glaube, man übe zugleich die wohlfeilste und die vortheilhafteste Politik, war seit der hannover'schen Katastrophe bei allen Parteien erschüttert. Haugwitz und Lombard, im Gefühl, einer Anlehnung zu bedürfen, neigten jetzt offen zum Anschluß an Frankreich, die Gegner forderten lauter als vorher entschiedenen Bruch mit der Bonaparte'schen Politik. Eines wie das andere war aber für eine Staatskunst, die vor Allem einen geraden Entschluß scheute, nichts weniger als leicht. Ein rückhaltloser Anschluß an Frankreich, dem in diesem Augenblicke, wo eine neue Coalition drohte, wahrscheinlich ein hoher Lohn hätte werden müssen, erforderte doch, daß man mit den vorhandenen antifranzösischen Stimmungen und dem freilich vereinzelten Widerstande der einsichtsvollen und patriotischen Männer kühn und rücksichtslos brach; auch diese schlechte, undeutsche Politik, gewiß der verwerflichste, wenn auch damals keineswegs der gefährlichste Weg, den man einschlagen konnte, verlangte eine Energie des Entschlusses, die man in den leitenden Kreisen zu Berlin vergeblich suchte. Mit Bonaparte aber brechen, war nun auch nicht mehr so einfach, wie es vordem gewesen war; Preußen hatte sich in das System von Nachgiebigkeiten gegen Frankreich zu tief verwickelt, um mit mäßiger Anstrengung und geringen Opfern die bisherige Politik verlassen zu können. Darum schwankte Friedrich Wilhelm III. zwischen völliger Hingebung an Frankreich und völliger Lossagung; am Hofe und in den Persönlichkeiten der königlichen Rathgeber prägte sich der gleiche Gegensatz unvermittelt aus. Neben Haugwitz und Lombard, die nach der hannover'schen Katastrophe ungescheut zur französischen Allianz riethen, standen die Königin und Prinz Louis Ferdinand, die eben so laut zum offenen Bruche mit der Bonaparte'schen Politik drängten.

Die Lombard'sche Sendung nach Brüssel, deren wir früher erwähnten, schien die Dinge zu einer Entscheidung bringen zu müssen; der preußische Diplomat kam erfüllt von Bonaparte'schen Eindrücken und voll Eifers für eine französische Allianz nach Berlin zurück. Friedrich Wilhelm III. freilich mochte sich nicht so unbedingt auf französische Freundschaft verlassen und war seinem Naturell nach kaum geneigt, alle Brücken so hinter sich abzubrechen, daß ihm nur die unbedingte Hingebung an Frankreich übrig blieb. Er beantwortete (15. Aug. 1803) Lombards Bonaparte'schen Eifer mit einem Vorschlag, wonach Preußen, im Einklang mit Rußland, den Franzosen die Neutralität des Festlandes verbürgte, Bonaparte dagegen sich verpflichtete, die Armee in Hannover zu vermindern, die Elbe und Weser zu öffnen, Ritzebüttel zu räumen, die Unabhängigkeit der Hansestädte zu achten. Es war in diesem Entwurfe nur der eine große Rechnungsfehler, daß Rußland für eine solche Neutralität nicht mehr zu haben war; Alexander neigte bereits entschieden zu England, und die Frage des Krieges mit Frankreich war für ihn bald nur

noch eine Frage der Zeit. Indessen, wie dem auch sein mochte, das Eine war klar, daß die französische Partei in Berlin ihre Wünsche noch mäßigen mußte; Lombard erklärte auch damals selbst dem französischen Gesandten in Berlin, Laforest: der König sei vorerst nur zu einem Neutralitätsvertrag geneigt, zu dem er auf Rußlands Mitwirkung zähle.

Während Bonaparte mit Unmuth sah, daß ihm Preußen wieder entschlüpfte, nachdem er es eben zu Brüssel gewonnen glaubte, kam von Rußland, gleichsam auf die Neutralitätsprojecte Friedrich Wilhelms III., das Ansinnen einer engeren Verbindung gegen Frankreich. Wollte Bonaparte, wie einer seiner Geschichtsschreiber sich ausdrückt, aus Preußen einen Hebel schaffen, der fortan die Küsten des Festlandes dem Einflusse der Briten entzog, so hoffte Rußland an Preußen den ersten Verbündeten zu der neuen festländischen Coalition gegen Bonaparte zu finden. Wie eitel war also die Hoffnung, mit Neutralitätsprojecten nach irgend einer Seite hin zu genügen! Noch war, aller politischen Mißgriffe ungeachtet, auch jetzt Preußens Stellung keine ungünstige. Sein militärischer Ruf war noch nicht erschüttert, seine Allianz wurde noch von Bonaparte und seinen Gegnern zugleich begehrt. Aber vielleicht war dies der letzte Augenblick, wo preußische Hülfe hoch im Preise stand und Bonaparte wie die Coalition sich Opfer auferlegen mußten, wenn sie den Bund mit der Monarchie Friedrichs des Großen gewinnen wollten.

Man kann heute wie damals über den größeren Vortheil des einen oder anderen Bündnisses verschiedener Ansicht sein, aber darüber, scheint uns, kann nur eine Meinung bestehen, daß der Weg, den die preußische Politik jetzt einschlug, am wenigsten dazu angethan war, den Werth ihrer Freundschaft in den Augen der Anderen zu erhöhen. War vorher das Begehren einer französischen Allianz mit einem unausführbaren Neutralitätsvorschlage erwiedert worden, so wurden jetzt im October der Annuthung eines antibonaparte'schen Bündnisses mit Rußland dieselben Gründe einer thatlosen Neutralität entgegengesetzt. Nur war Rußland nicht so geschickt, wie Bonaparte, seinen Unmuth zu verbergen. Es hat damals und später, was die gescheidtesten Männer in der Coalition selbst, namentlich Gentz, bitter tadelten, die plumpe Taktik gegen Preußen geübt, die selbst Bonaparte sich erst in den Tagen seines Uebermuthes erlaubte: den Staat, der sich weigerte, Verbündeter zu werden, mit brutalem Trotz dazu nöthigen zu wollen. Jetzt und im Jahre 1805 hat dies wesentlich mitgewirkt, den Eintritt Preußens in die Coalition zu hindern; denn so sehr war doch, aller unrühmlichen Nachgiebigkeiten ungeachtet, auch dort das politische Selbstgefühl noch nicht abgestumpft, daß dies Terrorisiren zur Freundschaft nicht eine entgegengesetzte Wirkung hätte üben sollen. Wie darum Rußland jetzt Trotz und Kälte affectirte und man weniger im Ernst, als um damit zu schrecken, von Truppenmärschen an der litthauischen Gränze redete, war selbst Friedrich Wilhelms III. Phlegma dadurch

aufgeregt. Seine Vorliebe für die Neutralität trat zurück; erzürnt über Rußland, schien er jetzt eher als zuvor geneigt, mit Frankreich in ein Bündniß zu treten. Dazu rieth auch die gewöhnliche Klugheit; brach in der That ein neuer Krieg auf dem Festlande gegen die französische Uebermacht aus und wollte Preußen dem Bunde, der sich dazu schloß, nicht angehören, so blieb ihm schon um seiner Selbsterhaltung willen nichts übrig, als gegen den Bund mit Bonaparte zu gehen. Denn es ist einmal in solchen Weltconflicten einem Staate, der für eine Macht gelten will, nicht möglich, ohne Nachtheil für das eigene moralische Ansehen unthätig zu bleiben.

So hielten denn auch die Anhänger des französischen Bündnisses den Widerstand des Königs für überwunden; sie drängten die Franzosen, den günstigen Moment zu ergreifen; jetzt oder nie schien der französisch-preußische Bund gelingen zu müssen (Anf. Nov. 1803). Wenn die französischen Quellen, die aus Laforests Berichten schöpfen, recht unterrichtet sind, so war der Entwurf einer engen Allianz schon zu Papier gebracht, und zwar diesmal von Preußen selber*).

Aber es bedurfte doch nur einer vorsichtigeren Haltung Rußlands, seiner Versicherung unveränderter Freundschaft und des Winkes, daß eine preußische Allianz mit Bonaparte nur eben die Coalition des Festlandes beschleunigen werde, um den plötzlich aufgeflammten Eifer Friedrich Wilhelms wieder zu mäßigen. Es kam zu Ende November durch Lucchesini's Vermittelung ein anderes Project nach Paris, als das im Anfange des Monats entworfene; für die Räumung Hannovers, Curhavens u. s. w. versprach Preußen einen deutschen Neutralitätsbund, der sich als Schlagbaum zwischen Frankreich und die etwa zu besorgenden Angriffe Oesterreichs und Rußlands in die Mitte legen würde. Preußen hoffte zu diesem Bunde die angesehensten deutschen Fürsten zu gewinnen; wir erinnern uns aus früheren Mittheilungen, daß man zu Ende des Jahres 1803 zu Berlin wirklich beschäftigt war, über die möglichsten Bestandtheile eines neuen Fürstenbundes Revue zu halten.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Bonaparte nicht genügte. In der angebotenen Neutralität der deutschen Fürsten erblickte er keine besondere Gunst, die eines Opfers werth war; er dachte die vereinzelten Reichsstände im Süden und Westen als Verbündete gegen Oesterreich zu gewinnen. Für ihre Neutralität, die ihm schon wie ein Opfer von seiner Seite erschien, war er am wenigsten geneigt Hannover zu räumen, in dem er ein werthvolles Austauschobject für den künftigen Friedensschluß erblickte. Auch ein veränderter Antrag, wonach Hannover noch nicht geräumt, nur die Occupationstruppen vermindert werden sollten, fand Bonaparte's Beifall nicht; es wurde in den letzten Monaten des Jahres 1803 darüber hin und her verhandelt, aber es war nicht möglich, den Unterschied zwischen einer neuen Allianz, wie

*) Lefebvre I. 342. 343.

sie Frankreich wollte, und einer bewaffneten Neutralität, wie sie Preußen im Sinne lag, völlig auszugleichen. Denn der Unterschied lag nicht etwa nur in den Worten, es war ein wesentlicher Gegensatz der Sachen; Bonaparte wollte einen thätigen und offenen Verbündeten, König Friedrich Wilhelm wünschte in der Hauptsache nicht über die Politik hinauszugehen, deren Grundlage der Baseler Friede und die Demarcationslinie gewesen waren.

Es ist nun leicht zu fassen, daß ein Mann vom rascheſten und thatkräftigsten Entschlusse, wie Bonaparte, bittere Ungeduld und Verdruß empfinden mußte über dies Zickzack der preußischen Politik, die erst Neutralität, dann Bündniß, dann wieder bewaffnete Neutralität vorschlug; aber seine unbegränzte Selbstsucht theilte doch diesmal mit der preußischen Unschlüssigkeit die Schuld des Mislingens. Er forderte ein enges Bündniß, Garantie der italischen Verhältnisse, selbst für die Integrität des osmanischen Reiches sollte Preußen einstehen helfen, die ganze Wucht des östlichen Bündnisses gegen Frankreich sollte Preußen aufhalten — und für dies Alles wollte Bonaparte Cuxhaven und Ritzebüttel, nicht einmal Hannover räumen, höchstens im Frieden nur im Einverständnisse mit Preußen über das Schicksal Hannovers entscheiden*). Es wird kein Deutscher wünschen können, daß damals das preußisch-bonaparte'sche Bündniß gelang; selbst der furchtbare Umsturz von 1806, ohne den sich auch keine mächtige Erweckung denken ließ, war keine so große Calamität, wie das langsame Verderben und Erniedrigen im Bonaparte'schen Dienste. Allein, wenn denn doch Preußen sich an Frankreich verkaufen sollte, so hätte auch der Preis der Größe der Sünde entsprechen müssen; selbst die Schwächsten vom Rheinbunde haben Deutschland wenigstens nicht ohne hohen Lohn verlassen. Wenn darum in diesem günstigsten Augenblicke die preußische Allianz Bonaparte entschlüpft ist, so trug die kleinliche Knauserei, womit er den Preis machte, zum Mindesten einen Theil der Schuld. Eine Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelms III., die nicht den reizbaren, rasch zu verführenden Ehrgeiz anderer Fürsten besaß, war ohnehin selbst durch große Aussichten von Macht und Erweiterung nicht so leicht für einen Krieg zu gewinnen, der möglicher Weise an allen Enden Europa's entbrennen konnte; die unkluge Habsucht der Bonaparte'schen Politik schreckte ihn aber vollends ab. Er kam nun eifriger als zuvor auf seine Lieblingsidee der reinen und strengen Neutralität zurück, und die Freunde des französischen Bündnisses, Haugwitz und Lombard, mußten sich gestehen, daß die letzten Unterhandlungen die Allianz mehr erschwert als erleichtert hatten. Ihr habt, äußerte Haugwitz im April 1804 gegen Laforest, die Saite zu stark gespannt; indem ihr den König über die Gränzen seiner natürlichen Schüchternheit hinausdrängen wolltet und ihm doch die Räumung Hannovers, die ihn allein dazu bestimmen konnte, versagtet, habt ihr dem Kö-

*) Note Talleyrands vom 30. Dec. 1803. bei Lefebvre I. 345. 346.

nige einen plausiblen Grund gegeben, sich in seine Politik der Negation zurückzuziehen.

Doch waren die Verhandlungen keineswegs als abgebrochen anzusehen; Bonaparte wie die Berliner Freunde der französischen Allianz bemühten sich dafür, daß der Faden nicht ganz abriß. Man kam denn auch in Paris selber zu der Einsicht, daß man Preußen zu viel zugemuthet und machte (März 1804) etwas billigere Vorschläge; gegen das Versprechen, den Bestand der französischen Macht, wie er war, zu bestätigen und dieselbe vor jedem Angriffe in Norddeutschland zu schützen, sollte Cuxhaven geräumt und die Truppen in Hannover auf 6000 Mann vermindert werden. Der Zeitpunkt, wo diese Vorschläge in Berlin erwogen werden sollten, traf mit dem frischen Eindrucke der blutigen That gegen Enghien zusammen; es war kaum zu hoffen, daß man gerade in diesem Augenblicke eine Allianz mit Bonaparte eingehen werde. Selbst in der stumpfen und apathischen Stimmung jener Tage regten doch die Vorgänge von Ettenheim und Vincennes gewaltig auf; die geläufige Bewunderung für Bonaparte schwieg, die Freunde der französischen Allianz waren betroffen, die Gegner entweder erbittert oder sie bargen kaum ihre Schadenfreude über die Wirkungen der blutigen That. Dem Könige ward es nun noch leichter, aus der unbequemen Verhandlung herauszukommen. Es scheint uns, als wäre er damals auch ohne den Eindruck der That von Vincennes nicht leicht zu bestimmen gewesen, die ihm so lieb gewordene Neutralität mit einem Verhältnisse zu vertauschen, das alle Gefahren einer französischen Allianz und doch kaum einen nennenswerthen Vortheil bot; die letzte Verhandlung hatte ihn vielmehr noch lebhafter in seiner „Politik der Negation" bestärkt. Aber es war nun ein bequemer Grund gegeben, wenigstens für den Augenblick jede weitere Verhandlung abzulehnen; darum gab auch Haugwitz dem französischen Gesandten zu verstehen, daß das jüngste Ereigniß den König bestimmt habe, für jetzt von einem Bündnisse mit Frankreich abzustehen.

Die Ablehnung ward in Paris bitter genug empfunden; war Bonaparte mismuthig, daß Preußen gerade jetzt die Hand zurückzog, oder ärgerte er sich, daß die preußische Politik sich nicht so handgreiflich hatte ins Netz locken lassen, genug, er barg seinen Groll nicht. Talleyrand schrieb damals an Laforest das bezeichnende Wort: „Man sagt zu Berlin, es sei immer noch Zeit, sich mehr zu nähern, man kann sich darin irren". Der Verdruß sprach deutlich aus den nächsten Schritten der Bonaparte'schen Politik heraus. Es wurde auch das Fürstenthum Aremberg mit Truppen besetzt und damit dem Verkehre Preußens ein neues Hinderniß bereitet; die Occupationsarmee in Hannover ward nicht vermindert, Bonaparte nahm vielmehr die Miene an, sie vermehren zu wollen. Die Haltung Rußlands, ließ er (17. Mai) in Berlin erklären, mache diese Verstärkung nothwendig, es sei denn, daß sich Preußen verbindlich mache, keiner feindlichen Truppe den Durchgang zu gestatten.

Es war hier an einem recht sprechenden Beispiele zu erfahren, in welche Widersprüche eine Politik verfällt, die aus Mangel an Entschluß sich nicht zu einer bestimmten Farbe bekennen kann, und die dann gern diese Schwäche des Willens für Friedensliebe und kluge Neutralität gelten lassen möchte. Eine durchaus redliche und gerade Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelms III. war, erschien da in dem falschen Lichte der Doppelzüngigkeit, wo doch nur der rasch durchgreifende Entschluß zu vermissen war. Der Moment der Aufregung gegen Bonaparte war von Rußland rasch benutzt worden, um mit Preußen, das sich eben von der französischen Unterhandlung losgewunden, ein näheres Einverständniß anzubahnen. In der That kam es auch, zwar nicht zu einem Vertrage, wohl aber zu einer gegenseitigen Declaration (24. Mai), die im Wesentlichen darauf hinauslief, weiteren Uebergriffen Frankreichs in Norddeutschland gemeinsam zu begegnen. Als eine Annäherung an die Gegner Frankreichs war dies aber so wenig zu betrachten, daß vielmehr acht Tage später (1. Juni) ein Vertrag mit Frankreich geschlossen ward, wonach Preußen die norddeutschen Gebiete den Feinden Bonaparte's zu verschließen versprach, Frankreich sich verpflichtete, die Occupationsarmee in Hannover nicht zu vermehren und die neutralen Gebiete Norddeutschlands nicht die Last des Krieges ferner mittragen zu lassen. Es wäre nicht schwer gewesen, mit jeder dieser beiden Verabredungen den dritten Unbetheiligten mistrauisch zu machen; Bonaparte mochte dann glauben, Preußen habe sich am 24. Mai mit Rußland verbündet, in Alexander konnte der Verdacht aufsteigen, es habe sich acht Tage später mit Bonaparte alliirt. Doch es war weder das eine noch das andere geschehen; die preußische Politik wollte nur die Gefahr der Nachbarschaft in Hannover mindern, übrigens mit beiden Theilen gut Freund bleiben. Hatte Bonaparte sich zu seinem Verdrusse getäuscht, als er meinte, er habe den König im Netze einer französischen Allianz gefangen, so waren die Feinde Bonaparte's nicht weniger im Irrthume, wenn sie sich nach den jüngsten Vorgängen eine leise Hinneigung zur künftigen Coalition versprachen. Mehr als je hoffte man in Preußen zwischen den beiden Gegensätzen geschickt balanciren zu können. Dem ersten Schritte der Annäherung an Rußland folgte kein weiterer; die bald versuchten Anmuthungen zur Hingabe an die Coalitionspolitik wurden abgelehnt. Haugwitz rühmte sich dem französischen Gesandten gegenüber der Festigkeit, womit man allen Versuchen von dort widerstanden, und in der kitzlichsten Frage jener Tage, der Reichtagsverhandlung über die Ettenheimer Sache, irrte sich Rußland, wenn es auf preußische Mitwirkung zählte. Vielmehr war die Gefälligkeit der Berliner Politik für Frankreich bei wenig Anlässen anstößiger hervorgetreten, als gerade hier.

Auch ein Personenwechsel, der damals im Ministerium erfolgte, rief keine Aenderung in dieser Schaukelpolitik hervor. Haugwitz, der sich schon im Mai „aus Gesundheitsrücksichten“ auf ein paar Monate Urlaub hatte

geben lassen, kehrte im Juli auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um sich bald nachher (August) von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die inzwischen schon Hardenberg besorgte, entbinden zu lassen und sich mit unbeschränktem Urlaube auf seine Güter nach Schlesien zu begeben. Es lag der Gedanke sehr nahe, daß dieser Wechsel auch das System der preußischen Politik berührte, wie ihm denn auch der antifranzösische Einfluß am Hofe nicht fremd war, und Haugwitz selbst war später der Meinung, daß sein Nachfolger allmälig von der seit zehn Jahren befolgten Politik abgewichen sei*); zunächst aber täuschten sich diejenigen, die davon einen raschen Umschwung der Dinge in Berlin erwarteten. Hardenberg schloß die beiden Abkommen vom 24. Mai und 1. Juni, er gab den Ton an zu der in Regensburg eingeschlagenen Politik in der Ettenheimer Sache, und das Vernehmen mit Frankreich war wenigstens äußerlich so freundschaftlich, wie zu irgend einer Zeit seit dem Baseler Frieden.

Es sollte dieser Freundschaft ungeachtet der preußischen Politik für ihre Nachgiebigkeit bei Verletzung des badischen Gebietes eine bittere Lection nicht erspart bleiben. Noch waren die Vorgänge am Rheine in Aller Munde, als ein Seitenstück dazu an der Elbe gegeben ward. In der Nacht vom 24—25. October landete von Harburg her eine Abtheilung Franzosen, etwa 300 Mann stark, bei Hamburg, überfiel den englischen Geschäftsträger beim niedersächsischen Kreise, Rumbold, in seinem Landhause und führte ihn gefangen hinweg. Er wurde durch Holland nach Paris transportirt, wie eine officielle Erklärung des französischen Polizeiministers sagte, weil auch Rumbold gleich Drake und Spencer Smith seine diplomatische Stellung zu unerlaubten Machinationen gegen Frankreich misbrauche. Nun war es richtig, daß für die Briten damals das Völkerrecht so wenig existirte, wie für die Franzosen, und ihr Verfahren gegen Dänemark, gegen die Schiffe der Neutralen, das Treiben mancher ihrer diplomatischen Agenten stand keiner Gewaltthat Bonaparte's nach. Aber diese neueste Repressalie des französischen Kaisers erregte doch allenthalben tiefe Sensation, die tiefste ohne Zweifel in Preußen, dessen König Vorstand des niedersächsischen Kreises, an dessen Gränzen beinahe die Gewaltthat geschehen war. Die kurzsichtige Staatsweisheit hatte zu dem Ettenheimer Attentat geschwiegen; sie mußte es sich nun gefallen lassen, daß die französische Polizei auch in der Nähe der preußischen Hauptstadt ihre Thätigkeit begann und man darum in Berlin so wenig anfragte, wie früher wegen Enghien in Karlsruhe. Die Gegner der Franzosenfreundschaft hatten nun reichen Stoff, zu zeigen, wohin Preußen sich durch seine Nachgiebigkeiten bringe; im Heere und in der Bevölkerung ward die Sache wie der erste offene Schimpf von französischer Seite empfunden und auch die

*) S. Fragment des mémoires inédits du Comte de Haugwitz. Jena 1837. S. 6.

Regierung war in heftiger Aufregung. Es wurde großer Rath in Potsdam gehalten, die Sendung Knobelsdorfs zur Kaiserkrönung nach Paris sistirt, selbst der Herzog von Braunschweig soll zu Rathe gezogen worden sein; kurz es fehlte nicht viel, so wäre, wie ein Jahr später bei der Verletzung des fränkischen Gebietes, die äußerste Vorsicht in leidenschaftliche Verwegenheit umgeschlagen. Doch ward diesmal noch der mildere Weg gewählt; statt einer Note, die Hardenberg unter dem Eindruck der ersten Aufregung abgefaßt, schrieb der König einen eigenhändigen Brief (2. Nov.) an den französischen Kaiser. Napoleon hatte in diesem gespannten Augenblick, wo sich vielleicht schon eine neue europäische Coalition gegen ihn vorbereitete, keinen Grund, um einer Bagatelle willen Preußen ins Lager der Gegner zu treiben; er ließ Rumbold sogleich frei und meldete dies dem König in einem sehr artigen Antwortschreiben. So erlebte die Neutralitätspolitik einmal ausnahmsweise eine Genugthuung; es war zu fürchten, daß dieser bescheidene Triumph ihre Wachsamkeit vollends einschläferte. Wenigstens gaben Leute wie Lombard auf wahrhaft unanständige Weise ihre Freude darüber kund, daß die Sache so friedlich ausgegangen war*).

Indessen sich nirgends in den alten Ordnungen Deutschlands, zu Wien, zu Berlin wie zu Regensburg, der Beruf kund gab, die neue Dictatur im Westen in ihre Schranken zurückzuweisen, entfaltete diese selbst im Angesicht der gebrochenen deutschen Nation einen Triumphzug denkwürdigster Art.

Im September 1804 erschien Napoleon in dem neuen Kaiserprunk am linken Rheinufer, um so auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit, die neue Pracht seines Kaiserthums zu zeigen. Mit fühlbarer Absicht ward überall diese neue Glorie an die alte geschichtliche dieser Stätten angekittet und die Stegreifskrone eines glücklichen Soldaten wie die Erneuerung und Fortsetzung karolingischen Kaiserthums dargestellt. Was vor einem Jahrtausend die Wiedergeburt des römischen Weltreichs in den Karolingern bedeutet, was sie den germanischen und romanischen Völkern, was sie dem Christenthum gewesen war, davon durfte man kaum ein Verständniß in dem profanen Kreise des Bonaparte'schen Cäsarismus, oder seiner revolutionären und soldatischen Trabanten erwarten. Am wenigsten hatten diese eine Ahnung davon, welch ein gefahrvoll widernatürliches Spiel es

*) L'empereur Napoléon, schreibt Lombard an Laforest, habitué aux conquêtes, vient d'en faire une nouvelle d'un trait de plume. (Nach einer franz. Depesche vom 20. Nov. bei Lefebvre II. 27.) Und man wollte sich nachher wundern über die Geringschätzung, welche der Bonapartismus gegen die Berather der preußischen Politik empfand!

war, das todte Reich zu einer Zeit wieder beleben zu wollen, wo sich Geschichte, Nationalität und politische Freiheit der umgestalteten europäischen Welt dagegensetzen mußten. Indessen die Nachahmung sollte auch nur eine äußerliche sein. Von allen den unsichtbaren Banden, welche das kirchlich-feudale Kaiserthum mittelalterlicher Zeit zusammengehalten hatten, war ja auf diese neue Gewalt nichts übergegangen; sie trat nur mit dem verstärkten Rüstzeug des modernen Absolutismus auf, wofür die Reminiscenz des alten Kaiserthums gleichsam die geschichtliche Draperie bilden sollte. Der neue Kaiser, den kein Nimbus geschichtlicher Ueberlieferung umgab, glaubte das, was er selbst bezeichnend „le prestige“ nannte, das Blendwerk der Macht, das den Massen imponirt, auf diesem Wege schaffen zu müssen; daher dies äußerliche Ankleben an die karolingischen Erinnerungen und Symbole, das sich auch auf seiner Kaiserfahrt am Rhein so charakteristisch kundgiebt. Er schien nicht zu fühlen, wie der Boden selber dieser künstlichen Nahahmung widersprach; denn an diesen Stellen, an denen er jetzt über dem gebeugten Nacken deutscher Stämme seinen Triumphzug feierte, hafteten die glorreichsten Erinnerungen alter deutscher Kaiserherrlichkeit. Oder klang es nicht, ohne daß er es vielleicht wollte, wie bitterer Hohn, wenn jetzt — Angesichts der Trümmer und Schmach ringsum — der alten Kaiserstadt Aachen von ihm befohlen ward, den Tag Karls des Großen festlich zu begehen? Berechnete Demüthigung war es freilich, wenn ebenfalls in Aachen, der alten Krönungsstätte deutscher Kaiser, Graf Cobenzl, der Gesandte des letzten Kaisers, seine Creditive bei dem neuen Imperator übergeben mußte.

In Cöln, der alten stolzen Reichsstadt, ward (13. Sept.) der französische Kaiser wie ein Abgott empfangen; Bürger, so meldeten die Blätter des Tages, zogen seinen Wagen mit eigenen Händen nach seinem Palaste. Acht Tage später erschien er in Mainz; die Zeitungen waren erfüllt mit scrupulösem Detail über seine und der Kaiserin Reise, über die ihnen dargebrachten Huldigungen, und der Moniteur gab im steifen byzantinischen Stil der alten Monarchie seine Berichte über das Tagewerk der Bonaparte'schen Hofhaltung. Mainz, wo Kaiser Konrad einst die deutsche Königskrone von der Nation empfangen, wo der Hohenstaufe Friedrich seine glänzenden Kaisertage gefeiert, bückte sich jetzt vor französischen Marschallsuniformen und Napoleonischen Kammerherren, huldigte dem neuen Herrn in französischen Inschriften und ergötzte sich auf der Bühne an den Racine'schen Alexandrinern. Die Fürsten des deutschen Südens und Westens, die hochgeborne Diplomatie und ein guter Theil des stolzen Reichsadels fanden sich zur Parade vor dem neuen Lehensherrn ein und wetteiferten mit der Servilität des entarteten deutschen Bürgerthums. Es empfing sie eine Etikette, die den strengen Ueberlieferungen des alten Versailler Hofes entlehnt war. Nur die Kurfürsten wurden zur kaiserlichen Tafel zugezogen, den Fürsten von Nassau, Isenburg u. s. w. widerfuhr die gleiche Ehre bei der Kaiserin; der Erbprinz

von Darmstadt, so erzählten die Berichte, mußte sich mit einer Einladung bei Duroc begnügen. Denselben Berichten zufolge erschien der Imperator überall gnädig, freigebig und in dem ganzen Zauber seiner Ueberlegenheit; unbefangenere Stimmen dagegen fanden, daß der persönliche Eindruck des Mannes mehr finster, streng und gebieterisch als gewinnend war. Dem Volke freilich wurde Alles im rosigsten Lichte geschildert; es gab nur eine öffentliche Meinung, die von der Regierung und Polizei geduldete. Die Presse war namenlos geknechtet; selbst ganz harmlose Blätter, wie die Frankfurter und Aschaffenburger Zeitung, waren links vom Rheine verboten; die Servilität führte dort allein das öffentliche Wort.

Die Fürsten des deutschen Südens und Westens waren, wenn nicht persönlich, so doch durch Bevollmächtigte oder Angehörige ihres Hauses in Mainz vertreten*). Außer dem greisen Karl Friedrich von Baden, welcher die Schmach von Ettenheim vergessen und dem neuen Zwingherrn huldigen mußte, war auch der Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg da, um an dem Sitze des ersten geistlichen Kurfürstenthums, dessen Coadjutor er einst gewesen, ohne Schamröthe das Gefolge des fremden Imperators zu vergrößern. Es war ein sprechendes Beispiel, dem ähnlich, das später Johannes Müller gab, was die kosmopolitische Gelehrtenbildung und ein leicht entzündlicher Enthusiasmus für Alles und Jedes aus einer Persönlichkeit machen konnte, der es, wie unserm Volke überhaupt, nicht an Geist und nicht an Wissen, aber an der Energie eines gestählten Charakters durchaus gebrach. Dieser Dalberg repräsentirte eine, in Deutschland leider nie ausgestorbene, Gattung weichmüthiger Gefühlsenthusiasten, die jedem Eindruck rasch erliegen, aus jeder Noth eine Tugend zu machen verstehen, die erst das Gute wollen, dann in das Schlimme sich fatalistisch ergeben, zuletzt am Schlechten thätig mitarbeiten, und die für jede wechselnde Phase öffentlichen Jammers einen philosophischen oder kosmopolitischen Trostgrund in Bereitschaft haben. Das bekannte Wort: „auch die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", ist für sie recht eigentlich erfunden. So hat sich auch Dalberg erst als schwärmerischer Jünger des Fürstenbundes hervorgethan, dann in der Noth der neunziger Jahre den Erzherzog Karl als deutschen Dictator gefordert, später 1801—1803 die Rolle des Bonaparte'schen Achselträgers mit leidlichem Ge-

*) Außer dem Kurfürsten von Baden nebst seinem Sohn und Enkel und dem Kurerzkanzler, die von ihren Ministern Edelsheim und Beust begleitet waren, hatte sich der Landgraf von Hessen-Cassel auf den Weg gemacht, war aber (s. polit. Journ. 1804. II. 993. Bignon IV. 127.) in Hanau erkrankt; Darmstadt war außer dem Erbprinzen durch Barkhaus, Pfalzbaiern durch Reibelt, Württemberg durch Bühler, Nassau durch Gagern, Taxis durch Brints vertreten. Frankfurt hatte die Herren von Humbracht und Metzler geschickt. (S. Moniteur de l'an XIII. Nr. 7.) Der Fürst von Isenburg war persönlich erschienen; auch eine Anzahl Fürstinnen hatten sich eingefunden.

schick gespielt, bis er zuletzt, immer weiter und weiter gedrängt, in der tiefen Schmach Napoleonischer Erniedrigung als einer der Schuldigsten untergegangen ist.

Es lag die Vermuthung nahe, daß die prahlenden Festlichkeiten in Mainz nur eben bestimmt seien, den Diplomaten- und Fürstencongreß, den Bonaparte dort versammelte, zu verherrlichen. Manche Schriftsteller, namentlich Lucchesini*), haben denn auch in diese Septembertage die erste Grundlegung des Rheinbundes gesetzt. Allerdings ward jetzt zu Mainz eine Art von Revue über die künftigen Rheinbundsfürsten gehalten, jedoch noch keine feste Verabredung getroffen. Die Keime des Bundes haben wir in dem ganzen Gange der vorausgegangenen Geschichte fast von Tag zu Tag verfolgen können; es bedurfte nur eines äußern Antriebes und rasch stand dann vollendet da, worauf seit 1796, 1798—1799, 1801—1803 theils mit sicherem Instinct, theils planmäßig war hingearbeitet worden. Auch das Wort war schon gesprochen, und zwar an einem Hofe, der sich später gern seines Martyriums für die deutsche Sache berühmte. In den ersten Wochen des Jahres 1804 hatte der Minister des Kurfürsten von Hessen, Baron Waitz, dem französischen Gesandten Bignon den Gedanken einer engeren Verbindung deutscher Fürsten ohne Oesterreich und Preußen unter französisch-russischer Protection hingeworfen und damit keine ungünstige Aufnahme gefunden. Nur hielt Talleyrand, wie aus einem Schreiben vom 27. Februar hervorging, den damaligen Augenblick nicht für günstig; es war der Moment, wo man noch auf einen engern Bund mit Preußen rechnete, den alle verfrühten Rheinbundsgedanken nur hätten stören können**). Auch jetzt in Mainz begnügte sich der französische Kaiser, die Stimmungen vorzubereiten und zu prüfen; es wurde wohl mündlich darüber verhandelt, auch dem Casseler Landgrafen durch Bignon ermunternd zugerufen, man zähle auf ihn als den „Kriegsmann" des künftigen französisch-deutschen Bundes, aber eine feste Verabredung ward nicht getroffen. Eine nahe Zukunft, ein vielleicht bevorstehender Krieg mit Oesterreich konnte das Vorbereitete schnell zur Reife bringen. Wie dann auf die Getreuen zu zählen sei, hatten die Tage von Mainz zur Genüge bewiesen.

Daß diese neue Kaisermacht des Abendlandes der deutschen Zerrüttung gegenüber sich schon jetzt in unbegränztem Uebergewicht befand, davon hat wohl auch damals, so abgemattet die Stimmungen der Nation waren, ein banges, unruhiges Gefühl die Gemüther überkommen; allein den vollen Um-

*) Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italien. von Halem. I. S. 223 ff.

**) Bignon hist. de France IV. 128. 129.

fang der Gefahr erkannten doch die Wenigsten. Auch über die Bedeutung der Macht, die sich drohend an unseren Gränzen und schon auf deutschem Gebiete selbst aufgerichtet hatte, war ein bestimmtes Verständniß noch nicht aufgekommen; nur Einzelne erkannten, welch eine natürliche Gefahr für Alle in einem Staate gelegen sei, der absolutistisch concentrirt, durch und durch militärisch gestaltet, von einem genialen Emporkömmling geschaffen und geleitet, mit revolutionären Ueberlieferungen und Hülfsmitteln auf's reichste ausgerüstet war. Der jetzige Regent dieses Landes, schrieb damals Gentz mit zutreffender Wahrheit*), streckt seinen gefürchteten Scepter über eine unermeßliche Ebene aus, wo ihm nirgends Höhen oder Tiefen, kein Hügel, kein Erdwall, nicht die kleinste Umzäunung begegnet, die ihn aufhalten oder ablenken könnte. Aus dem Mittelpunkte seines einförmigen Reiches regiert er mit einem allmächtigen Cabinet, einem Ministerium, das vor seinen Winken zittert, einer aufgezogenen fiscalischen Maschine, einer allgegenwärtigen und allwissenden Polizei, einer ihm völlig ergebenen Armee und so und so viel Präfecten und Unterpräfecten eine Nation von dreißig Millionen so leicht, so sicher und so unumschränkt, als in den guten Zeiten des osmanischen Reiches der Großherr vom Serail aus durch seine Pascha's und Aga's sein Europa und Asien beherrschte.

Wer damit die Zerflossenheit deutscher Zustände und die mark- und haltungslose Schwäche unserer Politik verglich, der mußte sich sagen, daß Deutschland an der Schwelle einer Krisis stand, die vielleicht auf immer über sein nationales Dasein entschied. Daß die alten Gewalten und ihre Staatsmänner nicht fähig waren, die tiefste Erniedrigung von Deutschland abzuwenden, das hatten, von allem früheren zu geschweigen, gerade die jüngsten Ereignisse — die Geschichte des Reichsdeputationshauptschlusses, die Occupation von Hannover, das Attentat von Ettenheim — mit erschreckender Klarheit dargethan; aber auch die Nation hatte bei keinem der letzten Anlässe durch ein kennbares Lebenszeichen ihren innern Beruf zu einer Umgestaltung dargelegt. Vielleicht, daß es der gewaltigsten Katastrophen und beispielloser Züchtigungen bedurfte, bis ihre Apathie gebrochen und aus der innersten Tiefe des nationalen Lebens unter Noth und Drang der Keim eines neuen großen Gemeinsinns entwickelt war. Es mochte sich wohl im Stillen schon etwas der Art unter der Hülle der platten Alltäglichkeit regen, die unsere Zustände damals charakterisirte; zunächst und im Angesicht der ernsten Tage, die Deutschland erwarteten, gewährte der öffentliche Geist der Nation kaum eine tröstlichere Aussicht als die Politik ihrer Regierungen.

Die Selbstsucht, die über dem gemeinen Vortheil des Augenblicks alle größeren Sorgen der Zukunft übersah, und die bequeme Lust zur Ruhe, die

---

*) Fragmente aus der neuesten Gesch. des pol. Gleichgewichts in Europa. (In der Ausgabe von Weick. Stuttg. 1838. IV. S. 78.)

sich zu immer schmachvollerer Nachgiebigkeit drängen ließ, war im Kreise des Volkes wie unter den Regierungen heimisch geworden. Die ganze Entwickelung unsers nationalen Lebens seit langer Zeit war freilich nicht dazu angethan, die praktische Einsicht in große Dinge und die Bereitwilligkeit zu gemeinsamen Opfern heranzuziehen. Die kann nur ein bewegtes öffentliches Leben geben. Wir waren viel gründlicher und vielseitiger gebildet als die meisten Nationen Europa's, aber es war uns die beneidenswerthe Sicherheit praktischer Nationen, den Kern der Dinge scharf zu erkennen, verloren gegangen. Wir waren viel humaner und weltbürgerlicher erzogen als andere Völker und sahen z. B. auf den „Krämersinn" der Engländer mit Geringschätzung herab; aber wo es die eigene Lebensexistenz unseres Volkes galt, da war unsere kleinliche Selbstsucht und Spießbürgerlichkeit so groß, daß die Krämernationen nicht Unrecht hatten, wenn sie uns mißachteten und verspotteten.

Auch die Periode innerer Reformen, die in vielen deutschen Staaten der französischen Revolution vorausgegangen war, vermochte gerade darin nichts zu ändern. Es wurde an einzelnen Stellen Vieles gebessert und umgestaltet, aber das locale Behagen, das daraus erwuchs, zog nur noch mehr von der Einsicht und dem Interesse an den allgemeinen Angelegenheiten ab. Zudem war der aufgeklärte Absolutismus, indem er die abgestorbenen Formen des deutschen Lebens umschmolz und zerstörte, an sich nicht dazu angethan, nationales Selbstgefühl zu pflegen oder eine tiefere Anhänglichkeit an das geschichtlich Ueberlieferte zu erhalten; wie unsere Staatsreform aus abstracten Grundsätzen und Doctrinen hervorging, so war auch unsere Anschauung von den Staaten und Nationen eine durchaus abstracte und kosmopolitische. Wie üppig vor der Zeit der Revolution diese weltbürgerliche Selbstgenügsamkeit emporwucherte, dafür haben wir früher einzelne Proben aufgeführt.

Die Revolution, zumal in ihren Anfängen, mußte diese kosmopolitische Richtung fördern. Zwar ist, als es einmal zum Conflicte kam, im Volke viel mehr Widerstand gegen das Fremde und Neue zu fühlen gewesen, als in der Ohnmacht und Charakterlosigkeit der Regierungen, aber ein recht ausgesprochener Gegensatz gegen den frechen Uebermuth des neufränkischen Wesens hat doch auch dann noch nicht allgemein werden wollen, als die humanen Illusionen der revolutionären Flitterwochen in die herbe Wirklichkeit von Gewaltthat, Raub und Unterdrückung umgeschlagen waren. Die Bauern in Franken und Schwaben haben wohl schon 1796 dagegen das einzige Mittel in Anwendung gebracht, das hier helfen konnte, aber dieser augenblickliche und locale Aufschwung blieb, zumal nach dem Mislingen und der Schmach der folgenden Jahre, ohne tiefere Folgen. Wohl gaben die Regierungen durch ihre dynastische Selbstsucht und durch ihre Unterwürfigkeit gegen die Fremden das übelste Beispiel; allein auch in dem großen und wichtigen Kreise des deutschen Mittelstandes war kein so ausgesprochener Gegensatz gegen das Franzosenthum

vorhanden, wie er seit den ersten Kriegsjahren zur Genüge motivirt gewesen wäre. Es wirkte wohl der berechtigte Haß gegen die alt-französischen Zustände, durch den ekeln Anblick des Emigrantentreibens gesteigert, zur milderen Beurtheilung des Neuen mit, und die vielfach unerquicklichen Eindrücke des inneren deutschen Staatslebens weckten selbst in bürgerlichen Kreisen, wo sonst nie französirende Neigungen Wurzel geschlagen, eine gewisse Sympathie mit dem französischen Wesen, sofern es den überlieferten Wust des politischen und socialen Lebens aufrüttelte und einen frischen Sauerteig in das abgestandene Wesen hereinbrachte*). Erst nach furchtbaren Lectionen wurde man die Wahrheit inne, daß es keine Reform und keine Freiheit gibt, die um den Preis nationaler Unabhängigkeit erkauft ist.

Es kann Manchem wie ein Widerspruch erscheinen, unsere Nation zugleich um ihres Idealismus und ihrer spießbürgerlichen Selbstsucht willen getadelt zu sehen; aber es sind dies doch keine Gegensätze. Mit der abstracten Zerfahrenheit und der idealistischen Tändelei und Träumerei verträgt sich der grobe Philistergeist im Leben nur allzuleicht. Wie Steffens einmal treffend bemerkt**), das unerreichbare Ideal nahm in der damals lebenden Generation nach der Verschiedenheit der Gesinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerseits der Trotz, der in allen bestimmten Einrichtungen des Staates und der Geselligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man sich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, was an die Stelle treten sollte, dennoch ein wesentlich Gestaltloses blieb; andererseits eine weichliche Sentimentalität, der man sich ergab, indem man das nie zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild als menschliche Glückseligkeit umfaßte. Der Trotzige mußte sich der Gesellschaft fügen und die Opposition verwandelte sich nicht selten in eine spießbürgerliche Nachgiebigkeit; der Sentimentale übertrug zwar sein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten schnell genug die Ideale der Jugend.

So war denn auch eine wahrhaft ideale Erregung auf keinem Gebiete des Lebens fühlbar. Dem Religiösen war theils durch den platten Nützlichkeitsgeist der Einen, theils durch die salbadernde officielle Frömmelei der Anderen ein schwerer Stoß gegeben, das Nationale war durch den Sondergeist und das kleinbürgerliche Behagen der Einzelnen gelähmt, die Thatenlust und Thatkraft in der Nation war durch den Mangel alles öffentlichen Lebens und die ausschließliche Beschäftigung mit Leserei und Schreiberei verloren gegangen. Mit Recht pries es nachher, ehe noch die ärgste Schmach gekommen war, im Sommer 1805 ein patriotischer Mann***) als den Anfang zum Besseren, daß

*) S. z. B. in Bezug auf Hamburg Varnhagens Denkwürd. und vermischte Schriften I. 171. 172. 181.

**) Was ich erlebte III. 320.

***) S. Fr. Perthes' Leben I. 165.

sich wenigstens die „Endschaft der papiernen Zeit“ erwarten lasse. „Noch zwanzig Jahre, sagt er, solcher Buhlerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn.“

Ueber diesem gerechten Unmuthe gegen die Ausschließlichkeit literarischen Treibens dürfen wir freilich die Bedeutung nicht verkennen, welche das klassische Zeitalter unserer Nationalliteratur für die gesammte Erweckung des öffentlichen Geistes in Deutschland gehabt hat. Indem die Nation sich in ihrer Cultur von der unfreien Nachahmung des Auslandes emancipirte und durch einen langsamen Proceß ihres inneren Lebens den Weg zur Natur, Einfachheit und Originalität zurückfand, war der größte und schwierigste Schritt auch zu unserer äußeren Wiedergeburt gethan. In dem Verhältnisse, als Deutschland auf dem Gebiete des Denkens und Dichtens seine Selbständigkeit wiedereroberte, mußte auch allmälig der Drang nach äußerer Geltung wieder lebendig werden. Je mehr unsere Dichter und ihre ideale Welt uns über die Plattheit und Trivialität der vorausgegangenen Zeit hinweghoben, desto mächtiger mußte sich mit der Zeit auch das Bedürfniß einer dem inneren Leben entsprechenden äußeren Existenz geltend machen. Die Energie und Klarheit des Denkens, die ethische Strenge des Willens, die in der Philosophie jener Tage ausgeprägt war, mußte nothwendig dem weichlichen, schlaffen, zerflossenen Wesen, das sich so leicht an nur literarische Entwickelungen ansetzt, eine feste Schranke ziehen.

Aber unmittelbar und mit Bewußtheit auf die Erweckung des nationalen Selbgefühles zu wirken, ist kaum einer oder der andere von den Trägern der neuen Culturepoche bemüht gewesen; dazu war die ganze Generation selbst noch zu sehr in den Banden weltbürgerlicher und humanitärer Abstractionen befangen. Wäre es doch eine leichte Sache, aus den Schriften der Besten und Größten eine ganze Blumenlese von Aussprüchen zusammenzustellen, worin sich nicht nur die kosmopolitische Verachtung alles Nationalen und der Stolz einer künftigen „Weltliteratur“, sondern selbst der Hochmuth einer gränzenlosen Universalität und der unbesonnene Spott über die heiligsten Empfindungen vaterländischen und volksthümlichen Selbstgefühles kund gibt. Es ist indessen diese Seite unserer literarischen Umwälzungsepoche von den competentesten Richtern schon so scharf und nachdrücklich gezeichnet worden, daß wir darüber nichts hinzuzufügen brauchen*). Selbst wo, natürlich sehr vereinzelt, das Nationale mit Bewußtsein betont ward, wie bei Klopstock, trat es zu künstlich, zu buchgelehrt auf und fand sich im großen Kreise der Anderen viel zu vereinsamt, um einen nachhaltigen Eindruck zurückzulassen. Die praktische Schöpferkraft war aber in den Augen dieser ganzen Generation, gegenüber

*) S. namentlich Gervinus Gesch. der deutschen Dichtung V. 342 ff.

dem dichterischen und literarischen Produciren, etwas so Untergeordnetes, daß ein Geist wie Göthe, noch nach den Erlebnissen der Napoleonischen und der Befreiungszeit, etwas besonders Merkwürdiges zu sagen glaubte, wenn er zu Eckermann sprach: „Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht blos Gedichte und Schauspiele zu machen, um productiv zu sein; es gibt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht."

Wer darum für die politische Erniedrigung jener Tage in den Heroen unserer Literatur unmittelbaren Trost suchen wollte, würde sich schmerzlich enttäuscht finden. Zumal in den zahlreichen vertraulichen Aeußerungen, die in ihren Briefen aus den ersten vier bis fünf Jahren des Jahrhunderts vorliegen, begegnen wir derselben Apathie gegen die großen geschichtlichen Ereignisse, welche die Masse der Nation noch beherrschte. Von Göthe, der selbst die Reformation darum tadelte, weil sie die „ruhige Bildung" gestört, ist schon mit vollem Grunde gerügt worden, daß er etwas von jener Engherzigkeit annahm, die so leicht die Begleiterin der ruhigen Bildung und feinsten Civilisation ist, und ein warmer patriotischer Mann, wie Friedrich Perthes, mußte sich mit Recht darüber empören, daß der größte deutsche Geist in dem Augenblicke, wo die Schmach und Zerrüttung über das Vaterland hereinbrach, der Nation nichts Anderes zu bieten wußte als — die „natürliche Tochter." Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham, rief Perthes aus, und sich Kraft, Muth und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen ist, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten spielt, so wenig wird unser Volk, wenn seine Besten sich so betäuben, dem Schicksale entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerstreutes Gesindel ohne Vaterland zu werden*).

Selbst Schiller, der die Eindrücke der äußeren Begebenheiten so leicht nicht abzuschütteln vermochte, hat damals mit einem gleichgesinnten trefflichen Manne, dem Vater des patriotischen Kämpfers und Sängers Theodor Körner, einen eifrigen Briefwechsel geführt, in dem man vergebens auch nur eine Silbe, nur einen Schmerzenslaut sucht über das deutsche Elend jener Tage; es ist zwischen Beiden nur von Poesie und Aesthetik, von Schauspiel und Schauspielern die Rede. Und doch empfand unter den Männern jener Generation keiner wärmer für Vaterland und Freiheit, als Schiller; in ihm regt sich auch am frühesten eine innere Abneigung gegen Bonaparte, bevor deren Gründe ihm noch klar sind. Allein auch er meint resignirt: wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt. Wie es aber deutsche Art ist, sich aus der Noth eine Philosophie der Entsagung zu bilden, so fand er es nur „sonderbar", daß der Deutsche sein Glück nicht durch die Waffen machte, und sah darin einen Beweis seines ehrlichen, geraden Sinnes oder

*) S. Perthes' Leben I. 164 f.

rühmte die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, ja er fand selbst die deutsche Nachahmungssucht löblich; „denn der Deutsche prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde und das Bessere steht am Ende immer oben“ *). Hier und da findet sich dann neben diesen Kundgebungen trübseliger Resignation auch wieder ein herrliches Wort, wie das, welches Schiller unter den Eindrücken jener Zeiten aussprach: „Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre er der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas schnell thun, als unthätig bleiben.“ So hat er auch in dem Drange dieser Zeiten, deren größte Schmach zu erleben ihm erspart ward, nicht versucht, seinen „Gefühlen zu entfliehen“, sondern gerade seine letzten großen Meisterwerke knüpfen an die Motive an, in denen die künftige Errettung des Vaterlandes gelegen war. Seine „Jungfrau von Orleans“ und sein „Wilhelm Tell“ klangen wie Vorahnungen großer kommender Begebenheiten.

In der trüben und gleichgültigen Entsagung, der sich die edelsten Geister hingaben, spiegelt sich nur die Stimmung der Nation im Ganzen wieder, und wofür sie sich philosophische Trostgründe schufen, das ward im weiten Kreise der Anderen ohne die Philosophie der Resignation noch matter und trivialer nachempfunden. Wäre mit der Gewalt der Gründe und mit flammenden Worten politischer Beredtsamkeit diese Macht der Trägheit zu bezwingen gewesen, so hätte einer Schrift, wie die, welche Friedrich Gentz nach den Ereignissen von 1805 erscheinen ließ **), dies schwierige Werk gelingen müssen. Sie ist damals von der erschütternden Folge neuer Katastrophen rasch überholt und vergessen worden, sie hat aber auch jetzt noch den bleibenden geschichtlichen Werth, die politischen Stimmungen, wie sie der Zeit tiefster Erniedrigung vorangingen, treffender und kraftvoller zu zeichnen, als es irgend eine historische Darstellung der Nachgeborenen vermöchte. Es sei uns hier gestattet, aus diesem beredtesten Manifest jener Tage nur einige Stellen zur Orientirung über die herrschenden Gesinnungen und Ansichten mitzutheilen, welche die völlige Demüthigung Deutschlands und die fremde Zwingherrschaft damals möglich gemacht haben.

Der einschläfernde Trost, daß die Gefahr noch nicht vorhanden, die Sorge der Einsichtigen übertrieben sei, dieser geläufige Trost, den die Trägheit und der Knechtsinn in jeder ähnlich drohenden Zeit bereit hält, hat auch damals nicht gefehlt. „Man solle doch nur, so läßt Gentz diese Ruhelustigen sprechen, fein ruhig und kaltblütig und friedfertig und vor allen Dingen unthätig bleiben; der ausgetretene Strom werde schon von selbst wieder in sein Bett zurückkehren; eine Weltherrschaft sei ja offenbar ein Unding; ob Frank-

---

*) S. Schillers Leben von Frau v. Wolzogen S. 282. 286. 294.

**) „Fragmente aus der neuesten Geschichte des europäischen Gleichgewichts in Europa.“

reich einige Provinzen oder Festungen mehr oder weniger besitze, das werde nichts über Europa entscheiden; noch ständen die größeren Mächte doch alle; verschiedene hätten ja selbst Zuwachs erhalten; unter den Luneviller und Regensburger Friedensschlüssen lasse sich ebensogut als unter den westfälischen ruhen; die französische Herrschaft habe überdies ihre natürliche Gränze erreicht; der neue Regent sei zu weise, um über diese hinausschweifen zu wollen; vor der Hand sei nun nichts weiter zu fürchten, und die Zeit werde das Uebrige thun."

Wie es dann schlimmer und schlimmer ward, so wurden neue Trostgründe aus der Vorrathskammer der Täuschungen hervorgeholt, oder wie Gentz sagte: „was man nicht mehr als Grille verachten, als Fabel bei Seite setzen darf, wird jetzt als erträgliches Uebel oder wohl gar als Vortheil geschildert." Auch die Philosophie der Impotenz ließ sich immer lauter vernehmen: man müsse sich dem Unvermeidlichen fügen und mit dem Gewaltigen gut zu stellen suchen. Dem kam der Philistersinn des großen Haufens bereitwillig zu Hülfe, der ein kleines Opfer und eine mäßige Gefahr scheut, um lieber das Größte und Heiligste darüber zu verlieren. „Daß es für Jeden — rief diesen Gentz damals prophetisch zu — der im Staate lebt, wie gering und ohnmächtig er auch sein mag, außer den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens noch andere von höherer Art gibt, daß unter diesen Nationalehre, ein geachteter Name, eine unabhängige Verfassung, ein bestimmter, wohl versicherter Antheil an einem wirklichen Staatensystem die wichtigste Stelle behaupten, soll man darüber einen förmlichen Beweis führen? Diese Wahrheiten müssen gefühlt, und solchen, die stumpf dagegen wurden, können sie nie mehr aufgedrungen werden. Wenn aber einmal ein Volk oder ein Zeitalter so tief in egoistische Bestrebungen, in unwürdige Maximen, in einen beschränkten und niedrigen Gesichtskreis verfiel, daß alles öffentliche Interesse ihm fremd, das Vaterland ein Name ohne Bedeutung, der Werth einer selbständigen Existenz auf der engen, dürftigen Wage der gemeinsten Vortheile gewogen und der Verlust aller Freiheit und Würde eine gleichgültige Begebenheit wird, dann ist es nicht mehr Zeit, an die edleren Gefühle zu appelliren; die Sklaverei ist vollendet, auch ehe noch der Unterdrücker erschien; der Staat ist aufgelöst, auch ehe er noch sichtbar zusammenstürzte."

Eines der beliebtesten Schlagwörter, das die besoldeten und unbesoldeten Lobredner des Zwingherrn ausboten, war die „unerträgliche Selbstsucht Englands." Gegen die britische Commercialtyrannei, gegen das Industrie- und Handelsmonopol des Krämervolkes, gegen die verderblichen Folgen des ausschließenden Besitzes von Ostindien ward damals wie später eifrigst declamirt, die „absolute Unverträglichkeit Englands" mit den übrigen Nationen betont, als Opfer für Europa's Rettung die Vernichtung Englands gefordert. Schon Gentz hat mit der ganzen siegreichen Kraft der Gründe und der Rede die

Thoren und Sophisten jener Tage zurechtgewiesen*), deren weltbürgerlicher Eifer nur eben unbewußt oder bewußt der continentalen Despotie nächstkünftiger Zeiten die Wege ebnen half. Die Briten trieben freilich ihre öffentlichen Dinge niemals mit der tugendsamen Scheu, deren charakterlose Schwäche man in Deutschland jederzeit so gern für hohe Uneigennützigkeit und Humanität ausgibt, sie führten ihre Politik wie jetzt diesen Weltkampf gegen Bonaparte mit einem großen, thatkräftigen Egoismus, den der Gegner hat bitter hassen, aber nie verachten können. Die armen Seelen, die sich damals müde schrieben, um die Welt vor Englands Alles verzehrender Selbstsucht zu warnen und die daneben die deutschen Tugenden der Enthaltsamkeit und Friedensliebe so eifrig priesen, konnten es freilich nicht fassen, daß, wenn wir Deutsche solch eine britische Selbstsucht nicht besitzen, nicht unsere Großherzigkeit die Ursache ist, sondern nur eben der Wust kleiner und kleinlicher Selbstsüchteleien, die uns nicht einmal zu einem gemeinsamen Egoismus kommen lassen!

Es ist ein wahres Wort, was Gentz damals aussprach: daß, wie die Fürsten die Völker erziehen, so umgekehrt die Völker ihre Fürsten bilden. Wäre wohl, so mußte man mit ihm fragen, die heillose Verworrenheit deutscher Zustände durch die Schuld der Regierungen so weit vorgeschritten, wenn die Verblendung des Volkes, die Verkehrtheit des öffentlichen Geistes, die Erschlaffung aller ächten Gefühle, die Herrschaft der niedrigsten Triebfedern und die moralische Fäulniß der Welt nicht rund um sie her Alles vergiftet und aufgelöst hätte?

Diese Fäulniß mußte ausgeheilt werden, wenn es besser werden sollte in Deutschland. Nur die härtesten Prüfungen und die bittersten Züchtigungen vermochten das; sonst lullte sich die herrschende Schlaffheit mit dem Troste ein, daß es ja immer noch viel schlimmer sein könne. Aber es ward, zu unserem Heile, dafür gesorgt, daß auch das Schlimmste bald erfüllt war.

*) S. in der angeführten Schrift (Ausgabe von Weick) IV. 24. 25. 26.

Dritter Abschnitt.

Die Coalition von 1805.

Am 2. December 1804 ward zu Paris das Napoleonische Kaiserthum vom Oberhaupte der katholischen Kirche gesalbt; die neu-karolingische Weltaera hatte also begonnen. Deutschland beugte sich vor dem neuen Cäsar; Italien, Holland, die Schweiz, die pyrenäische Halbinsel gehorchten ihm zum großen Theil wie ihrem Herrn, oder waren unter der Form des Bündnisses zu willenloser Abhängigkeit verpflichtet. Großbritannien allein stand noch in Waffen gegen die drohende Weltdespotie; es waren durch Bonaparte kaum größere Interessen dort bedroht, als auf dem Festlande, aber das Bewußtsein davon war stärker, der Haß darum reger, die Leidenschaft des einmal begonnenen Kampfes zäher und ausdauernder, als unter den civilisirten Nationen des Continents. Auch auf der britischen Insel hat es an Elementen nicht gefehlt, die mit der dynastischen und höfischen Politik des Festlandes harmonirten, oder ähnlich urtheilten, wie die schlaffe Ruhelust continentaler Friedensmänner, aber diese Regungen waren niedergehalten durch die schlichte populäre Einsicht in das nationale Interesse und die überlieferte Gewöhnung, die eigenen Angelegenheiten aus dem Gesichtspunkte dieses Interesses ebenso ernst wie rücksichtslos zu betreiben. Mit gutem Grunde ließ daher der neue Imperator Sturm läuten gegen den britischen Egoismus; war einmal auch in Altengland die kosmopolitische Verschliffenheit der Culturvölker des Festlandes und die eingebildete Humanität der Ohnmacht und Entnervung zur Herrschaft gelangt, hatte auch dort die Liebe zur „ruhigen Bildung" den Trieb ruheloser Thatkraft verdrängt, dann war der letzte Damm weggeräumt, der die abendländische Welt noch vor der neuen Cäsarenherrschaft beschützte.

Vorerst war dazu noch keine Aussicht; vielmehr hatte eben jetzt England ein unzweideutiges Pfand gegeben, daß es ihm mit dem Kriege Ernst sei bis zum Aeußersten. Ungefähr in denselben Tagen, wo in Paris das neue Kaiser-

thum aufgerichtet worden (Mai 1804), war William Pitt an die Spitze der britischen Verwaltung zurückgekehrt. Das Ministerium Addington hatte seine Mission erfüllt; berufen in einer Zeit, wo man einen Frieden schließen mußte, war die mildere Fraction der Tories wohl geeignet, den kurzen Waffenstillstand mit Bonaparte zu erhalten, aber nicht den Kampf auf Leben und Tod durchzufechten, der 1803 neu begonnen war, um erst auf den Trümmern Napoleonischer Herrlichkeit seinen Abschluß zu finden. So verschieden die Parteien eines Pitt und Fox die Dinge sonst betrachteten, in dem einen Punkte waren sie vollkommen einig, daß diese neue ungeheure Krisis andere Kräfte der Leitung erfordere, als die Uebergangsminister der Jahre 1801—1803. Gern hätte Pitt eine Verwaltung gebildet, welche die Talente aller Parteien, die begabtesten Tories wie Fox in sich vereinigte; war doch die Lage so beschaffen, daß für die alten Parteigegensätze zunächst kein Raum mehr blieb, in einem Weltkampfe, der nur mit dem Siege oder dem Verfalle britischer Macht und Selbständigkeit enden konnte. Indessen eine solche Fusion scheiterte an dem Widerwillen des Königs, und das Ministerium, das seit Mitte Mai 1804 die Geschäfte übernahm, war rein toristisch, seine Seele William Pitt. Der ungebeugte aristokratische Haß gegen die Revolution, die stolze Herrschsucht Altenglands und die Unversöhnlichkeit gegen Bonaparte kehrten damit in ihrer schroffsten Gestalt an das Ruder zurück. Schon war ein großer Theil des Festlandes unter die Napoleonischen Gebote gebeugt; die französischen Küsten starrten von Waffen und kriegerischen Rüstungen zu einer Landung auf der britischen Insel; Irland, die wunde Stelle verjährten Stammeshasses und alter Unterdrückung, war in feindseliger Gährung. Wenn je, so bedurfte jetzt Britannien eines Lenkers, der den Kampf mit der zähesten Ausdauer, den vielseitigsten und rücksichtslosesten Mitteln aufnahm, der ihn mit Kopf und Herz bis zum Ende durchzuführen entschlossen war. Selbst die Gegner mußten anerkennen, daß nur Pitt es war, der das vermochte.

Bis jetzt war der Krieg zwischen Frankreich und England zwar auf einem weiten Raume, aber nirgends mit den Kräften geführt worden, die eine Entscheidung bringen konnten. Er hatte die Eigenthümlichkeit behalten, daß keiner der beiden kämpfenden Gegner die Mittel fand, den anderen selbst anzugreifen; eine Landmacht ohne die erforderlichen maritimen Kräfte focht mit einem Seestaat, dem die continentalen Mittel des Kampfes fehlten. Darum fielen die Lasten und Opfer des Krieges zunächst auf Dritte und Schwächere; Hannover mußte für England, die holländischen Colonien für Frankreich herhalten. Pitt kehrte mit dem festen Willen an die Geschäfte zurück, alle seine Kraft und Sorge daran zu setzen, daß ein neuer Krieg auf dem Festlande angefacht werde; nachdem er den kurzen Rest der Session von 1804 dazu verwendet, ein Gesetz zur Landesvertheidigung gegen die drohende fremde Invasion mit dem Parlamente zu vereinbaren, war seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, sich die Stütze einer neuen Coalition auf dem Festlande zu

schaffen. Sie lenkte in jedem Falle die Wucht Bonaparte'scher Macht von der britischen Insel ab; vielleicht gelang ihr ein entscheidender Schlag gegen den ganzen Bestand des neuen Kaiserreiches. Als in den ersten Wochen des Jahres 1805 das Parlament wieder eröffnet ward, spielte die Thronrede auf vertraute Verbindungen mit den Mächten des Continents, besonders mit Rußland an, dessen Monarch „die stärksten Beweise seiner weisen und edlen Gesinnungen, sowie seiner lebhaften Theilnahme an der Sicherheit und Unabhängigkeit von Europa gegeben habe"; und in dem Budget, das Pitt vorlegte, fand sich der bedeutsame Posten von fünf Millionen Pfund Sterling „zur Unterstützung der Mächte auf dem festen Lande"; die Coalition war also im Werden, ja vielleicht schon geschlossen.

Mit Rußland wenigstens waren die ersten Einverständnisse bereits angeknüpft, man durfte wohl sagen, sie waren niemals unterbrochen gewesen. Wenigstens finden wir schon in einer Zeit, wo die russisch-französische Freundschaft äußerlich noch in voller Blüthe stand, vor dem Abschlusse des Reichsdeputationsrecesses, russische Diplomaten und Emissaire eifrig bemüht, die antibonaparte'schen Stimmungen auf dem Festlande zu erforschen und über die Elemente künftigen Widerstandes namentlich am Wiener Hofe Revue zu halten*). Das deutsche Entschädigungsgeschäft war der letzte Act gewesen, in welchem die beiden großen Mächte des Westens und Ostens einträchtig zusammengewirkt hatten; gerade hier hatte aber Rußland die peinliche Erfahrung machen müssen, daß es von Frankreich lediglich ins Schlepptau genommen war. Bonaparte hatte während dieser gemeinsamen Vermittelung die cisalpinische Republik in eine italische umgewandelt und sich zu deren Präsidenten machen lassen, Piemont mit Frankreich vereinigt, der Schweiz eine Verfassung aufgedrungen, die sie von Frankreich abhängig machte, und auch die deutsche Entschädigungssache selbst war ein Erfolg der französischen Politik, zu dem die Mitwirkung Rußlands gebraucht worden war. Wie aber der Krieg mit England ausgebrochen war, hatte sich die neue bonaparte'sche Politik noch dreister über das Völkerrecht und die Unabhängigkeit der Staaten hinweggesetzt. Hannover war besetzt, die Weser und Elbe von den Franzosen verschlossen, die Häfen in Neapel, Toscana und dem Kirchenstaate militärisch occupirt; wie Holland, die Schweiz und Italien von Bonaparte geleitet wurden, so wurde jetzt auch das bourbonische Spanien in der Form eines Bündnisses seiner Lehensherrlichkeit unterworfen. Für einen ehrgeizigen Rivalen wie Rußland war jeder einzelne Uebergriff dieser Art vollkommen hinreichend, zum Widerstande zu reizen. Als Alexander im October 1801 den Bund mit Bonaparte geschlossen, dachte er an eine ehrliche Theilung der Macht in Europa; er hatte nichts dagegen, daß sein Verbündeter an Macht wuchs, wenn nur

*) S. das Actenstück vom Jan. 1803 in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege III. 176 ff.

ihm selber ein neuer Krieg lieb war. Nur war er aber in diesem ganzen Umfange der alten Staaten leer ausgegangen, er hatte selbst die Bonaparte'sche Macht erweitern helfen und als er, zu früh, Einsprache erhob gegen die Besetzung Norddeutschlands, erhielt er eine fast abweisende Antwort. Es erklärt sich nach diesen Vorgängen, daß seit der Erneuerung des Krieges mit England, Alexanders Politik gegenüber Bonaparte eine andere geworden war. Die von ihm angebotene Vermittelung (im Sommer 1803) zeigt schon eine unzweideutige Hinneigung zu England. Seine Thätigkeit in Deutschland, namentlich in Berlin, verrieth die Tendenz, sich an den deutschen Großmächten Verbündete, im Nothfalle gegen Bonaparte, zu erwerben. Auch stellte die russische Diplomatie bei ihren Vermittelungsanträgen zwischen Frankreich und England schon unverblümt die Forderung auf, daß Italien wie Norddeutschland, die Schweiz wie Holland dem Bonaparte'schen Einflusse entzogen werden müßten.

Noch sprach sich im Sommer 1803 dieses veränderte Verhältniß nur in einem kälteren äußeren Benehmen beider Mächte aus: aber der Groll wirkte unter der Oberfläche fort, und Bonaparte ergriff den ersten Anlaß, seinem bitteren Unmuthe gegen Rußland offen Luft zu machen. Daß die russische Diplomatie selbst in den Zeiten freundlichsten Einvernehmens ihrem Widerwillen gegen den ersten Consul wenig Zwang angethan, wissen wir aus früheren Vorgängen; auch scheint es, daß sie bei den royalistischen Verschwörungen nicht loyal oder wenigstens nicht vorsichtig gehandelt hat, denn es fand sich unter dem Personal, das an die russische Gesandtschaft in Paris attachirt war, auch ein Individium, das die französische Polizei als mit in die große Conspiration von 1804 verwickelt verhaften ließ. Daß außer Frankreich eine Anzahl Emigranten im russischen Solde lebten und sich zum Theil als rührige Emissäre gegen die Bonaparte'sche Politik bemerkbar machten, war ohnehin eine bekannte Sache. Diesen Anlaß ergriff der erste Consul, um in einem leidenschaftlichen Ausfalle gegen den Grafen Markoff seinem Zorne über die russische Politik Luft zu machen. Aber es dauerte nicht lange, so nahm der Petersburger Hof dafür bittere Rache. Die Katastrophe Enghiens ward am Regensburger Reichstage und in Paris zum Gegenstande der für Bonaparte peinlichsten Beschwerden gemacht; der Hof selbst legte öffentlich Trauer an, es war schwer zu sagen, ob mehr aus gerechtem Mitgefühl für den Gemordeten, oder um den Mörder auf recht eclatante Weise zu züchtigen.

Wenn es darüber nicht sofort zum Bruche kam, so zeugte das nicht für den Frieden, sondern nur für den Mangel an kriegerischer Vorbereitung. Noch machte Rußland im Sommer 1804 einen Versuch diplomatischer Ausgleichung, indem es seine Beschwerden in gemilderter Form zusammenfaßte; Dubril, der Stellvertreter Markoffs, erhielt den Auftrag, eine befriedigende Antwort in Paris zu betreiben. Aber der stolz abweisende Ton, den der

neue Kaiser anschlug, vereitelte das; es blieb Oubril nichts übrig, als seine Pässe zu verlangen, während der französische Botschafter in Petersburg das Gleiche that. In dem Augenblicke, wo Napoleon seine Rundreise am Rhein machte (September), war zwar der Ausbruch des Krieges noch nicht zu erwarten, aber die diplomatischen Beziehungen mit Rußland waren doch vorerst abgebrochen.

Die Frage des Krieges lag jetzt vorzugsweise in der Hand der beiden deutschen Großmächte; darum war Rußland eifriger als je beschäftigt, die Stimmungen in Oesterreich und Preußen in seinem Sinne zu lenken. Von Pitt rührig unterstützt, suchte die russische Diplomatie seit den letzten Monaten des Jahres 1804 die Fäden eines neuen antibonaparte'schen Bundes auf dem Festlande zusammenzuknüpfen.

Wir haben die Schwankungen Oesterreichs in der Zeit von 1803—1804 kennen gelernt: sein inneres Grollen gegen Bonaparte und daneben seine äußere Geschmeidigkeit, ihm zu Willen zu sein. Auch die russische Diplomatie, die sich fortwährend eifrig in Wien umhertrieb, nahm diesen doppelten Eindruck mit, daß es an Feindschaft gegen Bonaparte dort nicht fehle, daß man aber zu schlaff und muthlos sei, um sich zum Widerstande aufzuraffen. Sie beschuldigte Cobenzl, er sei von den Franzosen erkauft; sie fand, in ihrer Weise zu reden, alle Welt „jakobinisch" gesinnt*). Es entging dem Scharfblicke dieser russischen Agenten nicht, wie es kam, daß man in Wien bei so viel Abneigung gegen die Franzosen ihnen doch so viel Nachgiebigkeit bewies. „Das Land, heißt es in einem dieser Berichte, ist in voller Desorganisation. Die Nullität des Oberhauptes, die Unfähigkeit der Minister, die Unordnung der Finanzen, der Miscredit der Regierung, der üble Geist der Armee, die Unthätigkeit des hohen Adels, der absolute Mangel an Talenten, die politische Vereinzelung und der Schrecken, den Bonaparte einflößt, Alles wirkt zusammen, Oesterreich aus der Reihe der Mächte ersten Ranges herauszudrängen. Der Erzherzog Karl ist der einzige Mann, der das öffentliche Vertrauen besitzt, aber es fehlt ihm an Energie, selbst sein physischer Zustand giebt ihm diesen Charakter. Man wirft ihm vor, er sei schlecht umgeben und gebe seinen Namen zu erbärmlichen Zänkereien her; wenn das aber auch nicht wäre, so könnte man auf ihn nicht zählen wegen der Schwäche seiner Gesundheit". Wie trostlos die Zustände sein mochten, ergiebt sich am bezeichnendsten daraus, daß auch jetzt noch, nach allen Erfahrungen von 1793—1799, die Hoffnung der britischen und russischen Gegner Bonaparte's auf — Thugut gestellt war, obwol sie selber eingestehen mußten, daß sein Name im Lande gränzenlos verhaßt, sein Verhältniß zum Erzherzoge unheilbar verdorben war! Andere Berichte aus der gleichen Quelle klagen über den Verfall der Armee, den zuchtlosen, raisonnirenden Geist der Officiere, den Mangel

*) Lebensbilder III. 180.

baaren Geldes und aller anderen Mittel, womit der Krieg geführt werden müsse. Oder sie rügen den schlechten Ton der Hauptstadt, den Mangel aller häuslichen Zucht, die Sittenlosigkeit der Familien, die frühreife Verdorbenheit der Jugend, überhaupt die Wüstheit und Frivolität, wovon die ganze sogenannte gebildete Gesellschaft bedeckt sei*).

Diese Zeugnisse übertreiben im Ganzen nicht; der Mangel an sittlichem Nerv prägt sich ja nachher in der ganzen trostlosen Geschichte des Feldzuges von 1805 grell genug aus. Es waren nicht die Cobenzl, Colloredo und Mack allein, welche die unerhörte Schmach von Ulm und Preßburg verschuldet haben, das ganze Land hat daran seinen Theil gehabt, und selten hat sich ein Irrthum verhängnißvoller gestraft, als der optimistische Glaube der britischen Staatsmänner, es sei in Oesterreich anders geworden, als es vor den Tagen von Hohenlinden und Luneville gewesen war. Die sittliche Abstumpfung, der grobe Sinnengenuß und die platte Unzugänglichkeit gegen alles Hohe und Ideale hatten seitdem nur zugenommen.

Darüber täuschten sich diejenigen am wenigsten, die in Oesterreich selbst von der unermeßlichen Gefahr, die Deutschland bedrohte, die klarste Einsicht hatten: ein Mann wie Gentz z. B., dessen bedeutendster und bester Lebensabschnitt in diese Jahre fällt und der so scharf und ahnungsvoll wie Wenige voraussah, welcher Krisis die deutsche Nation entgegenging. Seine Briefe aus jener Zeit beurkunden, wie lebhaft ihn die Frage unserer Zukunft damals beschäftigte und wie tief ihn der Mangel einer einheitlichen politischen Entwickelung Deutschlands bekümmerte. Er hat damals so revolutionäre Einheitsgedanken gehegt, wie nur irgend diejenigen waren, gegen welche er später als Staatspublicist des Metternich'schen Systems das Kreuz gepredigt hat. Da die politische Einheit unter einem Haupte einmal verloren war, bestand er um so eifriger darauf, daß die Staaten, die den deutschen Dualismus repräsentirten, wenigstens „in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung suchten". Eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen — hieß es in einer Denkschrift, die Gentz damals für den Erzherzog Johann schrieb**) — ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Von dem Augenblicke an, da Oesterreich und Preußen auf einer Linie stehen und sich nach einer Richtung bewegen, gibt es nirgends in Deutschland ein abgesondertes Interesse mehr. Unter die Flügel dieses mächtigen Bundes würden sich sogleich und ohne Widerrede alle großen und kleinen Fürsten begeben, die Gutgesinnten mit Ueberzeugung und Liebe, die Unpatriotischen aus Furcht. Es würden die Reichsgesetze ihr rechtmäßiges Ansehen wieder gewinnen, der Einfluß der auswärtigen Mächte, der vorzüglich, wo nicht allein, durch die Trennung der beiden Hauptmächte zu einem so

*) Lebensbilder III. 178. 181.

**) Am 6. September 1804, s. Gentz' Schriften herausg. von Schlesier IV. 23 ff.

empörenden Umfange herangewachsen, bald abnehmen oder gänzlich verschwinden; wir würden ebensowenig einen Landgrafen von Darmstadt, oder einen Fürsten von Nassau oder Isenburg die kaiserlichen Adler herabschlagen, die kaiserlichen Edikte zerreißen und die Reichsritterschaft mit Füßen treten, als französische Agenten den württembergischen Landtag dirigiren, oder französische Gensdarmen die Polizei in Baiern verwalten sehen. Aehnlich wie Stein acht Jahre später die widerstrebenden Fürsten des Rheinbundes als „Compensationsgegenstände" betrachtet sehen wollte, so meinte auch Gentz jetzt, müsse man die an Frankreich hingegebenen Fürsten des Südens und Westens behandeln. „Jetzt ist die wahre Politik, sie gänzlich ihrem Gange zu überlassen, von ihren Unterhandlungen und Cabalen mit Frankreich so wenig als möglich Kunde zu nehmen, aber beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten sogleich den Schauplatz des Krieges in ihre Länder zu verlegen und sie durchaus wie confiscirtes Gebiet, d. h. wie unser eigenes Land zu behandeln."

Fragte man freilich denselben Mann, der sich jetzt mit so kühnen und umwälzenden Gedanken trug, was für ein Vertrauen er in die österreichische Staatskunst und ihre Leiter setze, so gab es keinen Ausdruck der Geringschätzung, den er nicht gegen die Cobenzl, Colloredo und ihre Genossen angewandt hätte. Er stand diesen Persönlichkeiten nahe genug, um ein vollgültiges Urtheil geben zu können; sein Urtheil bleibt aber durch das ganze Jahr 1805 fast ohne Unterbrechung das gleiche: daß eine dauernde Besserung nicht zu erwarten, so lange diesen Personen die Leitung der Dinge überlassen sei.

Die Erfahrung dieses verhängnißvollen Jahres hat bewiesen, daß Gentz seine Leute nur zu richtig beurtheilt hat. Sie folgten zwar jetzt der antibonaparte'schen Strömung, aber ohne die rechte Einsicht in die Bedeutung des Kampfes und ohne die Kraft, ihn mit den äußersten Mitteln zu führen. Die Neigung zum Kriege mit Frankreich war freilich in Oesterreich niemals ausgestorben; sie hatte sich selbst in den politischen Schwankungen der Jahre 1803 und 1804 hie und da vernehmlich genug kund gegeben. Die alten Niederlagen und Verluste waren dort nicht vergessen, und in den Augen der Aristokratie blieb Bonaparte der Emporkömmling und der Träger der revolutionären Ideen, auch wenn er sich mit der Krone Karls des Großen schmückte. Beschwerden über die französische Politik hatte Oesterreich nicht geringere zu führen als Rußland. Schon der Luneviller Friede war nicht so vollzogen worden, wie ihn die österreichische Politik verstand; die Schlichtung der inneren deutschen Händel im Reichsdeputationshauptschluß war eine Kette von Feindseligkeiten gegen den Kaiser gewesen. Die Einmischung in der Schweiz, die Umgestaltung der Lombardei, die Reunion Piemonts, die Bonaparte'schen Schöpfungen im übrigen Italien, das Schicksal Toscana's, die Occupation der Häfen von Livorno, Ancona und Tarent, das waren Eingriffe in das bestehende öffentliche Recht Europa's, die das österreichische Interesse noch viel peinlicher als das russische berührten.

So gelang es denn auch jetzt dem russischen Bemühen, Oesterreich zu einem Vertrage zu bewegen, welcher die Grundlage der Coalition von 1805 geworden ist. Am 6. November 1804 schlossen Czartoryski und Tatischtscheff mit dem Grafen Stadion eine Defensivallianz, die Frankreichs weiterem Vorrücken eine Gränze zu setzen bestimmt war*). Darnach sollte bei dem geringsten weiteren Uebergriff Bonaparte's eine Armee von 350,000 Mann unter die Waffen treten, zu der Oesterreich 235,000, Rußland 115,000 Streiter stellte. Zugleich versprach Rußland für englische Subsidien sorgen zu wollen. Im Falle des glücklichen Erfolges war Oesterreich die Adda- und Pogränze, die Wiedereinsetzung der jüngeren Linie in Toscana, der Gewinn von Salzburg und Baierns bis zum Inn zugesagt; in Italien sollte im günstigsten Falle die Restauration Sardiniens, Parma's und Modena's stattfinden, die süddeutschen Fürsten, wenn sie zum Kampfe mitwirkten, mit Eichstädt und einigen Parcellen der noch übrigen vorderösterreichischen Besitzungen entschädigt werden. Namentlich, wenn die volle Restauration in Italien gelang, war Oesterreich bereit, den Breisgau und die Ortenau hinzugeben und damit Baden zu entschädigen, wie Baiern mit Eichstädt abgefunden werden sollte.

Wer seit den letzten Wochen des Jahres 1804 auf die österreichische Regierung aufmerksam war, dem mußten ihre größere Thätigkeit, ihre Rüstungen, ihre Truppenmärsche auffallen, und wie sie den durchsichtigen Vorwand eines Gesundheitscordons benutzte, um gegen 50,000 Mann an der italischen Gränze zu sammeln. Napoleon entging dies nicht; er verlangte schon in den ersten Tagen des Jahres Erklärungen und erhielt sie auch im zuvorkommendsten Tone.

Während der Vertrag vom November ein Geheimniß Weniger blieb, so daß er selbst im Frühjahr 1805 noch nicht dem gesammten britischen Ministerium, sondern nur Pitt und Lord Mulgrave bekannt war, geschah ein zweiter Schritt zu dem continentalen Bündniß gegen Bonaparte. Schweden ward durch einen Vertrag vom 3. December mit England, durch einen andern vom 14. Januar 1805 mit Rußland eng verknüpft und erklärte sich bereit, für eine Herstellung der „legitimen" Regierung in Frankreich alle seine Kraft aufbieten zu wollen. Am 11. April schlossen aber England und Rußland selbst zu Petersburg eine Allianz, als deren Zweck bezeichnet war: das Gleichgewicht Europa's herzustellen, Hannover und Norddeutschland zu säubern, Holland und die Schweiz unabhängig zu machen, Sardinien wiederherzustellen, Italien von der französischen Herrschaft zu befreien und überhaupt eine Ordnung der Dinge zu gründen, welche die Sicherheit und Unabhängigkeit aller Staaten verbürgen und als Schutzwehr gegen künftige Ueber-

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 33 f. nach den Aufzeichnungen des Grafen Münster. Die Urkunde selbst zuerst bei Thiers V. 272 ff.

griffe dienen könne. Auf wenigstens fünfmalhunderttausend Mann zählte man in diesem Kampfe, zu dem Rußland die Kraft seiner Waffen, England seine Subsidien aufzubieten versprach. Der Kampf war gegen Frankreich wie gegen seine Verbündeten gerichtet; Friede solle nur mit gemeinsamer Uebereinstimmung aller der Mächte geschlossen werden, welche diesem Bunde beigetreten sein würden. Die Streitkräfte, die Rußland, die Geldmittel, die England stellen wollte, waren im Einzelnen festgesetzt und in den Separatartikeln auch der Beitritt Oesterreichs und Schwedens nach den vorausgegangenen Verträgen in Aussicht gestellt. Mit diesen vier Verträgen, durch die sich England, Oesterreich, Rußland und Schweden zum neuen Kampfe gegen Frankreich vereinigten, war die Coalition des Jahres 1805 gebildet.

Eine diplomatische Denkschrift vom Januar 1805 bezeichnete als den Zweck dieses Bundes: Frankreich auf seine alten Gränzen zurückzuführen, durch die Vertheilung der Eroberungen eine starke Gränze gegen Frankreich aufzurichten und sich über ein allgemeines System des öffentlichen Rechts in Europa zu vereinbaren. Wie dies zu erreichen sei, darüber hat es an Vorschlägen und Projecten nicht gefehlt; neben den Entwürfen der bairisch-russischen Diplomatie, die wenigstens ausführbar waren, ist auch manches politische Luftschloß aufgetaucht, womit sich Abenteurer an die verbündeten Cabinete und ihre Rathgeber herandrängten. Nicht Alles ist auf unfruchtbaren Boden gefallen. Zum Beispiel der Vorschlag, Sardinien durch Genua zu vergrößern und als eine Mittelmacht zwischen Oesterreich und Frankreich aufzurichten, der Gedanke, ein Königreich der vereinigten Niederlande zu schaffen, wie er 1815 ausgeführt worden ist, und Preußen, falls es beitrat, am Rhein zu arrondiren, dagegen im Osten ein polnisches Königreich nach verjüngtem Maßstab wiederherzustellen — dies und Aehnliches, dessen Vollendung erst ein Jahrzehnt später möglich ward, ist schon in den vertrautesten Kreisen der Coalition von 1805 namentlich durch Rußland angeregt worden. Ueberhaupt schien man weniger darüber in Verlegenheit, wie das Fell des Thieres zu vertheilen, als wie der Bär selber zu erlegen sei; wenigstens bildet der Ausgang des Kampfes von 1805 und der Vertrag von Presburg eine bittere Kehrseite zu den politischen Entwürfen und Seifenblasen, womit sich die Coalition im Frühjahr 1805 getragen hat.

Das Eine ergab sich indessen aus diesen noch unfertigen Projecten: daß die Glieder des neuen Bundes den Krieg gegen Bonaparte im größten Stile führen und den verworrenen Zustand der europäischen Staatenwelt gänzlich heilen wollten. Zwar hatte Pitt in dem Vertrage Vieles von dem beseitigt, was der kosmopolitische Ehrgeiz Alexanders als Grundlage einer neuen europäischen Ordnung unter russischem Schiedsgericht ansah; aber der Vertrag vom 11. April unterschied sich doch auch wieder von einer gewöhnlichen Allianz in wesentlichen Stücken, und manche seiner Gesichtspunkte sind erst in dem großen Kampfe von 1813—1815 wieder zur Geltung gelangt. Der

Vertrag erstrebte eine gemeinsame Union aller europäischen Staaten gegen Bonaparte, er legte sich ein Recht des Zwanges gegen die Widerstrebenden bei, er wollte alle Eroberungen nur als gemeinsame Angelegenheit betrachtet, die politische Verfassung der Länder nicht durch Gewalt der Waffen aufgedrungen wissen, ein Congreß sollte das neue Völkerrecht und eine feste europäische Ordnung aufstellen, wie sie dem Interesse jedes Staates entsprach. Daß dazu selbst die Kräfte der vier verbundenen Mächte kaum hinreichten, verhehlten sich die Staatsmänner der Coalition nicht; man bedurfte dazu, von Neapel und den kleineren deutschen Staaten nicht zu reden, vor Allem der thätigen Mitwirkung Preußens.

Rußland hatte im Mai 1804 jene gemeinsame Erklärung von Preußen erlangt, die den Schutz des deutschen Nordens gegen Bonaparte bezweckte; der Czar sah darin den ersten Schritt zu einer Allianz, er ahnte nicht, daß damals Preußen, um ja seine neutrale Position zu behaupten, zugleich mit Frankreich ein Abkommen unterzeichnet hatte! So schickte er jetzt (Januar 1805) seinen Adjutanten Ferdinand von Wintzingerode, der aus hessischen und kaiserlichen Diensten in russische übergetreten war, nach Berlin, mit dem doppelten Auftrag, Preußen mit der schwedisch-russischen Allianz zu imponiren, fast zu drohen, und es zugleich durch die Aussicht auf ergiebige Vergrößerung zum Eintritt in die Coalition zu locken. Es war Pitts Meinung, mit dem Versprechen des linken Rheinufers und im Nothfall Belgiens ließe sich Preußens Mitwirkung wohl erlangen; Rußland wollte zwar so freigebig nicht sein, (es betrieb schon damals den Gedanken eines vereinigten Königreichs der Niederlande für die Oranier), aber darüber war der Czar mit England einig, daß man versuchen müsse, Preußen zugleich durch das Schreckbild eines nahen Krieges dicht an seinen Gränzen und durch die Lockspeise einer bedeutenden Vergrößerung nach Westen aus seiner unthätigen Stellung herauszudrängen.

In der That war für Preußen die Stunde gekommen, wo es beinahe unmöglich schien, die Neutralität zu erhalten. Gustav IV. von Schweden, dessen ungeduldiger Haß gegen Bonaparte bekannt und durch pöbelhafte Ausfälle im Moniteur zur äußersten Erbitterung gesteigert war, hatte sich in dem Vertrage vom 3. December gegen England verpflichtet, am Kriege Theil zu nehmen, das hannover'sche Corps, das in englischen Diensten stand, nach Pommern hereinzulassen, und dem Handel Englands, der von der Elbe und Weser ausgeschlossen war, seine deutschen Gebiete zu öffnen. Es war also vergeblich, daß Preußen im Mai und Juni 1804 zum Schutze norddeutscher Neutralität die beiden Verabredungen mit Rußland und Frankreich zugleich geschlossen; nun drohte doch die Gefahr, daß dicht an den Gränzen der Krieg losbrach und sich vielleicht schon in nächster Zeit Hannoveraner, Schweden und Franzosen unter den Mauern von Stralsund bekämpften. Wenigstens war Gustav der Mann nicht, der seinem Groll diplomatische Fesseln an-

gelegt oder aus seiner Feindschaft gegen Frankreich ein Hehl gemacht hätte. Es war denn auch bald in Berlin bekannt, wie es scheint, zuerst durch Winke, die Napoleon gab, was man in Pommern zu erwarten hatte. Die preußische Regierung mochte sich wohl mit dem Gedanken trösten, daß der drohende Störer der Neutralität nur ein schwacher und ungefährlicher Nachbar sei; denn Hardenberg gab (24. December) in ungewohnt barschem Tone die Erklärung an Schweden: wenn es nicht aufhöre Frankreich zu reizen, so werde der König von Preußen sich genöthigt sehen, entscheidende Maßregeln zu treffen, damit nicht Schweden die Ruhe und Sicherheit Norddeutschlands störe. Aber Schweden hatte sich bereits nach einem Rückhalt umgesehen, und als der drohende Wink Preußens in Stockholm eintraf, ward dort eben (14. Januar) der Bundesvertrag mit Rußland abgeschlossen, der aller Voraussicht nach auch russischen Truppen den Weg nach Pommern öffnen mußte. Unter diesen Umständen war eine Neutralität für eine Großmacht unwürdig und gefährlich, wenn nicht geradezu unausführbar. Es war denn auch das Ansehen der preußischen Politik in Aller Augen schon so tief herabgedrückt, daß nirgends die Möglichkeit einer Neutralität Preußens angenommen, sondern lediglich auf Mittel gesonnen ward, wie man am raschesten die Monarchie Friedrichs des Großen zur Theilnahme an dem Coalitionskriege bereden oder zwingen könne. Die russische Staatskunst, ihren Traditionen getreu, neigte zur Anwendung von brutalen Drohungen. Schon in dem Novembervertrag mit Oesterreich war festgesetzt, daß ein russisches Beobachtungsheer gegen Preußen aufgestellt werde; in dem Tractat vom 11. April ward dann später einfach als Regel angenommen, Jeden, der nicht für die Coalition sei, als Feind zu behandeln. Preußen war damit ungefähr in die gleiche Kategorie wie Baiern, Württemberg und Baden gestellt*).

Man muß sich diese Stimmungen vergegenwärtigen, um die Sendung Wintzingerode's richtig zu würdigen. Wohl hatte er den Auftrag, durch verführerische Aussichten der Vergrößerung Preußen in die Coalition zu locken, aber der Grundton seiner Mission war Drohung und Trotz. Selbst die Versprechungen zeugten von der geringen Achtung, in welcher die preußische Politik schon stand. Nicht daß man Preußen für würdig gehalten hätte, in die schon fertigen Anfänge der neuen Coalition eingeweiht zu werden; vielmehr hielt man es über das Wesen der russischen Verbindungen mit Oesterreich, mit England, mit Schweden auch jetzt noch im Ungewissen. Es war Taktik, die Preußen nichts davon merken zu lassen, wie tief Rußland schon

---

*) S. den 8. Separatartikel des Vertrags. Gleichwol hatte die loyale Presse damals die Naivetät, zu rühmen: Noch nie erhob sich die preußische Politik auf den **erhabenen Standtpunkt**, auf dem sie sich jetzt befindet; Berlin ist in dem gegenwärtigen Augenblick gleichsam der Brennpunkt der Diplomatie." Polit. Journ. 1805. I. 418.

mit England verflochten sei, und sie so, indem man sie hinterging, in die Coalition hereinzulocken. Dagegen brachte der russische General ein Schreiben seines Herrn, worin der Czar in herbem Tone die Drohungen Hardenbergs gegen Schweden mit gleicher Münze erwiederte und für den Fall, daß Preußen seine Maßregeln gegen Pommern versuchen wollte, darauf hinwies, daß zwischen Schweden und Rußland Verträge beständen, die Rußland mit zum Schutze jener Provinz verpflichteten.

Wintzingerode blieb bis Ende März in Berlin, ohne seinen Zweck zu erreichen; es mochte wohl sein, daß er in den Augen der preußischen Staatsmänner zur Verführung zu rauh und trotzig erschien, zur Einschüchterung aber zu viel lockte und schmeichelte. Er ging dann nach Wien, fand dort die willigste Aufnahme und rächte sich für sein Mislingen in Berlin durch grobe Ausfälle gegen die preußische Politik, die zwar der alten Antipathie gegen Preußen gut in die Ohren klangen, aber von dem einzigen gesunden und richtigen Wege, dem eifrigen Bemühen Oesterreichs um die Allianz mit Preußen, haben ablenken helfen. Drum war es auch die Ansicht der gescheidtesten Politiker in Wien, die freilich nicht die einflußreichsten waren, daß Wintzingerode's Sendung doppelten Schaden gethan: einmal weil sein brutaler Trotz Preußen mehr abstieß als anzog, dann indem seine Ausfälle in Wien nur eben denen gelegen kamen, die sich den einzig richtigen Weg, ein aufrichtiges Zusammenstehen Oesterreichs und Preußens, gern ersparten*).

In Berlin hatte der russische Unterhändler nur die Wirkung erreicht, daß man sich beunruhigt fühlte durch diese unerwartetete Haltung Rußlands, mit dem man sich, wie mit aller Welt in vollem Einverständniß glaubte. Um Aufklärung und Beruhigung zu erhalten, sandte der König (April) den General von Zastrow nach St. Petersburg. Derselbe kam in dem Moment dort an, wo die entscheidende Allianz mit England unterzeichnet war. Man empfing ihn mit dem Uebermuth eines eben erfochtenen Sieges; er mußte aus Czartoryski's Munde bittere Vorwürfe hören über die Politik Preußens und dessen blinde Hingebung an Frankreich. Aus jedem Wort sprach das Bewußtsein, daß man halb Europa hinter sich habe. Nicht als wenn die russischen Staatsmänner den preußischen Abgesandten in die Verträge vom November, December, Januar und April eingeweiht hätten, aber sie deuteten doch unverblümt darauf hin, daß Rußland noch auf andere Kräfte als nur seine eigenen zu rechnen habe. Der Kaiser selbst sagte es mit dürren Worten, daß man der österreichischen Hülfe versichert sei. Neben dem Trotz ward dann auch die Geschmeidigkeit nicht gespart; wie Wintzingerode zu Berlin, so wandten der Czar und seine Rathgeber in Petersburg abwechselnd milde und herbe Mittel an, um die preußische Politik kirre zu machen.

Auf die Stimmungen in Berlin machte dies Alles doch nur den einen

*) S. Gentz Schriften, herausg. von Schlesier, IV. 62. 159.

überwiegenden Eindruck, daß eine Kriegsgefahr vorhanden sei, die man nicht rasch genug beschwören könne. Wie nahe, ja wie unvermeidlich der Ausbruch eines neuen europäischen Kampfes war, davon hatte man noch keine Ahnung; es schien vielmehr für die Männer der Neutralität und Vermittelung jetzt erst der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein. Die an sich ehrenwerthe, aber misleitete und verblendete Friedensliebe des Königs, Hardenbergs Hinneigung zu diplomatischem Flickwerk und der Rath von Haugwitz, der schon bei Wintzingerode's Anwesenheit wieder eingeholt war, trafen im Ganzen darin zusammen, daß es Preußens Beruf sei, den drohenden Brand diplomatisch zu löschen. Es ist vielleicht nie die Politik eines Großstaates in einer so unschuldigen Unkenntniß der Weltlage gewesen, wie damals die preußische, und selten eine Politik des Friedens und der Vermittelung so handgreiflich düpirt und misbraucht worden wie sie.

Nach den Verträgen der Coalition*) sollte dem Ausbruch des Waffenkampfes eine letzte Unterhandlung vorangehen, in der man an Bonaparte ein Ultimatum richtete, dessen Verwerfung den Krieg nach sich ziehen mußte. So wie die Dinge jetzt gestaltet waren, konnte diese letzte Verhandlung nur den Erfolg haben, den Bruch noch einige Zeit zu verzögern, bis Oesterrich vollends gerüstet war und die halbe Million Soldaten auf dem Kampfplatze stand; denn es war nicht zu erwarten, daß Bonaparte irgend einen seiner Vortheile ohne Kampf aus der Hand geben werde. Von kundigen Zeugen wird daher auch versichert, daß, während Rußland ungeduldig war, loszuschlagen, im Kreise der britischen Politik der Gedanke dieser letzten Friedensvermittelung entsprungen sei**). Man brauchte also Jemanden, der die undankbare Mühe übernahm, für eine aller Erwartung nach fruchtlose Unterhandlung den Briefträger abzugeben; und man dachte diese Rolle Preußen zu! In demselben Moment, wo Wintzingerode gegen Preußen lärmte und Zastrow in Petersburg zu seiner Ueberraschung hören mußte, daß der Krieg so gut wie unvermeidlich sei, schrieb Alexander an den König (12. April) um Pässe für einen Unterhändler, den er nach Paris senden wollte. Es ist kein Zweifel, daß diesmal Bonaparte loyaler gegen die preußische Politik gehandelt hat, als Rußland und seine Alliirten. Wie man in Berlin mit beiden Händen zugriff und sich bei Napoleon für die Zulassung des russischen Unterhändlers, Nowosilzoff, sofort verwandte, ward diese Verwendung von dem französischen Kaiser zwar nicht abgewiesen, aber doch auch nicht verhehlt, wie wenig er sich

*) S. den Vertrag vom 11. April Art. XI. separé bei Martens T. IV. supplément S. 166.

**) Gentz IV. 61. Lebensbilder I. 33. Vgl. über die Nowosilzoff'sche Mission Lucchesini I. 277 f. Bignon IV. 195 ff. 258 ff. Lefebvre II. 65 f. 68. Thiers V. 281 f. 308 f. Doch scheint uns der Letztere der russischen Politik viel friedlichere Gesinnungen zuzutrauen, als sie in der That gehegt hat.

von solch einer verspäteten Friedensmission verspreche. Seine Aeußerungen (Mai) und der Ton seiner Diplomaten ließen erkennen, daß man in Paris die Politik Rußlands richtiger verstand als zu Berlin. Denn während Preußen sich mit Vermittlungsentwürfen trug und Hardenberg, als Nowosilzoff aus England zurückkam, wo er eben die letzte Hand an die Coalition gelegt, dem französischen Gesandten versicherte, der russische Staatsmann habe eine wissenschaftliche Reise zum Studium der britischen Gesetzgebung unternommen, machte man in Paris kein Hehl daraus, daß man in dem russischen Unterhändler einen Agenten Englands erblicke und ihn als solchen behandeln werde.

Es scheint uns unbillig, Preußen allein anzuklagen, daß es der Coalition von 1805 nicht beitrat; das Getreibe der Verbündeten, namentlich Rußlands, trägt einen großen Theil der Schuld. Daß man sich gegen Preußen solche Unschicklichkeiten erlaubte, war freilich nur eine Rückwirkung der Berliner Politik und des Eindruckes, den sie nach Außen machte. Wie stand sie jetzt wieder da, in dem Augenblick, wo ein Weltkrieg drohte! Dem russischen Unterhändler besorgte sie die Pässe und erschien als Vertraute der Coalitionspolitik, ohne doch irgend in deren Geheimnisse eingeweiht zu sein; sie that es, weil sie zugleich Napoleon damit angenehm zu sein meinte, dessen Mistrauen eben durch diese Allerweltsgefälligkeit am ersten geweckt werden mußte. Man hat der preußischen Politik gewiß Unrecht gethan, wenn man sie damals und später tiefer Verschlagenheit oder gar berechneter Perfidie beschuldigte; in diesem Augenblick, wo der König und Hardenberg sie leiteten, Haugwitz höchstens einmal aus der Ferne gefragt ward, sind nicht einmal kleine Doppelzüngigkeiten, wie sie in des Letzteren Art lagen, aufzufinden. Aber dahin hatte es der Mangel an Entschluß und Thatkraft jetzt gebracht, daß Preußen im Augenblick eines europäischen Krieges zu Petersburg, London und Wien für bonapartisch gesinnt galt und zu Paris ein leiser Verdacht russischer Hinneigung auftauchte, während in der That keines von beiden der Fall war, sondern Preußen anfing, völlig isolirt zu sein.

Ein ungünstiges Vorzeichen für den Eintritt Preußens in die Coalition war das Zerwürfniß mit Schweden, das in diesem Augenblick mit allem Eclat zum Ausbruch kam. Gustav IV. hatte die erwähnte Drohung Hardenbergs nicht unerwiedert gelassen, sondern sich auf seine Selbständigkeit und den Rückhalt, den ihm seine Allianzen gewährten, berufen; Preußen wiederholte dann die Erklärung (März), daß es einen bewaffneten Angriff von Pommern aus nicht gestatten werde. Damit schien die Sache zunächst erledigt, als mit einem Male der schwedische Monarch eine andere Gelegenheit ergriff, um Preußen in der empfindlichsten Weise zu beleidigen. Napoleon und Friedrich Wilhelm III. hatten sich gegenseitig ihre höchsten Orden zugeschickt; sieben große Bänder der Ehrenlegion kamen nach Berlin, eine gleiche Zahl schwarzer Adlerorden ging als Gegengabe nach Paris. Diesen nicht ungewöhnlichen

Vorgang diplomatischer Courtoisie nahm Gustav IV. jetzt als Anlaß (April) seine Decoration des schwarzen Adlerordens in einem unartigen Schreiben nach Berlin zurückzusenden; es erschien ihm „als eine Verletzung der Ordensgesetze", den Orden zugleich mit dem französischen Kaiser zu tragen. Der preußische Gesandte verließ natürlich Stockholm und der General Schmettau schickte zur Vergeltung seinen schwedischen Orden an den König zurück. An sich hätte es nicht Auffallendes gehabt, mit einem Monarchen in Händel zu gerathen, dessen Zurechnungsfähigkeit täglich zweifelhafter ward, aber der Vorfall war darum jetzt von Bedeutung, weil er im Zusammenhang mit allem Andern zeigte, wie weit man von einem Beitritt Preußens zu dem großen antifranzösischen Bündniß entfernt war.

Indessen trat der Fall ein, auf welchen in den Verträgen der Coalition der Ausbruch des Krieges gestellt war; neue Uebergriffe der bonaparte'schen Politik ließen den verbundenen Mächten kaum eine Wahl mehr, ob sie Frieden halten oder zum Kriege schreiten wollten. Zuerst berichtete der Moniteur, daß die italienische Republik (17. März) dem Kaiser der Franzosen die eiserne Krone zu Füßen gelegt und daß er sie angenommen habe. Am Tage nachher verkündigte er vom Throne herab, er werde seiner Schwester Elise das Fürstenthum Piombino ertheilen; der erste kleine Anfang, die Bonaparte'sche Sippschaft als feudale Ableger der französischen Monarchie in fremdes Erdreich zu verpflanzen. Zugleich erhielt Holland eine neue Verfassung, welche die batavische Republik in noch tiefere Abhängigkeit gegen Frankreich herabdrückte und zu dem Bonaparte'schen Lehnskönigthum Holland die Wege bahnte.

Bald folgte Anderes, was wie ein Trotz gegen die geheimen Verabredungen der Coalition klang. Im Triumph zog der neue König von Italien durch die Lombardei; die Blätter waren erfüllt mit den Festschilderungen der Krönung zu Mailand. Mitten in diesem Jubel kam ein Decret (9. Juni), welches das Scheindasein der ligurischen Republik aufhob und Genua mit Frankreich vereinigte. Hier wie bei den Lombarden nahm Bonaparte den Schein an, durch freiwillige Bitten dazu gedrängt zu sein; der französische Minister Champagny erließ einen Aufruf an das genuesische Volk, worin das Glück gepriesen war, „mit einer großen Nation an Segen und Ruhm Theil nehmen dürfen." Nach diesen Proben konnte es kaum mehr Aufsehen erregen, wenn auch Lucca dem Fürstenthum Piombino zugetheilt, wenn Parma, Piacenza und Guastalla der 28. französischen Militärdivision einverleibt wurden (21. Juli).

Herausfordernder noch als diese Gewaltstreiche klang der herrische Ton, in welchem der neue König von Italien auftrat. Es wurde Heerschau gehalten an denselben Stellen, wo die österreichischen Armeen Niederlagen er-

litten hatten, und mit triumphirendem Nachdruck das Andenken an die französischen Siege erneuert. Einen Gesandten der Königin Karoline von Neapel schnaubte der Imperator bei öffentlicher Audienz im Wachstubentone an und überschüttete den Diplomaten, der einer Ohnmacht nahe war, mit den gröbsten Schmähungen gegen seine Königin. „Niemals“, verkündete der Moniteur am 19. Juni, „hat Frankreich Truppen gehabt, die schöner waren, gewandter manövrirten und von besserem Geiste beseelt waren. Sieht man auf dies Lager, dann auf das von Marengo, weiß man, daß wir außerdem eine Division zu Genua, eine andere zu Florenz, eine dritte zn Neapel haben, so sieht man, daß wir gegenwärtig mehr Truppen als jemals in Italien haben, ungerechnet das italienische Heer, das sich unter seinen Führern bildet und von Begierde glüht, sich seines Beherrschers werth zu zeigen. Wenn man mit so viel Macht nichts erstrebt, als den Frieden zu gleichen Bedingungen, so kann man die Verblendung einer Macht begreifen, welche nicht die Kraft besitzt, die Ruhe und das Glück derer zu beeinträchtigen, welche sie bekämpfen will.“

Diese soldatische Drohung verfehlte ihren Eindruck nicht, am wenigsten auf Oesterreich, das nachher in einem diplomatischen Actenstück diese Herausforderung ausdrücklich erwähnte. Es war nun keine Zeit mehr, zu zögern; die Eventualität, auf welche die Verträge der Coalition berechnet gewesen, war in verstärktem Grade eingetreten. Zunächst fiel die Nowosilzoff'sche Friedensmission zu Boden. Der russische Unterhändler war Ende Juni in Berlin eingetroffen und wartete auf die Rückkehr des Königs, der sich in Franken befand; große Eile schien Rußland mit seiner Friedenssendung nicht zu haben. Wir können uns denn auch nicht überzeugen, trotz Allem, was französische Geschichtsschreiber, namentlich Thiers, dagegen anführen, daß es mit der ganzen Sendung Ernst war oder Rußland wirklich so gemäßigte Friedensanträge an Bonaparte bringen wollte, wie von ihnen behauptet wird. Für Preußen mochten wohl diese angeblichen Anträge berechnet sein, um durch die scheinbare Mäßigung Rußlands die Schuld Napoleons an dem Kriege in den Augen Friedrich Wilhelms III. zu vergrößern; im Uebrigen zeigt die ganze Lage, das Zögern und die Art des Bruches, daß es damit kein Ernst mehr war. Wie die Vereinigung Genua's mit dem Kaiserreich erfolgt war, ergriff Rußland bereitwillig diesen Anlaß, in brüsker Weise abzubrechen. Am 10. Juli gab Nowosilzoff seine Pässe zurück, wenige Tage später verließ er Berlin. Es geschah in Formen, die sichtbar berechnet waren, auch Preußen gegenüber dem französischen Kaiser zu compromittiren. Nowosilzoff nahm die Miene an, als habe der Berliner Hof den Vermittler bei einer Unterhandlung gemacht, die „mit dem Chef der französischen Regierung“ oder, wie er sich auch ausdrückte, „mit Bonaparte“ gepflogen werden sollte; es sollte auf Preußen der Schein geworfen werden, als sei es auf so beleidigende Proceduren

eingegangen*). Die letzten Erklärungen des russischen Unterhändlers waren von der Art, daß der französische Gesandte zu Berlin im Recht war, wenn er einfach ihre Annahme verweigerte. Dies und der Federkrieg, den der Moniteur jetzt gegen Rußland eröffnete, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß der Krieg unvermeidlich geworden war.

Auch für Oesterreich waren die letzten Vorgänge in Italien der Anlaß, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Als Napoleon seinen Entschluß, die italische Krone anzunehmen, nach Wien gemeldet, ließ der Bescheid lange auf sich warten; man konnte versucht sein, in den gesteigerten Rüstungen Oesterreichs die Antwort zu sehen. Wie dann Napoleon sich beschwerte und unzweideutige Erklärungen verlangte, gab man zwar friedliche Worte, aber die Handlungen standen damit im Widerspruch. Schon zu Ende März legte der Erzherzog Karl das Präsidium des Hofkriegsrathes nieder; ihm folgten als Präsident und Vicepräsident der Graf Latour und Fürst Karl Schwarzenberg**). Peter von Duca, einer von den Leuten, die des Erzherzogs gutmüthige Nachsicht misbrauchten, ward von seiner Stelle als Generalquartiermeister ins Banat versetzt und der Feldmarschalllieutenant Mack ihm zum Nachfolger gegeben***). Die Eingeweihten erblickten darin das Zeichen des Systemwechsels; die Freunde der energischen Kriegführung, z. B. Gentz, priesen es als ein glückliches Ereigniß, daß der Erzherzog, d. h. insbesondere die nachlässigen Freunde, die seinen Namen mißbrauchten, Duca und Faßben-

---

*) In dem Briefe Alexanders an den König (vom 12. April) war der Wunsch ausgesprochen, „que ce négociateur se présentât à Paris comme un simple voyageur. Plus tard il le revêtirait d'un caractère public, la nature des titres qu'avait pris le chef du gouvernement français l'empêchant pour le moment de s'adresser directement à lui dans les formes officielles.“ Damit übereinstimmend hatte sich Hardenberg am 28. April in der Note an Talleyrand ausgesprochen, die Bignon IV. 260 im Auszug mittheilt und worin man französischer Seits nichts Anstößiges fand. Das gab jetzt Nowosilzoff Anlaß, den Schein anzunehmen, als habe Preußen in Formen eingestimmt, die Napoleon persönlich beleidigen mußten. Es ist das einer von den vielen charakteristischen Zügen, durch die sich Rußland in der Krisis von 1805 kennzeichnete und die den Schlüssel dazu gaben, warum ein Mann wie Gentz, der die preußische Politik auf's Bitterste beklagte, doch über die russische Brutalität und Doppelzüngigkeit noch erbitterter war als über Preußen.

**) „Der neue Kriegspräsident,“ sagen die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 469, „ein alter hitziger Wallone, Graf Maximilian Baillet la Tour, war ein Buch voll leerer oder ausgewischter Blätter, zwischen seinem Vicepräsidenten Fürsten Carl Schwarzenberg und zwischen dem neuen Generalquartiermeister Carl Freiherrn von Mack sauber eingebunden und stark gepreßt. Die Wiener hießen ihn immer die alte Kriegstrommel, weil man nie etwas von ihm gehört habe, außer er war geschlagen worden.“

***) S. Allg. Zeit. S. 379. 380. 491. Vgl. Gentz a. a. O. 57 f.

der, den leitenden Einfluß verloren hatten. Obwol Gentz selbst eingestand: „die Art, wie diese Revolution ausgeführt wurde, war wie Alles, was hier geschieht, ungeschickt, plump, dumm, verkehrt" — so rühmte er die Veränderung doch als einen ohne Zweifel wohlthätigen Wechsel. Einzelne Anzeichen deuteten bereits auf gewaltsamen Bruch. Als Genua dem Kaiserreich einverleibt ward, machte der diplomatische Vertreter Oesterreichs bei der ligurischen Republik, Giusti, Miene, dagegen öffentlich zu protestiren; Napoleon ließ es ihm mit dem Bedeuten untersagen, er werde einen solchen Schritt als Kriegserklärung ansehen. Die Protestation unterblieb, aber der Wiener Hof säumte nicht mehr, sich zum Schlage fertig zu machen.

Um Mitte Juli saßen Cobenbach, Schwarzenberg und Mack mit Wintzingerode in Wien zusammen, um über die Stärke der aufzustellenden Armeen, ihren Marsch, ihre Verpflegung und den ganzen Operationsplan sich zu verabreden. Außer den österreichischen Streitkräften, die angeblich mehr als dreimalhunderttausend Mann betrugen, sollte eine erste russische Armee, etwa sechszigtausend Mann stark mit 200 Kanonen, am 20. Aug. von der Gränze Galiziens aufbrechen, um gerade zwei Monate später am Inn einzutreffen und sich mit den dort aufgestellten Oesterreichern zu vereinigen. Ihr sollte ein zweites russisches Heer fünf Tage später folgen; der Czar hatte zwar die Meinung, daß dies mit dazu verwandt werden sollte, um gegen Preußen den Zwang zur Freundschaft zu üben, der die Lieblingsidee der russischen Politik war; aber Oesterreich sprach den dringenden Wunsch aus und Wintzingerode verhieß ihn zu befürworten: daß auch dies zweite Heer der Richtung des ersten so rasch wie möglich folgen möge, um die Operationen gegen den Südosten Frankreichs recht wirksam zu unterstützen.

Im Allgemeinen war als Operationsplan angenommen, daß Oesterreich am Inn eine Armee von 89,000 Mann aufstelle, dann nach Baiern bis an den Lech vorrücke, um dort die beiden russischen Hülfsheere, die man auf 90,000 Mann anschlug, zu erwarten. Während sich so in Süddeutschland eine Macht von 180,000 Mann versammelte, sollte Oesterreich in Italien Streitkräfte bis zur Zahl von 142,000 Mann vereinigen und damit zunächst die Festungen an der Etsch und dem Mincio erobern. Eine Armee von 53,000 in Vorarlberg und Tirol hatte die Verbindung zwischen der Donau und dem Po zu erhalten. Ein russisch-schwedisches Corps von über 30,000 Mann war bestimmt, in Pommern zu landen und die Franzosen aus Hannover zu vertreiben; ähnlich sollte im Süden eine Expedition von 25,000 Russen aus Corfu und 5000 Engländer aus Malta die Franzosen aus Neapel drängen. War die Armee in Oberitalien in Besitz der Minciolinie gelangt und hatten sich die Russen am Lech mit den Oesterreichern in Deutschland vereinigt, so sollte von diesen Heeresmassen die Schweiz besetzt und von da durch die Freigrafschaft ins Innere von Frankreich vorgedrungen werden.

Die Hülfe Preußens, wenn sie erlangt ward, hätte am Rhein und gegen Holland operirt*).

Militärische Sachkenner haben es als die schwache Seite des Planes hervorgehoben, daß er eine Offensive annahm, der sich kein rechter Nachdruck geben ließ und die eben dem Plane gemäß schon in ihren Anfängen stocken mußte, so daß der Gegner Zeit erhielt, Gegenmaßregeln zu treffen, welche den ganzen Entwurf von vornherein durchkreuzen konnten. Indem nämlich die Oesterreicher den Inn überschritten und nach Baiern einfielen, erklärten sie den Krieg und ergriffen selbst die Offensive, aber sie hielten dann am Lech inne, um den Zuzug der Russen zu erwarten — eine Frist, die Napoleon schwerlich unbenützt ließ. Man berechnete zwar, daß die Russen rascher am Lech sein müßten, als Napoleon, aber es ist selten ein Calcul bitterer getäuscht worden, als dieser**).

Wäre dieser Rechnungsfehler nur der einzige gewesen in dem Kriegsplane der Coalition! Aber der ganze Entwurf ist theils mit Absicht, theils wider Willen von den Urhebern selber so wesentlich umgestaltet worden, daß sich in den späteren Ereignissen kaum seine Grundzüge wiedererkennen lassen. Die Schweiz, durch welche der Angriff gegen Frankreich geführt werden sollte, beschloß man noch vor Anfang des Krieges als neutral anzusehen. Rußlands Hülfsheere standen zum guten Theil noch auf dem Papiere. Nur die erste russische Armee, die am 20. August von der galizischen Gränze hatte aufbrechen sollen, ist — statt sechszig- freilich nicht mehr als sechsunddreißigtausend Mann stark — ziemlich genau zu der festgesetzten Frist abmarschirt und hat in verschiedenen Colonnen und in ziemlich ungleichen Märschen ihren Weg nach dem Inn genommen, wo ihre ersten Abtheilungen schon vor Mitte October eintrafen, der Rest, namentlich die Reiterei und ein großer Theil des Geschützes, erst Wochen lang nachher sich mit ihnen vereinigte. Statt der sechzigtausend Mann, die im October am Lech sich mit den Oesterreichern verbinden sollten, um die Offensive zu beginnen, standen nachher am Ende dieses Monats nur etwa dreißigtausend Mann am Inn; sie waren gerade zeitig genug gekommen, um dort die Nachricht von der Auflösung der österreichischen Donauarmee zu empfangen. Die zweite russische Armee, die nach den Wünschen Oesterreichs rasch nachrücken sollte, blieb zurück, um den leisen Zwang, den man gegen Preußen üben wollte, zu unterstützen; sie ist kaum zu den letzten Entscheidungskämpfen dieses Feldzuges zeitig genug eingetroffen. Ein Heer von vierzigtausend Mann, das gegen Preußen und Norddeutschland bestimmt war, stand noch bei Grodno; die Garden verließen erst am

*) S. Schoell hist. des traités VIII. 90—119. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 235 ff. III. 192 f.

**) Vgl. Rüstow der Krieg von 1805. Frauenfeld 1853. S. 55. 56. Vgl. Geschichte der Kriege VI. 2. S. 8 f. 14 ff.

22. August Petersburg. So konnte die ganze erste Entscheidung des Feldzuges gefallen sein, bevor diese verzettelten Massen nur auf dem Schlachtfelde eintrafen.

Aber auch die Oesterreicher konnten nicht leisten, was auf dem Papiere verheißen war. Der wirkliche Bestand ihrer Armee blieb unter dem Anschlag, ihre Feldrüstung war mangelhaft, die Pferde fehlten noch zum Theil, die Anstalten der Verpflegung waren unvollkommen. Das ganze Heerwesen war noch bis zu Duca's Entfernung in Verfall, für einen Krieg nichts vorbereitet, alle Mittel so dürftig, wie es die herrschende Geldnoth erwarten ließ. Die neuen Leiter des Kriegswesens, namentlich Mack, hatten nun in aller Eile ausgehoben, gerüstet und organisirt, nach ihrer Weise mit Papier und Feder, wie es der Drang der Zeit mit sich brachte, mit unruhiger Hast, so daß Vieles angefangen, nichts recht vollendet war. Selbst die verständigsten Männer Oesterreichs bewunderten diese Thätigkeit, die in wenig Monaten hunderttausend Mann aufstellte, wo man vorher nicht zwanzigtausend hatte schlagfertig machen können; aber sie übersahen, daß dies noch keine kriegsbereite Armee war. Wurden doch noch jetzt, in den letzten Wochen vor dem Ausmarsch, ganz neue Organisationen der Regimenter und neue Exercierreglements erlassen, so daß der Soldat in einem Augenblick ins Feld zog, wo die Gliederung und Gruppirung eine andere, seine Officiere zum Theil neu und unbekannt waren. Daß unter diesen Umständen die Märsche langsam, nicht selten verworren waren, darüber durfte man sich nicht wundern.

Die Einsicht in diese Unvollkommenheit war bei den leitenden Personen selbst lebhaft genug, um jetzt in den Conferenzen vom Juli den Wunsch laut werden zu lassen, man möge mit dem Beginn des Krieges noch etwas zögern. Es mochte den österreichischen Kriegsautoritäten nicht zu viel scheinen, wenn man noch bis zum Frühjahre wartete, aber die Engländer drängten und verhießen Geld, die Russen prahlten mit großen eignen Zahlen und waren zugleich nicht verlegen, die Stärke des Gegners zu verringern. So blieb es bei dem verhängnißvollen Beschluß, noch im Herbst des Jahres loszuschlagen.

Waren die Mittel des Kampfes und ihre Organisation unzulänglich, so war es in noch höherem Maße die Führung. Es hatte unzweifelhaft, wie bei jedem Coalitionsheer, seine großen Schwierigkeiten, den rechten Mann zu finden; doch schien es in diesem Falle schon aus dem einen Grunde natürlich, den Erzherzog Karl an die Spitze der alliirten Truppen in Deutschland zu stellen, weil die Russen nach Wintzingerode's Versicherung bereit waren, sich ihm unterzuordnen. Aber der Erzherzog zählte nicht zu den Begünstigten dieser Zeit; pries man doch Oesterreich darum glücklich, daß die jüngste Cabinetsrevolution seinen Einfluß beseitigt hatte! Es mochte sein, daß er diese Ungunst zum Theil verdient hatte durch seine Toleranz gegen Unwürdige, in deren Händen die Heeresverwaltung verfiel; aber sein Hauptvergehen blieb

doch immer, daß er in besserer Würdigung der Verhältnisse und Personen zum Frieden rieth, während jetzt Alles in die Kriegsposaune stieß. Drum ward er auf einen Kriegsschauplatz geschickt, der ihm selber fremd war und auf dem die Hauptentscheidung des Feldzuges nicht geschehen sollte.

Dagegen war Mack das militärische Factotum geworden. Es gehörte zu den folgenreichen Mißgriffen der damaligen britischen Politik, daß sie in die Wahl der Personen auf dem Continent nur zu häufig sich danach richtete, ob die Auserwählten gefügige Creaturen Englands, nicht ob es die Männer der rechten Begabung waren. So hätte sie, allen früheren Erfahrungen zum Trotz, damals gern Thugut wieder dem österreichischen Staate als Minister aufgebürdet, so hörte auch Mack, ungeachtet der sprechenden Erfahrungen von 1794 und 1798, nicht auf, Englands Schützling zu sein. Mack hatte von der Pike auf gedient und sich den Ruf eines genialen Militärs erworben, weil er unerschöpflich war in neuen Combinationen und blendenden Entwürfen. Dieser Ruf hatte sich freilich in der Praxis nicht bewährt, weder 1794 noch 1798; seine Lorbeeren waren in der Kanzlei, nicht auf dem Schlachtfelde zu suchen. Selbst diejenigen, die es jetzt als eine glückliche Wendung priesen, daß er den Erzherzog verdrängte, rühmten nur sein Talent der Organisation, seine Ordnung und Methode in Behandlung der Geschäfte und seine rastlose Thätigkeit; Gentz z. B. hielt ihn für einen unübertrefflichen Generalquartiermeister, setzte aber ahnungsvoll hinzu: bewahre der Himmel, daß er je weiter gehe. Diese nachsichtigen Beurtheiler bewunderten hauptsächlich die Ziffern und Zahlen, die der fleißige Bureaumann in wenig Monaten zusammengebracht; sie erschraken über seine gemeine und niedrige Betrachtung der großen Weltlage, über seinen Mangel an politischem Urtheil*). Als wenn es ohne dieses letztere jemals einen tüchtigen Feldherrn gäbe!

Es hat nur der Erfahrungen weniger Monate bedurft, um Pitts bitteres Wort neu zu bestätigen: „Diese Herren in Wien sind immer um ein Jahr, um ein Heer und um eine Idee zurück." Jetzt in dem neu erwachten Kriegseifer übersah die Bethörung der Meisten, daß in dem ganzen Wesen der österreichischen Politik, den Verhältnissen wie den Personen Weniges geändert, nichts gebessert war. Nicht Alle waren so verblendet, aber die Einsichtigen befanden sich doch in unscheinbarer Minderheit. Vereinzelte Stimmen, selbst aus dem russischen Lager, gestanden sich, daß die Wiener Zustände ganz so seien, wie sie vorher gewesen und daß höchstens ein talentvoller und uneigennütziger Mann, wie der Erzherzog Karl, im Stande sei, diesen undankbaren Boden zu befruchten**). Auch Gentz, der doch nicht ohne Hoffnung auf einen Umschwung war, meinte, daß keine dauernde Besserung zu erwar-

*) Gentz IV. 60. 63.

**) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg III. 183.

ten sei, so lange die alten Minister am Ruder blieben. „Man sieht, klagt er, inmitten dieser Anzeichen eines neuen Systems nicht die geringste Veränderung in dem Geiste, der persönlichen Stimmung, der Haltung und Sprache der Regierenden. Der Kaiser fürchtet und verabscheut den Krieg immer in gleichem Maße; der Erzherzog Karl wird nicht müde, Denkschriften im Sinne des Friedens zu schreiben oder schreiben zu lassen; es gibt unter den Ministern und fast auch unter den Feldherren keinen, der nicht dem nämlichen Systeme blind hingegeben wäre; man muß Leute wie Mack, den Fürsten Karl Schwarzenberg, den Fürsten Johann Liechtenstien u. s. w. reden hören, um zu begreifen, wie tief auch unter den Besten der öffentliche Geist herabgedrückt ist. Es geht Alles wie sonst, man spricht von der Finanznoth, von der Theuerung, vom Prater, von Pferden und von der Jagd, der höchsten Glückseligkeit für unsere Leute, ganz so als wenn sich nichts vorbereitete und man ganz sicher wäre, daß die gegenwärtige Lethargie auch nicht einen Augenblick unterbrochen würde."

In der Hauptsache urtheilte der argwöhnische Scharfsinn dieser Stimmen vollkommen richtig; er täuschte sich nur in dem Einen, daß er bisweilen dem Verdacht nachgab, es sei mit dem Kriege überhaupt noch nicht Ernst. Die Politik der leitenden Diplomaten hatte ihr Geheimniß so gut zu bewahren gewußt, daß selbst sehr scharfsichtige und sonst trefflich unterrichtete Männer im Juli und August 1805 noch nicht wußten, wie tief Oesterreich in die Kriegspolitik verflochten war. Sie ahnten nicht, daß die frivolen und leeren Leute, in deren Händen die Lage des Kaiserstaates lag, wenigstens die eine Kunst der alten Diplomatie, „durch die Sprache das Geheimniß der Gedanken zu verbergen", vollkommen inne hatten. So ließen sie jetzt, gleich nach den Conferenzen, in denen der Kriegsplan ausgearbeitet war, eine Erklärung in London, Petersburg, Paris und Berlin eingeben (Ende Juli), die im Tone bescheidenster Friedensliebe den Cabineten empfahl, sich auf dem Wege der Unterhandlung zu verständigen. Der Kaiser von Oesterreich bot im „festen Vertrauen auf die gemäßigten Gesinnungen Frankreichs" selber seine Dienste als Vermittler an. Der Betrug war so dreist, daß gerade die feinsten Köpfe versucht sein mußten, dies Actenstück als ein Zeichen friedlichen Rückzugs aufzufassen. Gentz z. B. war außer sich über dies „gottlose, unerhörte Actenstück" und sprach von einem „verworfenen Ministerium, in dem alles Gefühl von Pflicht und Scham erstickt sei, das nur athme für Niederträchtigkeit und das nichts ausschwitze als Schande" *).

Er war diesmal im Irrthum; die Cobenzl, Colloredo und Collenbach mochten nicht schwerer wiegen, als er sie schätzte, aber in diesem Falle war die Feigheit, die er ihnen vorwarf, nur berechnet, den nahen Bruch noch kurze

*) Gentz Schriften IV. 73. Ebendaselbst S. 93 steht das Rundschreiben an die vier Höfe.

Zeit zu maskiren. Nur wenige Tage noch, und Oesterreich trat förmlich und feierlich der dritten Coalition bei. Eine Erklärung vom 5. August lautete ganz anders als das friedfertige Rundschreiben vom Juli; Oesterreich sprach sich darin mit einer Entschiedenheit aus, wie sie nur das Bewußtsein vollendeter Waffenrüstung einflößen konnte. Die letzten Differenzen mit England wegen höherer Subsidien erledigten sich im Sinne des österreichischen Begehrens und am 9. August wurden zu Petersburg die Urkunden zwischen den britischen, russischen und österreichischen Gesandten ausgewechselt, welche den Beitritt des Kaiserstaates zur Allianz vom 11. April förmlich bestätigten.

In Frankreich täuschte man sich nicht mehr; wenn auch der Gesandte Napoleons sich von der Duplicität des Wiener Hofes irre machen ließ und seinem Herrn friedliche Botschaften gab, so war doch dieser selbst darüber völlig im Klaren, wie er mit Oesterreich stand. Noch im Juli waren zwei französische Beamte, der Generalinspector Prony und der Genieofficier Costanzo, in Venedig von der österreichischen Polizei als verdächtig arretirt worden; rasch erfolgten französische Repressalien, indem man einige kaiserliche Beamte, die sich im französischen Gebiete befanden, verhaften ließ; zwar gab man zu Venedig die beiden Franzosen bald wieder frei und auch die Oesterreicher wurden ihrer Haft entlassen; aber das französische Cabinet ergriff diesen Anlaß, sein diplomatisches Schweigen zu brechen und sich über sein Verhältniß zu Oesterreich ins Klare zu setzen. Eine Note vom 24. Juli erhob Beschwerde über die Unbill, die Frankreich widerfahren sei, und kam den Klagen Oesterreichs über Bonaparte'sche Uebergriffe mit gleichen Vorwürfen entgegen. Oesterreich, hieß es, rüste mit aller Kraft und offenbar nur gegen Frankreich; Oesterreich habe im deutschen Reiche seine Ansprüche widerrechtlich ausgedehnt, Lindau an sich gebracht, sich in Schwaben vergrößert und im Widerspruch mit dem Frieden von Luneville die Schulden der Republik Venedig noch nicht bezahlt. Es mußte in der That dürftig bestellt sein mit den Gründen der Napoleonischen Politik, wenn man das als Aequivalent aufstellen konnte gegen die Besetzung Hannovers, die Mediatisirung der Schweiz, die Unterwerfung Hollands, die Reunionen in Italien*)!

Aus blinder Ergebenheit, hieß es weiter, habe Oesterreich die monströsen Ansprüche Englands begünstigt, Napoleon habe aus Liebe zum Frieden bis jetzt geschwiegen. Das sei aber ferner unmöglich; die Verwicklungen des Seekrieges würden ihn niemals zu einer übertriebenen Nachgiebigkeit in den Angelegenheiten des Festlandes bestimmen, selbst wenn er sich genöthigt sähe, „einen offenen und entschiedenen Krieg dem feindseligen Drohen und Rüsten vorzuziehen.“ Uebrigens, so schloß die Note, gebe Frankreich die Erklärung, daß es den Frieden wolle, aber einen ehrlichen, bestimmten und vollständigen

---

*) S. Moniteur 1805. 26. 27. Septembre.

Frieden, ohne Truppenbewegungen, ohne Bildung feindlicher Lager, ohne Kränkungen, die man französischen Unterthanen zufüge.

So suchte Napoleon einzuschüchtern, indem er die eine Hand an's Schwert legte, zu beschwichtigen, indem er die andere zum Frieden bot. Er war darin aufrichtig, insofern er kein Interesse hatte, Oesterreich in die Reihen der Gegner treten zu sehen. Daher die Ungeduld, mit dem Wiener Hofe ins Reine zu kommen. Noch war die Note vom 24. Juli nicht beantwortet, so folgte am 5. August schon eine zweite, welche die Frage in milderem Tone von einer anderen Seite aufgriff. Rußlands Uebergriffe im Osten, die Erwerbung der Krimm, seine Fortschritte in Georgien, seine Herrschaft auf den ionischen Inseln, seine Wühlereien in Griechenland, seine ungeduldige Gier nach dem Besitze von Constantinopel — das, und nicht Frankreichs Vergrößerungen, hieß es, enthielten die eigentliche Gefahr für die Unabhängigkeit des Festlandes. Wozu wolle sich Oesterreich für die britischen Interessen bewaffnen? Frankreich verlange nichts weiter, als ungestört zu sein in seinem Bemühen, den Frieden auf den Meeren zu erkämpfen; halte Oesterreich den Frieden, so werde England von selbst bald außer Stande sein, seinen Kampf zu verlängern.

Die Antwort des Grafen Cobenzl war im Tone nicht unfreundlich, in der Sache ausweichend. Nur um der eigenen Sicherheit willen habe man gerüstet; warum hätte man nicht beunruhigt sein sollen, nach dem Allem, was in Italien geschehen sei? Nicht Frankreich habe Erklärungen zu verlangen; vielmehr habe Oesterreich ein Recht zu fragen, wohin die französischen Entwürfe zielten? Andererseits kam Talleyrand (Mitte August) auf den Vorschlag der Vermittelung zurück, der in dem trügerischen Rundschreiben vom Juli angeboten war und von Frankreich natürlich abgelehnt ward. Oesterreich, meinte der französische Minister, solle seine Rüstungen einstellen, das sei die beste Vermittelung, seine aufrichtige Neutralität verbürge am sichersten den Frieden. Es spreche von Ruhe und erfülle doch alle Gränzländer mit Armeen, es sei unmöglich, in diesem Zustande zwischen Krieg und Frieden länger zu verharren. Wolle man Krieg, so möge man alle die Folgen erwägen, welche die Erneuerung des Kampfes nicht nur über die gegenwärtige Generation, sondern über den Kaiserstaat und seine Dynastie verhängen werde; wolle man Frieden, so gebe es einen einfachen Weg: Zurückziehung der Truppen aus Tirol, Verminderung der Heere in Steiermark, Kärnthen, Krain, Friaul und Venedig, bestimmte Erklärung gegen England, daß Oesterreich entschlossen sei, neutral zu bleiben.

Auch wenn alle diese Gründe hätten Eindruck machen können, es war zu spät zur Umkehr. Dies Drängen Napoleons bewies zudem nur, wie unerwünscht ihm in diesem Augenblicke der Kampf mit Oesterreich sei; man mochte daraus in Wien die verstärkte Ueberzeugung schöpfen, daß jetzt oder nie die rechte Stunde zum Kampfe gekommen sei. Der Bund mit allen

Feinden des französischen Kaisers war geschlossen, die Subsidien gesichert, die Armeen gerüstet; man wollte nun nicht länger säumen, ihm den Handschuh offen hinzuwerfen.

Schon die nächsten Wochen sollten den Kampf auf deutscher Erde erneuert sehen; doch war es Deutschland nicht, das den Kampf begann. Die alte Staatskunst, nicht einmal in ihren Meistern vertreten, erneuerte den Kampf, in dem sie zweimal ohne Ruhm unterlegen war; statt Thugut entfaltete Cobenzl jetzt das Banner des Krieges, sonst war Alles beim Alten. Im Volke gab sich nur hie und da die richtige Ahnung kund, daß hier ein Kampf um deutsche Existenz eröffnet ward; die Masse der Nation war stumpf, gleichgültig, in kleinen Sorgen um das Nächste und Niedrigste befangen. Nicht einmal die Fürsten waren einig. Die Höfe im Süden und Westen, wo man über die wahre Situation so unvollkommen unterrichtet war wie in Berlin, leitete nur der zutreffende Instinct, daß hier ein Krieg beginne, der, ohne sie beschlossen, vielleicht über sie hinwegging; sie neigten rasch auf die Seite, wo weniger zu fürchten und mehr zu hoffen war.

Preußen in den Bund hereinzuziehen, davon war die Coalition weiter als je entfernt. Die ungeschickte Taktik Rußlands, den Berliner Hof abwechselnd einzuschüchtern, zu liebkosen, zu düpiren, hatte ganz fehlgegriffen; Preußen war, vielleicht unbewußt, dadurch nur mehr nach dem Westen hingedrängt worden. Möglich, daß es der Bonaparte'schen Politik mit richtigeren Mitteln als im vorigen Jahre, jetzt besser glückte, Preußen vollends zu sich herüberzuziehen.

Napoleon war in einer Situation, die nach irgend einer Seite ein Opfer gebot. Seit Jahren war er beschäftigt, riesenmäßige Vorbereitungen zu einer Landung in England zu treffen; verschiedene Pläne waren entworfen und wieder aufgegeben worden, bald ward dem Tode des einen, bald der Ungeschicklichkeit eines anderen Admirals die Schuld gegeben, daß gleichwohl noch nichts geschah, und der stolze Apparat der vereinigten Flotten Frankreichs und Spaniens, das Geschwader von mehr als zweitausend Transportschiffen, konnte fast wie eine ungeheuere Demonstration erscheinen, berechnet, andere Operationen zu maskiren. Denn so unfruchtbar bis jetzt alle Vorbereitungen zur Landung geendet, sie gaben dem Kaiser doch die Mittel, den Kern seiner Heere in gedrängter Aufstellung zusammenzuhalten und gerüstet zu sein gegen die werdende Coalition der östlichen Mächte. Es waren nahezu 170,000 Mann der besten Truppen, die jetzt im August 1805 an der Küste von Boulogne vereinigt standen, nur eines Winkes gewärtig, um die noch getrennten Kräfte der Gegner zu überraschen und einzeln zu überwältigen. Er war gerüstet gegen die Coalition, aber er war es auch gegen England. Sollten diese unermeßlichen Vorbereitungen, die Millionen verschlangen und die mit einem Eifer und einer Ausdauer ohne Beispiel ge-

troffen waren, in der That nichts Anderes sein, als ein Popanz, um England zu schrecken und die Waffen bereit zu halten gegen die Feinde auf dem Festlande? Die britische Nüchternheit, so leicht durch eitles Spiel von Gefahr nicht einzuschüchtern, hat die Drohung doch ernst genug genommen, die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, Millionen ausgespendet, um die rettende Diversion auf dem Festlande zu Stande zu bringen. Daß der Plan fantastisch, fast abenteuerlich aussah, zeugte am wenigsten dagegen, daß ihn der Urheber ernstlich meinte. Der Zug nach Aegypten, selbst der Uebergang über den Bernhard, die Heerfahrt nach Moskau, die in den Tagen höchster Macht laut gewordenen Entwürfe eines neuen Alexanderzuges nach Asien beweisen doch, daß die Conceptionen dieses Geistes nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe menschlicher Wahrscheinlichkeit gemessen sein wollen. Es scheint uns darum nach der Natur des Mannes kaum zweifelhaft, daß ihn auch jetzt noch, trotz aller Schwierigkeiten und vielleicht gerade um ihretwillen, die neue Normannenfahrt nach Britannien mehr anzog und reizte, als ein gewöhnlicher Krieg mit seinen alten Gegnern*). Er mied den Kampf mit Oesterreich nicht, aber er suchte ihn auch nicht und hatte keinen Grund ihn zu suchen — dafür zeugt seine ganze Haltung in den letzten Monaten vor dem Bruche.

Wie sich indessen die Dinge wenden mochten, ob es ihm mehr galt, Oesterreichs halb gezogenes Schwert in der Scheide zu halten oder, durch einen Verbündeten verstärkt, den Kampf mit ihm auszufechten, eine Allianz mit Preußen war jetzt selbst um einen hohen Preis nicht zu theuer erkauft. Diese Allianz war ja 1803 und 1804 einer der leitenden Gedanken seiner Politik gewesen, und sie war ihm damals zum Theil nur darum mislungen, weil er, der Gefahr noch ferner, zu geringen Lohn dafür bot. Sie jetzt selbst mit einem nennenswerthen Opfer zu erkaufen, war schon darum räthlich, weil nur der feste Bund mit Preußen eine Gewähr dagegen bot, daß die schwankende Politik des Berliner Hofes sich nicht doch noch in der letzten Stunde ins Lager der Feinde hinüberziehen ließ.

Ein Jahr zuvor, erinnern wir uns, hatte Preußen versprochen, den deutschen Norden vor feindlichen Einfällen zu schützen, wenn Napoleon das Occupationscorps in Hannover vermindere; das Zerwürfniß mit Schweden war ja darüber entstanden, daß Preußen, dem Vertrage vom 1. Juni 1804 getreu, die Verpflanzung des Krieges nach Pommern zu hindern suchte. Nun wollte die französische Politik jenes Abkommen so weit gedeutet wissen, daß Preußen seine Garantie auch auf Hannover selbst ausdehne, also, wie die Dinge jetzt lagen, dazu mitwirkte, dies Land gegen einen Einfall des legitimen

---

*) Neuerlich hat auch Marmont (II. 211 ff.) aufs nachdrücklichste versichert, dies Unternehmen sei „le desir le plus ardent de sa vie et sa plus chère espérance pendant longtems“ gewesen.

Besitzers zu vertheidigen. Hardenberg lehnte das ab, ließ aber die Bemerkung fallen: hätte man früher Hannover an Preußen in Verwahrung gegeben, so würde eine solche Verlegenheit nicht vorgekommen sein. Die Franzosen nahmen das als eine Andeutung, daß die preußische Freundschaft um den Preis von Hannover zu haben sei, und sie meinten mit Recht, daß um solch ein Opfer in diesem Augenblicke diese einzige Allianz auf dem Continente nicht zu theuer erkauft werde. Preußen war dann mit England dauernd entzweit und durch den Besitz von Hannover fest an die französische Allianz gekettet. Zum ersten Male, seit von einem Bunde zwischen Preußen und Frankreich die Rede war, erfolgte daher jetzt das Anerbieten Napoleons, als Einsatz dieses Bundes Hannover hinzugeben.

Wer wollte die Bedeutung verkennen, die solch ein Gewinn für die Macht und Abrundung des preußischen Staates gehabt hätte? Hier war doch für den Abfall zu Frankreich ein Lohn geboten, welcher hinter dem geforderten Opfer nicht zurückstand! Damit hörten endlich die Quälereien und Mishandlungen auf, denen die Gebiete an der Elbe und Weser schutzlos preisgegeben waren, die Lande kehrten zwar nicht zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurück, aber sie kamen doch unter eine deutsche Regierung, die wie eine ersehnte Erlösung von dem fremden Soldatendrucke erscheinen mußte. Und was wollten damals die Bedenken viel bedeuten, daß man sich von dem fremden Eroberer mit deutschen Landen ausstatten ließ, daß man mit seiner Hülfe ein verwandtes deutsches Fürstenhaus berauben half! Hatte denn die Politik der polnischen Theilungen, die von Basel, Campo Formio, Luneville und dem Deputationsreceß solche Gewissensbedenken gekannt? Gewiß war unter den vielen politischen Immoralitäten jener Zeit diese Wegnahme von Hannover lange nicht die größte, wohl aber die lockendste und einträglichste! War denn die Coalition in ihren Mitteln sittlicher oder die Wiener Politik mit ihrer Lüsternheit auf Salzburg und ein Stück von Baiern deutscher zu nennen? In einer Zeit, wo Recht und Moral in der großen Politik, nach Robespierre's Ausdruck, verhüllt und vertagt war, hatte fürwahr Keiner Ursache, den Andern als unsittlich anzuklagen. Wer der Glücklichste war in diesem Wettlaufe, sich aus den Spolien der Uebrigen zu bereichern, dem gehörte in solcher Zeit die erste Stelle.

Wir möchten nicht, daß jemals Zeiten wiederkehrten, wo solch einer Staatskunst das große Wort gehörte, aber es war doch eine Staatskunst, welche die Umstände richtig erfaßte und daraus ihren Nutzen zog. Mit dieser Politik hat ein Mann wie Montgelas seinem Herrn die Königskrone erobert und die neue bairische Staatsmacht gegründet. Es hat aber zu dem Verhängniß Preußens in jenen Zeiten mit am meisten beigetragen, daß, wie ihm die rechte Kraft zum Guten fehlte, es auch den entschlossenen Muth des Schlechten nicht besaß. Durch eine Reihe kleiner unwürdiger Schlauheiten der Haugwitz und Genossen, durch manchen unwahren und zweideutigen Schritt

und am meisten durch seinen Mangel an Grundsatz und Entschluß hatte Preußen damals den schlimmen Ruhm erlangt, eine undurchdringlich treulose Politik zu üben, und wie unrecht that man ihm damit! Gerade jetzt bei diesem Anlasse, wo solch eine reiche Beute zu gewinnen war, gab es vielleicht keinen Fürsten in Europa, dessen bürgerlich schlichtes Rechtsgefühl vor dem Wege dieser Beute so zurückschrak wie Friedrich Wilhelm III. Wie manche falsche und krumme Wendung hatte die preußische Politik seit 1795 gemacht, die dieser wahrhaftige, sittenreine König wenn auch mit innerem Widerstreben gutheiß! Jetzt, wo es einmal einen offenen kecken Schritt der Selbstsucht galt, erwachten alle die ehrenwerthen Scrupel, die z. B. bei der Politik des Reichsdeputationshauptschlusses ebenso gerechtfertigt, aber stumm gewesen waren.

Dieser Widerwille des Königs war das einzige große Hinderniß, auf welches Bonaparte's Anerbieten jetzt stieß. Hardenberg fühlte sich gewaltig angelockt von der reichen Beute; er ging bereitwillig in die Vorschläge der Franzosen ein und suchte die Zweifel seines Königs zu überwinden. Der französische Gesandte schrieb, wohl von ihm veranlaßt, eine eigene Denkschrift, die Vortheile des neuen Bundes herauszustellen. Dadurch sei der Friede am besten zu sichern, Oesterreich und Rußland würde das Schwert in der Scheide halten, sobald Preußen offen mit Frankreich gehe; es liege also jetzt in des Königs Hand, den Frieden zu erhalten und als Preis seiner Mühe die schönste Abrundung seines Gebietes zu gewinnen. Diese Auffassung, die den Ehrgeiz und die Friedensliebe zugleich reizte, machte unverkennbaren Eindruck auf Friedrich Wilhelm. Kann ich — so soll er zwar nach einer diplomatischen Quelle*) erst seinen Minister gefragt haben — ohne gegen die Regel der Moral zu verstoßen, ohne die Achtung der ehrlichen Leute zu verlieren, ohne als ein Fürst ohne Glauben zu handeln, um des Besitzes von Hannover willen den Charakter aufgeben, den ich bis jetzt behauptet habe? Aber es erschütterte doch seine Bedenken, wie Hardenberg, im Bunde mit dem französischen Gesandten, ihm neben dem verführerischen Besitze die noch reizendere Aussicht bot, auf diesem Wege noch einmal in der letzten Stunde der europäische Friedensvermittler zu sein. Er war bereit, einen Bund zu unterzeichnen, in welchem die Unabhängigkeit der Schweiz, Hollands, Neapels, die Trennung der italischen und französischen Krone garantirt war. Diese Bedingungen salvirten das eigne politische Gewissen; mit ihnen, so schien es, konnte man auch vor die Glieder der Coalition hintreten. Hardenberg glaubte das Spiel gewonnen; in einer so wichtigen Sache, äußerte er (13. August) gegen Laforest, muß man rasch vorgehen, zumal mit dem Könige, einem scrupulösen Manne, der keine andere Politik kennt, als diejenige, die seine menschlichen Pflichten nicht verletzt.

Diese Nachrichten trafen Napoleon zu Boulogne in dem Augenblicke,

*) S. Lefebvre II. 106 ff., der aus Laforests Gesandtschaftsdepeschen geschöpft hat.

wo der Bruch mit Oesterreich unvermeidlich schien, und der Ausbruch eines neuen Krieges auf dem Continente die Landungspläne in England für immer zu begraben drohte. Noch, scheint es, gab der französische Kaiser die Hoffnung nicht auf, die so mühsamen Vorbereitungen zu einem energischen Schlage zu benutzen; dazu that aber das eine noth, daß ihm die Coalition des Festlandes in Ruhe gehalten ward. Nur ein Bund mit Preußen, ein rascher, offener, schlagfertiger Bund konnte dies bewirken; darum wünschte er ihn ohne Zögern abzuschließen. Nicht als wenn er bereit gewesen wäre, durch die Verbindlichkeiten in Bezug auf Italien, Holland und die Schweiz die preußische Freundschaft zu erkaufen; Hannover schien ihm ein zureichender Preis. Aber in jedem Falle mußte es schnell geschehen; jede Woche, die versäumt ward, verminderte für ihn den Werth des Bündnisses. So schickte er (23 Aug.) von Boulogne aus seinen Duroc nach Berlin; die Persönlichkeit dieses Unterhändlers hatte schon einmal in einem wichtigen Augenblicke auf den preußischen Hof glücklich eingewirkt und die antifranzösische Politik in Berlin aus dem Felde geschlagen. Duroc sollte, wie es Talleyrand gethan, vor Rußlands Alles bedrohendem Ehrgeize warnen, das Wachsthum der moskowitischen Macht und ihre Gefahren schildern, nicht den Krieg, sondern die bewaffnete Abwehr des Krieges als das wesentliche Ziel des Bundes bezeichnen. In einem öffentlichen Vertrage, so war sein Gedanke, konnte Preußen seine Neutralität versprechen und Hannover „in Verwahrung“ nehmen; in einem gleichzeitig abgeschlossenen geheimen ging Preußen einen engen Bund mit Frankreich ein, versprach im Nothfall seine Waffen mit den Napoleonischen zu vereinigen und empfing dafür als volles Eigenthum Hannover.

Diese Sendung Durocs und die Verhandlung, die sich darüber im August und September zu Berlin entspann, ist für Preußen verhängnißvoll geworden; in ihr liegt der Anfang der Verwickelung, die zur Katastrophe von Tilsit geführt hat. Nicht daß sich jetzt Preußen um hohen Lohn Napoleon in die Arme warf, hat den Umsturz der alten Monarchie herbeigeführt, vielmehr weil es auch zu diesem entscheidenden Schritte nur zögernd und mit getheiltem Herzen sich drängen ließ, dann in einem wichtigen Augenblicke aus Beweggründen, die nicht politisch klug, aber ehrenwerth waren, plötzlich umsprang und sich von der Coalition einen Moment fortreißen ließ, um auch hier wieder auf halbem Wege stehen zu bleiben und im unglücklichsten und unrühmlichsten Zeitpunkte den Rückweg zu dem plötzlich abgebrochenen Bündnisse mit Napoleon zu suchen — dieser Zickzack von politischen Wendungen, an denen nicht, wie die Gegner sagten, die Treulosigkeit, sondern der Mangel an Entschluß die größte Schuld trug, hat den furchtbaren Zusammenstoß von 1806—1807 herbeigeführt. Wir werden darum von dieser Verhandlung vom Spätsommer 1805 und ihren Folgen noch zu reden haben. Für jetzt war nur das Eine entschieden, daß die Coalition zunächst ohne Preußen den Kampf begann.

Vierter Abschnitt.

Ulm und Austerlitz.

Die letzten diplomatischen Erörterungen mit Oesterreich hatten Napoleon überzeugt, daß der Krieg auf dem Festlande unvermeidlich geworden war; er war entschlossen, den Gegnern, die ihn zu überraschen meinten, mit einem gewaltigen Schlage zuvorzukommen.

Die Landung auf der britischen Insel mußte nun in den Hintergrund treten, auch wenn Alles so pünktlich und sicher zutraf, wie es angeordnet war. Der Admiral Villeneuve, so hatte der letzte Plan bestimmt, sollte bei Toulon auslaufen und durch eine Diversion gegen Westindien die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin lenken; war Nelson mit der britischen Flotte ihm gefolgt, um ihn aufzusuchen, so sollte er sich rasch nach Europa zurückwenden, den Vorsprung an Zeit, der ihm gegönnt war, benutzen, um die blockirten Häfen von Ferrol und Brest frei zu machen, und dann mit der vereinigten Flotte im Canal erscheinen. Unter dem Schutze dieser überlegenen Macht sollten dann, etwa gegen Ende August, die bei Boulogne versammelten Truppen an der britischen Küste landen. Die Dinge hatten sich aber so gestaltet, daß an die Ausführung dieses Planes kaum mehr gedacht werden durfte. Villeneuve war nicht in den Canal, sondern nach Cadix gesegelt, und Nelson hatte zeitig genug den Rückweg aus den westindischen Meeren angetreten, um sich schon im Juli wieder den britischen Küsten zu nähern. Die beiden Voraussetzungen, an die der Landungsplan geknüpft war, existirten also nicht, so daß es zweifelhaft war, ob man überhaupt an die Ausführung des Planes noch denken durfte. Zu dem Allem kam Gewißheit eines nahen Krieges mit Oesterreich und Rußland; eine Chance, die nun wie ein erwünschter Ausweg erschien, sich von einem verfehlten Unternehmen rasch loszumachen und mit ganzer Macht auf die neuen Gegner zu werfen.

Denn in dieser Richtung gewährte der Landungsentwurf dem Kaiser

unschätzbare Vortheile. Unter der Hülle eines Planes, der nicht ausgeführt ward, hielt er ein imposantes Heer zum Kriege bereit, konnte alle Vorbereitungen zu einem neuen festländischen Kampfe treffen, jeden Schritt des Gegners scharf beobachten und dann, wenn der Moment des offenes Bruches gekommen war, mit einer raschen Schwenkung die Heeresmassen, die nach England bestimmt schienen, dem überraschten Feinde an den Rhein und die Donau entgegenwerfen. Seit Monaten hatte er den Kern der Streitkräfte beisammen, die er gegen Oesterreich und Rußland bedurfte; es war ihm Zeit gegeben, Alles zu rüsten, vorzubereiten, selbst die Umrisse des Feldzugsplanes für den Fall festzustellen, daß er von Boulogne zum Kampfe nach Osten abgerufen würde. Es war darum einer der folgenreichsten Irrthümer, denen sich überhaupt jemals eine Coalition hingegeben hat: der Wahn der Alliirten von 1805, sie würden Napoleon überraschen; vielmehr ist niemals eine kriegführende Macht so vollständig überrascht worden, wie von ihm jetzt die Coalition.

Während die Verbündeten auf Preußen noch halb rechneten, unterhandelte Duroc in Berlin über eine französische Allianz und hielt damit vorerst das Schwert Preußens in der Scheide; indeß die Coalition in ihren früheren Entwürfen auf die süddeutsche Mitwirkung gezählt, hatte die Bonaparte'sche Politik in München wie in Carlsruhe den Sieg davongetragen*). Nach der geographischen Lage Badens und Württembergs, nach ihren jüngsten Erwerbungen mit Frankreichs Hülfe, bei der lockenden Aussicht auf noch größere Beute im Dienste des mächtigen Imperators, bei dem Mangel jeder Gegenkraft von Seiten des in Auflösung begriffenen Reiches war ein anderer Ausgang wohl nicht zu erwarten. In Baiern ließ es wohl die geographische Lage zu, daß Oesterreich den Vorsprung bekam. Hätte nur nicht alles Andere zusammengewirkt, den Anschluß an Frankreich zu begünstigen! Oder war etwa hier, nach allen Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre, irgend welche Hinneigung zu Oesterreich zu hoffen? Dies Baiern, von Joseph II., von Lehrbach und Thugut unablässig bedrängt und ein halb Dutzendmal, wie eine sichere Beute von einem lüsternen Raubthiere, umkreist — wo hätte es seine Sympathie oder auch nur ein gewöhnliches Vertrauen zum Wiener

*) Mit Baden hatten schon vor Ende Septbr. die nöthigen Verabredungen stattgefunden; s. Thibaudeau hist. de la France. Empire I. 432. Daß zugleich auch die Kleineren, z. B. Nassau, bearbeitet wurden, ergibt sich aus Gagerns Antheil an der Politik I. 133 f. In Darmstadt war das Gleiche geschehen, aber unter Berufung auf die Pflichten gegen den Kaiser abgelehnt worden. In einer diplomatischen Correspondenz (d. d. Berlin 15. Septbr.) heißt es: „Hessen-Darmstadt hat sich an den König von Preußen gewandt und Rath gesucht. Der französische Kaiser verlangt vom Landgrafen eine Offensiv- und Defensivallianz, ein Truppencorps von 3000 Mann, eine Lieferung von 1000 Pferden, verspricht dagegen Garantie seiner jetzigen Lande und von der künftigen Eroberung eine verhältnißmäßige Indemnität." Später beim Durchmarsche ward das Verlangen wiederholt, aber nicht mit besserem Erfolge.

Hofe schöpfen sollen? Gewiß war die Politik eines Montgelas so undeutsch und selbstsüchtig wie eine, aber hätten ihm etwa — um von allem Andern zu schweigen — die Thugut und Cobenzl als Vorbilder deutscher Gesinnung und patriotischer Uneigennützigkeit dienen können?! Man kann es beklagen, daß es so war, aber es ist kein Zweifel: wenn Kurfürst Max Joseph, seine Rathgeber und selbst sein Volk auch nur ihre Neigung fragten, so entschied diese nach Allem, was vorausgegangen war, für Bonaparte und nicht für Oesterreich. Es war darum nicht schwer, den Münchner Hof, an welchem nur die Kurfürstin Karoline entschieden antibonapartisch gesinnt war, den Anmuthungen der Coalition zu entziehen und zum französischen Bündniß zu bestimmen; nur die Nähe der österreichischen Waffen konnte noch davon abmahnen. Seit Napoleon versprechen konnte, daß er binnen wenig Wochen mit Hunderttausenden an der Donau stehen werde, waren die letzten Bedenken beseitigt; am 24. August schloß Baiern das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ab. Indessen war General Thiard bemüht, das Gleiche in Stuttgart und Karlsruhe vorzubereiten. Bevor die Coalition noch einen Schwertstreich gethan, hatte ihr Napoleon bereits einen diplomatischen Sieg abgewonnen, der eine Schlacht aufwog; das feindliche Gebiet begann für ihn nicht am Rhein, sondern erst am Inn.

Es ist eine geläufige Erzählung französischer Berichte, die eine gewisse populäre Geltung erlangt hat: Napoleon habe in heftigem Zorne über Villeneuve's Ausbleiben in den letzten Augusttagen zu Boulogne eines Morgens seinen vertrauten Secretair Daru herbeigerufen und diesem dann in einem Zuge den ganzen Kriegsplan von 1805 bis auf jede einzelne Bewegung, jede Etappe so in die Feder dictirt, wie er nachher zur Ausführung gekommen ist*). Man wird dem Sieger von Ulm und Austerlitz kaum etwas von seiner Größe und dem Feldzuge von 1805 von seinem Glanze nehmen, wenn man die Vorgänge weniger auf den Effect zustutzt und daran erinnert, daß der Krieg von 1805 etwas seit geraumer Zeit erwartetes war, dessen Anordnungen vorzubereiten der französische Kaiser sich Zeit genug genommen hatte. Mit Recht haben sachkundige Stimmen bemerkt**), wie jene Ansicht sich in ihrer Uebertreibung selber richte, während es freilich ganz natürlich

*) Die Quelle der Erzählung ist Daru selbst, von dem sie zunächst auf Charles Dupin (de la force navale de l'Angleterre) übergegangen und dann durch die meisten folgenden Berichte weiter verbreitet worden ist.

**) S. Rüstow a. a. O. 62. 63. Ueber die Zahl der französischen Truppen s. die Detailberechnung in der Gesch. der Kriege VI. 2. 213 ff. Schon am 13. Aug. schrieb übrigens Napoleon an seinen Stiefsohn (Mémoires du prince Eugène I. 245): L'Autriche fait des rassemblements. J'ai demandé qu'ils soient contremandés d'ici à quinze jours sans quoi je ferai volte-face et je marcherai à Vienne avec deux cent mille hommes; rien n'est beau comme mon armee ici.

scheint, daß Napoleon die allgemeinen Umrisse eines Feldzuges, dessen Bedingungen er genau kannte, jetzt schon hat vorzeichnen können.

Bewunderungswürdig blieb darum doch die Sicherheit, mit der er jede Schwäche des Gegners benutzt, und die Präcision, womit er alle Vorbereitungen des Erfolges getroffen hat. Es galt vor Allem, die Feinde einzeln anzugreifen und die Oesterreicher zu schlagen, bevor die russischen Hülfsheere angekommen waren. Er durfte mit einiger Sicherheit erwarten, daß die Oesterreicher, während ihr linker Flügel nach dem Po vordrang und ihr Centrum sich auf Tirol stützte, mit ihrer Rechten den Inn überschreiten und, um sich Baierns zu versichern, nach dem Lech und der Donau vorgehen würden. Dieser rechte Flügel lag ihm zunächst; ihn konnte er mit seinen Heeren von Boulogne aus Holland und Hannover rascher erreichen, als den linken in Italien; in einem Falle, wo aber die Schnelligkeit Alles werth war, mußte diese Rücksicht dem Feldzugsplane seine Richtung geben. Gelang es dem französischen Kaiser, eine überlegene Macht rasch an die Donau zu werfen, so war es möglich, diesen Flügel völlig zu umgehen und ihn mit der Wucht seiner Uebermacht zu erdrücken, bevor ein Mann vom russischen Hülfsheere den Inn oder den Lech erreichte. Ein so gewaltiger Schlag, an der Donau herbeigeführt, während Massena am Po nur die Defensive hielt, mußte auf den ganzen großen Kriegsschauplatz entscheidend wirken; selbst wenn man in Italien einen Nachtheil erlitt, war das mehr als aufgewogen, sobald es gelang, an der Donau die erste alliirte Armee zu sprengen, der zweiten mit Ueberlegenheit entgegenzutreten.

Die Streitkräfte zu einem solch entscheidenden Schlage waren bereit. In Hannover stand ein Corps unter Bernadotte, von dem gegen achtzehntausend Mann nach Franken und Baiern in Bewegung gesetzt werden konnten; eine gleiche Zahl war unter Marmont im Lager bei Utrecht vereinigt. Bei Boulogne und in der nächsten Umgebung lagerten die Corps von Davoust, Soult, Lannes und Ney mit 110,000 Mann; dazu kam die Reiterreserve von 22,000, und die Gardedivision mit 6000 Mann. Es waren also, ohne Augereau, der mit 14,000 Mann im Süden stand, und ohne die beiden Heere Massena's und Gouvion St. Cyrs, die vorerst, etwa 48,000 Mann stark, Oberitalien und Neapel besetzt hielten, über 170,000 Streiter gegen die Oesterreicher in Süddeutschland aufzubringen; die Verstärkungen der deutschen Contingente konnten sie auf mehr als zweimalhunderttausend bringen. Mit raschen Märschen war diese ganze Macht bis Ende September gegen die Donau und den Lech vorzuschieben, während die ersten Vortruppen des russischen Hülfsheeres kaum im October den Inn erreichten. Selbst wenn die Oesterreicher sie hier in concentrirter Stellung erwarteten, bedrohte sie in einem mächtigen Bogen der Feind, dessen rechter Flügel sich ihrer Front näherte, während der linke, gerades Weges aus Hannover nach Franken und Baiern ziehend, ihre eine Flanke umging. Diese Gefahr der Um-

gehung war aber um so größer und vollständiger, je weiter das österreichische Heer vorging; rückte es, wie die politischen Pläne auf Baiern es erwarten ließen, bis zum Lech und bis gegen Ulm vor, so stand ihm der linke Flügel der Franzosen im Rücken, bevor es noch zum näheren Zusammenstoße kam.

Diesen Plan entwarf Napoleon in Boulogne und war seit dem 23. August unermüdet thätig, seine Ausführung vorzubereiten. Es ward die Aushebung von 60,000 Rekruten angeordnet, die Nationalgarde zur inneren Vertheidigung bereit gemacht, die Festungen besetzt, aus den neu Ausgehobenen die Reserven gebildet. In den letzten Tagen des Monats fingen die Heeresmassen an, sich in Bewegung zu setzen. Während Bernadotte das sogenannte erste Corps (gegen 18,000 Mann) bei Göttingen und Hannover sammelte, um durch Hessen nach dem Main und nach Franken vorzugehen, Marmont das zweite von mehr als zwanzigtausend Mann in der Richtung auf Mainz führte, setzte sich auch das Lager von Boulogne gegen Deutschland in Bewegung. Davoust mit dem dritten Corps (27,000 Mann) brach über Lille, Namur, Luxemburg, Saarlouis, Zweibrücken gegen Mannheim auf; Lannes (gegen 18,000 Mann) mit dem fünften zog über St. Omer, Cambray, Mezières, Verdun, Metz in der Richtung auf Straßburg; ihm folgte in geringer Entfernung Soult mit dem vierten (41,000 Mann), um sich bei Metz über Saarbrücken nach Landau zu wenden, indeß Ney mit dem sechsten (24,000 Mann) über Arras, Peronne, Rheims, Toul, Nancy nach dem Unterelsaß zog. Ebendaselbst bei Straßburg sammelte sich auch der größte Theil der Cavalleriereserve, die 22,000 Mann stark nachher von Murat commandirt ward. Murat selbst, Savary und Bertrand bereisten in den ersten Tagen des Septembers den künftigen Kriegsschauplatz, recognoscirten die Innlinie, die Lech- und Donaugegenden; Bertrand besichtigte genau die noch übrigen Befestigungen von Ulm, und Murat brachte seinem Kaiser ziemlich detaillirte Nachweise über die Stärke der Feinde, ihre Bewegungen und ihre vorbereitenden Maßregeln. Napoleon war also auf's beste unterrichtet, während die Oesterreicher noch nicht einmal ahnten, daß 200,000 Mann gegen sie auf dem Marsche waren.

Es gränzt an das Unglaubliche, und doch war es so: Wochen lang blieb der Marsch solcher Heeresmassen verborgen! Die handgreifliche Vorspiegelung, es solle sich ein Observationscorps von 30,000 Mann bei Straßburg sammeln, reichte hin, diese ungeheuern Vorbereitungen dem Gegner zu verdecken. Nicht nur Graf Philipp Cobenzl schrieb noch bis in die letzte Woche des Septembers beruhigende Briefe nach Wien, auch die Eingeweihtesten unter den Diplomaten und Kriegsleuten im österreichischen Lager lebten der frohen Zuversicht, daß Bonaparte diesmal von ihnen überrascht werden würde*). Schon in

*) Selbst Sir Arthur Paget, der mit Gentz die Sachen am unbefangensten ansah, hat die Macht der Franzosen merklich unterschätzt. S. dessen Depesche vom

der Präcision und Ruhe, womit dies Alles ausgeführt ward, prägt sich die Vortrefflichkeit des damaligen französischen Heeres und seiner Führer aus. Organisation und Schule, kriegerische Uebung und militärisches Selbstvertrauen, Tapferkeit des Soldaten und Tüchtigkeit der Führer wirkten hier in gleichem Maße zusammen, um die pünktliche Lösung auch der schwierigsten Aufgaben zu erleichtern. Noch war dies Heer, aus dem Kern der Nation gebildet, durch keine Niederlagen geschwächt und entmuthigt, von einem kriegerischen Selbstgefühl erfüllt, das sich auch dem Neuling in diesen Reihen rasch mittheilte; noch war der militärische Aufschwung der Revolutionszeiten nicht völlig verrauscht, wenn auch die republikanischen Reminiscenzen allmälig vor der neuen Kaiseranbetung verblaßten. Die ganze Gliederung des Heeres war musterhaft; überall war der rechte Mann an seinen Platz gestellt, jedes Armeecorps bildete unter einem hervorragenden Feldherrn eine Armee für sich, Alles griff in selbstthätiger Freiheit und doch in innigem Verständniß in einander ein; es war, wie ein Kenner sagt, die Verbindung pünktlichen Gehorsams mit Freiheit der Bewegung für den Einzelnen niemals in einer Armee in gleich hohem Maße vorhanden wie in dieser. Nur mit einem solchen Heere, dem der Imperator selbst Geist und Leben einhauchte, nur mit solchen Unterfeldherren war freilich eine so kühne und großartige Disposition, wie die jetzt unternommene, mit der ganzen Zuversicht des Erfolges zu Ende zu führen.

So war Alles zu einem gewaltigen Schlage gerüstet; die Kraft der Nation, noch ungebrochen, wirkte mit der Genialität des Führers zusammen, den Erfolg zu sichern. Wohl konnte Napoleon ohne Prahlerei am Tage, wo er seine Befehle ausgab (23. Aug.), an Talleyrand schreiben: „Kommen die Flotten nicht, so rücke ich mit 200,000 Mann in Deutschland ein und stehe nicht still, bis ich die Thore Wiens berührt, den Oesterreichern Venedig sammt den andern italienischen Besitzungen genommen und die Bourbons aus Neapel verjagt habe. Ich lasse die Oesterreicher und Russen sich nicht vereinigen; ich werde sie schlagen, ehe sie sich verbinden können." Doch blieb er selber noch in Boulogne, um die Täuschung zu unterstützen, als sei der Landungsplan nicht aufgegeben, als beschränke sich die ganze Rüstung gegen das Festland — auf die Reservearmee bei Straßburg!*)

---

18. Sept. 1805 in den parliamentary debates von 1806. T. VI. Append. S. XXXIV.

*) Auch an Eugen schreibt er am 31. August (Mémoires I. 263) La grande armée est en pleine marche. Elle sera toute rendue sur le Rhin au 1 vendémiaire; j'occuperai l'ennemi de manière qu'il n'aura pas de temps à perdre à vous chicaner en Italie. Je n' ai pas besoin de vous répéter que cela est pour vous seul. Vous devez dire que je fais marcher quelques troupes de mon armée des côtes, mais seulement trente mille hommes.

Wo war in dem Oesterreich von 1805 die Kraft und Einsicht, die sich mit diesem Gegner messen konnte? Es war ein schlichtes, aber tiefsinniges Wort, daß Gentz noch im Juli ausgesprochen: Ich sehe noch nichts ringsum, was mir einen Umschwung der Personen ankündigt, wie er nur einigermaßen dem Umschwung der Dinge entspricht. Allerdings saß auf dem Throne noch derselbe Kaiser Franz, der sich seit 1792 mit zäher Ausdauer um die Herstellung des alten Schlendrians bemühte, in dem so wenig ein selbständiges Talent, als kühne Raschheit und schöpferische Genialität gedeihen konnten. Noch standen um ihn als Rathgeber die Cobenzl, Colloredo und Collenbach, deren klägliche Mittelmäßigkeit die Lähmung und Erniedrigung Oesterreichs mit verschuldet. Noch war das alte System in voller Blüthe: jeden selbständigen Kopf zurückzudrängen, nur Intriguanten und Creaturen zu fördern; jeder freie Aufschwung aus dem Schooße der Nation war als Jakobinismus verdächtigt, Spionage, geheime Polizei, Brieferöffnen galten nach wie vor für die unentbehrlichen Stützen einer wohlgeordneten Staatsverwaltung. Der Krieg mit Napoleon ward wie jede andere diplomatische Angelegenheit im Stile der Cabinetskriege alter Zeiten geführt; von einer geistigen und sittlichen Erhebung zeigte sich nirgends eine Spur, die Allmacht des Mechanismus trat mit einer wahrhaft naiven Selbsttäuschung auf.

Um eine so große Sache ins Werk zu setzen, wie diesen Krieg, der mit der Zertrümmerung des Bonapartismus, mit einer neuen Länderkarte und einem neuen Völkerrecht Europa's enden sollte, war in Oesterreich durchaus nichts Wesentliches geändert worden, als das Personal der obersten Kriegsverwaltung; der Erzherzog Karl war durch Mack ersetzt, in das Kriegsdepartement eine gewisse mechanische Ordnung zurückgeführt, die Ziffern und Zahlen vermehrt, aber kein frisches Leben geweckt. Und es war noch zweifelhaft, ob diese gerühmte Ordnung wirklich etwas werth war. Indem man kurz vor dem Kriege noch neue Eintheilungen und Reglements extemporirte, hat man wahrscheinlich nur die Verwirrung vermehrt und das sonst tüchtige Material unfertig und in mangelhafter Organisation auf den Kampfplatz geschickt. Die Führung übernahm nominell zuerst der Kaiser selbst, dann übergab er sie, allerdings auch nur dem Namen nach, seinem fünfundzwanzigjährigen Vetter Ferdinand, dem Sohne des für Modena durch den Breisgau entschädigten Erzherzogs gleichen Namens. Er war angewiesen, dem Rathe Macks zu folgen, in Zweifelfällen auch andere Generale zu hören, doch wenn Mack bei seiner Meinung beharre, sich nach ihm zu richten. Es ließ sich kaum eine unglücklichere Organisation des Oberbefehls denken, und nur eine Persönlichkeit der seltensten Art wäre im Stande gewesen, diese Nachtheile einigermaßen aufzuwiegen. Aber die auserwählte Persönlichkeit war Mack. Man schien in Wien auch nicht einmal zu ahnen, welch ein Zwischenraum die Virtuosität des Gamaschendienstes, die Mack zur Noth besitzen mochte, von der Fähigkeit des Handelns und Lenkens trennt. Mack war sein Leben lang nichts Anderes

gewesen, als ein Prototyp jener berufenen Wiener Kriegskunst am grünen Tische; seine verworrene Phantasie schüttete immer neue Entwürfe aus, aber es fehlte ihm durchaus die Klarheit und Bestimmtheit, sie zu vollziehen; drum wo er immer praktisch aufgetreten war, 1794 und 1798, hatte er sich lächerlich gemacht. Seine politische Weisheit und Beurtheilungsgabe war die eines gemeinen Korporals; es gab, wie die Folge gezeigt hat, keine zu plumpe Erfindung, womit man ihn nicht hätte narren können.

Freilich hatten die Einsichtigeren, wie Gentz, wie Philipp Stadion, unablässig daran erinnert, daß Pitt sich täusche, wenn er meine, die Dinge in Oesterreich seien besser geworden. Aber die Atmosphäre eines solchen Staates muß doch eine ansteckende Wirkung üben; denn die Gescheidtesten waren jetzt stockblind. In dem Augenblick, wo nur eine ganz unverhoffte Wendung der Dinge Oesterreich vor einer furchtbaren Niederlage sicherstellen konnte, wo den Alliirten die Initiative des Krieges bereits entwunden war und sie das Gesetz des Krieges, das sie Napoleon zu geben dachten, von ihm empfingen, in diesem Augenblicke konnte selbst ein feiner, scharfsichtiger Mann wie Gentz sich von dem tollen Spuck berauschen lassen, welcher dem officiellen Oesterreich damals die Binde um die Augen legte. In dem nämlichen Moment, wo sich die Heeressäulen von Boulogne, Utrecht und Hannover nach dem Rhein und Main in Bewegung setzten, sprach Gentz die Ansicht aus, Napoleon sei nicht mehr der alte, der er einst gewesen; das Kaiser- und Königspielen, Hofleben und Hofschmeichelei scheine ihn verändert zu haben. Oder er rief damals triumphirend: „das Gestirn des Tyrannen erbleicht" — in einem Augenblicke, wo es glänzender und dräuender als je über Europa aufging. In den Tagen, wo der Kreis von Armeen schon anfing den verlorenen Mack zu umschließen, wo Bernadotte und Marmont sich bereits in seinen Rücken drängten, schrieb er prahlerisch (6. Octbr.): „Das tiefe Stillschweigen Bonaparte's ist zwar höchst wahrscheinlich das zusammengesetzte Product vieler und mannigfaltiger Bewegungen in ihm, aber Scham und Verlegenheit haben gewiß ihren guten Theil daran. Einen solchen Moment erlebte der Theatermonarch noch nie, und die Kammerherren und Ceremonienmeister, die er nach Straßburg kommen läßt, werden ihm nicht heraushelfen" *).

Während so die Klügsten in hochmüthiger Selbsttäuschung sich berauschten, hatte Bonaparte seinen Kriegsplan wie ein geniales Kunstwerk geschaffen und alle Einzelnheiten mit wunderbarem Geschick vorbereitet; die Wiener Diplomatie, die ganze Mandarinenwirthschaft und die Weisheit des Hofkriegsraths war bereits der schmachvollsten Niederlage verfallen, bevor der „Theatermonarch" noch die Trommeln hatte rühren lassen. Es sollte der Welt an einem beispiellosen Probestück gezeigt werden, wie weit den alten Staaten, ihrer Cabinets- und Kriegskunst die Fähigkeit innewohnte, sich in einem Kampfe mit Bonaparte zu messen.

*) Gentz Schriften IV. 86. 99. 117. Vgl. I. 296 f. 300.

In den ersten Septembertagen erfolgten denn die diplomatischen Schritte, wie sie gewöhnlich dem offenen Bruche vorangehen. Eine österreichische Note vom 3. September legte zuerst officiell die Maske ab, womit bisher selbst das Bestehen der bewaffneten Coalition verhüllt war. Auch jetzt noch wurden die friedlichen Gesinnungen des Wiener Hofes betheuert, aber doch auch alle Beschwerden und Verletzungen des Luneviller Friedens aufgezählt und die Herstellung eines Zustandes, wie ihn die Verträge forderten, als Zweck der kriegerischen Rüstungen bezeichnet. Wenige Tage später (9. September) wurde dem deutschen Reichstage eine amtliche Mittheilung gemacht und die Versammlung aufgefordert, sich durch die Versuchungen Frankreichs nicht beirren zu lassen, sondern festzuhalten an dem Kaiser, der den öffentlichen Zustand und die Verfassung des Reiches beschützen werde.

Am Tage vorher hatte der Krieg begonnen (8. Sept.); die Oesterreicher waren bei Schärding über den Inn gegangen. Eine Erklärung vom 12. konnte als die förmliche Kriegserklärung gelten. Oesterreich, hieß es darin, wünsche den Frieden aufrecht zu erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß man die Verträge achte, auf denen der Friede beruhe. Das geschehe aber nicht von einer Macht, welche sich die Rechte der Besitznahme und Protection allenthalben beilege, die von den Rechten des Sieges spreche, nachdem dieselben durch den Frieden erloschen seien, die Gewalt und Drohung anwende, um den Nachbarlanden Gesetze aufzudringen, welche ihre Würde für beleidigt erkläre durch wohlbegründete Vorstellungen, während sie in ihren amtlichen Organen alle Monarchen Europa's angreife; einer Macht endlich, welche sich allein zum Schiedsrichter aufwerfe über das Schicksal und das Interesse der Nationen. Oesterreich sei auch jetzt noch, im Einklang mit Rußland und England, bereit, auf Bedingungen hin zu unterhandeln, die mit der Ruhe und Sicherheit Europa's vereinbar seien.

Dies Manifest und der Einfall in Baiern ward von Napoleon als Kriegserklärung aufgenommen. Im Moniteur erfolgte die Veröffentlichung der diplomatischen Actenstücke und eine amtliche Darlegung des Verhältnisses zwischen Frankreich und Oesterreich. Darin waren die bittersten Anklagen auf England gehäuft, die Friedensliebe des französischen Kaisers betheuert, den gerechten Beschwerden über Frankreichs schrankenlose Herrschsucht Klagen über Oesterreichs ehrgeizige Uebergriffe entgegengestellt. Es war damit freilich so dürftig bestellt, daß Napoleon seinen Uebergriffen in Deutschland, Italien, Holland und der Schweiz nichts entgegenzustellen hatte als den Vorwurf: Oesterreich habe die venetianischen Schulden nicht bezahlt, Lindau, die Insel Meinau und Althausen erworben, sich auf Kosten Baierns und des deutschen Reiches zu vergrößern gesucht!*)

---

*) Es kehrt das nachher in allen Manifesten und Noten wieder. Eine damals erschienene, schlagend und gewandt den österreichischen Standpunkt verfechtende Schrift

Die Oesterreicher hatten sich beeilt, den Inn zu überschreiten. Sie warteten weder die Russen ab, noch die Vervollständigung ihrer eigenen Rüstungen, aber sie kamen doch nicht früh genug, um sich Baierns zu versichern. Wir wissen, schon am 24. August war ein vorläufiger Vertrag mit Napoleon unterzeichnet, der die bairische Armee an die Franzosen hingab und dafür dem Kurfürsten eine passende Arrondirung seines Gebietes verhieß. Wie nun Fürst Schwarzenberg (6. Sept.) in München unter Drohungen den Beitritt Baierns zur Coalition forderte und wenige Tage nachher die Truppen des Kaisers ins bairische Gebiet einrückten, kam Beides zu spät. Der Trotz und die gebieterischen Forderungen Oesterreichs, der Einfall ins Land und die militärischen Erpressungen dienten nur dazu, den Abfall an Frankreich zu beschönigen und dem arglosen Volke glauben zu machen, der Uebergang ins französische Lager sei durch Oesterreichs gewaltthätiges Verfahren abgenöthigt worden. Zunächst galt es freilich, die Person des Kurfürsten und seine Armee vor der Zudringlichkeit der Oesterreicher sicher zu stellen. Max Joseph machte dem österreichischen Unterhänder Hoffnungen auf seinen Beitritt, schrieb an den Kaiser einen Brief voll loyaler Gesinnungen (8. Sept.) und schien nur aus väterlicher Zärtlichkeit den augenblicklichen Anschluß an Oesterreich zu scheuen, weil der Kurprinz, auf einer Reise von Frankreich begriffen, von der Bonaparte'schen Politik als Geisel behandelt werden könnte. Noch in derselben Nacht floh aber Max Joseph nach Würzburg, während sein Heer den Weg nach Franken einschlug, um sich mit den Franzosen zu vereinigen. So war das bairische Bündniß verloren, auch wenn das Gebiet den Oesterreichern offen stand. Seit Mitte des Monats war der südliche Theil des Kurfürstenthums von ihnen besetzt, und Kaiser Franz selbst zog (21. Sept.) in der Hauptstadt des bairischen Kurfürsten ein. Bis an den Lech und die Iller schoben sich einzelne Corps der Oesterreicher vor, nirgends sah man feindliche Vorbereitungen und verharrte in dem thörigten Wahne, der Sieger von Marengo werde ein Opfer werden von Mack's strategischer Ueberlegenheit.

Am 23. September erschien Napoleon im Senat, ließ die Aushebung der Conscribirten und die Organisation der Nationalgarden decretiren und

(„Wer ist der angreifende Theil, Oesterreich oder Frankreich?" 1805) bemerkt dazu S. 47 mit Recht: „Man wird ohne Zweifel bald kein Haus und kein Grundstück mehr kaufen dürfen, ohne den Kaiser Napoleon um Erlaubniß zu bitten. Die Anwendung des Heimfallrechts gegen die Güter aufgehobener geistlicher Corporationen, an deren Aufhebung Frankreich allein Schuld ist; veränderte Zahlungsmodificationen, welche die inländischen Gläubiger wie die ausländischen treffen ... elende, bei den Haaren herbeigezogene Armseligkeiten, während Bonaparte ganze Königreiche mit einem Schlag vernichtet, ein großes Land nach dem andern sich zueignet, den übrigen mit Gewalt und Schrecken Tribute und Gesetze aufdringt, Republiken oder freie Städte an seine Schwäger verschenkt u. s. w."

spielte vor der französischen Nation mit Erfolg die Rolle des unschuldig Gekränkten. Der Senat gab darauf eine Antwort, die, wie eine französische Stimme selber sagt, eines Höflings der spanischen Könige oder eines Sclaven der Sultane von Stambul würdig war. Während die verbündeten Monarchen es unter ihrer Würde hielten, sich an die Theilnahme der Völker zu wenden, richtete Napoleon an die Franzosen eine Proclamation, die auf ihren Nationalstolz und ihren Ehrgeiz gleich glücklich berechnet war. „Ich verlasse meine Hauptstadt", rief er ihnen zu, „um meinen Verbündeten rasche Hülfe zu bringen und die theuersten Interessen meiner Völker zu vertheidigen. Noch vor wenig Tagen hoffte ich, der Friede würde nicht gestört werden, Drohungen und Beleidigungen hatten mich unempfindlich gelassen; aber jetzt hat die österreichische Armee den Inn überschritten, München ist besetzt, der Kurfürst von Baiern aus seiner Hauptstadt verjagt, alle meine Friedenshoffnungen sind verschwunden. . . . . Beamte, Soldaten, Bürger, alle wollen das Vaterland frei halten vom Einfluß Englands, dessen Uebergewicht uns nur einen Frieden voll Schmach und Entehrung bringen würde, einen Frieden, dessen Grundbedingungen den Brand unserer Flotten, die Verschüttung unserer Häfen und die Vernichtung unserer Industrie enthielten. Alle Zusagen, welche ich dem französischen Volke geleistet, habe ich gehalten; die Nation hat gegen mich keine Verpflichtung eingegangen, der sie nicht entsprochen hätte. In dieser so bedeutungsvollen Lage wird sie fortfahren, den Namen der großen Nation zu verdienen, womit ich sie auf den Schlachtfeldern begrüßte. Franzosen, euer Kaiser wird seine Pflicht thun; meine Soldaten werden die ihrige, ihr die eurige erfüllen."

Während Mack sein Heer bis nach Schwaben verzettelte, die kaiserlichen Truppen vereinzelt dem Feinde entgegentrieb und bei Ulm und an der Iller verfallene Schanzen wieder herrichten ließ, um den Stoß des Gegners zu erwarten, war Marmont (25. Sept.) bei Frankfurt, Bernadotte (27. Sept.) bei Würzburg angekommen, gingen Ney, Lannes und Murat bei Kehl, Soult und Davoust bei Mannheim und Speyer über den Rhein. Die Schwarzwaldpässe waren überschritten, Schwaben schon mit französischen Truppen überfluthet, bevor man im kaiserlichen Lager die Annäherung des Feindes vermuthete. Napoleon selbst war es, der seit dem 26. Sept. in Straßburg diese Bewegungen leitete; unter den Huldigungen und höfischen Ehren, in die ihn Gentz versunken glaubte, hatte er ohne Widerstand die Hauptmasse der großen Armee nach Schwaben gebracht. Am 1. October überschritt er selbst den Rhein. „Soldaten", rief er dem Heere zu, „der Krieg der dritten Coalition hat begonnen; die österreichische Armee hat den Inn überschritten, die Verträge verletzt, unsern Alliirten angegriffen und aus seiner Hauptstadt verdrängt . . . Wir werden nicht eher stille stehen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutschen Reichs gesichert, unserm Verbündeten geholfen, den Stolz unserer Feinde verwirrt haben. Wir werden keinen

Frieden mehr ohne Bürgschaft schließen, unsere Großmuth soll unsere Politik nicht mehr irre führen! Soldaten, euer Kaiser ist in eurer Mitte; ihr seid nur die Vorhut der großen Nation; wenn es nöthig ist, wird sie sich auf meinen Ruf wie ein Mann erheben, um diesen neuen Bund zu zerstören, den britischer Haß und britisches Gold gestiftet haben."

Für „die Unabhängigkeit des deutschen Reichs" erklärte also Napoleon die Waffen zu ergreifen! Und das war noch lange nicht die widrigste aller Unwahrheiten, womit diese Blätter unserer Geschichte befleckt sind. Die Deutschen selber überboten rasch den fremden Imperator. Max Joseph von Baiern hatte eben noch eine Rolle durchgespielt, die seines persönlichen Charakters wie seines fürstlichen Namens gleich unwerth war. „Ich verpfände mein heiliges Wort — schrieb er am Tage, wo er sich zur Flucht nach Würzburg rüstete und seine Truppen ins französische Lager sandte, an den deutschen Kaiser — ich verpfände mein Wort, daß meine Truppen die Operationen der Armee in nichts hindern werden; ich schwöre und verspreche, ruhig zu bleiben und nichts zu unternehmen". Und am nämlichen Tage schrieb der deutsche Kurfürst an den französischen Gesandten Otto: „Zweideutig zu erscheinen in den Augen des Kaisers, meines Beschützers, das wird mich ins Grab bringen. . . . Ich fühle das Schreckliche meiner Lage. Diesen Morgen habe ich an den deutschen Kaiser geschrieben, ihm vorgestellt, daß mein Sohn in Frankreich sei und er verloren wäre, wenn man mir nicht die Neutralität bewilligte; ich habe ihn auf den Knieen darum angefleht, hätten Sie sehen können, was ich diese zwei Tage gelitten habe, Sie hätten Mitleid mit mir empfunden". Auf den Rath des französischen Gesandten war er dann noch in derselben Nacht nach Würzburg ins Bonaparte'sche Lager entflohen; dort erhielt der Vertrag vom 24. August seine förmliche Bestätigung, man fand aber für gut, ihn vom 23. September zu datiren, damit die Welt nicht erfahren solle, daß sich Baiern schon vierzehn Tage vor dem Einrücken der Oesterreicher an die Franzosen verkauft hatte. Die bairische Armee, ungefähr 25,000 Mann stark, vereinigte sich mit der französischen; Napoleon erließ an sie, — der erste Vorgang dieser Art — eine gnädige Proclamation. „Ich habe mich", rief er den Baiern zu, „an die Spitze meines Heeres gestellt, um euer Vaterland zu befreien; denn das Haus Oesterreich will eure Unabhängigkeit vernichten. . . . Ihr werdet dem Beispiel eurer Vorfahren folgen, die sich stets die *Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind*. Ich kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volke sagen zu können, daß *ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen*."

Der gleiche Ton sprach aus den Proclamationen der Baiern. Ihr General Deroy erinnerte das Heer an die üble Behandlung und an die — Strapatzen, die es im jüngsten Kriege im Bunde mit Oesterreich hatte erdulden

müssen! Er erwartete von ihnen, daß sie sich nicht würden „entehren“ lassen. Vertrauet auf Gott und die gerechte Sache, rief er ihnen zu, und lasset euer Vaterland nicht untergehen. Auch Max Joseph selbst sprach zu seinem Volke. Er warnte es vor den „treulosen Planen Oesterreichs“, das Baiern habe zwingen wollen, für „fremdes Interesse“ zu streiten. „Der Kaiser der Franzosen“, sagte der deutsche Kurfürst, „Baierns natürlicher Bundesgenosse, eilte mit seinen tapfern Kriegern herbei, um euch zu rächen, und schon kämpfen eure Söhne an der Seite der sieggewöhnten Völker und bald, bald naht der Tag der Rettung.“

Als ärgerliches Nachspiel folgte noch ein diplomatischer Schriftenwechsel zwischen Baiern und Oesterreich. Der Kurfürst ließ eine „geschichtliche Darstellung“ erscheinen, worin er den Kaiser Napoleon lobte, dessen „kräftiger Mitwirkung“ Baiern eine Entschädigung für seine Verluste im Revolutionskriege zu verdanken habe, und damit die Gewaltschritte verglich, die sich Oesterreich erlaubt hätte. Wie Schwarzenberg drohend nach München gekommen sei und in gebieterischem Tone verlangt habe, Baiern solle sich an Oesterreich anschließen, die bairische Armee, wenn sie nicht entwaffnet werden wolle, in einzelnen Abtheilungen der österreichischen einverleibt werden; wie dann die Oesterreicher eingerückt seien, das Land mit Requisitionen bedrängt, die Kassen in Beschlag genommen und ihr Papiergeld zu erhöhtem Zwangscurs aufgezwungen hätten, während der Kurfürst sich auch nach seiner Abreise wiederholt bemüht habe, eine vertragsmäßige Neutralität zu erlangen, wie man ihm darauf mit entwürdigenden Anträgen geantwortet und z. B. verlangt habe, wenigstens die altbairischen Truppen zu entlassen und nur die aus den fränkischen und schwäbischen Gebieten zu behalten — das und Aehnliches war darin weitläufig berichtet und gegen solchen Schimpf an die „bairische Nation“ appellirt. Nur eines sagte die „geschichtliche Darstellung“ nicht: daß Baiern schon vorher, ehe Oesterreich drohte und Gewalt übte, mit Napoleon im geheimen Bündniß war. Die österreichische Erwiederung konnte dafür keinen urkundlichen Beweis geben, aber doch die Widersprüche zusammenstellen, die sich der Kurfürst hatte zu Schulden kommen lassen. Wie er am 7. September eigenhändig an Schwarzenberg die Zusage des Anschlusses gab, am 8. den Kaiser anflehte, ihm um seines Sohnes willen, den Napoleon als Geisel behandeln werde, Neutralität zu gewähren, und wie er dann noch in derselben Nacht nach Würzburg entwischt war, seinen Truppen die Richtung nach dem französischen Lager anwies und indessen die Oesterreicher mit scheinbaren Unterhandlungen hinhielt, das war hier in gedrängten Zügen zusammengestellt und mit den Actenstücken selbst belegt*).

Wenn Baiern, dessen geographische Lage unter den süddeutschen Ländern noch am ersten einen Anschluß an Oesterreich erwarten ließ, sich so viel Mühe

*) S. polit. Journ. 1805 II. 996 ff. 1080 ff.

gab, um ins französische Lager zu entkommen, so war es nicht zu verwundern, wenn die Gebiete, die fast unter den Kanonen von Straßburg lagen, ohne Widerstreben dem Strome Napoleonischer Macht folgten. So hatten mit Baden schon vor dem gewaltsamen Bruche Verabredungen stattgefunden, welche den Anschluß vorbereiteten. Napoleon wies bereits am 15. Septbr. Murat an, im Nothfall dem Kurfürsten von Baden zu Hülfe zu eilen, doch das Einverständniß geheim zu halten und Alles zu meiden, was Baden Oesterreich gegenüber compromittiren könne. Wie der französische Kaiser selbst nach Straßburg kam, begrüßten ihn dort der Sohn und der Enkel Karl Friedrichs, ein Beweis, daß Baden wenigstens nicht mit Oesterreich ging, auch wenn es versuchte, die Neutralität zu erlangen. Auf dem Marsche durch's Land ward dann (1. Oct.) zu Ettlingen ein Vertrag geschlossen, der gegen das Versprechen von Gebietsvergrößerungen in Vorderösterreich auch das badische Contingent von dreitausend Mann den Franzosen zur Verfügung stellte. Dagegen blieb Landgraf Ludwig von Darmstadt seiner Weigerung des Bündnisses getreu und seine Leistung beschränkte sich auf einen Train, den er den Franzosen lieferte.

Kurfürst Friedrich von Württemberg schien sich zwingen lassen zu wollen; wie das Corps von Ney sich Stuttgart und Ludwigsburg näherten, nahm er die Miene an, als wolle er seine Residenzen vor dem Durchmarsch der fremden Truppen sichern. Es gelang ihm auch durch Vermittelung des französischen Gesandten, Ludwigsburg zu schützen; durch Stuttgart erzwang sich aber, zu Friedrichs lebhaftem Verdruß, Ney den Durchmarsch, indem er die Kanonen auf die Thore richten ließ. Es war nicht die Lebhaftigkeit deutschen Patriotismus', was den Kurfürsten zu diesem leisen Widerstand bestimmte, sondern nur autokratische Eitelkeit, vielleicht auch die Hoffnung, den Kaufpreis seiner Freundschaft zu steigern. Wie seine Beschwerde gegen Ney durch Berthier höhnisch und wegwerfend beantwortet, seine Klage über Erbrechung der Marställe vom General Dupont mit einem trockenen „cela m'est bien égal“ erwiedert ward und gleich darauf (2. Octob.) Napoleon selber in Ludwigsburg eintraf, beruhigte sich sein Unmuth. Denn so sehr auch der stolze kleine Despot Napoleon als Emporkömmling haßte, so demüthig verbeugte er sich jetzt nach dem Berichte eines glaubwürdigen Zeugen vor dem allmächtigen Kaiser*). Napoleon wußte, wie man solche Leute zu behandeln hatte. Er verlangte sogleich zur Kurfürstin, einer englischen Prinzessin, geführt zu werden, um diese Feindin zu bekehren. Er war so artig gegen sie und wußte so viel zu Ehren der Engländer und ihrer Literatur zu sagen, daß die Fürstin bald voll seines Lobes war. Dem Kur-

*) S. Memoiren des General L. von Wolzogen. Leipzig 1851. S. 24. Vgl. Matthieu Dumas précis des évènemens militaires XIII. 341. Polit. Journ. 1805. II. 1065.

fürsten schmeichelte er, zeigte ihm ein vergrößertes Gebiet und eine Königskrone in der Ferne, so daß derselbe schon am andern Tage, als er nach einer vierstündigen Conferenz bei verschlossenen Thüren erschöpft den Kaiser verließ, die Aeußerung that: es sei ihm seit Friedrich II. Niemand von solcher Beredtsamkeit vorgekommen wie Napoleon; derselbe habe sonderbar genug auch ungefähr dieselbe tournure d'esprit wie der große Friedrich. Auch Württemberg trat dem französischen Bündnisse bei und stellte gegen ähnliche Zusagen, wie Baiern und Baden, ein Contingent von zehntausend Mann dem fremden Eroberer zur Verfügung*). Kurfürst Friedrich, diese würdigste Copie, die der Bonapartismus in Deutschland aufzuweisen hatte, war nicht der Mann, etwas halb zu thun; er wollte hinter Baiern nicht zurückbleiben, sondern trat auch seinerseits mit einer Anklageschrift gegen Oesterreich hervor, aus welcher schon der hohe Ton rheinbündischer Souverainetät vernehmlich herausklingt. Da waren alle Vergehen, die sich Oesterreich seit dem letzten Kriege gegen Württemberg hatte zu Schulden kommen lassen, pünktlich aufgezählt: rückständige Forderungen, „unpassende" Einmischungen in die Machtvollkommenheit des schwäbischen Kreisdirectoriums und die Beschützung der Ritterschaft. Wie dann die jüngsten Kriegsaussichten sich genähert, habe Oesterreich lange Zeit ein tiefes Stillschweigen über die wirkliche Lage beobachtet, dann plötzlich „mit Zudringlichkeit" die unschickliche Anfrage gethan, ob dem Kurfürsten von Seiten Frankreichs der Antrag gemacht worden sei, Militär, Geschütz und Munition dessen Disposition zu überlassen. Man habe darauf erwiedert, daß weder bisher ein solcher Vorschlag gemacht worden, noch daß man ihn erwarte. Als inzwischen die Kriegsaussichten sich in bedrohlicher Weise gemehrt, habe Württemberg wiederholt bei dem kaiserlichen Geschäftsträger und in Regensburg sein Befremden geäußert, daß man es in solcher Lage ohne vertrauliche Eröffnung lasse. Alle diese Aeußerungen und die Anfragen, was unter solchen Umständen für Württemberg zu erwarten oder zu fürchten sei, seien aber vergeblich geblieben, bis plötzlich die Invasion in Baiern, die kriegerische Besetzung Oberschwabens erfolgt und auch ein Theil des württembergischen Gebietes von militärischen Lasten und Requisitionen heimgesucht worden sei. Auch dagegen sei vergebens Abhülfe gefordert worden. Erst als sich auch die Franzosen dem württembergischen Gebiete näherten, „fiel es dem kaiserlich österreichischen Hofe ein, des Kurfürsten von Württemberg sich endlich einmal zu erinnern". Man habe aber

*) In einer Anrede an den landständischen Ausschuß, worin Kurfürst Friedrich einen Beitritt zum französischen Bündniß motivirte, war auch ein bezeichnender Wink enthalten. „Was Sie nicht können, kann Ihr Land," so habe Napoleon dem Kurfürsten auf seine Bedenken erwiedert. Wie dann der Kurfürst meinte: „Meine Stände werden nicht einwilligen," habe Napoleon erklärt: „Gegen diese will ich Sie unterstützen." S. polit. Journ. II. 1175.

als Abgesandten eben den Mann geschickt, der als Civilcommissär bei der Armee die Bedrückungen des Landes geleitet und dadurch das gerechteste Misfallen des kurfürstlichen Hofes auf sich geladen habe; derselbe sei außer Stande gewesen, das Benehmen seines Hofes zu entschuldigen, und habe sich auf Versicherungen des Bedauerns, auf Erklärungen der Unmöglichkeit, den Kurfürsten zu schützen, oder auf die Eröffnung beruhigender Aussichten im Falle günstiger kriegerischer Ereignisse beschränkt. „Gegen einen solchen Abgeordneten und auf so geartete Aeußerungen blieb dem Kurfürsten von Württemberg nichts übrig, als denselben schleunig abzufertigen, da ohnehin dessen Gegenwart in der bereits mit französischen Truppen stark besetzten Stadt Stuttgart mit Unannehmlichkeiten für ihn selbst begleitet sein konnte."

Nach diesen Proben reichsfürstlicher Gesinnung ließ sich ungefähr erwarten, welch bejammernswerthes Bild inmitten dieser Krisis der deutsche Reichstag bot. Derselbe hatte sich, während ein neuer Weltkrieg im Anzuge war, in die geläufigen Materien verloren, die fast nur noch zu Regensburg Interesse und Besprechung fanden: in die Beschwerden der durch den Deputationsreceß Beschädigten, in die Klagen des Reichskammergerichtes und in die Eingaben der Ritterschaft wegen fortdauernder Belästigung durch die weltlichen Fürsten. Wir erinnern uns, wie Pfalzbaiern im Jahre 1804 die Miene angenommen, als wolle es die volle Herstellung des gestörten Rechtszustandes wieder eintreten lassen; man war aber dort auf halbem Wege stehen geblieben und begann auch wohl im Laufe der Zeit die alten Bedrückungen zu erneuern. Die Ritterschaft hatte bald neuen Stoff zu Beschwerden am Reichstage, da auch die Kleineren, Württemberg, Darmstadt, Nassau-Weilburg und selbst Ligne dem Beispiele Baierns folgten. Dieselbe suchte Schutz bei dem alten wie bei dem neuen Bonaparte'schen Kaiserthum. Sie hatte durch ihren Geschäftsträger in Paris (Oct. 1804) dem neuen Imperator zu seiner Krone Glück wünschen lassen und erhielt dafür ein gnädiges Handschreiben Napoleons*). Auch der kaiserliche Hof ließ sich vernehmen. Es wurde ein Excitatorium (26. März 1805) erlassen und der todtgeglaubte Ausschuß zur Conservirung der ritterschaftlichen Rechte ward wieder zum Leben geweckt. Derselbe hielt im Juni noch einmal eine Conferenz und beschloß auch, an die widerstrebenden Fürsten eine Ermahnung zu erlassen; wir zweifeln aber, ob der Beschluß wirklich vollzogen worden ist. Die Zei-

*) Pendant son séjour, heißt es in dem Schreiben vom 4. Januar 1805, il (der ritterschaftliche Geschäftsträger) a pu se convaincre de la ferme intention, où je suis, de vous donner constamment des preuves de l'interêt que je prends à votre prosperité. Reichstagscorresp. von 1805. Nr. 40. Ueber das Folgende ebendas. Nr. 48. 50.

chen standen nicht günstig für die Ritter. Selbst auf den kaiserlichen Hof, der so viel Freundschaft für sie an den Tag legte, war kein rechter Verlaß. Man wußte in Regensburg, daß Oesterreich in München viel nachgiebiger redete als in seinen öffentlichen Erklärungen, und daß der Graf Metternich zu Berlin die Andeutung gegeben, der Kaiser werde, wenn man seinen Wünschen in Bezug auf den Reichsfürstenrath entgegenkomme, die Ritter preisgeben. Ueberhaupt wolle Oesterreich dem preußischen Einfluß in Norddeutschland nicht hemmend entgegentreten; nur erachte man es für billig, daß ebenso der natürliche Einfluß des kaiserlichen Hofes im südlichen Deutschland anerkannt und durch eine größere Zahl Stimmen im Reichsfürstenrathe befestigt werde*).

Dieselbe Tendenz landesfürstlicher Abrundung löste um die gleiche Zeit auch die schon tief verfallene Kreisordnung vollends auf. Im fränkischen Kreise suchten Brandenburg und Pfalzbaiern die Stimmen der vier mediatisirten Reichsstädte durch einseitige Verfügung auf die Grafenbank zu bringen; im schwäbischen strebten die drei Kurfürsten von Baiern, Württemberg und Baden dahin, nicht nur die Stimmen der säcularisirten Hochstifter, sondern auch die der Reichsprälaturen und der 27 mediatisirten Reichsstädte sich beizulegen und damit ihr Uebergewicht gegen jede Opposition zweifellos festzustellen. Das hatte schon zu Ende des Jahres 1804 die thatsächliche Auflösung dieses Kreises zur Folge**).

Mitten in diese häuslichen Angelegenheiten, deren Erledigung schon die Kräfte der Reichsversammlung überstieg, fiel der Ausbruch des großen Krieges. Noch am 10. September wurde von französischer Seite versichert, daß Napoleon „eifrig an der Erhaltung des Ruhestandes auf dem festen Lande arbeite" und das Gelingen nur davon abhänge, ob Oesterreich seine Truppen aus den an Italien gränzenden Provinzen zurückziehe. Aber dieser Friedensbotschaft folgte auf dem Fuße die Nachricht vom Einmarsch der Oesterreicher in Baiern und die Erklärungen des französischen und des kaiserlichen Gesandten, die jede Friedensillusion vernichten mußten. Ein Rescript des Grafen Cobenzl an die k. k. Gesandtschaften in Regensburg (vom 9. Sept.) motivirte kurz die Nothwendigkeit des Kampfes, wiederholte die Versicherung, „den gesetzmäßig eingeführten Zustand der deutschen Verfassung" aufrecht erhalten zu wollen, beklagte es, daß, „von Seiten des französischen Kaisers mehrere Fürsten der vorliegenden Reichskreise zur Ergreifung der Waffen

*) Aus der Reichstagscorrespondenz d. d. 10. Juni 1805.

**) Am 17. Dec. 1804 erklärte der kaiserliche Gesandte den kurfürstlichen: „daß er nun die Kreisversammlung pro dissoluta ansehen müsse, keine weiteren Schlüsse der Zurückgebliebenen für gültig anerkennen, auch den schwäbischen Reichsgliedern die reichsoberhauptliche Assistenz und Erhaltung gegen die Unterdrückung der drei mächtigen Kurhäuser zusagen könne." Reichstagscorrespondenz von 1805. Nr. 4.

gegen ihren Kaiser und Mitstand vermocht und zu diesem Ende neue geheime Verbindungen angesponnen, schon bestehende misbraucht werden sollten", und schloß mit der Ermahnung an die deutschen Reichsstände: „die gefährlichen Zwecke solcher Vorbereitungen einzusehen und die Nothwendigkeit zu erkennen, von dem deutschen Vaterlande das Schicksal Italiens und anderer ganz oder halb abhängig gewordener Nachbarn Frankreichs durch Einmüthigkeit, Treue und Entschlossenheit abzuwenden". Die französische Note Bachers (11. Sept.) wiederholte die bekannten Klagen gegen den Wiener Hof und nahm die Miene an, Oesterreich habe das deutsche Reich angegriffen und Bonaparte übe nur die heilige Verpflichtung, es zu schützen*). Wir finden keine Spur, daß auch nur Einer sich versucht gefühlt hätte, gegen diese schamlose Verdrehung der einfachsten Verhältnisse Protest einzulegen. Vielmehr zeigt sich in Regensburg höchstens die Sorge, ob man in dem großen Conflict seine Neutralität ungestört bewahren könne. Der Krieg wird nur als eine österreichische Sache angesehen; bezeichnend genug wird selbst in den Correspondenzen aus Regensburg nur vom „Kaiser von Oesterreich", fast nirgends mehr vom deutschen Kaiser gesprochen. Oder man ermannt sich zu der heroischen Betrachtung, daß, wenn die französischen Waffen glücklichen Erfolg haben sollten, dies „gar leicht wieder eine zum Nachtheil mehrerer Reichsstände gereichende Umwälzung" herbeiführen könne. Um so dreister wiederholten dann die Franzosen ihr Stichwort, sie seien nur gekommen: um die deutsche Reichsverfassung zu beschützen. Der Kaiser, sagte Bacher in einer Note vom 30. Sept., hat nur das eine Ziel vor Augen, den ungerechtesten Angriff zurückzuweisen und die Unabhängigkeit des Reichskörpers herzustellen; er will in Deutschland keines der Gebiete behalten, welche das Loos der Waffen in seine Hände fallen lassen mag; er verbürgt jedem Fürsten die Integrität seiner Rechte und Besitzungen gegen die Usurpationen des Hauses Oesterreich, und er wird nicht eher die Waffen niederlegen, als bis der Reichsdeputationsreceß wiederhergestellt und in allen seinen Grundlagen befestigt ist.

*) „S. M. l'Empereur des Français, hieß es darin, ne séparera jamais les interêts de son Empire de ceux des princes d'Allemagne qui lui sont attachés. Aucun des maux, qui les atteignent, aucun des dangers, qui les menacent, ne seront jamais étrangers à sa sollicitude. Persuadé que les Princes et les Etats de l'Empire Germanique sont pénétrés du même sentiment, le soussigné, au nom de l'Empereur des Français, engage la Diète à s'unir à lui pour presser par toutes les considérations de la justice et de la raison l'Empereur d'Autriche à ne pas exposer plus longtems la génération actuelle à d'incalculables malheurs, et à épargner le sang d'une multitude d'hommes destinés à périr victimes d'une guerre dont le but est tellement étranger à l'Allemagne, qu'au moment même où elle éclate, il est partout un objet de recherche et de doute, et que ses véritables motifs ne peuvent être avoués.

Am Reichstage scheint kein Gefühl davon erwacht zu sein, wie tief man eine Nation verachten mußte, der man so kecke Sophismen ins Angesicht warf; wir sehen vielmehr aus den Correspondenzen, daß man diese Versicherungen „beruhigend“ fand. Man war eifrig bemüht, an den Gränzen des Regensburger Gebietes Pfähle mit Aufschriften in deutscher und französischer Sprache aufzurichten, damit die Neutralität der Stadt streng respectirt werde. Der Kurerzkanzler glaubte damit Großes zu leisten und äußerte mit Nachdruck, „wie die jetzige Krisis mehr als jemals die Anwesenheit der Gesandtschaften und die Fortdauer der Reichstagsformen erfordere“. Die Leute in Regensburg waren an dies leere Spiel der Formen schon so gewöhnt, daß sie sich auch jetzt nicht durch das Bewußtsein, eine klägliche Rolle zu spielen, beschämt fühlten. So mußten sie sich, wenn auch nicht ohne einige Schamröthe gefallen lassen, daß die Franzosen ihre Siegesbülletins an den Reichstag wie an eine mit dem französischen Interesse eng verknüpfte Körperschaft richteten *). Indessen schritten die süddeutschen Fürsten vollends ungehindert und durch die französischen Siege ermuthigt rücksichtslos gegen die Reichsritterschaft und den deutschen Orden ein. Die Beschwerden der Bedrängten kamen in Regensburg sehr unbequem; man fühlte, wie ein Bericht sagt, daß die Reichsversammlung durch eine Berathung nur compromittiren könne, und gab sich der Hoffnung hin, daß der demnächst zu erwartende Friede „und die darin ohne Zweifel mit enthaltenen Dispositionen jede Debatte unnöthig oder doch nicht rathsam machen dürften.“

Nur Dalberg glaubte, in diesem allgemeinen Elende sein Licht nicht unter den Scheffel stellen zu dürfen; jederzeit bereit, die Misère der öffentlichen Zustände mit salbungsvollen Phrasen zu umhüllen, trat er auch jetzt (8. Nov.) mit einer Ansprache an den deutschen Reichstag hervor, die zu den charakteristischen Actenstücken dieser traurigen Zeit gehört. In pathetischen Worten war die Sorge ausgesprochen, daß die Reichsverfassung, die zu zerreißen der ehemalige Mainzer Coadjutor sein gutes Theil beigetragen, aus der neuesten Kriegsnoth nicht unerschüttert hervorgehen, am Ende gar der Name deutscher Nationen erlöschen werde. „Schmerzlich, rief der Kurerzkanzler, ist dieser Ge-

---

*) Die Ulmer Katastrophe wurde dem Reichstage in einem Schreiben aus dem französischen Hauptquartiere gemeldet, das mit den Worten anfing: Vous me mandez, Monsieur, que les ministres comitiaux manifestent un grand empressement de recevoir le plutôt possible une rélation des prodiges qui viennent de venger l'Empire Germanique de l'invasion des Etats d'un de ses principaux Membres et qu'ils se flattent que la Diète va enfin voir l'avantage de sortir de l'inaction extrémement pénible à laquelle des circonstances aussi malheureuses l'avient reduites. Pour remplir le voeu et satisfaire la juste impatience des membres de la Diète, je me hâte etc. Dieser Eingang erregte doch „bei dem ganzen Corps diplomatique die höchste Unzufriedenheit,“ aber man schwieg, wie zu so vielem Anderen.

danke für besorgte gutgesinnte Gemüther. Se. kurfürstl. Gnaden der Kurfürst Erzkanzler wünschen und hoffen mit reiner deutscher Vaterlandsliebe, daß ein solches Unglück vermieden werde: 1) durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten; 2) durch Vereinigung der Gemüther die Befolgung der Reichsgesetze; 3) durch einstimmige Verwendung aller und jeder Teutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken" *).

Es möchte schwer sein, die sentimentale Phrase in politischen Dingen schärfer in ihrer Hohlheit zu zeichnen, als in diesem Documente. Aber so weit war es bereits mit der Knechtschaft des heil. röm. Reiches gekommen, daß selbst diese klägliche Allocution die Ungnade der Franzosen auf sich zog und der Kurerzkanzler des Reiches von Bacher über sein Unterfangen zur Rede gestellt ward!

Der große Kriegsplan der Coalition, der sich auf dem Papier so drohend ausnahm, schwand indessen immer mehr zu einem winzigen Resultate zusammen. Von Pommern bis nach Neapel sollte der Angriff gegen Frankreich begonnen werden, und jetzt war man kaum an einer bedeutenden Stelle schlagfertig und stark genug, den Gegner aufzuhalten. Nur in Oberitalien war Erzherzog Karl dem Heere Massena's beträchtlich überlegen, und in Unteritalien glaubte man auf eine Diversion in Neapel zählen zu können; allein es war Napoleon gelungen, die Bourbons dort vorerst durch ein Neutralitätsversprechen zu binden (21. Sept.) und die Truppen, die in Neapel standen, zur Verstärkung Massena's nach der Lombardei zu ziehen. Der Plan, in Norddeutschland mit einem schwedisch-russischen Heere die Franzosen anzugreifen, war ohne die Zustimmung Preußens nicht durchzuführen, und den Gedanken, durch die Schweiz nach dem südöstlichen Frankreich vorzudringen, mußte man zunächst wenigstens aufgeben, da man sich offenbar selbst die Stärke nicht mehr zutraute, zugleich in Süddeutschland und Oberitalien das Uebergewicht zu behaupten.

Alle früheren Entwürfe der Coalition waren also verrückt und verschoben, aus der Stellung der Angreifenden waren die Verbündeten in die der Angegriffenen versetzt; sie hatten gemeint, sich dem Rhein zu nähern, ehe Napoleon gerüstet wäre; jetzt stand Napoleon in Schwaben, bevor der erste russische Soldat den Inn erreichte. Es konnte so kommen, daß von der losen Kette von Armeen, welche die Verbündeten ins Feld stellen wollten, ein Glied nach dem andern aufgerieben ward; die Oesterreicher an der Donau traf wahrscheinlich zuerst das Schicksal, in ein Netz französischer Streitkräfte ver-

*) Die Mittheilungen über den Reichstag sind der Reichstagscorrespondenz von 1805, Nr. 70. 72. 76. 78. 79. 89. 99 und den urkundlichen Beilagen entnommen.

wickelt zu werden. Die Stellung, die Mack bis in die erste Woche des Octobers einnahm, war wenigstens nicht dazu angethan, einer solchen Katastrophe zu begegnen.

Die Streitkräfte, die Oesterreich bis zu dieser Zeit in Baiern und Schwaben vereinigte, betrugen nahezu 70,000 Mann*); daß die Armee nicht zahlreicher war und man das Heer in Italien ohne Noth stärker machte, schrieb man in wohlunterrichteten diplomatischen Kreisen einer verkehrten Delicatesse Mack's zu, der den ohnedies schon zurückgesetzten Erzherzog nicht durch Schwächung seiner Armee noch mehr habe kränken wollen**). Dem sei, wie ihm wolle, das Entscheidende war nicht die Zahl, sondern die Aufstellung dieser Streitkräfte. Von den tiroler Pässen an und vom Bodensee längs der Iller, dann bis über die Donau hinüber nach dem fränkischen und oberpfälzischen Gebiete hin war diese Armee zerstreut; ihre Vorposten waren bis nach Oberschwaben und in der Richtung nach dem Schwarzwalde hin vorgeschoben. Um den Werth dieser Aufstellung richtig zu schätzen, genügt die Frage: war Mack stark genug, den Franzosen die Spitze zu bieten, oder war er es nicht? Im ersten Falle wäre kein Grund gewesen, an der Iller zu bleiben, sondern Mack mußte nach dem Schwarzwalde und nach dem Rhein vorgehen; im letzteren war auch die Stellung an der Iller schon zu gewagt, und Mack durfte den Feind nur am Inn erwarten, wo ihn die russische Hülfe wenigstens zum Theil vor Ankunft des Feindes erreichen konnte. Nachdem Baiern, Württemberg, Baden doch einmal verloren waren, fiel ohnedies der politische Beweggrund weg, der zu einem Verlassen der Innlinie hatte bestimmen können.

Aber der österreichische Feldherr hatte noch keine Ahnung von der Lage, in welcher er sich befand. Die Corps von Soult, Lannes, Murat und Ney

---

*) Die glaubwürdigsten Angaben berechnen für die Zeit vom 7—8. October 112 Bataillone Infanterie und 122 Escadronen Reiterei; zählt man, was wohl nicht zu hoch gegriffen ist, durchschnittlich die runde Zahl von 500 Mann auf das Bataillon, von 100 auf die Escadron, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 56,000 Mann Infanterie und 12,200 Reitern. Davon zählte Kienmayers Corps 8000 Mann, Werneck mit Aspre's Detachement 16,860, Schwarzenberg 12,940, Riesch 19,400, Jellachich 11,000 Mann. Zu Ende September waren die Truppen in folgenden Aufstellungen: Kienmayer stand an der Donau bei Ingolstadt und Neuburg, in einzelnen Abtheilungen bis gegen Amberg ausgebreitet; Werneck mit einem Theile seines Corps am linken Ufer des Lech von Mindelheim und Landsberg bis gegen Burgau und Zusmarshausen; daran reihte sich dann die Aufstellung von gegen 60 Bataillonen und 8 Schwadronen an der Iller, bei Kempten und am Bodensee, während Fürst Schwarzenberg mit seiner Infanterie und zahlreicher Reiterei nach Oberschwaben vorgeschoben war. S. Gesch. der Kriege VI. 2. 29. 224 ff.

**) S. die Depesche Sir Arthur Pagets in Cobbetts parliamentary debates. Lond. 1806. T. VI. Appendix XXXVI.

waren nach Schwaben vorgedrungen, Davoust rückte durch das Hohenlohe'sche nach der Donau in der Richtung auf Neuburg. Am 8. Octbr. sollte er zu Monheim, zwischen Oettingen und Neuburg anlangen, am nämlichen Tage sollte sich Soult zwischen Nördlingen und Donauwörth befinden, Lannes in Neresheim, Ney schon den Tag zuvor in Heidenheim eintreffen. Um dieselbe Zeit ward Bernadotte zu Eichstädt, Marmont zwischen Eichstädt und Monheim erwartet, um dort Davoust die Hand zu reichen. Ueber das Ziel dieser Bewegungen war man auf österreichischer Seite vollständig im Dunkeln; nicht nur der arglose Mack, der, wie eine militärische Stimme sagt*), immer nur dasjenige sah, was ihm Napoleon zeigen wollte, niemals das, was er selber wissen mußte, sondern auch die Verständigsten waren in Illusionen befangen. In dem Augenblicke, wo Napoleon sich schlagfertig machte, die gewaltigen Massen nach Süddeutschland zu werfen, waren z. B. in Wien die gescheidtesten Diplomaten der festen Meinung, es sei nur etwas über 100,000 Mann, was er aufbieten könnte, oder sie beruhigten sich mit dem trügerischen Trost, daß die Nachrichten von dem Anmarsche gewaltiger Streitkräfte sich als Uebertreibung herausstellten**). Wenn Sir Arthur Paget oder Gentz, die man beide als die am wenigsten befangenen Leute in Wien betrachten durfte, so optimistisch dachten, was war von einem Manne wie Mack zu erwarten? Er sandte keine Kundschafter aus, er benutzte seine zahlreiche und treffliche Reiterei nicht einmal, um die Stellung des Feindes zu recognosciren; er ließ sich nachher durch die plumpen Lügen düpiren, die ihm ein Bonaparte'scher Spion über die Schwäche Napoleons und eine demnächst in Paris ausbrechende Schilderhebung gegen den Kaiser vorgespiegelt hat. Wie die Franzosen jetzt über den Schwarzwald vorrückten, starke Avantgarden auf der Linie zwischen Pforzheim und Freiburg erschienen, bestärkte dies nur im österreichischen Hauptquartiere die Meinung, auf die Front an der Iller werde der Hauptangriff erfolgen. Die Bewegungen Marmonts und Bernadotte's erschienen mehr wie beobachtende; daß, um sie zu maskiren, Napoleon die Blicke der Oesterreicher auf sein Vorrücken in Schwaben zog, daß Bernadotte's Marsch das Netz zuzog, in welchem die kaiserliche Armee gefangen ward — an diese Möglichkeit ward im Mack'schen Hauptquartiere nicht im mindesten gedacht. Höchstens fing man an, wie sich jene Bewegungen nach der Iller sehr bald als bloße Demonstrationen erwiesen, die Möglichkeit eines Angriffes auf die rechte Flanke einzusehen; an eine Umgehung ward nicht gedacht. Die einzige Veränderung war denn auch die, daß Mack seine verzettelten Stellungen etwas mehr zusammenzog und sich in den ersten Tagen des Octobers enger bei Ulm concentrirte.

---

*) Rüstow a. a. O. 112.

**) S. die Depeschen Sir Arthur Pagets vom 18. und 21. September bei Cobbett a. a. O. XXXIV.

Indessen wurden die Bewegungen der Franzosen ohne Störung vollführt; am 6. October war Davoust schon in Neuburg, Soult in Donauwörth, Ney auf dem Wege dahin; Napoleon schlug am 6. zu Nördlingen, am 7. zu Donauwörth sein Hauptquartier auf, um die Bewegungen zu leiten. Ob auch Bernadotte, dem sich das bairische Corps angeschlossen, zur rechten Zeit an der Donau ankommen würde, hing davon ab, welchen Weg er nahm. Zog er von Würzburg über Nürnberg, so war es zweifelhaft, ob er früh genug kam; schlug er den geraden Weg über Ansbach ein, so war sein rechtzeitiges Erscheinen gewiß. Aber der Durchmarsch durch das preußische Ansbach verletzte die bestehenden Verträge, in denen eine Neutralität aller preußischen Gebiete ausdrücklich stipulirt war, und eine solche Verletzung war in diesem Augenblicke um so bedenklicher, als Preußen ein gleiches Ansinnen von Seiten der Coalition rund abgeschlagen hatte. Eben war noch, um jeden Zweifel zu beseitigen, in dem fränkischen Gebiete eine Verordnung vom 21. Septbr. bekannt gemacht worden, wonach ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs kein Durchmarsch geduldet, keine Requisition, kein Vorspann, keine Lieferung irgend einer Art geleistet, „sondern gegen jeden solchen Versuch protestirt und selbiger unter keinem Vorwande gestattet werden solle.“ Aber dies Bedenken wog bei Napoleon nicht schwer. Sei es, daß er sich Preußens durch Duroc bereits ganz versichert glaubte, sei es, daß er im Uebermuth des gewissen Erfolges nicht mehr für nöthig hielt, seine Geringschätzung Preußens zu verhüllen, genug, er gab (28. Septbr.) Bernadotte den Befehl, durch Ansbach zu marschiren. Der Marschall sollte den Durchzug mit aller Höflichkeit und eifrigen Freundschaftsversicherungen vornehmen; die französische Diplomatie wurde angewiesen zu behaupten, die Neutralitätsverträge bezögen sich auf diese Enclave nicht. Bernadotte, schrieb Napoleon am 3. Oct., muß dieses Gebiet durchziehen; doch ist es nöthig, viele beruhigende Versicherungen zu geben, viele Anhänglichkeit und Achtung zu bezeugen, dann schnell hindurchzuziehen mit der Erklärung: es sei nicht anders möglich. So geschah es; am nämlichen Tage durchzog das französische Corps das preußische Gebiet und traf zur rechten Zeit zwischen Eichstädt und Ingolstadt ein. Die politische Wirkung des Schrittes reichte aber, wie sich zeigen wird, doch viel weiter, als es in Bonaparte's Plan und Berechnung liegen konnte.

Auch jetzt noch beharrte Mack in seinem Glauben, daß der Feind seine Front an der Iller angreifen wolle, und alles Andere nur Demonstration sei, diesen Plan zu verdecken. Erzherzog Ferdinand, zwar dem Namen nach der eigentliche Oberfeldherr, jedoch angewiesen, den Rathschlägen Mack's zu folgen, war freilich anderer Ansicht; er erkannte die Gefahr und drang darauf, daß man ihr begegne. Mit Widerstreben gab Mack halb nach, und es wurde denn auch etwas Halbes beschlossen. Statt mit der äußersten Anstrengung wo möglich den Rückzug nach dem Inn oder Tirol anzutreten, oder, ehe sich an der Donau der eherne Ring der feindlichen Streitkräfte schloß, über die

Donau den Rückzug nach Böhmen zu gewinnen, beschränkte man sich darauf, eine Frontveränderung vorzunehmen (5. Octbr.), die Stellung an der Iller mit der an der Donau zu vertauschen und die Truppen bei Ulm, Günzburg u. s. w. zu concentriren. Während dies nicht allzu schnell vorbereitet ward, vereinigten sich (6. 7. Oct.) die Franzosen zum Donauübergange; von der rauhen Alp bis gegen Neuburg und Ingolstadt standen jetzt ihre Heeresmassen, Ney am nächsten bei Ulm, Lannes bei Nördlingen, Murat und Soult in der Richtung auf Donauwörth, Davoust und Marmont gegen Neuburg gewendet, Bernadotte und die Baiern in der Richtung auf Eichstädt und Ingolstadt. Die einzelnen vorgeschobenen Posten der Oesterreicher waren nicht einmal ausreichend, den Uebergang zu vertheidigen; am frühen Morgen des 7. hatte Murat Donauwörth besetzt und die kleine Besatzung verdrängt; zu gleicher Zeit wurden auch weiter östlich die Uebergänge über den Fluß gewonnen, Kienmayers ohnehin unzulängliches Corps zum raschen Rückzuge auf's rechte Donauufer gedrängt. Während Ney auf der württembergischen Seite bei Ulm die Oesterreicher beschäftigte, konnten binnen wenig Tagen die Franzosen sich zwischen München und Augsburg ausbreiten und dem Feinde den Rückzug nach dem Lech und der Isar vollends abschneiden. Am 12. rückten die bairischen Truppen wieder in ihrer Hauptstadt ein.

Als Mack die erste Nachricht vom Verluste von Donauwörth erhielt (7. Oct.), ertheilte er Befehle zur Vertheidigung der Uebergänge an der Donau und dem Lech, die schon darum sinnlos waren, weil sich die Franzosen um diese Zeit bereits fast im Besitze aller der Punkte befanden, die er noch wollte vertheidigen lassen. Kienmayer z. B., der nach diesen Befehlen den Lechübergang bei Rain vertheidigen sollte, befand sich auf dem Rückzuge nach München. Erzherzog Ferdinand, der erst am Abend von Mindelheim in Ulm eintraf, mochte ahnen, wie die Dinge standen; für den Fall, daß die Franzosen nicht etwa nur in schwachen Colonnen den Fluß überschritten hatten und damit die Gelegenheit zu einem günstigen Angriffe boten, bestimmte er Mack zu dem Entschlusse des Rückzuges. Das gegen Wertingen vorgeschobene Corps unter Auffenberg, das eben abgesandt war, um die Franzosen an der Donau anzugreifen, sollte nun gegen Zusmarshausen und Augsburg zurückgehen, die Hauptmasse in derselben Richtung folgen, Kienmayer die Verbindung mit den Russen und den sich dem Inn nähernden Verstärkungen herzustellen suchen. Noch hatte Mack nahezu sechszigtausend Mann zur Verfügung; wurde der Rückzug rasch und energisch ausgeführt, so war zwar immer der erste Act des Feldzuges völlig mislungen, aber doch der Kern der deutschen Armee vor schmählicher Niederlage und Gefangenschaft bewahrt.

Freilich schien es auch dazu schon beinahe zu spät; während man sich über diesen Rückzugsplan vereinigte und die verschiedenen Corps, Riesch und Schwarzenberg von Ulm, Jellachich von Biberach, Spangen von Mindelheim,

zur Vereinigung bei Günzburg erwartete, breiteten die Franzosen sich schon auf dem rechten Donauufer aus, und es ward mit jeder Stunde zweifelhafter, ob der Rückzug nach dem Inn noch durchzuführen sei. Wenigstens verhieß der erste Zusammenstoß nichts Gutes.

Auffenberg war mit 10 Bataillonen und 6¼ Escadronen, auf die Nachricht vom Falle Donauwörths, nach der Donau gesandt worden; wie er nach einem angestrengten Nachtmarsch am Morgen des 8. Oct. in Wertingen eintraf, kam ihm, da inzwischen der Rückzug nach dem Inn beschlossen war, der Befehl nach, nun schnell auf Zusmarshausen zurückzuziehen. Auffenberg hielt sich durch die Ermüdung des Marsches für berechtigt, diesen Befehl nicht sofort zu vollziehen, sondern den Truppen Rast zu gönnen. Schon war aber eine starke feindliche Colonne, mehrere Reiterdivisionen unter Lannes und Murat und ein Theil der Infanterie des Lannes'schen Armeecorps auf dem Marsche nach Wertingen; im Ganzen eine Masse, die mehr als doppelt so stark war, als die ermüdeten Oesterreicher. Am Mittag griff Lannes' Reiterei an und warf Auffenbergs über Wertingen vorgeschobene Truppen zurück, indessen auch Murat anlangte und die Flanken der Oesterreicher zu umgehen anfing. Zu spät ordnete dann der österreichische General den Rückzug an; der überlegene Angriff der Franzosen sprengte bei Wertingen einen Theil des Corps auseinander; vergebens suchte sich der Rest zum neuen Widerstande zu stellen, er erlag nach tapferem Kampfe der Uebermacht. Die Oesterreicher selbst geben 1800 Mann Verlust an, größtentheils Gefangene, unter denen auch Auffenberg selber war; die ganze Division war aufgelöst, ihre sechs Geschütze hatten dem Feinde überlassen werden müssen. Murat und Lannes rückten nun ohne Hinderniß auf Burgau, Zusmarshausen und Augsburg vor; der Rückweg nach dem Lech mußte also von Mack bereits mit den Waffen erzwungen werden. Am Morgen des 9. Oct. schien in der That sein Rückzug von Günzburg zu beginnen; die ersten Colonnen näherten sich Burgau, blieben dort kurze Zeit stehen und kehrten am Mittag wieder nach Günzburg zurück. Wahrscheinlich waren sie schon jenseits Burgau auf die erste französische Reiterei gestoßen.

Am rechten Ufer der Donau war also die Operation der Franzosen vollendet; sie standen im Rücken der Oesterreicher und hatten ihnen den Weg nach dem Inn verlegt. Indessen begann auch Ulm gegenüber, am linken Ufer, ihre Thätigkeit sich zu entfalten. Es waren dort gegen 40,000 Mann unter Ney vereinigt, welche die Oesterreicher bei Ulm festhielten, indessen Napoleon ihnen den Rückweg abschnitt. Am 9. Octbr. kam es bei Günzburg zum Gefecht über den Donauübergang, das sich zum Vortheil der Franzosen entschied. Sie gewannen die Donaubrücken und drängten den Feind nach Günzburg zurück. Abermals drang man jetzt im österreichischen Lager in Mack, Ulm zu verlassen, und er schien dazu entschlossen. Nachdem der Versuch, nach dem Lech und Inn durchzukommen, aufgegeben war, blieben nur

die zwei Wege: entweder der Iller entgegen nach Tirol zu entkommen — und dieser Ausweg bot noch die wenigsten Gefahren — oder bei Ulm auf's linke Donauufer hinüberzugehen, sich nach Nördlingen durchzuschlagen und von dort den Rückzug nach Böhmen zu gewinnen. Nach dem Gefecht bei Günzburg schien Mack entschlossen, diesen letzteren Versuch zu machen; doch verschob er die Ausführung auf den 11. October. An diesem Tage sollte das Gros der Armee die Donau überschreiten, den Weg über Albeck, Heidenheim nach Nördlingen antreten, indeß ein Corps scheinbar in der Richtung auf Geißlingen und Stuttgart vorging, um den Schein einer Bewegung gegen die französische Gränze zu erwecken — eine Demonstration, von der sich freilich aller Voraussicht nach kein Mensch mehr täuschen ließ. Ehe es aber zu diesen Bewegungen kam, erschien eine französische Division unter Dupont von Albeck her (11. Oct.) im Angesicht der Oesterreicher. Napoleon, der über die Stellung und Stärke des Feindes in diesem Augenblicke nicht genau unterrichtet war und einen Rückzug nach Tirol zu fürchten schien, hatte Ney aufgetragen, Ulm anzugreifen und wo möglich wegzunehmen. Daran war freilich noch nicht zu denken. Während Ney die Uebergänge bei Günzburg deckte, bewegte sich Dupont mit etwa gegen 6000 Mann gegen Ulm, und es kam bei den Dörfern Haslach, Thalfingen und Jungingen zu einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, in welchem Fürst Karl Schwarzenberg einen glücklichen Reiterangriff ausführte und die Franzosen zum Rückzuge zwang. Dieser augenblickliche Erfolg, der aber von den Oesterreichern selbst theuer erkauft und durch keine weiteren Trophäen bezeichnet war, hatte die bedenkliche Wirkung, Mack gegen verständigen Rath noch unzugänglicher zu machen. Er überschätzte den Werth des Gefechtes, wich nun wieder den Anmuthungen, Ulm zu verlassen, widerwillig aus und verstockte sich noch mehr in dem Wahne, daß es das Beste sei, bei Ulm zu verweilen. Doch ließen die tüchtigsten Officiere der Armee nicht ab, in ihn zu dringen, daß er die bedenkliche Stellung verlasse, und die unzweifelhafte Gewißheit, daß sich große feindliche Massen zwischen Lech und Iller sammelten, bestimmte ihn denn auch selber, jenen Wünschen sein Ohr zu leihen. Aber es geschah doch nur mit halbem Herzen, kostbare Stunden gingen verloren, und erst am 13. October sollte der Abmarsch begonnen werden. Er brachte seine Zeit damit zu, seine Armee neu einzutheilen; er bildete daraus drei Corps, jedes von 16—18000 Mann, wovon Fürst Schwarzenberg den linken Flügel, Riesch das Centrum, Werneck die rechte Seite commandirte. Außerdem stand Jellachich mit beinahe 5000 Mann noch bei Ulm, Spangen mit einem gleich starken Corps in Memmingen, einzelne Bataillone waren noch in Lindau und Stockach vorgeschoben. Am 13. Oct. sollte Werneck den Rückzug nach Heidenheim antreten, Riesch und Schwarzenberg ihm folgen, während Jellachich gegen Memmingen aufbrechen und sich dort mit Spangen vereinigen würde.

Indessen traf Napoleon alle Vorbereitungen, den Oesterreichern am 14 Oct.

mit überlegenen Massen eine Schlacht zu liefern; es zogen sich gegen 80,000 Mann zwischen der Iller und dem rechten Donauufer zusammen. Wie Jellachich am 13. aufbrach, war sein Marsch schon nicht mehr ungefährdet, er ward von Memmingen getrennt und weiter südlich geschoben. Schon am Abende umstellte Soult diesen Ort und zwang am andern Tage das Corps von Spangen, sich kriegsgefangen zu ergeben.

Am Morgen des 13. begann denn endlich der Abmarsch der Oesterreicher von Ulm; Werneck hatte den Weg nach Heidenheim angetreten, Riesch und Schwarzenberg sollten in kurzen Zwischenräumen folgen. Die Wege waren schlecht, durch anhaltendes Regenwetter aufgeweicht, der Marsch ging daher nur sehr langsam von Statten. Gleichwol war dieser Ausweg der letzte, der eine Hoffnung eröffnete, die Armee vor schmählicher Capitulation zu retten. Aber der Marsch war kaum begonnen, so ward er auch wieder aufgegeben.

Es war eine neue Wandlung mit Mack vorgegangen, die das Schicksal der Armee entschieden hat. Am Mittag des 13. Oct. kamen ihm durch den Generalcommissair der Armee verworrene Berichte zu, die darauf hinausliefen, Napoleon sei durch eine Diversion in seinem Rücken gezwungen, sich nach dem Rhein zurückzuwenden. Es gehörte Mack's politische Unwissenheit dazu, um im Ernste zu glauben, die Engländer hätten eine Landung bei Boulogne gemacht, oder Preußen, durch die Verletzung des Ansbacher Gebietes beleidigt, habe auf die Kunde von den Vorgängen des 3. Octbr. bereits seine Armeen gegen Napoleon in Bewegung gesetzt; es gehörte aber auch seine militärische Verkehrtheit dazu, um anzunehmen, Napoleon werde — selbst alle jene Gerüchte im Ernste als Thatsachen zugegeben — rasch die Oesterreicher an der Donau im Stiche lassen und nach Boulogne gegen die Engländer, oder nach Mitteldeutschland gegen die Preußen marschiren. So unglaublich es klingt, es ist gleichwol kaum an der übereinstimmenden Nachricht zu zweifeln, daß Napoleon mit bestem Erfolge ihn in diesen tollen Meinungen bestärkte. Er schickte, so wird erzählt, durch die Nachricht vom Abmarsch besorgt, die Oesterreicher möchten entrinnen, den bekannten Doppelspion Schulmeister an Mack, und dieser meldete ihm dann die handgreiflichen Lügen von dem Ausbruche einer Contrerevolution in Paris, vom Anmarsche der Engländer und dem eiligen Rückzuge Napoleons. Wer immer dem österreichischen Feldherrn diese Mährchen aufgebunden haben mag, er nahm sie mit gläubiger Begierde auf. Er hielt die Bewegungen der Franzosen wirklich für den Anfang ihres Rückzuges; er sprach in dem Moment, wo ihn Napoleon schon mit überlegenen Massen festhielt, im Ernste davon, „es sei jetzt der günstige Augenblick, ihn aufzureiben. Das Vorrücken einer Colonne gegen Memmingen, sagte er, und die Stille auf dem linken Donauufer sind Beweise seines Rückzuges; wir müssen nun augenblicklich darauf denken, die Fortsetzung desselben zu beunruhigen, und *unsere Armee muß mit ihm zugleich den Rhein er-*

reichen, vielleicht irgendwo mit ihm passiren!"*) Er sistirte also den Abmarsch nach Nördlingen, er traf Anordnungen, um Napoleon auf seinem muthmaßlichen Rückzuge nach — Straßburg und Mannheim zu verfolgen. Es ist gewiß richtig, was ein militärischer Darsteller dieses Feldzuges sagt: die Kritik hört da auf, wo von rechnendem Verstande keine Spur mehr zu finden ist und eine liederliche Einbildungskraft sich durchaus der Herrschaft bemächtigt hat. Aber nicht nur ein armseliger Mensch, wie Mack, sondern auch Gescheidtere wiegten sich in ähnlichen Illusionen.**).

Das Schicksal der österreichischen Armee war nicht mehr abzuwenden. Während Mack seine abenteuerlichen Befehle austheilte, um Napoleon an den Rhein zu verfolgen, hatte dieser alle Anstalten getroffen, das deutsche Heer an der Donau einzuschließen. Bernadotte und die Baiern standen östlich nach dem Inn zu gewendet, um den Russen, falls sie kamen, entgegenzutreten; an sie reihte sich das Corps von Davoust, Soult war an der Iller und der obern Donau, die übrigen Streitkräfte der Franzosen schlossen einen Kreis um Ulm. Nördlich von der Stadt hielt Ney die Donauübergänge besetzt und breitete sich auf beiden Ufern des Flusses aus; östlich am rechten Ufer näherten sich im Halbkreise Marmont, Lannes und Murat mit ihren Armeecorps dem Platze. Es war diesen letzteren nicht schwer, am 14. Oct. vorzudringen und die schwachen Posten des Feindes zurückzuschieben; sie standen am Abend schon auf dem engen Raum zwischen Pfuhl und Oberkirchberg dicht an die Stadt herangedrängt. Heftiger, aber nicht glücklicher für die österreichischen Waffen ward indessen am linken Ufer der Donau gestritten; das Corps von Riesch war dort, den früheren Anordnungen zufolge, auf dem Marsche gegen Nördlingen; die neuesten Befehle, die diesem Corps die Verfolgung Napoleons in der Richtung auf Mannheim zudachten, waren noch nicht eingetroffen. In losen Abtheilungen vorwärtsziehend, geriethen diese Truppen einzeln mit dem Ney'schen Corps in Kampf; Riesch selbst bei Elchingen um die Donaubrücke, eine andere Division weiter nördlich bei Langenau; die Artillerie blieb zum größten Theil in den bodenlosen Hohlwegen bei Thalfingen stecken. Kaum gelang es noch

*) S. Gesch. der Kriege VI. 2. 59. 60. Rüstow a. a. O. 142. 144.

**) Am 5. October verkündete die Wiener Hofzeitung noch: „Die gesammte französische Macht, welche in 10—14 Tagen auf dem rechten Rheinufer stehen kann, wird 86,000 Mann betragen;" „längstens bis zum 11. October, fügte sie hinzu, wird durch die Vereinigung mit Kutusow die Armee bei Ulm auf 140,000 Mann gewachsen sein und am 30. durch die Ankunft der zweiten russischen Armee auf 200,000 anwachsen." Einen Tag später schrieb Gentz den bekannten Brief, worin er sich an der „Scham und Verlegenheit" des „Theatermonarchen" frohlockend weidete. Nach diesen Proben klingt es nicht unglaublich, was Hormayr (Geschichte Andreas Hofers I. 96.) berichtet, daß man bei der Berechnung der Ankunft der zweiten russischen Armee vergaß, die Verschiedenheit des russischen und gregorianischen Kalenders in Anschlag zu bringen!

Riesch, trotz des tapferen Widerstandes, der an einzelnen Stellen geleistet ward, mit beträchtlichem Verlust nach Ulm zurückzukommen; der Feind drängte nach, und am Abend des 14. Oct. war auch auf dieser Seite der Donau die Einschließung fast vollendet. Der Tag mußte selbst die Kurzsichtigsten belehren, wie die Dinge jetzt standen; es war nur eine Stimme unter den höheren Officieren im österreichischen Lager, daß nichts mehr übrig bleibe, als sich rasch am linken Donauufer durchzuschlagen, bevor der Kreis der Feinde sich völlig schloß — Mack allein blieb auch jetzt aller Vernunft unzugänglich. Mit einer Zuversicht, die an stillen Wahnsinn gränzte, behauptete er auch am Abend nach dem Treffen bei Elchingen noch, die Lage des Feindes sei ganz verzweifelt, er habe sich nur noch geschlagen, um seinen unvermeidlichen Rückzug zu maskiren. Es kam darüber zu offener Entzweiung. Erzherzog Ferdinand erklärte, ein längeres Verweilen bei Ulm müsse unvermeidlich zur Kriegsgefangenschaft führen; er werde darum die Stadt sogleich verlassen und sich mit dem Werneck'schen Corps, daß am Tage zuvor gegen Heidenheim aufgebrochen war, zu vereinigen suchen. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn der Erzherzog den offenbar unzurechnungsfähigen Mann kurzweg beim Kopf nehmen ließ und die Leitung der vereinigten Streitkräfte selber ergriff; denn seine Entfernung gab dem irrsinnigen Treiben des Generals nur vollends freien Spielraum. Mit Zusicherungen, aus denen die unveränderte Bethörung heraussprach, zuletzt mit Drohungen suchte Mack den Erzherzog zurückzuhalten; es war vergebens. In der Nacht verließ derselbe mit 12 Schwadronen die Stadt, um auf dem Umwege über Geißlingen den Weg nach Heidenheim und Nördlingen zu finden.

Eben in derselben Nacht traf Napoleon seine Maßregeln, um die Stadt vollends einzuschließen und durch den Angriff vom andern Tage die Capitulation vorzubereiten. Es waren wenigstens 50,000 Mann, die am Vormittag des 15. Octobers an beiden Ufern der Donau dicht um die Stadt zusammengezogen waren; die Befestigungen, im Spätjahr 1800 von den Franzosen geschleift und seit dem Beginn des Krieges nur unvollkommen und in der Eile wiederhergestellt, waren zum Theil durch die anhaltenden Regengüsse eingestürzt, schwere Artillerie war nicht mehr da, von den 25,000 Mann Truppen, die sich jetzt hinter den Mauern von Ulm zusammendrängten, waren nach den Gefechten der letzten Tage kaum 15,000 zum Kampfe brauchbar, und auf Allen lag der entmuthigende Eindruck einer unverantwortlichen Führung. Nur Mack war auch jetzt noch seines Glaubens an den Rückzug der Feinde so sicher, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, am 15. persönlich auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Dagegen bezeichnete er diesen Tag durch einen denkwürdigen Aufruf, worin er alle Officiere bei „ihrer Ehre und ihrer Pflicht aufforderte, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu lassen, sondern nur an die standhafteste und hartnäckigste Vertheidigung zu denken. Schon in wenig

Tagen werden zwei Armeen zum Entsatz erscheinen. Die feindliche Armee, sagte er, ist in der schrecklichsten Lage; es ist unmöglich, daß sie sich länger als einige Tage in der Gegend halten kann. Wir haben, wenn es an Lebensmitteln fehlen sollte, mehr als 3000 Pferde, um uns zu nähren; ich selbst will der Erste sein, der Pferdefleisch ißt."

Während der österreichische Feldherr so seinem Delirium Luft machte, griffen die Franzosen die Höhen um die Stadt an, nahmen die Schanzen auf dem Michelsberge und drängten den Fliehenden auf den Fersen bis an einzelne Thore der Stadt nach. Nur die Geistesgegenwart einzelner Officiere verhütete hier, daß der Feind nicht sofort in die Stadt eindrang; sie sammelten die Flüchtigen und warfen die am weitesten vorgeschobenen feindlichen Abtheilungen noch zurück. Doch war kaum daran zu zweifeln, wenn Napoleon ernstlich wollte und einigen Verlust nicht scheute, konnte er noch an diesem Tage die Stadt erstürmen. Aber es bedurfte dieses Aufwandes an Kräften nicht; am Abend des 15. Octobers waren die Höhen um die Stadt schon von den Franzosen besetzt, es kostete wahrscheinlich keinen Tropfen Blut, sich des Platzes und der darin eingeschlossenen Besatzung zu bemächtigen.

Es waren noch ungefähr 20,000 Mann Infanterie, gegen 3300 Reiter und Artilleristen mit 59 Geschützen in der Stadt; die Verpflegung war bis zu Ende des Monats hinlänglich gesichert, Entsatz nicht wahrscheinlich, doch immerhin möglich. Die Franzosen litten durch das abscheuliche Wetter und durch die Schwierigkeit, eine so große Armee auf diesem engen Raume zu ernähren. Wenn man daher in Ulm wirklich so heroischer Entschlüsse fähig war, wie sie Macks Aufruf vom 15. October verhieß, so war auch jetzt noch, nicht etwa die Katastrophe abzuhalten, aber doch dem Feinde sein Sieg zu erschweren, vielleicht erträglichere Bedingungen der Uebergabe zu erlangen. Allein jener trotzige Aufruf entsprang nicht aus Muth und Geistesgegenwart, es sprach sich in ihm nur die Fortdauer unbegreiflicher Illusionen aus. Auch jetzt noch, als am Abend Ney eine Aufforderung zur Uebergabe an die Besatzung richtete und hier die Stimmung sich laut dahin aussprach, gegen freien Abzug zu capituliren, dauerte bei Mack die Täuschung fort; er bekämpfte solche Gedanken. Aber es bedurfte nur des Einen, daß ihm die herbe Wirklichkeit der Dinge endlich enthüllt und die dichte Binde von seinen Augen weggenommen ward, dann schlug ohne Zweifel sein prahlerisches Selbstvertrauen rasch in die gränzenloseste Entmuthigung um. Napoleon hatte noch in der Nacht den Grafen Philipp von Segur nach Ulm gesandt, um zur Uebergabe aufzufordern; aus seinem Munde erfuhr Mack, wie die Sachen standen: die Stärke der Franzosen, die Hoffnungslosigkeit der eigenen Lage und die geringe Aussicht auf russischen Entsatz. Die Wirkung dieser Mittheilung war nicht zu verkennen; auf Segur selbst machte, nach der Schilderung, die er gibt, diese Mischung von Verblendung und Angst, von Eigen-

sinn und Schwäche den Eindruck des tiefsten Erbarmens*). Doch raffte sich Mack noch so weit zusammen, die Uebergabe zur Kriegsgefangenschaft, die Napoleon fordern ließ, abzulehnen und einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Als Vermittler dieser Unterhandlungen begab sich dann Fürst Moritz Liechtenstein (16. October) ins französische Hauptquartier. Napoleon überzeugte ihn von der geringen Aussicht auf Entsatz und deutete drohend auf ein schlimmeres Schicksal hin, das Mack durch Eigensinn über die Armee verhängen werde. Liechtenstein wies den Gedanken der Uebergabe nicht zurück, bemühte sich jedoch, wenn auch erfolglos, für das eingeschlossene Heer den freien Abzug nach Oesterreich zu erlangen. Indessen war, vor Beginn der Unterhandlung und nachdem sie geendet, die Stadt ein paar Stunden lang vom Michelsberge aus beschossen und damit die letzten Widerstandsgedanken beschwichtigt worden; am 17. begab sich Mack selbst ins Napoleonische Hauptquartier, um über die Capitulation zu verhandeln. Sie ward in der Hauptsache so geschlossen, wie sie der französische Kaiser wollte. Ulm mit seinen Magazinen und Waffenvorräthen ward übergeben; die Besatzung zog mit den Waffen aus, um sich dann kriegsgefangen zu ergeben; nur die Officiere wurden auf Ehrenwort in die Heimath entlassen, die Soldaten gingen gefangen nach Frankreich. Dem Allem war die nichtssagende Clausel angehängt: wenn binnen acht Tagen eine Entsatzarmee erscheine, so dürfe die Besatzung sich mit ihr vereinigen und frei abziehen. Mit dieser Clausel glaubte Mack sein Gewissen beruhigt; er gewann seine Gemüthsruhe wieder, wie wenn Alles trefflich gelungen sei.

Ueber die Unterredung, die er in der Abtei zu Elchingen mit Napoleon hatte, liegt uns eine Aufzeichnung von ihm selbst vor**). Napoleon empfing ihn mit der Frage: Wie konnten Sie so eigensinnig darauf bestehen, sich in diesem Platze, der kaum den Namen einer Festung verdient, vertheidigen zu wollen? Mack suchte, so „schätzbar ihm die Ansicht des Kaisers sei", die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen; die Stellung bei Ulm hätte sich wohl bis zur Ankunft der Russen halten lassen, aber „unglückliche Umstände" hätten ihn zur Uebergabe gezwungen. Das Gespräch kam dann auf die Ursachen des Krieges; wer der angreifende Theil gewesen und ob Oesterreich Ursache gehabt habe, loszuschlagen. Es wurden die Gründe wiederholt, die in den österreichischen und französischen Noten und Manifesten waren für und wider geltend gemacht worden. Mack pries die Hülfsquellen Oesterreichs, sprach von 400,000 Mann, die Napoleon an der untern Donau

*) S. Mémoires du général Rapp S. 26 ff.

**) „Précis de mon entretien avec l'Empereur des Français," datirt von Hütteldorf 27. October 1805. Am Schlusse steht: tout ce que j'ai écrit, je puis l'attester sur ma parole d'honneur. Diese handschriftliche Aufzeichnung ist ohne Zweifel eine Copie des Aufsatzes, dessen Gentz (Schriften IV. 130) erwähnt.

finden werde, und gegen die er einen Winterfeldzug unternehmen müsse. „Nachdem mich der Kaiser, berichtet Mack weiter, hatte ausreden lassen, und ich ihm vorgestellt, wie er keine dauernde Eroberung, sondern nur vorübergehende Einfälle werde machen können, unterbrach er mich plötzlich mit den Worten: Gut, wir wollen Frieden schließen, gehen Sie nach Wien; ich ermächtige Sie, dem Kaiser zu sagen, daß ich nur den Frieden will und ihn auch jetzt um billige Bedingungen zu schließen bereit bin, nur muß Rußland aus dem Spiele bleiben. Nachdem ich ihm vorgestellt, wie das nicht wohl anginge, besann sich der Kaiser einen Augenblick und sagte dann: Wohlan ich will mit beiden unterhandeln, man nenne mir nur die Vorschläge, ich bin begierig, sie zu erfahren. Ich will Opfer bringen, selbst große Opfer". Wie aber Mack von einem Waffenstillstande sprach, erwiederte er: „Nein, ich kann meine Vortheile nicht unbenutzt lassen, aber ich wiederhole es und ermächtige Sie, es Ihrem Kaiser zu sagen, daß ich den Frieden will. Er soll mir nur den Grafen Cobenzl oder sonst Jemanden mit einem russischen Bevollmächtigten schicken". Auch auf die Verletzung des Ansbacher Gebietes kam die Sprache. Mack meinte, wenn er dies Mittel habe wählen wollen, sei es ihm leicht gewesen, die Baiern abzuschneiden. Warum haben Sie es nicht gethan? fragte lächelnd der Kaiser. Weil der König von Preußen seine Neutralität erklärt und Jedem, der sie verletzte, mit Krieg gedroht habe. Darum, meinte Napoleon, wird er keinen Krieg anfangen.

Während Mack seine letzten Hoffnungen an den Strohhalm der achttägigen Frist knüpfte, erfüllte sich auch das Schicksal des Restes der österreichischen Armee. Wie damals beschlossen war, Ulm zu verlassen und über Nördlingen den Rückweg nach dem Inn oder nach Böhmen zu suchen, war Werneck am Morgen des 13. Octobers mit noch 25 Bataillonen und 28 Escadrons, deren Zahl freilich zum Theil sehr zusammengeschmolzen war, gegen Heidenheim aufgebrochen. Raschheit und Geschick konnte wenigstens diesen Theil der Armee noch retten. Nur war dazu Werneck so wenig der rechte Mann wie Mack; durch einflußreiche Verbindungen, nicht durch Verdienst emporgehoben und durch seine schmutzigen Geldhändel berüchtigt, war Werneck nach den Kriegen von 1796—1797 pensionirt, aber, wie so manche Mittelmäßigkeit, jetzt wieder in Thätigkeit gesetzt worden. Er war auf seinem Marsche bis gegen Heidenheim gekommen; dort erfuhr er die Angriffe auf Ulm und beschloß auf den Rath der Generale umzukehren (15. Octob.), um eine Diversion im Rücken des Feindes zu versuchen. Der an sich löbliche Gedanke wurde aber unglücklich ausgeführt. In zwei Colonnen getheilt, durch die schlechten Wege aufgehalten, im Ganzen kaum mehr zehntausend Mann stark, war das Corps an keiner Stelle mächtig genug, in die Entscheidung einzugreifen; in verlustvolle Gefechte verwickelt, sah es sich genöthigt, wieder umzukehren und abermals den Weg gegen Heidenheim anzutreten. Jetzt traf ein Befehl vom Erzherzoge Ferdinand ein, mit ihm

vereinigt den raschen Rückzug nach den Erblanden zu versuchen. Von einem Theile des Corps konnte der Befehl schon nicht mehr vollzogen werden; vom Feinde erreicht, ward es zersprengt, indessen Werneck vergebens versuchte, den Rest seiner Reiterei vorauszusenden und mit der übrigen Infanterie, einem ermatteten und entmuthigten Haufen von kaum zweitausend Mann, nachzukommen. Vom Feinde bedrängt, gab er (18. October) bei Trochtelfingen nicht nur seine Truppen kriegsgefangen, sondern war einfältig genug, auch die bereits entkommenen Abtheilungen in die Capitulation einzuschließen. Durch Befehle, die er an sie ausstellte, eingeholt, mußten auch sie zum größten Theil die Waffen strecken!

Bei dieser allgemeinen Auflösung war es wohl begreiflich, daß der Rückzug des Erzherzogs Ferdinand, wenn auch für den Erfolg im Großen ohne Wirkung, doch als eine entschlossene That gepriesen ward. Er war am 15. mit seinen zwölf Schwadronen in Geißlingen angelangt, hatte am nächsten Tage einen angestrengten Marsch nach Aalen gemacht, wo sich eine vorausgesandte Abtheilung des Werneck'schen Corps ihm anschloß, und suchte nun von da nach Nördlingen zu kommen. Da hier überall schon Feinde waren, schlug er (17. October) den Weg nach Oettingen ein. Den Rückzug nach dem Inn zu gewinnen, schien schon kaum mehr möglich; er entschloß sich, seinen Weg nach Böhmen zu nehmen. Am Abend des 18. brach er nach kurzer Rast von Oettingen auf, wo abermals Bruchstücke des Werneck'schen Corps, der größte Theil der Reiterei und des Geschützes zu ihm stießen. Um nach Böhmen zu kommen, wählte er den Weg über Gunzenhausen. Schon hing sich aber Murats Cavallerie an seine Fersen, und nur eine trügerische Unterhandlung, die Fürst Schwarzenberg mit den Franzosen anknüpfte, schaffte die nöthige Frist, den Zug fortzusetzen*). In gewaltigen Märschen ging dann der Erzherzog weiter. Die Infanterie freilich konnte nicht mehr folgen und fiel ermattet dem Feinde in die Hände; bei Nürnberg mußte auch Train und Geschütz zurückgelassen werden. Aber den Rest, etwa 1700 Reiter, 400 Kanoniere und 163 Trainsoldaten, brachte der Erzherzog, obwol von den Franzosen noch einmal erreicht und angegriffen, glücklich nach Eger, wo er am 22. October anlangte. Er hatte doch den Beweis geliefert, was ein muthiger Führer an Raschheit und Anstrengungen diesen Truppen zumuthen konnte.

Es drängte indessen Napoleon, von Ulm weiterzukommen. Die paar Tage, die sich Mack noch ausbedungen, waren ihm unbequem, weil sie die Verpflegung der Armee erschwerten und den Marsch an den Inn verzögerten. Drum lag ihm viel daran, alle zersprengten Theile der österreichischen Armee in seine Gewalt zu bekommen; es war ihm, mit der einen Ausnahme

*) S. Prokesch Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Carl Schwarzenberg. S. 99 ff.

des Erzherzogs gelungen. Das genügte, um einen Mann wie Mack zu bestimmen, daß er jene Clausel aufgab. Am 19. October fanden zu Elchingen neue Verhandlungen statt, in denen Berthier im Namen des Kaisers auf Ehrenwort versicherte, daß Bernadotte zwischen dem Inn und der Isar stehe, Werneck capitulirt habe, Soult zwischen Ulm und Bregenz die Straße nach Tirol bewache, Lannes den Erzherzog verfolge und bereits am 18. in Aalen eingetroffen sei. Den letzten Punkt ausgenommen waren alle Angaben richtig. Mack ließ die festgesetzte Frist, auf die er früher so viel Werth gelegt, fallen und versprach, schon am 20. statt sechs Tage später den Platz zu räumen, wenn ein ihm an Stärke entsprechendes französisches Corps bis zum 25. bei Ulm stehen bleibe. Der Kaiser hatte keinen Grund, diese Zusage zu verweigern.

Am 20. October verließen die 23,000 Oesterreicher die Stadt; Napoleon stand auf den Höhen vor der Stadt, von einem glänzenden Generalstabe umgeben, und seine Truppen, blank und geputzt, bildeten Spalier. Schweigend defilirten die Oesterreicher vor dem französischen Kaiser und legten dann ihre Waffen nieder. Die Officiere durften nach Oesterreich zurück, die Soldaten gingen als Kriegsgefangene nach Frankreich. Die Generale — es waren außer Mack besonders Klenau, Giulay, Liechtenstein zu nennen — wurden von Napoleon im Tone gnädiger Herablassung empfangen, manches Verbindliche ihnen zum Trost gesagt, freilich nur um ihre Regierung mit Schmähungen überhäufen zu können. Napoleon bedauerte sie, das „Opfer der Thorheiten eines Cabinets zu sein, das von unsinnigen Planen träume", er sprach von Verrath gegen Europa, in dessen Angelegenheiten man asiatische Horden einmische, er deutete an, „es könne wohl das Ende der Dynastie Lothringen gekommen sein", wenn Kaiser Franz nicht rasch Frieden schließe*). Der soldatische Imperator, der sich so unsägliche Mühe gab, in die Reihe der alten Dynastien einzutreten, verrieth doch darin wieder seinen revolutionären Ursprung, daß er jetzt und später in den übermüthigsten Stunden seines Glückes nichts versäumt hat, das legitime Fürstenthum mit plumper Hand seines Nimbus zu entkleiden.

Es war Macks letzte charakteristische Handlung, daß er die an sich unbedeutende Frist fallen ließ und sich beeilte, den Franzosen Ulm zu räumen. Man behauptet, es hätte ihn dazu besonders die Ungeduld vermocht — fortzukommen nach dem Inn, um das zweite Heer der Coalition nicht lange auf seinen Rath und seine Leitung warten zu lassen. Denn daß er der Mann sei, der allein Oesterreich retten könne, davon war er auch jetzt noch lebhaft überzeugt. So gut ist es ihm freilich nicht geworden. Ein kriegsrechtlicher Spruch erwartete ihn, der ihn seiner Würden und Ehren entsetzte. Ein

*) S. die Berichte der Augenzeugen bei Matthieu Dumas précis des évèn. milit. XIII. 98. Savary Mém. II. 152.

Glück, daß er nur eine glänzende Armee von 80,000 Mann aufgelöst und zum großen Theile dem Feinde überliefert; hätte er eine Sünde gegen das herrschende System begangen, er wäre wohl für seine Lebenszeit in einer der Festungszellen verschwunden, in denen Franz II. die Misvergnügten und Gefährlichen unschädlich zu machen pflegte. Sein Vergehen galt in Oesterreich für leichter; er wurde schon nach den Leipziger Siegestagen durch Schwarzenbergs wohlwollende Vermittelung mit einer Pension begnadigt und dann auf seine Vertheidigung hin (1819) vollständig in den früheren Rang und alle seine Würden wieder eingesetzt.

Wie sich in Bonaparte's Haltung, in seinen Anreden und Bülletins jetzt zuerst der Ton blinden Uebermuthes ankündigte, dem er seit den Erfolgen von 1805 und 1806 verfiel, so war auch der Eindruck auf die Massen unbeschreiblich groß. Die Kaiserglorie des neuen Römerreiches hat wenig glänzendere Momente mehr erlebt, als diese Siege vom October 1805. Am linken Rheinufer träumte man sich in die Eitelkeit hinein, der „großen Nation" anzugehören, im Gebiete des späteren Rheinbundes erreichte die bewundernde Anbetung der Bonaparte'schen Herrlichkeit ihren höchsten Gipfel. Die süddeutsche Regierungspresse war in eine Bonaparte'sche Verzückung gerathen; wenn sie schon vor dem Siege den Segen des Himmels auf den Mann herabflehte, welcher „der Geißel der Anarchie" Einhalt gethan und dem Erbfeinde des Festlandes, dem gottvergessenen England, seinen Stachel zu nehmen trachtete*), so läßt sich denken, in welch dithyrambischem Tone sie jetzt redete. In Baiern war wirklich eine Art von Volksbegeisterung wach geworden, die, durch die bitteren Reminiscenzen der jüngsten Zeit erhitzt, nicht für Bonaparte, sondern für bairische Selbständigkeit zu fechten glaubte. Im Norden von Deutschland zeigte sich aber noch nirgends ein elastischer Geist des Widerstandes, selbst wo der Druck in aller Unerbittlichkeit fortdauerte.

Nur in Preußen schien sich ein Umschwung vorzubereiten.

Wir haben die preußische Politik in dem Augenblicke verlassen, wo alle Zeichen auf einen Bund mit Napoleon und Preußen hinzudeuten schienen; von Boulogne aus schickte der französische Kaiser (Ende August) in dringendster Eile Duroc nach Berlin, um das lange erstrebte Bündniß rasch um so wohlfeilen Preis zu erlangen. Denn wohlfeil war der Preis, wenn ihm für Hannover, das er doch schwerlich auf die Dauer behalten konnte, die

*) S. die bezeichnenden Auszüge aus einem Mannheimer Blatte im polit. Journal 1805. II. 1012 f. Aehnliches findet sich in reicher Auswahl in bairischen Blättern.

militärische Hülfe Preußens zum Kriege gegen die östlichen Mächte gewonnen ward.

Aber so weit waren die Dinge noch nicht. Es hatte im Grunde nur Hardenberg, nicht der König selbst, den französischen Anerbietungen ein williges Ohr geliehen; in Friedrich Wilhelm III. regten sich fast mehr Bedenken als Hinneigung, und es war recht bezeichnend für die Lage, daß der preußische Staatsmann den Franzosen Eile in Behandlung der Sache anempfahl. Des Königs Gewissen sollte eben überrascht, der erste verführerische Eindruck, den die Aussicht auf Hannover weckte, schnell benutzt werden, bevor die Abneigung des Monarchen gegen die politische Immoralität, die man ihm zumuthete, die Oberhand gewann. Kaum bedurfte es, obwol auch diese schwerlich gefehlt hat, der Einwirkung von Seiten der Franzosengegner, der Königin, der verbündeten Diplomatie, um den König von einer Bahn zurückzuschrecken, in die man ihn vielleicht in einem aufgeregten Augenblicke hineindrängen konnte, die er gewiß nie aus eigener freier Wahl ging. Dem Gedanken eines Bundes mit Frankreich, wahrscheinlich eines Krieges mit der Coalition und eines Ersatzes durch Hannover, dem widerstrebte ebenso seine Friedensliebe und sein Vermittelungseifer, wie seine politische Moral.

Darum war, bevor noch Duroc in Berlin anlangte, dort bereits eine leise Wendung eingetreten; die hannover'sche Beute hatte von ihrer verführerischen Macht um so viel eingebüßt, als die unvermeidliche Gefahr des Krieges näher rückte. Als Duroc eintraf (1. Sept.), glaubte der wachsame Laforest bereits zu bemerken, daß sich der König von dem Gedanken eines französischen Bündnisses merklich entfernt habe; Hannover, schrieb er, übt auf Herrn von Hardenberg immer noch seine Versuchung, aber der König scheint weniger Werth darauf zu legen. So fand denn auch Duroc den preußischen Monarchen gestimmt; Friedrich Wilhelm III. äußerte sich ziemlich kühl über den Besitz von Hannover, betonte dagegen die Zurückhaltung, die Preußen durch seine Lage anempfohlen sei, und meinte, der Friede sei noch möglich, wenn man Oesterreich von der Coalition, der es nur halb wider Willen gefolgt sei, trenne und es durch Bürgschaften in Bezug auf Italien beruhige. Dieser erste Anfang entsprach so wenig den Erwartungen, mit denen Duroc von Boulogne abgesandt worden war, daß der Vertraute des französischen Kaisers seine Mission schon wie eine verfehlte ansah. Napoleon selbst gab aber die Hoffnung noch nicht auf; mit Gründen, die unzweifelhaft geschickt ausgesucht und bis zu einem gewissen Punkte sogar von zutreffender Wahrheit waren, suchte er das Widerstreben des Königs zu überwinden*). Er nannte den Glauben an die Fortdauer des Friedens mit Recht eine gefährliche Illusion und hob nachdrücklich hervor, daß es sich in diesem Augenblicke

*) Duroc est à Berlin; je suis bien avec la Prusse, mais la Russie lui fait une très grande peur, schreibt er am 16. Sept. an Eugen. Mémoires I. 366.

nicht mehr um die Wahl zwischen Krieg und Frieden, sondern nur zwischen einem kurzen oder langen Kriege handele. Gelingt es — das war der Sinn seiner Ausführung — in nächster Zeit der französischen Armee, am Inn einen Schlag gegen die Oesterreicher zu führen, so werden die Russen entweder mit ganzer Macht sich dahin wenden und Preußen Luft machen, oder sie werden, erschreckt von den Opfern eines solchen Krieges, die Hand zum Frieden bieten. Der Feldzug wird in beiden Fällen kurz und erfolgreich, die Opfer Preußens so gering wie möglich sein.

Zwei Tage bevor Napoleon diese Instructionen an Duroc schickte, waren die Oesterreicher über den Inn gegangen, der Krieg also begonnen. Das Napoleonische Wort, daß es eine gefährliche Illusion sei, noch an Frieden zu glauben, erhielt damit rasch seine Bestätigung; nur in Berlin zog man sich jetzt um so eifriger in die neutrale Position zurück. „Die Neutralität ist ein System, das der König nie aufgeben wird", lautete jetzt auf einmal selbst Hardenbergs Ausspruch*), und man sondirte bei Kurhessen, Sachsen und Dänemark, um im Einverständniß mit ihnen eine dritte Partei der Neutralen zu Stande zu bringen. So kam denn an Duroc der Bescheid, daß man über diese Linie nicht hinausgehen, wohl aber allenfalls Hannover in Verwahrung (en depôt) nehmen und dafür die Neutralität in dem großen Kriege versprechen wolle. So wie die Dinge standen, und nachdem das Größere nicht zu erlangen schien, war auch dies noch ein Gewinn für Napoleon. Er blieb vor einer Diversion in Norddeutschland geschützt, und die Sorge vor Preußens Uebertritt zur Coalition war beseitigt. Es ging daher (20. Sept.) an Duroc die Weisung ab: er solle in diesem beschränkteren Sinne abschließen und etwa gegen eine jährliche Zahlung von 6 Millionen Franken und die Bürgschaft, Holland vor der Coalition zu schützen, Preußen Hannover in Verwahrung geben, doch so, daß aus dieser Verwahrung kein Eigenthumsrecht für Preußen, kein Verzicht für Frankreich sich ergebe. In einem geheimen Artikel sollte Preußen sich zu allen Freundschaftsdiensten bereit erklären, die es ohne offenen Bruch der Neutralität Frankreich erweisen könnte. Das wäre freilich für Preußen ein zweifelhafter Vortheil um ziemlich hohen Preis gewesen; darum lehnte man auch diesen Vorschlag ab und hielt es für das Beste, auf die Art von Neutralität zurückzugehen, wie sie in der ehemaligen Demarcationslinie festgesetzt war.

So war also Preußen nach allen Schwankungen schließlich wieder dabei angelangt, im Augenblicke eines großen continentalen Krieges neutral bleiben zu wollen und mit dem schlechtesten Danke die Rolle des Vermittlers zwischen zwei schon kämpfenden Parteien zu spielen. Abermals, wie zur Zeit von Nowosilzoffs Sendung und durch diese bittere Erfahrung nicht abgeschreckt, suchte Friedrich Wilhelm III. zugleich bei Napoleon und in Petersburg und Wien

*) Depesche des Weimar'schen Gesandten an seinen Herzog vom 12. Sept.

für Erhaltung des Friedens zu wirken. Nach allen Seiten gingen preußische Boten und Botschaften als Friedenstauben, während man auf keiner Seite mehr vom Frieden hören wollte oder an die Möglichkeit glaubte, ihn zu erhalten. Als einer der Vermittlungsboten, die der König in diesem Augenblicke aussenden wollte, ward auch Graf Haugwitz aus Schlesien nach Berlin beschieden, um eine Sendung nach Wien zu übernehmen. Damit kehrte eine Persönlichkeit zu den Geschäften zurück, deren Name besonders eng verflochten ist mit der verhängnißvollen Wendung der folgenden Ereignisse. Seine vorübergehende Entfernung im Sommer 1804 hatte freilich nichts gebessert. Wir sehen wenigstens nicht, daß in irgend einem wesentlichen Punkte Hardenberg die bedenklichen Geleise seines Vorgängers verlassen, oder höhere Principien und einen festeren, planmäßigeren Gang verfolgt hätte; eher möchten wir in seiner Politik vom August 1804 an die vielseitige Geschmeidigkeit vermissen, womit Haugwitz durch die europäischen Parteien hindurch lavirt war. Wohl hatte sich der Letztere in dem Augenblicke zurückgezogen, wo diese Kunst ihre schwierigste Probe bestehen sollte; aber Hardenbergs Leitung konnte den Vorgänger fast vermissen lassen. Es wird bei der wunderlichen Einrichtung, nach der damals die Staatsangelegenheiten in Preußen besorgt wurden, kaum möglich sein zu entscheiden, wie viel des Königs scheue Unentschlossenheit, wie viel Hardenbergs Experimente und wie viel die Intriguen der Cabinetsschreiber, wie Lombard, zu dem Ergebniß des letzten Jahres beigetragen haben; nur, scheint uns, war aber dies abgelaufene Jahr eines der unglücklichsten in der Geschichte der preußischen Politiker gewesen. Zugleich der Coalition und Napoleon gegenüber war Preußen tiefer compromittirt, als man das jemals Haugwitz hatte vorwerfen können.

In dem Augenblick, wo Preußen seine verzweifelten Friedensversuche erneuerte und statt entweder mit Bonaparte oder mit der Coalition zu gehen — an Sachsen, Kurhessen und Dänemark eine Verstärkung suchte, war in Berlin selbst die Diplomatie aller Parteien versammelt, nicht der Vermittelung oder Neutralität wegen, sondern um noch in diesem letzten Momente Preußen zur Theilnahme an der großen Action zu bestimmen. Von Duroc's Thätigkeit haben wir oben berichtet; ihm gegenüber waren Graf Metternich und Maximilian von Alopeus, der russische Gesandte, von dem uns über diese Zeit eine Anzahl Berichte vorliegen, unermüdet beschäftigt, die Contremine zu legen. Seit dem 11. September war zu ihrer Verstärkung auch Graf Merveldt angekommen, angeblich um den Einmarsch in Baiern zu entschuldigen, in der That, um den letzten Sturm auf die preußische Neutralität zu machen. Gegen Alle hatte der König eine und dieselbe Erklärung bereit: Preußen werde von der Neutralität nicht abweichen und nur gegen den feindlich handeln, der solcher zuwider etwas angreifend unternehme*). Aber das

*) Aus einer handschriftl. Note vom 14. September. Alopeus schreibt am 12:

[illegible] in Wien [illegible] Er [illegible] im österreichischen Ministerium und eine aufrichtige [illegible] mit Preußen den Plan der Coalition [illegible]. Sein Gedanke war es auch, man müsse den König von Preußen für einen ersten [illegible] zu gewinnen suchen, den man ihm als das einzige Mittel [illegible], dem Kriege auszuweichen und eine feste Basis für die Zukunft zu verschaffen; er hatte in diesem Sinne eine Denkschrift geschrieben und Merveldt mitgegeben. Wiederholt und mit allem Rechte warnte er vor der gefährlichen Taktik Rußlands, Preußen mit militärischem Drohen zur Freundschaft zwingen zu wollen; es hatte das nur den doppelten Nachtheil, den König zurückzuschrecken und der Kriegführung im Süden die russischen Streitkräfte zu entziehen, mit denen man auf Preußen einen Druck zu üben meinte.

Gerade jetzt war aber Rußland entschlossen, seinen letzten Trumpf trotzig auszuspielen. Am 19. September kam ein Courier aus Wilna mit einem Schreiben des Czaren, worin derselbe ankündigte, er werde seine Truppen durch Südpreußen und Schlesien marschiren lassen. Der Durchmarsch war „nicht requirirt, sondern mit Nachdruck gefordert und selbst der Tag bestimmt, an welchem die Russen das preußische Gebiet betreten würden“ **). Wir brauchen kaum zu sagen, daß Niemand mehr darüber betreten war, als diejenigen, die in Preußen selbst eifrig für den Anschluß an die Coalition wirkten. Denn es hieß den König und die Stellung, in der er sich zu befinden glaubte, ganz

---

depuis hier au soir le général Merveldt est ici. Parmi les commissions dont il a été chargé se trouve celle de l'annonce de l'occupation de la Bavière par les Autrichiens. Dans ce moment ils y sont déjà. Nach einer andern diplomatischen Quelle hatte Merveldt zugleich erklärt, es komme hier nur darauf an, den Franzosen das Prävenire zu spielen, der Kaiser versichere aufs heiligste, seine Absicht werde nie dahin gehen, eine Spanne breit von Baiern zu erwerben oder zu behalten. In mehreren andern Berichten ist dann als der Hauptzweck bezeichnet, Preußen zur Coalition zu bestimmen. Alopeus ist noch ganz im Ungewissen, ob es gelingen werde. Le général Merveldt, schreibt er am 14. Septbr.: n'a pas eu encore audience; il l'atteindra peut-être aujourd'hui. — La semaine prochaine sera celle de la grande crise. Die letztere Erwartung schöpfte A. wohl aus seiner Kenntniß dessen, was sein kaiserlicher Herr vorbereitete.

*) S. Gentz Schriften, IV. 113. Vgl. 88. 100. 160.

**) Aus einem weimar. Bericht von 21. September.

falsch beurtheilen, wenn man meinte, solche Mittel würden günstig wirken; sie klangen nach den letzten Erklärungen Friedrich Wilhelms wie eine absichtliche Herausforderung. Noch am nämlichen Tage fand eine große Berathung im Schlosse statt, die damit endigte: es sei die ganze preußische Armee mobil zu machen. Dem russischen Kaiser mag das Ungeschickte des Schrittes, gleich nachdem er ihn beschlossen, selbst klar geworden sein; denn schon am 20. folgte ein zweites Schreiben, das einen freundlicheren Ton anschlug und den König zu einer persönlichen Zusammenkunft an der Gränze einlud. Ein solcher Vorschlag war in Berlin nicht unwillkommen, weil er der Lieblingsidee der Vermittelung schmeichelte. Aber der Eindruck der Drohung war doch nicht gemildert und sofort an den Kaiser eine Antwort des Königs gerichtet, die zwar auf den Vorschlag der Zusammenkunft einging, aber jedes Ansinnen des Durchmarsches in unzweideutigster Weise zurückwies*). Haugwitz, der sich eben jetzt (21. September) nach Wien begab, erhielt nach einer wohlunterrichteten Quelle**) den Auftrag, den Kaiser ins Mittel zu ziehen und gegen die Gewaltschritte Rußlands einen Einmarsch in Böhmen in Aussicht zu stellen, falls ein Russe das preußische Gebiet betrete.

So hatte es also die plumpe Taktik Rußlands dahin gebracht, daß Preußen mit einem Male in voller Waffenrüstung stand, aber zunächst gegen die Coalition. Nicht blos Gentz, der zu jeder Zeit diese Taktik bekämpft, nannte sie „rasend, elend und abgeschmackt", auch die russische Diplomatie selbst gab unwillkürlich zu, daß ihre Sache schlechter stände als je***). Denn

---

*) Der Inhalt ist in einer Note von Hardenberg an Alopeus (d. d. 23. Septbr.), die uns in Abschrift vorliegt, kurz resumirt. Es heißt darin: „Il (Alopéus) sait par conséquent, que le Roi s'est fait un plaisir d'accepter l'entrevue, que S. M. Impériale lui a proposée pour y discuter ultérieurement leurs interêts reciproques. Mais le Roi n'a pas hésité un moment de se refuser dans cette même lettre au projet de faire passer les troupes russes par les provinces prussiennes. Ce passage sans le consentement de S. M. serait trop incompatible avec les rélations existantes entre les deux cours, trop contraire au système de neutralité de la Prusse, à son indépendance et à son dignité, pour que le Roi puisse croire un instant qu'un souverain, avec lequel S. M. est liée d'amitié, qui se charge du noble rôle de défenseur des Droits des Nations et sourtout des neutres, veuille se porter à une mesure pareille et attenter sans la moindre provocation et sans griefs à ceux d'un état ami, voisin et allié, qui a été le boulevard de la sûreté du Nord et qui n'a jamais porté que des paroles de conciliation et de paix. Telle est la substance de la lettre que le Roi a envoyée le 21 à S. M. l'empereur par le Major de Hacke" etc.

**) Bericht des weimarischen Geschäftsträgers d. d. 29. Septbr.

***) Alopeus schreibt am 5. October: „Le caractère (des affaires) devient si maligne, que même l'espérance, dernière ressource des faibles mortels, commence

es war doch ein dürftiger Trost, daß Preußen wenigstens endlich aus seiner neutralen Stellung aufgerüttelt sei; vor der Hand hatte es diese nur verlassen, um Front zu machen gegen die Coalition, und wenn Bonaparte jetzt seinen Vortheil recht verstand, so konnte er aus dieser Wendung den entschiedensten Gewinn ziehen. Aber zum Glück für die Verbündeten überbot er in demselben Augenblick den Misgriff Rußlands durch einen noch größeren, indem er ohne Anfrage vollzog, womit der Czar nur gedroht hatte.

Man muß sich diese letzten Vorgänge lebhaft vergegenwärtigen, um den Eindruck zu bemessen, den die Allen unerwartete Botschaft machte, es sei am 3. October ein französisches Armeecorps, ohne Anfrage und alle friedlichen Protestationen der Behörden zum Trotz, durch das Ansbach'sche Gebiet marschirt. Jetzt war es an der französischen Partei erschrocken zu sein; nun mischte sich in die laute Entrüstung der Einen zugleich der kaum verhaltene Triumphruf der Andern, der Freunde des antibonaparteschen Bündnisses *.)

Das preußische Gebiet in Franken war vor solchen Wechselfällen schwer zu schützen; das hatten die letzten Kriege gezeigt. Auch diesmal hatte der König, um Conflicte zu vermeiden, die man gewaltsam nicht hindern konnte, anfangs bestimmt, daß die Fürstenthümer dem Durchmarsch beider Theile, natürlich ohne Requisitionen und ohne sich in dem Gebiete festzusetzen, geöffnet sein sollten. Wahrscheinlich auf Hardenbergs Rath war man wieder davon zurückgekommen und hatte die bekannten Neutralitätserklärungen erlassen, deren früher Erwähnung geschehen ist. Es verrieth nun allerdings eine wunderliche Vorstellung von der Lage der Zeit und von Bonaparte, wenn man glaubte, diese Plakate an der Ansbacher Gränze würden stark genug sein, den Imperator und seine Armee aufzuhalten; es sprach sich darin wieder recht charakteristisch die Selbsttäuschung der preußischen Neutralitätspolitik aus. Indessen durch die letzten Vorgänge hatten jene Erklärungen eine erhöhte Wichtigkeit erhalten; es war, zumal nach der Differenz mit Rußland, der Angel- und Ehrenpunkt der preußischen Neutralitätspolitik geworden, ihr Gebiet von beiden Parteien unberührt zu bewahren. Indem Napoleon mit voller Kenntniß der Sachlage diese Neutralität verletzte, konnte man im Zweifel sein, ob ihn mehr die übermüthige Geringschätzung Preußens dazu bewog oder die Ansicht, man werde in Berlin nach größeren auch diese Kränkung verschmerzen; aber eines wie das andere mußte in diesem Augenblick

---

à m'abandonner.“ Nach dieser Aeußerung dürfte wohl die hoffnungsvoll lautende Aeußerung von Gentz aus derselben Zeit (IV. 116) herabzustimmen sein.

*) Am bezeichnendsten ist, zumal nach der Hoffnungslosigkeit des oben citirten Briefes, was Alopeus am 8. October schreibt: La démence de Bonaparte est venu au secours de la bonne cause; V. A. S. sait sans doute que les Français ont violé pas tout à fait une vierge, mais au moins une dame, qui en avait la prétention. Nous avons donc passé subitement du noir au blanc.

auf's empfindlichste beleidigen. Denn es liegt in der Natur scheuer und unentschlossener Menschen, deren Geduld auf manche bittere Probe gestellt war, plötzlich einmal den ersten besten, bisweilen auch schlechtesten Anlaß zu ergreifen, um ihrem gekränkten Selbstgefühl Luft zu machen; hier war nun durch den Zusammenhang der Umstände der Fall so ernst geworden, daß es selbst einem viel vorsichtigeren Manne, als Friedrich Wilhelm III. war, schwer fiel, die Augen zuzudrücken. Napoleon aber, wie vorher Alexander, täuschte sich in dem Charakter dieses Königs. Es konnte eine falsche Politik, welche seine angeborne Neigung zum friedlichen Vermitteln misbrauchte, ihn wohl vielfach irre führen, aber sie vermochte nicht, sein militärisches und königliches Ehrgefühl so weit zu misleiten, daß er nicht im rechten Augenblicke, wenn er sich selber ganz folgte, vollkommen den rechten Weg einschlug. Es ist nach dem Aufschwung altpreußischen Zornes und Stolzes, wie er sich jetzt im König und im Volke kund gab, eine Katastrophe gekommen, über der man bisweilen vergessen hat, daß dies plötzliche Entflammen gegen Bonaparte doch den einzigen glänzenden und ruhmwürdigen Moment der auswärtigen Politik Preußens seit 1795 bildet, und, wenn nachher ein entsetzlicher Fall eintrat, er nicht darum erfolgt ist, weil man diesem edlen Zorne nachgab, sondern weil man statt seiner wieder die alte muthlose „Klugheit" walten ließ. So sehr bewährte sich auch hier die Erfahrung, daß der gerade und leidenschaftliche Instinkt der Ehre schärfer sieht und besser rechnet, als alle die gepriesenen Listen diplomatischer Klugheit.

Seit zehn Jahren zum ersten Male hatte die französische Politik in Berlin jeden Boden verloren; die Begebenheit in Franken, heißt es in einem Gesandtschaftsbericht, hat den Erfolg gehabt, den jeder preußische Patriot wünscht. Im ersten Moment der Aufregung schien man geradezu geneigt, seine Waffen kurzweg gegen Frankreich zu kehren; man sprach davon, Duroc und Laforest, mit denen eben noch über ein Bündniß verhandelt worden war, ohne Weiteres ihre Pässe einzuhändigen und so auf eclatante Weise mit Bonaparte zu brechen. Die Erbitterung minderte sich nicht, als Napoleon in einem Briefe an den König, der ihn entschuldigen sollte, die Miene annahm, die Sache als eine Bagatelle zu behandeln. Diese vornehme Nachlässigkeit goß Oel in's Feuer*). Vergebens suchten die französischen Diplomaten in Berlin den Fall zu rechtfertigen, indem sie sich auf den Vorgang der früheren Kriege beriefen oder geltend machten, es sei noch kurz zuvor das bairische Armeecorps durch ein Stück fränkischen Gebietes marschirt. Sie vergaßen, daß nach den letzten öffentlichen Erklärungen die Dinge nicht mehr lagen wie früher, und daß es eine andere Sache war, ob die Truppen eines kleineren Fürsten auf ihrem raschen Rückzug nach Bamberg das Gebiet verletzten, oder ob ein französisches

*) Aus glaubwürdiger Quelle wird versichert, daß der König, als ihn nachher Beyme zu beschwichtigen suchte, keine andre Antwort gegeben, als den Bescheid: „Ich will mit dem Menschen nichts mehr zu thun haben."

Armeecorps auf Befehl des Kaisers durchzog. Am 14. October ließ sich dann das preußische Cabinet in einer Note an Duroc und Laforest vernehmen, die, durch die Zeitungen rasch veröffentlicht, die ganze Aufregung, in der man sich befand, ungemildert kund gab. Es war Bonaparte noch niemals von einer Macht, mit der er sich noch nicht in offenem Kriege befand, eine gleich herbe Zurechtweisung geworden. „Der König weiß nicht, hieß es darin, ob er sich mehr über die Gewaltthätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern soll, womit man sie zu rechtfertigen sucht. Preußen hat seine Neutralität proclamirt; allein bis an's Ende seinen früheren Verpflichtungen getreu, deren ganzer Vortheil künftig Frankreich zu Gute kam, hatte es denselben Opfer gebracht, welche sein theuerstes Interesse compromittiren könnten".... Punkt für Punkt waren dann die Irrthümer und Sophismen der französischen Rechtfertigung widerlegt, an die Protestation der Behörden und an die ausdrückliche Erklärung Hardenbergs, die er selber mündlich Duroc und Laforest gegeben, erinnert, und der Gegensatz hervorgehoben, den das Verfahren Oesterreichs zu dem Napoleons bildete. „Der König, fuhr die Note fort, hätte aus diesem Gegensatz wichtigere Schlüsse über die Absichten des Kaisers folgern können; er beschränkt sich darauf zu denken, daß Se. kaiserl. Maj. wenigstens Gründe gehabt haben, die positiven Verpflichtungen, die zwischen Ihnen und Preußen existirt haben, so anzusehen, als wenn sie unter den gegenwärtigen Umständen keinen Werth mehr hätten, und da der König vielleicht bald in der Lage ist, der Achtung Seiner Versprechungen Alles aufzuopfern, so sieht er sich gegenwärtig als frei von allen früheren Verpflichtungen an".... Es gelte ihm, so lautete der Schluß, sowol seinem Lande den Frieden zu erhalten, als für Europa einen dauerhaften Frieden herzustellen; es werde nur seine eigene Sorge sein, für die Sicherheit seiner Völker zu wachen. Fortan ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantieen, sehe er sich genöthigt, seine Armeen diejenigen Stellungen einnehmen zu lassen, welche die Vertheidigung des Staates erfordere.

Diesen drohenden Worten folgte diesmal rasch die That. Auch für die Russen war jetzt die Sperre aufgehoben, welche ihnen den Durchmarsch durch Preußen verweigert hatte; den Truppenaufstellungen im Osten folgten nun größere im Westen. In Niederdeutschland sammelten sich fünfzigtausend Mann, zwei andere Heere wurden in Westfalen und Franken schlagfertig gemacht. Aus der Erklärung, daß sich der König seiner Verpflichtung für entbunden erachte, war zunächst zu folgern, daß Preußen dem Vorrücken der Schweden und Russen kein Hinderniß entgegensetze. Zugleich betrat in den letzten Tagen des Octobers ein preußisches Corps den hannover'schen Boden; der Norden des Landes wurde besetzt und die hannover'schen Behörden restituirt. Noch war es nicht so weit, wie Napoleon damals fürchtete, daß Preußen sofort die Festung Hameln, die noch von den Franzosen besetzt war, angreifen würde; vielmehr ließ man die Garnison sich verstärken und verpro-

viantiren, ja man nahm von Napoleon eine Zahlung von 66,000 Gulden für den in Ansbach verübten Schaden an. Das Cabinet schien seinen Zorn fast wieder zu bereuen. Indessen nachdem man einmal so weit alle früheren Beziehungen zur Bonaparte'schen Politik abgebrochen, rieth es schon die Klugheit, bald offen in's andere Lager überzugehen*). Napoleon ahnte, daß es so kommen müsse; seine Briefe an die Vertrauten athmeten eine drohende und erbitterte Stimmung; wer seine korsische Natur kannte, der mußte sich sagen, daß er diese Octobertage Preußen nie vergessen werde.

Die Coalition behauptete in der That schon das Feld zu Berlin. Am Hofe wie in der Residenz machten sich die antifranzösischen Stimmungen so laut und entschieden geltend, daß die Freunde der Bonaparte'schen Allianz schon nicht mehr wagten, ihrer Meinung einen offenen Ausdruck zu geben**). Die Zusammenkunft mit dem Czaren war unter dem Eindruck des Ansbacher Ereignisses und seiner Folgen zwar verschoben worden, aber das Verhältniß zu dem russischen Monarchen hatte sich natürlich nur um so freundlicher gestaltet. Mit der Ansbacher Botschaft traf beinahe zusammen die Ankunft des kaiserlichen Adjutanten, des Fürsten Dolgorucki; er kehrte nach Pulawy, wo sich Alexander damals aufhielt, mit einer Antwort zurück, in der sich der Eindruck der ersten lebhaftesten Erbitterung über den französischen Gewaltstreich ausprägte***). Es kam nun Alles darauf an, Preußen in diesen Stimmungen zu erhalten. Schon früher hatte Gentz gerathen, durch persönliche Zusammenkünfte der Monarchen, durch Missionen der Erzherzöge müsse man Friedrich Wilhelms persönlich günstige Dispositionen „im großen Stile bearbeiten". So reifte bei Oesterreich und Rußland der Plan, durch persönliche Einwirkung des Czaren und eines kaiserlichen Prinzen Preußen zur Action zu drängen. Am 23. October kam eine Botschaft von Alexander, er werde statt der vorgeschlagenen Zusammenkunft an der Gränze selber den König besuchen; zwei Tage später war er schon in Berlin angekommen. Am 30. October erschien auch Erzherzog Anton, der Bruder des österreichischen Kaisers; der Fürstencongreß der Coalition, der Preußens Beitritt entscheiden sollte, war also beisammen.

Wenige Tage vorher war die Schreckensbotschaft der Ulmer Katastrophe

---

*) Dohm erinnerte damals an das Wort Friedrichs II.: qu'il étail dangereux d'offenser à demi, et que quiconque menace, doit frapper. Gronau Leben Dohms S. 420.

**) (Lombard) Matériaux etc. S. 121.

***) Am 12. October schreibt Alopeus: La nuit vers hier le Prince Dolgorucki est reparti pour Pulawy. Il est porteur d'une lettre du Roi, dont je suppose que l'Empereur sera content. L'entrevue est suspendue pour le moment, les arrangemens, qu'on est à prendre après l'entrée violente des Français dans le pays d'Anspach, exigeant la présence de S. M. Dazu stimmt auch in der Hauptsache die Mittheilung Marmonts, II. 307.

angelangt. Der Eindruck, den sie machte, war gewaltig, doch je nach den Personen verschieden. Im Kreise der preußischen Politik war man betroffen und fühlte sich eher zu friedlichen Entschlüssen gestimmt, seit man den ganzen Umfang der Kräfte des Gegners überschaute; die Coalition nahm die Miene an, als sei der Ansbacher Durchmarsch eine Hauptursache der Bonaparte'schen Erfolge, und sah darin, wie in der Katastrophe an der Donau, eine um so lebhaftere Aufforderung für Preußen, unverzüglich an dem Kriege Theil zu nehmen. Beim König, der sich nun aus allen Entwürfen und Berechnungen, in die er sich seit lange hineingelebt, mit einem Male herausgeworfen sah, stieß man doch auf Widerstand; indessen gelang es, diesen zu überwinden, indem man, wie Gentz einmal gerathen hatte, den König für „einen großen Pacificationsplan" gewann und dadurch mit der Coalition verflocht. Am 3. November ward zu Potsdam ein Abkommen geschlossen, wonach Preußen als vermittelnde Macht zwischen Napoleon und den Alliirten auftreten sollte; Preußen, so war der Plan, forderte von Napoleon als Friedensgrundlage die früheren Verträge, also die Entschädigung Sardiniens, die Unabhängigkeit Neapels, des deutschen Reiches, Hollands und der Schweiz, die Trennung der italischen Krone von der französischen; wurden diese Grundlagen angenommen, so ward ein Friedenscongreß anberaumt, dessen Aufgabe es war, einen von allen Seiten gemeinsam garantirten Zustand des Friedens und der Sicherheit wiederherzustellen. War binnen vier Wochen nach der Abreise des preußischen Unterhändlers die Friedensgrundlage nicht angenommen, so trat Preußen mit 180,000 Mann sofort in's Feld und versprach, auch alle übrigen ihm befreundeten Mächte in gleichem Sinne zu bestimmen. Dafür bedingte sich Preußen, wenn es zum Kriege kam, britische Subsidien, erleichterten Ankauf der Lebensmittel und im Frieden, „sei es durch Erwerbung, sei es durch Tausch", eine besser gesicherte Gränze. Es sollte fortan Alles im innigsten Vertrauen unter den Verbündeten verhandelt und jede Eröffnung von französischer Seite, welcher Art sie auch sei, gegenseitig mitgetheilt werden. In einem geheimen Artikel versprach Rußland dahin zu wirken, daß England in den Tausch oder die Abtretung von Hannover willige *).

Es ward dafür gesorgt, daß die Welt rasch erfuhr, was zu Potsdam geschehen war. In der Nacht vom 3. auf den 4. November, unmittelbar vor seiner Abreise, wünschte Alexander noch das Grab Friedrichs des Großen zu sehen; er begab sich, vom preußischen Königspaar begleitet, um Mitternacht in die Garnisonskirche, küßte den Sarg und nahm dann, wie ein halbofficieller Bericht sagt, „nach einem ernsten Blick auf den Altar von dem König und

---

*) Die Vertrags-Urkunde steht in der Gesch. der Kriege VI. 2. 247 ff. Vgl. Höpfner der Krieg von 1806 u. 1807. I. 21.

der Königin auf eine höchst einfache Weise Abschied". Der Auftritt hatte damals die Bedeutung einer Demonstration, zu welcher Alexander in seiner Art, mit Empfindungen geschickt zu spielen, das arglose Gefühl des preußischen Fürstenpaares gebrauchte. Wie es häufig mit solchen tendenziösen Scenen geht, so ist auch hier der bittere Revers der Münze nicht ausgeblieben. Zwanzig Monate später hat Alexander zu Tilsit die glänzende Suite des französischen Imperators verherrlichen helfen und ließ sich mit den Spolien des namenlos mishandelten preußischen Königs beschenken, dem, wie es dort hieß, aus „Achtung für den Kaiser aller Reußen", Napoleon nur die Hälfte seiner Staaten, noch nicht Alles abnahm!

Ob man sich im preußischen Cabinet wohl ganz klar darüber war, daß im Vertrag vom 3. November der Keim eines ungeheuren Krieges lag, den man siegreich beendigen mußte, wenn man nicht untergehen wollte? Ob man einsah, daß nach den Vorgängen vom October das alte Verhältniß zu Bonaparte auf immer zerstört war, und schon die eigene Selbsterhaltung gebot, mit den Feinden des französischen Kaisers nun bis zum Aeußersten zu gehen? Es deutet manches darauf hin, daß auch jetzt die Illusionen noch nicht völlig gewichen waren. Duroc war (31. October) vom König freundlich entlassen und ihm bedeutet worden, man werde keinen Vorschlag machen, der nicht mit der Ehre, dem Ruhm und den Interessen des französischen Kaisers verträglich sei. Von einem unbefangenen Standpunkte gemessen, waren allerdings alle die Forderungen, die Preußen machen wollte, damit vereinbar; aber ob man ernstlich glaubte, Napoleon werde die Sache auch so ansehen und nun nach den Siegen an der Donau bereitwillig das gewähren, was er vor dem Kriege verweigert hatte? In jedem Falle glich Preußens gebieterische Alternative, mit der es jetzt vor den siegestrunkenen Imperator trat, der Sendung jenes stolzen Römers, der mit dem Stab in der Hand, einen Kreis um den siegreichen Syrerkönig zog und Erfüllung seines Verlangens forderte, bevor er noch den Kreis verlasse. Zu einer solchen Mission durfte man nicht den geschmeidigsten und den Franzosen angenehmsten Mann, sondern mußte unbedingt den stolzesten und unbeugsamsten wählen. Preußen besaß damals nur einen Staatsmann, der für diesen Auftrag der rechte war — den Freiherrn vom Stein. Es war aber Graf Haugwitz, dem diese römische Sendung übertragen ward!

Es ging wie in Oesterreich; in einem Moment, wo sich der entschiedenste Umschwung der Verhältnisse vorbereiten sollte, behielten die alten Personen nach wie vor die Hand im Spiel; wie dort Cobenzl und sein Schweif, so sollten hier Haugwitz und Lombard zu einer Revolution mitwirken, welche die entschiedenste Verdammung ihrer ganzen Vergangenheit enthielt. Zwar regten sich in Preußen lauter als je die antibonaparte'schen Stimmungen; aber diese flackernde Begeisterung ging nicht in die Tiefe. Am Hofe waren die Königin Louise und der Prinz Louis Ferdinand die hervorragendsten Vertreter

der Bewegung gegen Frankreich. Bei der Königin, obwol sie die Kräfte Preußens enthusiastisch überschätzte und nach Frauenart gern ihre Wünsche und Ideale für die Wirklichkeit nahm, wurzelte die Abneigung gegen Frankreich und ihr kriegerischer Eifer auf dem tiefen Grunde einer edlen, durchaus weiblichen Natur. Das hehre Muster einer deutschen Frau, mit allen königlichen und bürgerlichen Tugenden geschmückt, hat sie in den Zeiten des Druckes und der Erniedrigung durch ihr Vorbild mächtig dazu beigetragen, alle edleren Stimmungen zu heben und zu kräftigen. Aber in dieser rauhen, eisernen Zeit bedurfte es vor Allem der Männer. Dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Vetter des Königs, hatte die Natur wohl die Talente verliehen, der ritterliche Held und Vorkämpfer einer solchen Zeit zu sein. Mit den reichsten fürstlichen Gaben ausgestattet, voll tapferen, verwegenen Muthes und frischer Lebensfreudigkeit, in allen ritterlichen Künsten Meister, geistreich, witzig, beredt, mit künstlerischen und geselligen Gaben ausgerüstet, zugleich von einem freien Blick über die Weltlage und keineswegs befangen in dem blinden Aberglauben an die Vortrefflichkeit des alten Wesens, schien dieser Prinz, der jetzt in der vollen Jugendkraft seines Lebens stand, mehr als jeder Andere geboren, den altpreußischen Heldensinn und die geniale Eigenthümlichkeit der Zeiten des großen Königs in sich zu einem Bilde zu vereinigen. Es fehlte ihm leider nur die alte preußische Strenge und Zucht. Wie einer seiner Vertrautesten treffend über ihn sagt*), durch Mangel würdiger Beschäftigung, durch strenge Entfernung von Allem, was durch höhere Thätigkeit seine großen Eigenschaften in einem bestimmten Wirkungskreise angespannt hätte, hat man seiner Seele ein tödtendes Opiat beigebracht, das sie auf mancherlei Abwege trieb. Nicht als wenn eine solche Natur in den Genüssen, womit er sich betäubte, in Spiel, Ausgelassenheit, Liebesabenteuern und frivoler Gesellschaft so leicht hätte untergehen können, der edle Stoff in ihm hat sich in den entscheidenden Momenten nie verleugnet, aber es ward doch eine Kraft zersplittert und vergeudet, die den Beruf zum Größten in sich trug. Es erwuchs in ihm ganz unbewußt der Gegensatz zu dem schlichten, schüchternen König, aber nicht zum Vortheil Preußens und nicht zu seinem eigenen. Denn es hing sich an ihn gar zu bald die wirkliche Frivolität großer Städte, der Uebermuth und die Unbändigkeit der jungen Officiere, der kecke Trotz vornehmer Unarten und Cavaliersgewohnheiten. Was dieser Kreis von Leuten vor der Katastrophe von 1806 getrieben hat, ist nicht immer so schlimm gewesen, wie es die Klatschsucht geschildert hat; aber es war in seinen Wirkungen schlimm genug für einen Staat und ein Heer, deren beste Ueberlieferung Zucht und Strenge gewesen waren. Man würde darum auch irren, wollte man in diesem Kreise von Leuten, die sich an den

---

*) Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel. Dresden 1848. S. 80. Vgl. Stein's Leben von Pertz I. 162 ff.

Prinzen andrängten, den rechten Stoff zu einem Widerstande suchen, der dem gewaltigen Gegner gewachsen war; sie empfanden kaum etwas von dem Gegensatz gegen das Bonaparte'sche Wesen, wie er später durch harte Prüfungen im Volke wach geworden ist. Sie haßten den Imperator mit dem Gefühl von Cavalieren und übermüthigen Soldaten, in denen noch der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit ungeschwächt war; ihre Bildung wie ihre Sitte war mehr französisch als deutsch.

Zu den eifrigsten Anbläsern des Kriegseifers gehörte auch Johannes Müller. Es hat dem eiteln und biegsamen Manne, dessen Charakterschwäche noch größer war, als sein Wissen und sein reiches Talent, inmitten seiner heißblütigen Diatriben gegen Bonaparte nicht geschwant, daß er nach wenig Jahren im Dienste des armseligsten aller Bonaparte'schen „Theatermonarchen" sein trauriges Ende finden werde; damals hat er mit seinen Kreuzpredigten gegen Bonaparte und mit seinem deutschthümelnden Pathos wenigstens auf die vornehmen Kreise sichtbar eingewirkt.

An der Masse der Nation ging diese Thätigkeit ganz spurlos vorüber. Eine charakteristische Frucht dieses Kreises war eine Schrift, deren Idee Johannes Müller angehörte und deren Tendenz es war, die kriegslustigen Stimmungen in Berlin zu heben. Unter dem harmlosen Titel: „Uebersetzung eines Fragments aus Polybius", das in einem Kloster auf dem Berge Athos gefunden sein sollte, wurde darin Friedrich Wilhelm III. und sein Friedenssystem in der Person des Antiochus von Syrien geschildert, und ihm aus Hannibals beredtem Munde alle die Gründe vorgehalten, die zum Kriege gegen den gemeinsamen Feind drängen mußten. Verfasser war der Graf Antraigues, ein französischer Emigrant, dessen ganzes Leben eine Kette von abenteuerlichen und zweideutigen Intriguen war; die Schrift war französisch geschrieben, wurde von Müller in einer beziehungsreichen Recension sehr angepriesen*), übte aber, wie sich denken läßt, nicht einmal auf die engen Kreise, für die sie geschrieben war, eine nachhaltige Wirkung.

Die Masse des Volkes in Preußen war jetzt in derselben dumpfen Theilnahmlosigkeit, wie ein Jahr später, als fast ohne Zeichen des Schmerzes über ihm die alte Monarchie zusammenbrach. Ein reger öffentlicher Geist existirte nicht mehr; er war mit Lärm und Raisonniren nicht zu ersetzen. Die Schiefheit und Unwahrheit, woran, wie Müller sagte, die langwierige ungestörte Bearbeitung und Verstimmung durch Zeitungen, Insinuationen und allen andern Trug Schuld war, ließ sich nicht so mit einem Male beseitigen. Der kriegerische Enthusiasmus erschien nur wie eine Berliner Modesache, die plötzlich an der Oberfläche auftauchte und rasch verflog. „Das Publikum, schrieb ungemein bezeichnend Joh. Müller, ist vortrefflich; Krieg ist im Theater ge-

*) S. Müller's Werke, Bd. XI. 206 ff.

feiert worden und bei den Marionetten hat man Bonaparte's Bild heruntergeschmissen*). So „fürchte er ihn, er wisse selbst nicht wie.“

Es hat freilich auch damals in Preußen an Männern nicht gefehlt, die den ganzen Ernst des Kampfes erfaßten. Der Freiherr vom Stein, seit Herbst 1804 ins Ministerium berufen, um die wichtigsten Zweige der Finanzverwaltung zu leiten, war nicht nur im Gegensatz zu seinen Vorgängern unermüdet thätig, alle Hülfsquellen anzuspannen, um seinem König die Mittel des Kampfes zu schaffen, er berührte auch gleich jetzt den wunden Fleck des alten, nur noch mechanisch zusammengehaltenen Staatsorganismus. Mit der Benutzung des Schatzes, der Creirung von Schatzscheinen und der Aufnahme von Anleihen schien es ihm allein nicht gethan; er drang schon jetzt auf eine gleichmäßigere Besteuerung, auf Beseitigung der Verkehrsschranken, auf Wegräumung der Gränzen zwischen Stadt und Land, also auf materielle Reformen, die zu den neuen Lasten im Verhältniß standen. Er hoffte damit einen regeren Gemeinsinn Aller zu erwecken; „ich halte mich gewiß, schrieb er damals an den König, bei allen Unterthanen der preußischen Monarchie guten Willen und jede Erleichterung zu finden, sobald sie sehen, daß es sich in der That von der Aufrechthaltung und Sicherstellung der Ehre der Krone, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit dieser Monarchie und von einem großen, edlen, rein aufgefaßten und kräftig zu verfolgenden Entwurf zur Wiederherstellung eines allgemeinen festen Friedens handelt.“ Er erinnerte daran, daß nicht in blendendem Glanze, sondern in ächter Cultur das höchste Ziel einer weisen Regierung bestehe, und meinte, „der Augenblick sei gekommen, durch eine Schrift die Begriffe des Volkes von der Nothwendigkeit der Maßregeln und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen“ **).

So steuerte er schon jetzt mit sicherem Takte nach der Richtung, der seine spätere Verwaltungsepoche angehört; aber es bedurfte erst anderer Lehren und Prüfungen, bis ein solcher Rath bereitwillig gehört und ohne Rückhalt verfolgt ward.

„Wir fürchten Preußen nicht“, rief ein Bonaparte'sches Blatt geringschätzig aus, als die neueste Wendung in Berlin eingetreten war, und allerdings war die Lage so beschaffen, daß der Imperator mit einigem Grund so zuversichtlich sprechen konnte. Noch lag ja ein weiter Zwischenraum zwischen den drohenden Worten und den feindlichen Thaten; und wenn man die preu-

*) Gentz Schriften IV. 119. Vgl. ähnliche Züge der Zeit Allg. Ztg. 1805. S. 1205. 1226. 1239.

**) Aus der Denkschrift vom 26. October 1805 bei Pertz Steins Leben. I. 305—316.

ßische Politik nach ihren bisherigen Proben beurtheilte, war kaum zu erwarten, daß dieser Rubicon mit rascher Entschlossenheit würde übersprungen werden. Inzwischen war dem französischen Kaiser vielleicht alle Zeit gegönnt, durch einzelne entscheidende Schläge den Ring der europäischen Coalition zu sprengen, bevor er im Begriff war, sich zu schließen.

Auch der eine gewaltige Unglücksfall, der die Bonaparte'schen Triumphe dieser Zeit durchkreuzt hat, vermochte das nicht zu ändern. In denselben Tagen nämlich, wo Napoleon zu Ulm das österreichische Heer gefangen nahm, wo er in kriegerischem Uebermuth die Ueberwundenen bedrohte und mit stolzer Zuversicht den nahen Fall Englands zu erwarten schien, in denselben Tagen waren die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien bei Trafalgar vernichtet worden (21. October). Mit einem Schlage hatte Nelsons seemännische Meisterschaft die beiden Gegner trotz ihres tapfern Widerstandes erdrückt; wohl war der Sieg durch seinen Tod theuer erkauft, aber die Trophäen waren auch ungeheuer, die beste Ausrüstung der beiden Marinen war zerstört; es gab auf ein Menschenalter hinaus keine französische Seemacht mehr. So schloß das Jahr, das die britische Insel mit einem neuen Normannenzug bedroht, mit einem Erfolge ohne Gleichen; die Flotte, die England sollte erobern helfen, schwamm in Trümmern um die andalusische Küste und die britische Herrschaft auf den Meeren hatte in der alten Welt keine Rivalen mehr.

Wohl war seit diesem Tage an eine kriegerische Ueberwältigung Britanniens durch Napoleon nicht mehr zu denken und der Kampf der beiden gigantischen Mächte nahm nun einen unübersehbaren Charakter an, aber der nächste Rückschlag dieses Ereignisses war doch am wenigsten eine Erleichterung für das Festland. Dasselbe hatte vorerst nur die Wirkung, den Druck dort zu verstärken; um England zu besiegen, bedurfte es fortan für Bonaparte nichts Geringeres, als die Gründung der continentalen Alleinherrschaft. Wenn er Länder und Kronen nun noch abenteuerlicher durcheinander warf, gegen die natürliche Freiheit und Eigenthümlichkeit der Völker einen immer unerbittlicheren Krieg führte, die Bonaparte'sche Uniformität über den ganzen Welttheil auszubreiten strebte, Küsten und Häfen mit einem ehernen Gürtel umschloß, so war das Alles, wenn man ihn selber hörte, nur eine nothwendige Reaction gegen die unnahbare Feindschaft der Briten. Wohl hat die Unnatur und Gewaltsamkeit einer solchen Politik mit der Zeit den großen Widerstand der Nationen hervorgerufen, aber bis es dazu kam, mußte vorerst die Wucht des Soldatenkaiserthums nur um so härter auf dem Festlande drücken.

Die militärische Ueberlegenheit Napoleons war durch die unerhörten Erfolge an der Donau vorerst entschieden. Der ganze Kriegsplan seiner Gegner war zerrissen: auch wo ihre Heere glücklicher gefochten, wie in Italien, war durch die Ulmer Katastrophe jede Frucht dieses Erfolges vereitelt. Auf dem

italienischen Kriegsschauplatze, so war der erste Plan gewesen, sollte der erste Hauptschlag geführt werden: ein Heer von mehr als 140,000 Mann sollte dort die Etsch- und Minciolinie erobern, um dann vereint mit den Heeresmassen in Deutschland durch die Schweiz die Invasion im südöstlichen Frankreich zu beginnen. Der Plan war früh verändert, das italienische Heer auf kaum 100,000 Mann gebracht und durch Entsendungen nach Deutschland noch mehr verringert worden. Was jetzt an der Etsch, in Südtirol und in Venetig von österreichischen Truppen unter dem Erzherzog Karl vereinigt war, betrug einige 80,000 Mann und war in seinen Bewegungen von dem abhängig, was auf dem deutschen Kriegsschauplatze geschah; die Franzosen, vorerst gegen 50,000 Mann stark und der Verstärkung durch Gouvion St. Cyr aus Neapel gewärtig, waren von Massena geführt; er eröffnete den Feldzug mit dem Uebergang über die Etsch, der nach hartnäckigem Kampf am 18. Oct. bei Verona errungen ward. Beobachtend standen sich nun beide Heere gegenüber, jeder Theil schien zu erwarten, welche Entscheidung auf dem deutschen Kriegsschauplatze fallen werde. Am 25. October kam dem Erzherzog die erste Kunde von den Ereignissen bei Ulm; nun blieb ihm nichts übrig, als den Rückzug nach Innerösterreich anzutreten. Es stand ihm aber ein ausgezeichneter Feldherr voll Wachsamkeit und Energie entgegen, von dem nicht zu erwarten war, daß er ihn diesen Weg ungefährdet werde antreten lassen. Nur eine Schlacht, wenn immer möglich durch eine entscheidende Niederlage des Gegners beendet, konnte die Kraft der Verfolgung brechen, dem Rückzug ungestörte Ruhe schaffen. Bei Caldiero, eine Strecke von Verona, hatte der Erzherzog sich eine verschanzte Stellung geschaffen, die stark genug war, auch den heftigsten Anprall des Gegners abzuweisen. Am 29. October ging Massena vor, drängte die österreichischen Vorposten zurück und eröffnete am andern Tage seinen ungestümen Angriff auf die Verschanzungen vor Caldiero. Weder der blutige Kampf dieses Tages (30. October), noch ein erneuerter Angriff am 31. October — ein Kampf, der den Oesterreichern über fünftausend Mann, den Franzosen wohl gegen achttausend kostete — errang dem französischen Feldherrn den Erfolg, um dessentwillen er den Angriff unternommen; den Oesterreichern wurde der Rückweg nicht abgeschnitten, es war nicht einmal gelungen, sie sofort nach der Schlacht zum Abzug zu zwingen und durch die Verfolgung ihre Niederlage zu vollenden. Wohl hatte der Erzherzog den ganzen Zweck, den er sich setzte, nicht erreicht; statt den Franzosen eine entscheidende Niederlage beizubringen, hatte er nur seine Stellungen mit ansehnlichen Opfern behauptet, doch mußte der Feind ihm Zeit lassen, sich für einen geordneten Rückzug zu sammeln. Ein kleines Corps deckte mit ausdauernder Tapferkeit den Rücken der Armee, die über Vicenza ihren Weg nach der Brenta nahm. Oberitalien war allerdings verloren; um die Mitte des Novembers standen die Franzosen am Tagliamento, die Oesterreicher hinter dem Isonzo. Die Waffenehre freilich war in diesem kurzen Feldzuge

von den Oesterreichern mit allem Glanze behauptet worden, aber der Erfolg war durch die Katastrophe von Ulm bestimmt. Statt eines Angriffskrieges war an der Etsch eine Vertheidigungsschlacht geliefert worden; die gehoffte Eroberung der Lombardei hatte mit dem Rückzug nach Friaul geendet.

Auch auf den äußersten Flügeln der großen Coalitionsarmee trugen die Ereignisse denselben Stempel des Mislingens. Erst jetzt hörte man von der Ankunft des russisch-schwedischen Heeres in Norddeutschland, erst im November landeten, theilweise von Stürmen verschlagen, die ersten Abtheilungen der deutschen Legion an der hannover'schen Küste, um dieselbe Zeit kamen auch die ersten Coalitionstruppen in Neapel an. So schloß der erste Act eines Feldzuges, der mit einer Invasion in der Franche Comté hatte beginnen sollen. Die Donauarmee ward kriegsgefangen nach Frankreich transportirt, die italienische hatte sich nur einen erträglichen Rückzug erkämpft. Die Russen waren im Anzuge, aber erst in einem Augenblicke, wo die Armee von Ulm zersprengt war; ein anderes Heer, ohne Verbindung mit ihnen, stand in Tirol, ein drittes in Steiermark, die Anfänge eines neuen Armeecorps in Böhmen, lauter lose Glieder, gegen welche die compakte Macht überlegener, siegestrunkener Massen heranstürmte.

Gegen Ende des Octobers war der größere Theil des ersten russischen Heeres unter Kutusow am Inn vereinigt, im Ganzen höchstens einige 30,000 Mann, die nur unbedeutende Verstärkungen zu erwarten hatten*); alle übrigen russischen Streitkräfte standen noch weit zurück und es war im besten Falle zu erwarten, daß ein Theil von ihnen bis Anfang December in Mähren eintraf. Dem Heere Kutusows, das bei Braunau lagerte, stand stromaufwärts zur Seite eine österreichische Armee unter Merveldt, die, aus dem früheren Kienmayer'schen Corps gebildet und durch Zuzüge verstärkt, etwa 25,000 Mann betrug. Diese vereinigten Heere von nicht 60,000 Mann konnten Napoleon am Inn nicht aufhalten, auch wenn ihre inneren Verhältnisse günstiger gewesen wären, als sie in der That waren. Es fehlte an einer geordneten Führung; Kutusow spielte zwar den Oberfeldherrn, Merveldt erhielt aber directe Befehle vom Hofkriegsrath; da fehlte es denn nicht an Stoff zu Zwistigkeiten. Die Russen, obwol ihr materieller Zustand sehr mangelhaft war, sahen doch mit dem gewohnten Hochmuth auf ihre Verbündeten herab, was denn in diesen einen natürlichen Widerwillen gegen die barbarischen Waffengenossen erzeugte. Als jetzt die Nachricht vom Schicksal der

*) Es bestand aus der Avantgarde unter Bagration (9 Bataillone, 10 Escadrons) und den Divisionen Maltitz, Doctorow, Schepelew (27 Bataillone und 25 Escadr.) und der Reserve unter Miloradowitsch (9. Bat.); ihre officielle Stärke betrug 39,106 Mann, die wirkliche Zahl war viel geringer. Das Merveldt'sche Corps betrug 33 Bat., 60 Escadrons, nach den wahrscheinlichsten Berechnungen 17,750 Mann Infanterie, 6600 Reiter. S. Gesch. der Kriege VI. 2. 242 ff.

Donauarmee durch Mack selber überbracht ward, war man freilich darüber einig, daß die Innlinie verlassen werden müsse, nur meinte der russische Feldherr, man müsse sich nach den russischen Verstärkungen, die von Nordosten kamen, zurückziehen; Merveldt hielt es für zweckmäßiger, eine Stellung an der Salza zu nehmen und dort die Ankunft der Oesterreicher aus Tirol und Italien zu erwarten. Es siegte die erstere Ansicht, und am 26. und 27. Octbr. begann der Rückzug beider Armeecorps nach der Traun und Enns.

Schon war der Feind ihnen auf den Fersen und seine ersten Colonnen überschritten am 28. den Inn. Napoleon hatte sich sogleich nach der Uebergabe von Ulm in Bewegung gesetzt, um die verbündeten Heere wo möglich zu erreichen und über sie hinweg sich die Straße nach Wien zu öffnen. Bernadotte's und Davoust's Corps, dann Murat mit der Reiterei bildeten jetzt die Spitze der großen Armee; an sie schlossen sich Marmont, Soult und Lannes. Schon am 22. October hatte der Kaiser selbst sein Hauptquartier nach Augsburg verlegt, drei Tage später ging er mit der Garde nach München vor, während seine Marschälle bereit standen, am 26. October die Isar zu überschreiten. Ihre ersten Abtheilungen langten am Inn an, als die Verbündeten eben diese Linie geräumt hatten. Schon zwischen dem Inn und der Traun kam es zu einzelnen Gefechten, deren Ausgang zeigte, daß es für die Alliirten das Räthlichste war, sich auf ihre rückwärts liegenden Verstärkungen zurückzuziehen.

Nur in der rechten Flanke der Franzosen standen die Oesterreicher; Tirol war noch in ihren Händen. Es war Ney's Aufgabe, sobald er (26. Octbr.) nach dem Vertrage Ulm verlassen durfte, die Oesterreicher daraus zu verdrängen und so die Verbindung mit Massena's italischer Armee herzustellen. Zu einer Unterstützung konnte schon Augereau mitwirken, der, aus dem Süden Frankreichs aufgebrochen, am 23. October bei Hüningen den Rhein überschritt und sich in der ersten Hälfte des Novembers über den Schwarzwald nach Oberschwaben in Bewegung setzte. Auch eine bairische Brigade war von Bernadotte's Corps getrennt und von Salzburg nach dem obern Inn hin entsendet worden.

Das Alles bildete indessen, zumal es nur stückweise auf den Kampfplatz trat, keine allzugroße Macht, um Tirol zu erobern. Es standen dort unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Johann über 20,000 Mann; Chasteler bildete an der östlichen Gränze den rechten Flügel, St. Julien stand um Innsbruck und deckte die nördlichen Gebirgspässe, Jellachich war als linker Flügel im Vorarlberg, eine Reserve war theils bei Innsbruck, theils im obern Innthal vertheilt. Diese Heeresmacht stand in Verbindung mit dem Hiller'schen Corps, das 17,000 Mann stark Südtirol besetzt hielt, und hatte neuerlich von der Armee am Inn noch ein Corps von 3000 Mann zur Verstärkung erhalten. Nimmt man hinzu, daß sich eine Landesvertheidigung zu organisiren anfing, die sich auf 20,000 Mann zum großen Theil auserlesener

Schützen belaufen konnte, so reichte das gewiß hin, um die unvergleichliche Gebirgsfeste zu decken; man konnte wohl an eine kühne Offensive denken*). Es scheint auch, als wenn der Erzherzog Johann, der hier auf einem ihm verwandteren Terrain stand, als damals Moreau gegenüber bei Hohenlinden, sich anfangs mit der Idee getragen habe, auf München oder an den Inn hervorzubrechen und die Verbindungen des Feindes zu bedrohen. Ist doch vier Jahre später gezeigt worden, was Tirol durch sich selbst vermochte; jetzt wurde freilich nur Schmach und Spott geerntet. Der Fluch der Pedanterie, des Zopf- und Gamaschenregiments, der Rath- und Thatlosigkeit übte, wie in dem ganzen Feldzuge von 1805, auch auf diesem Kriegsschauplatze seine lähmende Macht; die Verworrenheit, das Ueberraschtwerden, das Zuspätkommen hat sich hier auf kleinem Raume ähnlich bewährt, wie im Großen bei Ulm**).

Im Anfang November war das bairische Corps von Reichenhall aus ins östliche Tirol eingedrungen; die ersten Uebergänge wurden mit Ungestüm genommen, nur der Strubpaß ward trotz wiederholter, blutiger Angriffe (2. November) von den Oesterreichern und dem Landsturm behauptet. In demselben Augenblicke war Ney mit etwa 8000 Mann bei Mittenwald erschienen; während die Hälfte seines Corps die Besatzung der Scharnitz in heftigem, wiewol erfolglosem Andrange beschäftigte (4. November), umging die andere, von bairischen Gebirgsjägern geführt, die Leutasch und zwang den ungeschickten Führer zur Uebergabe. So standen die Franzosen im Rücken der Scharnitz; der Besatzung blieb nichts übrig, als sich nach fruchtlosem Widerstande zu ergeben. Am 5. November zog Ney in Innsbruck ein.

Er hatte, auch mit den Verstärkungen, die er an sich zog, vorerst nicht über 12,000 Mann bei sich, und seine scheue Vorsicht bewies, wie wenig Ursache die Gegner hatten zu verzweifeln. Indessen war bereits (3. November) ein Befehl des Erzherzogs Karl, von dem der Führer in Tirol abhing, an-

---

*) S. außer den früher genannten Quellen (Hormayrs) Geschichte Andreas Hofers. Zweite Auflage I. 97. 99. 101.

**) Wie man die Dinge noch später ansah, beweist der aus amtlichen Quellen geschöpfte Bericht in der österr. Militärzeitschrift 1823. IV. Derselbe meint, die Lage in Tirol sei täglich bedenklicher geworden, denn die Verbindung mit dem Herzen der Monarchie hätte verloren gehen müssen und „dann war Tirol ganz der eigenen Kraft überlassen" (S. 38). Als wenn nicht das Jahr 1809 bewiesen hätte, was das Land auch ohne Verbindung „mit dem Herzen der Monarchie" und „ganz der eigenen Kraft überlassen" zu leisten vermochte! Es ist gewiß eine treffende Bemerkung, die Rüstow a. a. O. 300 über den Feldzug von 1805 macht: „Fast alle österreichischen Generale, denen wir begegnen, halten ihre Armeen lediglich zum Demonstriren und Hinhalten bestimmt; jeder will höchstens warten, will nicht handeln. Lauter Demonstrationen können offenbar nichts bewirken, alle Demonstrationen haben nur Sinn, insofern sie mit einem entscheidenden Auftreten auf einem anderen Punkte in einem verständigen Zusammenhange stehen."

gelangt, der die Räumung Tirols verfügte; er hielt die Vereinigung einer möglichst zahlreichen Masse Truppen im Innern der Monarchie für zweckmäßiger, als die Behauptung des Gebirgslandes. Da er in diesem Augenblicke seinen Rückzug von der Etsch antrat, sollte sein Bruder die tiroler Armee auf dem Brenner sammeln und durch das Pusterthal den Weg nach Kärnthen suchen, um sich mit der italischen Armee zu vereinigen. Mit einem patriotischen Eifer, der damals allenthalben selten war, erboten sich die Tiroler, ihr Land zu vertheidigen, wenn auch nur 6—8000 Mann Truppen zurückblieben; es war vergeblich. Wäre nur wenigstens der Rückzug so gelungen, daß die Absicht des Erzherzogs Karl erreicht ward! Aber die Verwirrung und Kopflosigkeit einzelner Führer, die planlosen Hin- und Hermärsche, die feige Preisgebung der festen Punkte bilden im Ganzen ein würdiges Seitenstück zu den Ereignissen von Ulm.

Erzherzog Johann war am 6. und 7. November über den Brenner nach Sterzing gezogen, wo er die noch zurückgebliebenen Corps erwartete, setzte sich mit Hiller in Südtirol in Verbindung und trat (10. November) mit dem Gros der Armee den Rückzug ins Pusterthal an. Am nämlichen Tage ergab sich Kufstein an ein kleines bairisches Corps unter Umständen, die für die Führer wie die Truppen gleich schmählich waren*). Indessen hatte Jellachich — es war schwer zu sagen, ob mehr Unfähigkeit oder Eigensinn Schuld war — im Vorarlberg gezögert; statt die Vereinigung mit dem Erzherzoge zu suchen, verlor er durch sinnlose Märsche die beste Zeit und stand dann wie festgewurzelt bei Hohenembs, bis Ney die Brennerstraße besetzt hielt und Augereau's Vortruppen sich Begrenz näherten. Es zeichnet die allgemeine Auflösung, die übrigens bei solcher Führung natürlich war, daß zwei Obersten, Kinsky und Wartensleben, in Vorahnung des Schicksals, das ihrer wartete, (13. November) mit zehn Schwadronen und sechs Geschützen auf eigene Hand aufbrachen und sich, wie früher Erzherzog Ferdinand, durch die dünnen französischen Posten nach Böhmen durchschlugen. Sie fanden freilich keine so günstigen Beurtheiler, wie der Erzherzog Ferdinand; sie wurden bestraft — während der schuldigere Führer frei ausging, um für spätere Niederlagen aufgespart zu werden. Einen Tag, nachdem jene Officiere entronnen waren, schloß dann Jellachich zu Dornbirn eine Capitulation mit Augereau, wonach der Rest seines Corps, etwa 4000 Mann, freien Abzug nach Böhmen erhielt, gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Ein ähnliches Schicksal, wenn auch im Einzelnen unter rühmlicheren Vorgängen, erreichte die Division des Prinzen Rohan, die aus acht Bataillonen und sechs Escadronen bestand. Zum Theil durch falsche Nachricht getäuscht, hatte der Prinz zu lange im Innthale, besonders bei Nauders verweilt, um sich noch rasch mit dem Erzherzoge vereinigen zu können. Er zog dann durch das

*) S. Geschichte Andreas Hofers I. 105. 106. Anm.

Vintschgau, schlug eine französische Division bei Botzen und hätte wohl auch jetzt noch den Weg durch das Pusterthal gewinnen können. Allein er hoffte durch Südtirol die italienische Armee zu erreichen (Mitte November); auf dem Marsch dahin stieß er mit den inzwischen in Oberitalien angekommenen Verstärkungen unter Gouvion St. Cyr zusammen, und mußte nach tapferem Widerstande, von der Uebermacht des Feindes erdrückt, sich bei Castelfranco (24. November) ergeben.

So gelang es den Franzosen, die Verbindung mit Massena's italienischem Heere herzustellen; in einem gewaltigen Bogen, der sich von der Südgränze Böhmens bis nach dem adriatischen Meere hin ausdehnte, bedrohten nun die feindlichen Armeen die österreichischen Erblande, auf deren Mittelpunkt und Hauptstadt Napoleon selbst mit der Masse seiner Streitkräfte losdrängte. Vorerst hatten die Verbündeten ihm nichts entgegenzustellen, was ihm den Weg nach Wien mit Sicherheit verlegen konnte; vielleicht daß in vier Wochen die Rückwirkung der Angriffe in Norddeutschland und Neapel zu spüren war, oder daß Preußen sich dann anschloß und die russischen Heere endlich eintrafen, auch die Armeen der Erzherzoge sich hinter Wien vereinigten — das Alles waren mögliche und selbst wahrscheinliche Chancen, nur brauchte es noch Zeit, bis sie sich erfüllten. Darum wäre ein Waffenstillstand das Wünschenswertheste gewesen für die Sache der Coalition; er allein konnte Zeit geben, die schlimmen Wirkungen der letzten Niederlagen etwas zu mäßigen und Kräfte zu sammeln zu einem glücklicheren Kampfe. Der Versuch wurde auch gemacht; gleichsam als Antwort auf die lauten Friedensversicherungen, die Napoleon bei Ulm hatte hören lassen, schickte der österreichische Monarch den Grafen Giulay zu ihm nach Linz, um ihm einen Waffenstillstand anzutragen (8. November). Napoleon durchschaute natürlich die Absicht und knüpfte die Gewährung an Bedingnisse, die unannehmbar waren.

So rückten denn die Franzosen vor, ohne daß Kutusow ihnen die gehoffte Schlacht anbot. Wohl war es (5. November) bei Amstetten zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen der Nachhut der Verbündeten und der französischen Avantgarde gekommen, der von muthvollem Widerstande Zeugniß gab; allein es schien nicht die Absicht des russischen Feldherrn, um den Besitz von Wien einen großen Kampf im freien Felde zu wagen. In Wien zwar hatte man am Anfang November die Idee noch nicht aufgegeben, daß die verschiedenen Flußübergänge so lange als möglich zu behaupten seien, und man forderte den General auch dazu entschieden auf; der Officier, den man an ihn sandte, Feldmarschalllieutenant Schmidt, einer der besseren österreichischen Generalstabsofficiere jener Zeit, überzeugte sich aber selbst, daß der Rückzug das Vernünftigste, und an eine Offensive nicht zu denken sei, so lange noch die übrigen russischen Heere nicht angekommen waren. Die Situation des verbündeten Heeres erforderte dies um so gebieterischer, als in demselben Augenblicke ein neuer fühlbarer Verlust erlitten war. Wir erinnern uns, Kutusow und

Merveldt waren über die Richtung ihres Rückzuges vom Inn nicht einig gewesen; jener wollte sich auf die russischen Verstärkungen, dieser auf die Armee der Erzherzoge zurückziehen. Auch als Kutusows Ansicht die officielle Billigung erhalten, konnte Merveldt dem Reize nicht widerstehen, sich südlicher zu wenden, als es für die Stärke der ohnedies schon sehr unzulänglichen Armee zuträglich war. Zwar mit der Absicht, sich wieder an Kutusow anzuschließen, war er über Steyer gegen Mariazell aufgebrochen, dort unter das Armeecorps Davoust's gerathen, von ihm (8. November) mit überlegener Macht umklammert und die ganze Division zersprengt worden. 4000 Mann und alles Geschütz waren in die Hand der Feinde gerathen; Merveldt selbst hatte höchstens 2000 noch übrig, die er durch Steiermark nach Ungarn zu retten suchte. Damit waren die Streitkräfte, die zum Schutze der Kaiserstadt den französischen Armeen noch entgegenzustellen waren, auf weniger als 50,000 Mann zusammengeschwunden; Kutusow hatte noch ungefähr 25,000 Russen und 6—8000 Oesterreicher bei sich, bei Wien selbst standen noch 13,000 Mann zum Theil ungeübter Reserven, und an Verstärkungen hatte der russische Feldherr in nächster Zeit nichts mehr zu erwarten, als die noch zurückgebliebene sechste Colonne seines Armeecorps, die auf 8000 Mann angegeben ward*). Diese Lage ließ ihm allerdings kaum eine andere Wahl, als den gewaltig überlegenen Massen des Feindes auszuweichen und auf das linke Donauufer hinüberzugehen. Am 8. November vollführte er diesen Entschluß bei Mautern.

Es waren verschiedene Umstände, besonders wohl übertriebene Nachrichten von Verstärkung der Gegner, die Napoleon in dem Glauben erhielten, es werde ihm noch auf der Straße nach Wien eine Schlacht angeboten werden. Er hielt St. Pölten für die Stelle, wo das am wahrscheinlichsten geschehen werde, und beschloß nach diesem Punkte hin die Masse seiner Streitkräfte zusammenzuziehen. Gleich nachdem Kutusow auf das linke Ufer des Stromes zurückgegangen war, schlug der Kaiser sein Hauptquartier in der Abtei Melk auf und traf Anstalten, die einzelnen Colonnen, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, nicht allzuschnell, gegen St. Pölten zu vereinigen. Er ward bald, und zwar auf eine recht empfindliche Weise, über seine Meinung enttäuscht.

Am linken Donauufer stand nur Marschall Mortier mit der Division

*) Noch am Inn war mit den Russen eine Macht von 25,000 Oesterreichern vereinigt gewesen, durch die Entsendung einer Colonne von etwa 3000 Mann nach Tirol, durch die Zersprengung des Merveldt'schen Corps war das, was bei Kutusow noch übrig war, auf eine kleine Abtheilung unter Nostiz (4 Bat. und 6 Escadr.) und 36 Escadronen Reiterei beschränkt, die indessen (8. 9. Nov.) durch den Hofkriegsrath nach Wien gerufen wurden. Seitdem war mit Kutusows Corps von österreichischen Truppen nur noch die Nostiz'sche Abtheilung vereinigt; wir erwähnen das ausdrücklich, weil es Taktik der russischen Berichte ist, entweder die Thätigkeit oder gar die Anwesenheit dieser kleinen Schaar zu ignoriren.

Gazan und einigen Reiterschwadronen; die Divisionen Dupont und Dumonceau folgten nach. Sie standen aber noch mehrere Tagemärsche zurück, als Mortier schon am 8. bei Marbach, am 9. bei Spitz, am andern Tage bei Stein angelangt war. Es konnte dem Marschall also begegnen, daß er mit seiner kleinen Schaar unter die vereinigte Macht der Feinde gerieth, denn Kutusow, den Napoleon bei St. Pölten zu schlagen dachte, war ihm nicht nur ruhig ausgewichen, sondern befand sich jetzt auch in der Lage, einer verlassenen französischen Abtheilung einen tödtlichen Streich zu versetzen. Während Mortier sorglos (10. November) über Dürrenstein gegen Stein vorging und sich, ohne Kenntniß von der Stellung des Feindes, getrennt von den übrigen Divisionen, in einem Thale befand, das zur Rechten von der Donau, links von bewaldeten Bergen eingeschlossen war, wurde im verbündeten Hauptquartier von dem österreichischen General Schmidt, dessen wir erwähnten, der Plan entworfen, die französische Division vollständig abzuschneiden. Noch vor Tagesanbruch sollte eine Abtheilung über die Höhen, welche das Thal umgaben, gegen Dürrenstein in den Rücken des Feindes vorrücken, und wenn dann am Morgen (11. November) der Kampf in der Front bei Stein begann, die Franzosen zugleich von den Höhen aus in der Flanke und bei Dürrenstein im Rücken angegriffen werden. Die pünktliche Ausführung dieses Entwurfes schnitt Mortier von den nachrückenden Divisionen ab und überlieferte sein Corps dem unvermeidlichen Untergange. Doch trafen die Colonnen, denen die Umgehung aufgetragen war, nicht zeitig genug ein, und der Kampf hatte vorn bei Stein bereits lebhaft und eine Zeit lang mit günstigem Erfolge für die Franzosen begonnen, bevor der Angriff in der Flanke und im Rücken eintrat. Indessen gelang es den Russen, den Kampf mit verstärkten Kräften wieder aufzunehmen und den Marschall am Nachmittage mit Verlust zurückzudrängen. Sein Weichen traf mit dem Zeitpunkte zusammen, wo eine der Umgehungscolonnen schon Dürrenstein in seinem Rücken bedrängte; jetzt erst vermochte Mortier die ganze Gefahr seiner Lage zu überschauen. Was die Mack, Werneck, Jellachich und ihres Gleichen in ähnlicher Situation gethan hätten, läßt sich ungefähr denken; sie hätten nicht blos für sich, sondern auch für die rückwärts stehenden Divisionen capitulirt; der Marschall behielt auch in diesem verzweifelten Moment seine besonnene Haltung und brachte den Feind um den Triumph, die ganze Division aufzulösen oder zu versprengen. Er setzte den bedenklichen Kampf bis zur Dunkelheit fort, faßte dann den Rest seiner Division zusammen und schiffte den größeren Theil bei Dürrenstein über die Donau, indeß eine kleine Abtheilung noch gegen Stein hin Stand hielt und dann unter dem Schutze der Nacht über die Berge nach Spitz entkam, wo Dupont im Laufe des Tages eingetroffen war, aber durch eine der rückwärts gesandten Colonnen festgehalten ward. Bei diesem Zusammenstoße fiel der Feldmarschallieutenant Schmidt, ein um so empfindlicherer Verlust, als der zum Nachfolger bestimmte Merveldt damals auf seiner Irr-

fahrt durch Steiermark nach Ungarn begriffen und die Berufung Weyrothers in den Generalstab eine unzweifelhaft unglückliche Wahl war.

Der Erfolg bei Dürrenstein war der einzige, der auf dem Rückzuge vom Inn bis nach Mähren erfochten ward; über Allem, was weiter geschah, lastete dasselbe Verhängniß von Thorheit und Misgeschick, womit der ganze Feldzug bezeichnet ist.

Als die erste Nachricht von der Niederlage an der Donau nach Wien kam, war die Enttäuschung um so furchtbarer, je länger man sich in eiteln Träumen des Erfolges gewiegt. Es war ein Unglück, das, mit Gentz zu reden, „die Seele vernichtete und das Denken aufhob". Das Unbegreiflichste, rief er aus, ist mir, daß ich hoffen konnte; ich habe mich spät, sehr spät zum Hoffen entschlossen, aber endlich hoffte ich doch auch. Es war eine unverzeihliche Verblendung; denn ich kannte Mack und ich kannte die, die ihn verschrieben und gebraucht hatten .... Das Fehlschlagen meiner Hoffnungen, schrieb er ein andermal, ist so sehr das größte aller Uebel für mich, daß Alles, was jetzt noch geschehen kann, mich nur mittelmäßig afficirt. Ob sie mich bis in die Tartarei verjagen, oder in den Tempel sperren, oder füsiliren lassen, ist mir Alles eins. Aber Bonaparte nicht geschlagen, die Kurfürsten nicht mit neuzuerfindender Schmach gestraft zu haben, in einem Moment, wo aller Werth des Lebens am Siege hing, nicht zu siegen, die Triumphberichte der Höllenrotte in ihren verdammten Zeitungen zu lesen, das Frohlocken ihrer Anhänger in Deutschland — das absorbirt das Gemüth und läßt für keine anderen Schmerzen Raum.

Die leitenden Personen waren wie gelähmt. Es ward jetzt erst recht klar, daß es diesem Staate an Männern fehlte. „Der Pöbel hier — schreibt Gentz — ich meine diesmal den hohen Adel und die Minister, sieht nun blos die nächste Zukunft; das so eben Vergangene, das einzig Schreckliche fühlen sie kaum. Aber die Gränze! Aber Wien!" Es war der letzte Strohhalm dürftiger Hoffnung, an den sich Gentz jetzt hing, daß wenigstens Wien verlassen und damit der Kampf auf's Aeußerste getrieben ward. „Geschah dies nicht, so war in weniger als vierzehn Tagen der schändlichste Friede unterzeichnet". Allerdings setzt er hinzu: Ob wir ihm entgehen, ist äußerst zweifelhaft. Wenn der Kaiser, meinte er, die Katastrophe nicht benutzte, um die ganze Regierung umzuformen, so war doch Alles verloren.*) Eine leise Ahnung davon schien auch in den herrschenden Regionen aufzudämmern. Zum ersten Male sprach der Kaiser in bewegtem Tone an sein Volk, erinnerte es an die Erhaltung alles dessen, was ihm heilig und theuer sei, und wie die österreichische Monarchie sich aus jedem Sturme im Laufe des letzten Jahrhunderts mit neuer Stärke erhoben habe. „Ihre innere Kraft ist noch unversiegt. Noch lebt in den Herzen der guten und biederen Menschen, für

*) S. Gentz Schriften IV. 125 f. 128. 131. 133. 146.

deren Glück und Ruhe ich kämpfe, der alte vaterländische Geist, der bereit ist zu jeder That und jedem Opfer, um zu retten, was gerettet werden muß: Thron und Unabhängigkeit, Nationalehre und Nationalglück. Von diesem Geiste der Vaterlandsliebe Meiner Unterthanen erwarte ich mit hoher und ruhiger Zuversicht alles Große und Gute; vor Allem aber Eintracht und festes, schnelles, muthvolles Zusammenwirken zu Allem, was angeordnet werden wird, um den raschen Feind so lange von den Gränzen fern zu halten, bis jene große und mächtige Hülfe wirken kann, welche Mein erhabener Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, und andere Mächte zum Kampfe für Europa's Freiheit und die Sicherheit der Throne und der Völker bestimmt haben". Ein späterer Aufruf des Kaisers (13. November) nannte auch bereits unumwunden Preußen unter den Verbündeten Oesterreichs. Zugleich forderte der Hofcommissar Graf Saurau Jünglinge vom Adel und der Bürgerschaft auf, sich der Bürgermiliz zum Schutze der Hauptstadt anzuschließen*). Es schien sich also doch, nach der ersten Niedergeschlagenheit, der Wille äußersten Widerstandes kundzugeben; man griff, wenn auch schüchtern, zu Mitteln, die noch 1797 für staatsgefährlich gegolten hatten.

Aber Wien sollte nicht gehalten werden; am 6—7. November wanderten der Hof, die Diplomatie und die Minister nach Presburg und von da nach Mähren. Es ließ sich gegen dies Preisgeben der Hauptstadt militärisch gewiß Manches sagen; nur war die politische Betrachtung ohne Zweifel begründet, daß, wenn dann die Hauptstadt in die Hand des Feindes fiel, die muthlosen Rathgeber der Krone mit verzweifelnder Eile auch den schmachvollsten Frieden als Nothbret ergriffen. Indem man Wien verließ, war es freilich die Absicht nicht, die Thore der Hauptstadt dem Feinde ohne Widerstand zu öffnen. Aber die Kopflosigkeit sorgte dafür, daß auch um sie kein Tropfen Bluts vergossen ward. Am 13. November näherten sich die Colonnen von Murat und Lannes der Hauptstadt; ohne Schwierigkeit kamen sie in die Leopoldsvorstadt, erst an der Spitzbrücke drohten ernstere Hindernisse. Es standen ungefähr 13,000 Mann in der Stadt; Alles war zur Zerstörung der Brücke bereit, ein Officier hatte schon die Lunten zur Hand, um sie zu verbrennen. Aber der Mann, in dessen Hand die Leitung lag, war wieder eine von den begünstigten Nullitäten, ein Fürst Auersperg, dessen Sorglosigkeit und Einfalt Alles vereitelte. Die französischen Führer, Murat, Lannes und Bertrand, gingen, anscheinend wie bei einer Promenade, über die schlecht bewachte Brücke, verblüfften den Officier, der mit der brennenden Lunte bereit stand, und täuschten ihn mit der Versicherung, es sei ein Waffenstillstand geschlossen**). Erst das rasche Nachrücken der geschlossenen Colonnen und das

---

*) S. Allg. Z. 1278 f. 1306. 1310.

**) Nach der Schrift: die Franzosen in Wien. Eine historische Skizze, nach den

[illegible]

[illegible] durch Dr. J. E. H. [illegible] 1866. S. 29 f. [illegible] gefangenen österreichischen General, der ihnen in [illegible] entgegengeführt [illegible].

*) S. die Verordnungen Allg. Z. S. 1317. 1322. Ebendas. S. 1325 den Artikel aus der Wiener Zeitung. Dann das 26. Bulletin in der Sammlung von [illegible] I. [illegible] II. 195. Wie verschieden damals die Stimmung von der im Jahre 1809 war, beweist unter Anderm die Aufzeichnung des Priors von Melk, der über des Kaisers Anwesenheit bemerkte: „es wäre der schändlichste, schwärzeste Undank, es hier nicht ausdrücklich anzumerken, daß Napoleons Gnade alle unsere Hoffnungen und Wünsche weit übertroffen habe". S. Keiblinger Gesch. des Stiftes Melk S. [illegible]. Manche Züge zur Schilderung der französischen Wirthschaft gibt die ausführliche Schrift: „Die Franzosen in Wien".

Oesterreicher unter Nostitz befand, am 15. November aufgestellt, als Murats Avantgarde eintraf. Murat, dem eben noch an der Wiener Brücke seine Kriegslist so gut gelungen, versuchte hier das Gleiche: den Feind mit einem angeblichen Waffenstillstande hinzuhalten, bis seine ganze Macht angelangt war. Aber diesmal fiel dieser verbrauchte Kunstgriff auf ihn selbst zurück und zwar so grell, daß die Bonaparte'schen Geschichtschreiber, die solch gelungene Listen an ihren eigenen Helden sonst höchlich bewundern, hier ihre sittliche Entrüstung kaum bergen mögen. Der schlaue Kutusow, dem Bagration das Gerede Murats melden ließ, ergriff geschickt diese Handhabe, um sich ruhigen Rückzug zu schaffen. Er sandte Wintzingerode ab, der sich zufällig bei ihm befand, und trug dem französischen Reitergeneral einen Vertrag an, wonach die russische Armee Deutschland räumen, Murat aber seine Bewegung nach Mähren nicht fortsetzen sollte; die Ausführung des Abkommens war von Napoleons Genehmigung abhängig gemacht; bis diese eintraf, sollten beide Heere in ihren Stellungen verbleiben. Die List war so handgreiflich, daß Napoleon, als ihm der Vertrag nach Schönbrunn gemeldet ward, sofort voll Verdruß Murat befahl, den Feind anzugreifen und zu zersprengen. Aber über diesem Hin- und Hersenden hatte Kutusow fast einen Tag Zeit gewonnen und konnte ungestört seinen Rückzug gegen Brünn antreten. Damit es gelang, mußte freilich Bagration sich opfern und mit seiner kleinen Schaar den Andrang des Feindes, der allmälig auf eine Macht von mehr als dreißigtausend Mann anwuchs, ruhig abwarten. Er hatte seine Stellung bei Schöngrab genommen, als am Nachmittag des 16. Novembers die Antwort Napoleons eintraf und Murat nun ohne Zögern angriff. Bis in die Nacht schlug sich dann das heldenmüthige Häuflein gegen den überlegenen Feind; ein Drittheil der Mannschaft sammt dem Geschütz erlag freilich in dem ungleichen Kampfe, aber dem Rest gelang es, zwei Tage später sich wieder mit Kutusow zu vereinigen.

Der zweite Act des Feldzuges, die Eroberung Wiens und der deutschen Erblande war zu Ende; es begann der dritte, auf einem anderen Kriegsschauplatze und zum Theil mit neuen Kräften.

Noch ehe Kutusow Brünn erreicht hatte, erhielt er die Nachricht, daß die zweite russische Armee unter Buxhöwden, nur noch wenig Märsche entfernt sei; mit ihr vereinigt hatte er sich gegen Ollmütz zurückgezogen und nahm bei Olschan eine günstige Stellung, deren Front sich auf dem Höhenzuge dort ausbreitete, deren Flanken theils durch die March, theils durch sumpfige Niederungen gedeckt waren; die vereinigte russische Streitmacht, mit der sich österreichische Verstärkungen, namentlich die Wiener Besatzung, vereinigt hatten, betrug dort einige achtzigtausend Mann; es war das erste Mal in diesem Kriege, daß die Verbündeten an einer entscheidenden Stelle dem

Feinde numerisch überlegen waren; denn Napoleon, der am 20. November sein Hauptquartier nach Brünn verlegte, konnte dort vorerst nur 60—70,000 Mann vereinigen. Er hatte den größten Theil der Armeecorps von Soult, Lannes, Murat und Bernadotte zur Verfügung; doch mußte der Letztere Böhmen beobachten, wo der Erzherzog Ferdinand mit Ausrüstung eines neuen Heeres beschäftigt war. Marmont stand in Steiermark, Ney und Augereau in Tirol, Davoust in Wien und der Umgebung, die Divisionen (Gazan, Dupont, Dumonceau), die uns von Dürrenstein her bekannt sind, hielten die Donau oberhalb Wien besetzt, das württembergische Contingent half die Operationslinie in Oberösterreich decken, das badische bildete die Garnison in Augsburg und Braunau. So groß die Summe dieser Streitkräfte war, so war doch die Ausdehnung der Operationen vom Rhein bis nach Steiermark, Ungarn und Mähren noch größer.

Die mäßige Ueberlegenheit, in welcher sich die Verbündeten bei Olschan befanden, mußte sich aber mit jedem Tage zu ihren Gunsten steigern. Außer den zu erwartenden russischen Verstärkungen und den Rüstungen in Böhmen, die wenigstens die Kräfte des Gegners theilten, kam jetzt besonders die vereinigte italienisch-tirolische Armee in Betracht. In der letzten Woche des Novembers trafen beide Erzherzoge in Steiermark, zwischen Cilli und Marburg, zusammen, und es war nun ein Heer von 80—90,000 Mann von Süden her im Anmarsch auf Wien. Erzherzog Karl, der sich vielleicht in zehn bis zwölf Tagen der Hauptstadt nähern konnte, rückte zwar nicht in beschleunigten Märschen vor, aber er war doch sicher zu erwarten und sein Heer groß genug, um mit einem Theile die Franzosen in Niederösterreich zu beschäftigen und zugleich mit einem anderen zur Entscheidung in Mähren mitzuwirken. Man hatte also alle Ursache, ihn abzuwarten. Auch die Landungen in Neapel und in Hannover, die wie so vieles Andere in diesem Feldzuge verspätet waren, vermochten erst jetzt wirksam in die Entscheidung einzugreifen, und die letzten russischen Streitkräfte konnten ebenfalls im Laufe des Decembers in Mähren eintreffen. Ja, wären alle diese Verstärkungen nicht zu hoffen gewesen, hätte nicht jede Woche des Abwartens der Coalition neue Kräfte zugeführt, so reichte eine einzige Betrachtung hin, das Hinhalten und Zögern mit der Entscheidung in offener Feldschlacht zu motiviren. Für Preußen war jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen. Wenn vier Wochen nach der Abreise des preußischen Abgesandten, hieß es im Potsdamer Vertrag vom 3. November, die Unterhandlung nicht dazu geführt hat, Napoleon zur Annahme der Friedenspräliminarien zu bestimmen, so tritt Preußen mit 180,000 Mann in den Kampf ein. Es bedarf keines Wortes, um einleuchtend zu machen, wie gewaltig sich die Lage veränderte, wenn Preußen im Laufe des Decembers eine Armee nach Franken einrücken ließ und ein Hülfsheer nach Mähren sandte. Man braucht die Kriegsmittel des französischen Kaisers und die Hülfsquellen, die in ihm selber lagen, nicht im Mindesten

zu unterschätzen und wird sich doch sagen müssen, daß seine Situation dann schwierig genug ward. Die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und seine weit nach Osten vorgeschobene Stellung im Feindeslande, die er mitten im Winter gegen überlegene Massen vertheidigen sollte, die Diversionen in Italien und Norddeutschland konnten dann noch im letzten Act des großen Kampfes die ganze Kriegslage verändern.

Drum lag der Wendepunkt der Entscheidung jetzt vor Allem darin, Preußen zur Mitwirkung zu bestimmen und nicht früher einen Kampf herauszufordern, als bis dies geschehen war. Für die Berliner Politik war es noch eine letzte unschätzbare Gunst des Schicksals, daß es so kam; unter glücklicheren Verhältnissen ging Preußen schwerlich je wieder gegen Napoleon in den Kampf. Aber darum kam Alles darauf an, ihm diese Gunst der Lage ganz intact zu erhalten und mit unverminderten Kräften auf seinen Eintritt in den Kampf zu warten. Man kannte ja im Lager der Coalition die scheue Unschlüssigkeit der preußischen Politik; eine unglückliche Schlacht, vielleicht selbst ein kleineres Misgeschick reichte hin, die Entschlüsse, die den Potsdamer Vertrag hervorgerufen, wieder wankend zu machen. Ließ sich aber gar die Armee in Mähren in einen Kampf verflechten, der eine entscheidende Niederlage nach sich zog, so war fast mit Bestimmtheit zu erwarten, daß die Berliner Staatsmänner und vor Allen der unglückliche Unterhändler Haugwitz Alles aufbieten würden, sich aus den Potsdamer Verpflichtungen wieder herauszuwickeln. Die preußische Allianz ging dann der Coalition verloren, wie die Diversionen an der Weser und am Po wirkungslos auseinanderfielen. Die Natur der Verhältnisse, der politischen wie der militärischen, schrieb daher den Alliirten in Mähren ihr Verhalten auf's unzweideutigste vor; sie durften nicht in diesem Feldzuge von so vieler verhängnißvoller Verspätung sich zuletzt noch durch einen verfrühten Angriff die einzige Aussicht des Erfolges entreißen lassen. Sie mußten eine Schlacht nicht suchen, höchstens, wenn sie Napoleon angriff, in ihrer trefflichen Stellung bei Olschan mit überlegener Macht den Handschuh, der ihnen hingeworfen ward, aufnehmen.

Unter den verschiedensten militärischen Autoritäten ist denn auch seit fünfzig Jahren nur eine Stimme darüber gewesen, daß nur die vermessenste Kurzsichtigkeit einen andern Weg einschlagen konnte. Es haben auch nicht eigentlich militärische Gründe die Verbündeten zum Angriff bestimmt.

Kutusow war es nicht, der zur Schlacht drängte. Er war sein Lebenlang der Mann schlauer Vorsicht gewesen und hatte seinen Feldherrnruf dadurch begründet. Wir werden später erfahren, wie er sich 1812 auf dieselbe Weise diesen Ruf zu erhalten strebte und im Frühjahr 1813 durch eben diese zögernde Vorsicht den Groll aller eifrigen Patrioten gegen sich aufgeweckt hat. Auch in diesem seinem ersten Feldzuge gegen Napoleon war er dieser Strategie bis jetzt treu geblieben; sein Verharren am Inn, sein Rückzug, ohne eine Schlacht zu wagen, die Stellung bei Olschan, die er jetzt be-

zog, zeigen zur Genüge, daß er nicht geneigt war, in einem Wagstück seinen Namen und seine Armee auf's Spiel zu setzen. Aber seit sich der Czar selber im Lager bei Ollmütz befand, hörte er auf die leitende Persönlichkeit zu sein. Wie die politische Umgebung Alexanders nach dem Ausdruck von Gentz aus „wohlmeinenden Philantropen“ bestand, die „mit einigen Fragmenten wissenschaftlicher Bildung geschmückt, übrigens ohne Kraft, ohne Geist, ohne große Ansichten, ohne Muth und Beharrlichkeit“ waren, so wurde er auch militärisch schlecht genug berathen. Dem eiteln, hochmüthigen Russenthum gegenüber, wie es Fürst Peter Dolgorucki, sein Adjutant, vertrat, stand als Generalstabschef der aus den neunziger Jahren her bekannte österreichische General Weyrother, ein Mann aus derselben Schule wie Mack, und gleich wie dieser weniger um seiner Talente willen an diesen Platz gestellt, als weil er mit dem Uebermuth der Russen sich geschmeidiger als Andere zu vertragen verstand. Die Russen selbst lebten noch in den Erinnerungen von 1799; sie sprachen es offen aus, Bonaparte's Unbesiegbarkeit sei nur darin zu suchen, daß er den rechten Gegner noch nicht gefunden. Das Mislingen des Feldzuges von 1805 minderte dieses hohe Selbstgefühl nicht, sondern steigerte nur ihre höhnende Geringschätzung der Oesterreicher. Einem Manne wie Gentz war der „blinde, dumme und unverschämte Nationalstolz“ dieser Barbaren unerträglich geworden; er konnte nicht ohne Zorn erzählen, in welchem Tone der Verachtung, der Schadenfreude und der Rachsucht die Russen, namentlich Großfürst Constantin und Dolgorucki, sich noch nach der Niederlage von Austerlitz über die Oesterreicher ausließen*). Der tapfere Widerstand ihrer Soldaten bei Dürrenstein und Schöngrab hatte sie vollends blind gemacht; sie hielten sich nun für berufen, die Besieger Napoleons zu werden. Es stimmen die meisten Berichte der Zeitgenossen darin überein, daß das Treiben dieser Renommisten (Gentz bezeichnet sie mit einem viel stärkeren Ausdruck) auf den Kaiser eingewirkt hat, und er, von ihren Schmeicheleien betäubt, anfing, sich für einen Feldherrn zu halten. Die Schwierigkeit der Verpflegung, durch die Art, wie die Russen im Lande ihres Verbündeten hausten, noch vergrößert, die Ungunst der Jahreszeit, in der die Truppen im Freien bivouakiren mußten, wurden dann begierig zu Hülfe genommen, um die Rathschläge des raschen Angriffes zu unterstützen.

Das russische System brachte es mit sich, daß ein General, wenn er auch, wie Kutusow, das Richtigere sah, sich doch der herrschenden Strömung unterwarf. Wohl riethen hervorragende österreichische Officiere, wie Fürst Karl Schwarzenberg, die eben bewiesen hatten, daß sie nicht aus Mangel an Muth für Vorsicht stimmten, zum Abwarten; aber man hörte sie nicht. Kaiser Franz, der nun auch im Feldlager eingetroffen war, schien eine rasche Entscheidung zu wünschen oder gab wenigstens seinem Verbündeten willig

*) Gentz Schriften IV. 158. 167.

nach; auch andere Stimmen im österreichischen Lager waren für den Angriff. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob sich wirklich, wie versichert wird, in manchem Oesterreicher aus Groll gegen die übermüthigen Freunde der schadenfrohe Gedanke regte, sie möchten nur schlagen, d. h. sich schlagen lassen; es zeichnet aber schon die ganze Situation, daß ein solcher Verdacht hat ausgesprochen werden können.

Während man sich im verbündeten Lager zur Schlacht entschloß, spielte noch ein kleines diplomatisches Intermezzo. Kaiser Franz sandte noch einmal den Grafen Ginlay, diesmal in Stadions Begleitung, in's französische Lager, um Friedensvorschläge zu machen. Napoleon schien nicht sehr geneigt, sich jetzt mit ihnen in Verhandlungen einzulassen, und wies sie an Talleyrand. Dagegen that er selber einen ähnlichen Schritt, sich dem Czaren zu nähern. Möglich, daß er Hoffnung hegte, durch eine besondere Verständigung mit Rußland Oesterreich zu isoliren, den preußischen Angriff im Keim zu ersticken und auch ohne Schlacht zum Ziele zu gelangen. Und wenn er auch nur Zeit gewann, um seine Streitkräfte zusammenzuziehen, so hatte die Unterhandlung schon ihren Werth. Er schickte (28. November) Savary zum russischen Kaiser, zunächst ohne bestimmte Aufträge, nur mit einem höflichen Begrüßungsschreiben, das den Weg zu weiterer Verständigung bahnen sollte. Die lange Unterredung Savary's mit Alexander, über welche der Franzose selbstgefällig Bericht gegeben hat*), führte zu keinem bestimmten Ergebniß; Napoleon schickte ihn zum zweiten Male hinüber und schlug eine persönliche Unterredung und einen Waffenstillstand von 24 Stunden vor. Der Czar lehnte das ab, sandte aber Dolgorucki zu einer Conferenz nach Brünn. Schon Savary hatte viel zu erzählen gewußt von der Ungeduld zu kämpfen im russischen Lager, und wie man dort nicht anders glaube, als die Franzosen fürchteten die Schlacht; jetzt hatte Napoleon selbst Gelegenheit, den eiteln Hochmuth reden zu hören. Es scheint, er hat selbst den Kunstgriff nicht verschmäht, scheinbar in die Anschauungen Dolgorucki's leise einzugehen**); er ließ ihn ganz ausreden und fertigte ihn dann mit einer trockenen Wendung ab. Diese Unterhandlung hatte jedenfalls den guten Erfolg für ihn gehabt, die Stimmungen im feindlichen Lager an der Quelle kennen zu lernen und die Russen in der erwünschten Einbildung zu bestärken, daß er der Schlacht ausweichen wolle; er mochte vielleicht vom Anfange an nichts Anderes bezweckt haben.

Von diesen diplomatischen Sendungen am Vorabende einer großen Entscheidungsschlacht konnte nur eine bedeutsam werden: die von Haugwitz. Wir haben schon früher hervorgehoben, welch unheilvoller Misgriff es war, diese drohende Mission in die Hand eines Mannes zu legen, der, von allem An-

*) S. Mémoires II. 170 ff.

**) S. das dreißigste Bulletin bei Goujon I. 78.

dern abgesehen, nicht einmal den ernsten, ehrlichen Willen haben konnte, daß sie gelang*). Es fiel schon in Berlin auf, daß er sich mit seiner Abreise nicht besonders beeilte; die russische Diplomatie schöpfte Verdacht**). Aber auch in den weniger Mistrauischen stieg die begründete Ahnung auf, daß seine Botschaft zu spät komme für die Entscheidung***). Die Situation lag so klar vor Augen, daß auch die Argloseren sie vollkommen richtig überschauten; Napoleon, das sagte sich jeder Laie in diplomatischen Dingen, wird versuchen, die unbequeme Gesandtschaft für jetzt abzuweisen, und sie erst empfangen, wenn die Entscheidung geschehen ist. Fiel diese ungünstig, so war dann Preußen vielleicht als Vermittler zu brauchen; fiel sie günstig, so war kaum zu besorgen, daß dieser Unterhändler den Ton des Potsdamer Vertrages anschlagen würde.

In der That war dies Napoleons Taktik. Er ließ am 24. November Bernadotte sagen, wenn Haugwitz durch Iglau komme, solle er ihn dort aufhalten und ihm vorspiegeln, das Hauptquartier werde nach Iglau verlegt werden. Das hatte nebenbei die gute Wirkung, die Prahler in Ollmütz glauben zu machen, die Franzosen wollten wirklich retiriren. Napoleon wußte in der Hauptsache Alles; Ginlay und Stadion hatten ihm den Gefallen gethan, vom Potsdamer Vertrage soviel zu sagen, als er zu wissen brauchte; sie hatten ihm selbst die Zahlen genannt, mit denen Preußen ins Feld rücken wolle. „Der König von Preußen, hatte er damals grollend gesagt, soll mir's vergelten". Haugwitz kannte diese Aeußerung; sie war ihm auf der Reise von Ollmütz aus gemeldet worden. Er konnte also vollkommen klar darüber sehen, was Preußen bevorstand, wenn die Coalition überwunden war. War es zu denken, daß ein Mann so kurzsichtig oder so leichtfertig war, auch nur einen Moment seine Sendung noch zu verzögern, jetzt, wo es sich nicht mehr um

---

*) Daß die Partei des Auslandes in Preußen selber kaum ein Geheimniß daraus machte, wie wenig sie den Bruch mit Bonaparte wollte, beweisen ihre späteren Auslassungen; s. Haugwitz fragment des mémoires S. 6. 7. Lombard matériaux S. 120 ff.

**) In einem der handschriftl. Berichte von Alopeus heißt es am 14. Novbr.: Ce cher comte Haugwitz n'est parti que ce matin, en prenant par Dresde. Selon toutes les apparences sa marche sera tout aussi lente que les apprêts de son voyage. Je pense toujours qu'il ne produira rien.

***) Auch der Bericht des weimarischen Gesandten an seinen Herzog klagt über sein Zögern. „Bei der bedrängten Lage Oesterreichs, schreibt er am 21. Nov., wollen Manche hieraus die Folgerung ziehen, daß es mit den hiesigen Demarchen nicht rechter Ernst sei; Andere, die diesen nicht bezweifeln, besorgen doch, daß man dem Kaiser Napoleon zu viel Zeit lasse und daß er nach der Ankunft des Grafen Haugwitz durch diplomatische Manoeuvres denselben so lange hinhalten werde, bis er die Oesterreicher völlig vernichtet hat und im Stande ist, den Preußen und Russen tête zu bieten."

Preußens Wollen oder Nichtwollen, sondern nur noch um seine Sicherheit vor Bonaparte's Rache handelte?!

Hören wir ihn selber, wie er seine Ankunft in Brünn und seine Audienz bei Napoleon (30. November) erzählt*). „Der Empfang beim Kaiser war so, wie ihn Haugwitz von diesem erstaunlichen Manne erwartete. Er blieb vier Stunden mit ihm zusammen. Es war der Augenblick, wo die gegenwärtigen Heere Napoleons ganzes Denken beschäftigten, und obwol er sich von den Strapazen des Tages ermüdet fühlte, entließ er den Minister doch erst gegen Mitternacht. „„Sie sprechen mir von Frieden, sagte er, ich würde Ihnen gern darauf antworten; Sie reden mir von Vermittelung, ich könnte Ihnen sagen, daß ich vielleicht stark genug bin, sie zu entbehren; Sie sollen jedoch wissen, daß ich die guten Dienste Preußens, wenn Graf Haugwitz ihr Träger ist, stets mit Vergnügen aufnehme, aber Sie sehen, ich bin nicht mehr Herr darüber. Man will eine Schlacht, gut, man soll sie haben. Wir sind zum ersten Male zusammengetroffen, vielleicht wird es das letzte Mal sein. Das Schicksal mag sich erfüllen, man wird aber nie von mir etwas erlangen, was meinem Ruhme zu nahe tritt. Bertrand wird morgen zu Ihnen kommen"". Graf Haugwitz zog sich zurück, um endlich etwas der Ruhe zu pflegen, deren er so sehr bedurfte. Aber Caulaincourt suchte ihn im Namen des Kaisers auf, um ihn zur Abreise nach Wien aufzufordern. „„Man will sich schlagen, sagte Caulaincourt, und der Kaiser wünscht, daß Sie sich entschließen nach Wien zu gehen, wo übrigens auch Talleyrand ist. Es wäre dem Kaiser leid, einen Mann dieser Verwirrung auszusetzen, der sich eben neuen Anspruch auf seine Achtung erworben hat"". Haugwitz nahm den Weg nach Wien; dort fand er Talleyrand, dessen Instructionen sich indessen auf Höflichkeiten beschränkten, und die Unterhandlung, die Haugwitz aufgetragen war, ruhte bis zu Napoleons Ankunft."

Wir haben nichts an dieser Erzählung ändern oder kürzen mögen, weil sie besser als Alles aus den eigenen Worten des Mannes erkennen läßt, in welche Hände das Schicksal der preußischen Monarchie gelegt war. Die Feder des bittersten Gegners könnte nicht plastischer die Eitelkeit des Mannes schildern, den man mit so plumpen Schmeicheleien fangen kann, oder die Einfalt, womit er sich nach Wien abschicken läßt, oder den Leichtsinn, womit er, trotz einer vierstündigen Unterredung, deren er sich rühmt, nicht die Zeit findet, sich seines Auftrages zu entledigen. Wären die Dinge nicht so furchtbar ernst, man wäre fast versucht zu lachen über den Menschen, der im Stande ist selber so naiv zu erzählen, wie man ihn — zum Tölpel in der diplomatischen Komödie machte**).

*) Fragment des mémoires inédits S. 8. Nach den franz. Berichten hätte die Audienz am 1. Decbr., nach mehreren anderen Zeugnissen am 28. Nov. stattgefunden. Haugwitz selbst sagt aber: „l'avantveille de la bataille d'Austerlitz."

**) Daß freilich die Politik, die ihn absandte, solch eines Unterhändlers werth

An diesem Tage ist das Schicksal der preußischen Monarchie entschieden worden. Daß Haugwitz nachher den Schönbrunner Vertrag schloß, war ein Act politischer Wandelbarkeit, den er mit der veränderten Lage entschuldigen, den er zur Noth noch als ein besonderes Probestück seiner rasch entschlossenen Pfiffigkeit rühmen mochte; er hatte vielleicht nicht Unrecht, dann seine Ankläger zu fragen: „Was sollte ich nach Austerlitz Anderes machen?" Aber daß er jetzt in Brünn nicht mit allem Ernste seinem Auftrage nachging und, wenn er kein Gehör fand, nicht sofort umkehrte, um das Zeichen zum Aufbruche zu geben, daß er sich halb aus kläglicher Schwäche, halb aus schielender Falschheit der Gesinnung abfertigen ließ, innerlich froh, die Bürde seiner Mission einstweilen abgewälzt und Zeit gewonnen zu haben, bis die Umstände sich änderten — das zeugt von einem so empörenden Grad von Frivolität und Pflichtvergessenheit, daß wir vergebens in der Geschichte nach einem Seitenstücke dazu suchen. Ein Staat, in dem so etwas möglich war, ohne die herbste Strafe möglich war, mußte aufgelockert sein bis in seine Fundamente.

Es war Napoleon indessen gelungen, seinen Gegnern im verbündeten Lager ganz die Gedanken und Hoffnungen einzuflößen, die seinem Zwecke entsprachen. Sie gaben ihre sichere Stellung auf und vertauschten sie mit einem Plane zum Angriffe auf einem Schlachtfelde, dessen Vortheile und Schwächen Napoleon und seine Feldherren gründlich durchforscht hatten. Als er in Brünn angelangt war und sich auf dem hügeligen, von kleinen Flüßchen und Defileen unterbrochenen Gebiete orientirte, das sich gegen Austerlitz hin ausdehnt, da sagte er seinen Marschällen: „Studiren Sie dies Terrain genau, es wird in wenig Tagen unser Schlachtfeld sein." Seine Voraussicht hatte sich erfüllt; die Verbündeten brachen eben aus ihrem Lager bei Olschan auf und setzten sich gegen Brünn in Bewegung. Bei Wischau überraschten sie (28. November) die französischen Vorposten, nahmen eine Anzahl Husaren gefangen und stießen dann auf Murat, der sich langsam zurückzog. Der an sich ganz werthlose Erfolg mochte die letzten Bedenken im verbündeten Hauptquartier verstummen machen; man war dort nun fest überzeugt, daß Napoleon im Gefühl seiner Schwäche der Schlacht auszuweichen suche. Ueber seine wirkliche Lage befanden sich die Russen und Oesterreicher, wie ihre Berichte selber eingestehen, völlig im Dunkeln. Sie kannten nicht einmal annähernd das Verhältniß seiner Kräfte und hielten ihn für viel schwächer, als er war. Gleichwohl hatte er ihrer Streitmacht von einigen 80,000 Mann am entscheidenden Tage ein Heer entgegenzustellen, das im Ganzen nur etwa 10,000 weniger zählte, als das seiner Gegner.

---

war, und die Schuld mit ihm theilte, werden die ersten Blätter des nächsten Abschnitts zeigen.

Am 1. December war das alliirte Heer in seine Stellung zum Angriffe zwischen Austerlitz und Brünn eingerückt. Die südliche Seite des Schlachtfeldes, die nach der Wiener Straße zu gelegen ist, und wo die Dörfer Augezd, Tellnitz und Sokolnitz eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt waren, nahm der linke Flügel der Verbündeten ein; daran schlossen sich die Stellungen des Centrums, die sich um die Höhen von Pratze ausbreiteten, der rechte Flügel dehnte sich nordwärts bis über die Straße, die von Brünn nach Ollmütz führt. Der Angriffsplan, den Weyrother entworfen, ging darauf aus, die rechte Flanke des Feindes im Süden zu überflügeln, ihn zurückzuwerfen in nördlicher Richtung, und so die Verbindung mit Wien und die mit Böhmen ihm abzuschneiden. Während die Linke der Alliirten am andern Morgen in vier Colonnen in der Richtung auf Tellnitz und Sokolnitz vorrückte, sollte die Rechte den Feind festhalten und beschäftigen, bis der entscheidende Erfolg auf der andern Seite gewonnen war, dann mit vereinter Macht der Gegner auf Brünn zurückgeworfen werden. Es ist nicht unsere Sache, den Werth dieses Planes zu beurtheilen; nur weckt es keine günstige Meinung, daß fast alle Männer von Fach mit seltener Einstimmigkeit ihn tadeln und über seine Anlage im Ganzen wie über die verworrenen Details entschieden ungünstig aburtheilen. So viel leuchtet jedenfalls auch dem Laien ein, daß ein Plan wenig Aussicht auf Erfolg bot, den ein österreichischer Generalstabsofficier entworfen, den aber der russische Oberfeldherr Kutusow und mit ihm gewiß mancher andere nur mit Widerwillen ertrug, und der überhaupt nur vollzogen ward, weil es der Kaiser so wollte. Wo so wenig Harmonie unter den Führern war, wo bald Weyrother, bald Kutusow, bald der Kaiser selbst als die leitende Persönlichkeit erschien, da war auch bei dem besten Plane Unheil und Verwirrung kaum abzuwenden.

Napoleon hatte seine Truppen vor Brünn zusammengezogen und auf einem wohlgedeckten Terrain aufgestellt; er selber überschaute von einem günstig gelegenen Punkte das ganze Schlachtfeld. Es ist nicht zu zweifeln, daß er die letzten Tage eifrig benutzt hatte, alle möglichen Fälle zu überdenken und einstweilen seine Combinationen vorzubereiten. Erst am Tage vor der Schlacht war es freilich möglich, einen bestimmten Plan zu machen; denn jetzt erst enthüllte sich durch die Bewegungen der Gegner die wahre Absicht ihres Angriffes. Napoleon konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß es hauptsächlich seinem rechten Flügel gelte, daß man ihn von Wien abschneiden und nach Norden werfen wolle. Es mag wohl sein, daß, wie er selber versichert, ihn „unsägliche Freude" erfüllte, wie er am 1. December die Feinde zur Schlacht sich entwickeln und einen Plan im Werden sah, der ihm selber den sicheren Erfolg verhieß. Jetzt traf er seine Anordnungen für die Schlacht des folgenden Tages. Die Operation der Verbündeten mußte von selbst den Schlüssel ihrer Aufstellung, die Höhen von Pratze, entblößen. Auf sie entschloß er sich darum seinen Hauptstoß zu richten und, während der Feind sich

gegen seine Rechte in hartnäckigem Kampfe verbiß, die Höhen im Centrum zu gewinnen. Das machte einmal seinem rechten Flügel, der ohne Zweifel mit überlegener Macht angegriffen ward, am wirksamsten Luft, dann setzte es ihn in Stand, von den Höhen herab dem linken Flügel der Alliirten mit allem Nachdrucke in die Flanke zu kommen. Diese Bewegung zu unterstützen und die rechte Seite der feindlichen Schlachtordnung zu beschäftigen, war dann die Aufgabe seines linken Flügels. Noch am Abend des 1. December erließ er an das Heer einen Aufruf, aus dem die Erwartung des Sieges mit aller Zuversicht heraussprach. „Die Stellungen, die wir einnehmen, rief er ihnen zu, sind furchtbar; während die Feinde sich in Bewegung setzen, um meine Rechte zu umgehen, werden sie mir ihre Flanke darbieten.“ So war der Plan der Schlacht dem französischen Heere schon in allgemeinen Umrissen vorgezeichnet. Eine frohe Zuversicht lag auf der ganzen Armee; wie der Kaiser am Abend die Linien durchritt, empfing ihn begeisterter Jubel, man sah Hunderte von Freudenfeuern im französischen Lager auflodern, die den Vorabend des Krönungstages und des kommenden Sieges zu feiern schienen.

Am frühen Morgen des 2. December hatte das französische Heer seine Schlachtordnung eingenommen. Auf dem südlichsten Theile des Kampfplatzes, bei den Dörfern Tellnitz und Sokolnitz, wo ein durchschnittenes Terrain, von dem Goldbache durchströmt, und kleine Landseen natürlichen Schutz boten, stellten sich unter Davoust's Führung ungefähr 12,500 Mann in Linie; sie bildeten die Rechte, gegen welche die größte Wucht des feindlichen Angriffes bestimmt war. An sie lehnte sich im Centrum Soult mit 16,000 Mann, den Höhen von Pratze ungefähr gegenüber; zu seiner Linken stand Murat mit 10,000 Reitern, der sich auf die Divisionen unter Lannes und Bernadotte, über 22,000 Mann stark, stützte; die Reserve von 13,000 Mann stand weiter rückwärts. Um 7. Uhr Morgens begann, von Buxhöwden dem Namen nach geleitet, der Angriff der Verbündeten auf die Stellung des rechten feindlichen Flügels; Kienmayers österreichische Reiterei eröffnete ihn, die übrigen Colonnen rückten nach, freilich nicht so rasch und gleichzeitig, wie es das Gelingen des Planes gebot. Denn als der Angriff auf Tellnitz erfolgte, war es nicht einmal eine vollständige französische Division, die den ersten Stoß aufhielt; auch wie dann Davoust bei Sokolnitz anlangte, war die Uebermacht entschieden auf Seiten der Verbündeten. Kienmayers Vorhut mit 5 Bataillonen und 23 Escadronen, Doctorows erste Colonne mit 25, die zweite unter Langeron mit 18, die dritte unter Przibyszewski mit 17 Bataillonen bildeten eine Heeresmacht von 30—40,000 Mann, gegen die Davoust bei Tellnitz und Sokolnitz kaum ein Drittheil dieser Stärke einzusetzen hatte. Doch begünstigte ihn das Terrain und die Uebermacht des Feindes trat weder zu gleicher Zeit, noch an jeder Stelle wirksam hervor. Indessen schwankte der Kampf unentschieden hin und her, die beiden Dörfer wurden genommen und verloren, der Uebergang über den Goldbach von den Alliirten erzwungen, nur gelang

es ihnen nicht, das zu erreichen, was das eigentliche Ziel ihres Angriffes war. Statt den rechten Flügel der Franzosen rasch zu überwältigen, von der Verbindung mit Wien zu trennen und gegen Brünn vorzudringen, löste sich der Kampf in eine Reihe von einzelnen blutigen Gefechten auf, die den größten Theil des Morgens ausfüllten, ohne irgend eine Entscheidung zu geben. Alles Drängens und aller Verluste ungeachtet gelang es Davoust, die Feinde aufzuhalten.

Indessen kam die Erleichterung von einer anderen Seite. Während die Verbündeten sich im gewaltigen Angriffe auf die französische Rechte verbluteten, ward im Centrum, auf den Höhen von Pratze, die Entscheidung des Tages vorbereitet. Die alliirte Streitmacht bestand dort zu fast gleichen Hälften aus Russen und Oesterreichern, von denen die Letzteren meist junge Truppen enthielten; der Führer der Colonne war Kollowrat, doch befand sich hier auch der Oberfeldherr Kutusow und führte die unmittelbare Leitung. Hätte Kutusow allein zu entscheiden gehabt, er hätte die Stellung von Pratze nicht entblößt; er zögerte auch sichtlich, so rasch, wie es der Schlachtplan mit sich brachte, den vorausgegangenen Colonnen gegen Tellnitz und Sokolnitz nachzurücken. Aber der Czar befahl es ausdrücklich; er setzte sich also in Bewegung zu einer Zeit, wo der heiße Kampf auf seiner Linken schon mehrere Stunden lang entbrannt war. Auf diesen Moment hatte Napoleon gewartet, um Soult gegen die Höhen vorrücken zu lassen. Dessen erste Divisionen erschienen jetzt vor der Stellung von Pratze, als eben der Abmarsch der Verbündeten begonnen hatte. Kutusow beeilte sich, seine Truppen in eine Schlachtordnung zu formiren und den Stoß des Feindes zurückzuweisen. So entspann sich denn um das Dorf und die nahen Anhöhen ein Kampf der heftigsten Art, in welchem das Ungestüm des französischen Angriffes gegen die Ausdauer der russischen Vertheidigung lange Zeit vergeblich rang, aber zuletzt das Uebergewicht behauptete. Gegen die Mittagsstunde hatten die Verbündeten ihre Stellung von Pratze verloren und waren in vollem Rückzuge.

Während der linke Flügel der Verbündeten sich in erfolglosem Kampfe verblutete, das Centrum durchbrochen ward, war auch auf der Rechten hartnäckig und mit Ehren gefochten worden. Dort standen von den Dörfern Blaziowitz, Kruch und Holubitz an bis über die Brünn-Ollmützer Straße hinaus Fürst Johann Liechtenstein mit 18 österreichischen und 30 russischen Schwadronen, Bagration mit 12 Bataillonen und 35 Schwadronen Russen, endlich die Reserve mit den kaiserlichen Garden, vom Großfürsten Constantin geführt. Ungefähr um die Zeit, wo die Bewegung von Pratze ausgeführt ward, begannen auch hier die Franzosen den Angriff. Er schwankte eine Zeit lang hin und her, sein Ausgang hing vornehmlich davon ab, wie sich auf den benachbarten Höhen der Kampf entschied. Es war vorzugsweise eine Reiterschlacht, reich an glänzenden Probestücken beider Heere. Nachdem russische Uhlanen Kellermanns Reiter ungestüm geworfen, aber von den Quarré's der

französischen Infanterie bei der Verfolgung blutig zurückgewiesen waren, man sich um Blaziowitz hitzig geschlagen und die Franzosen hier Fuß faßten, trat der Kampf nicht weit von diesem Dorfe in seinen prägnantesten Moment. Die russische Leibgarde zu Pferd ritt ein französisches Infanterie-Regiment über den Haufen, bereitete neuen Bataillonen, die zu Hülfe kamen, das gleiche Schicksal, und wie Napoleon, unter dessen Augen dies geschah, seine Garde unter Bessières gegen sie vorgehen ließ, wurde auch sie von den Russen geworfen. Erst Rapp mit den auserlesenen Reitern, die des Kaisers Eskorte bildeten, gelang es, durch einen furchtbaren Stoß den Feind zum Stehen zu bringen, und dies brachte die Wendung. Ein neuer französischer Angriff, der gelang, und das inzwischen entschiedene Schicksal des Centrums bei Pratze hatte den Rückzug der Verbündeten zur Folge. Auf dem äußersten Ende der großen Schlachtlinie war Bagration mit Lannes in lebhaftem Kampfe und hatte sich mit gewohnter Bravour geschlagen, aber er hatte die allgemeine Wendung des Kampfes nicht aufhalten können.

Es war ungefähr in der letzten Vormittagsstunde, als diese entscheidende Wendung eintrat. Nachdem das Centrum und die Rechte der Verbündeten geworfen waren, befand sich der linke Flügel, allerdings der größte Truppenkörper der Armee, aber seit dem frühen Morgen in heißen und verlustvollen Kampf ohne Entscheidung verwickelt, in einer höchst mislichen Lage. Napoleon war jetzt auch an Zahl der Stärkere; auch ihm hatte wohl der Kampf bei Tellnitz, Sokolnitz und Pratze beträchtliche Opfer gekostet, aber er besaß auch noch unangebrochene Bataillone, die jetzt unschätzbar waren, um den Sieg zu einem ganz entscheidenden zu machen. Es war nicht zu denken, daß ein Feldherr wie er sich diesen Vortheil seiner Lage entgehen ließ. Im Besitz der herrschenden Position von Pratze brauchte er mit seinen schon siegesfrohen oder noch ungeschwächten Truppen nur in die Ebene einzuschwenken, um dem erschöpften und zerrissenen linken Flügel des Feindes einen furchtbaren Rückzug zu bereiten. Ein solcher Schlag ward erleichtert durch Buxhöwdens unheilvolles Zögern; ihm hatte Kutusow nach dem Verlust von Pratze vergebens den Befehl zugesandt, sofort den Rückzug anzutreten. Er hatte noch keine Einsicht in die ganze Gefahr seiner Lage. Jetzt richtete sich gegen Mittag der erste Stoß der Sieger von Pratze gegen Sokolnitz; die Colonne Przibyszewski's, von Davoust eben in gewaltigem Angriff zurückgeworfen, ward jetzt plötzlich auch im Rücken von den siegreichen Bataillonen des Feindes gefaßt. Es entspann sich ein furchtbares Handgemenge, dessen unvermeidliches Ende war, daß die von zwei Seiten umklammerten Russen theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Auch was sich im Augenblick noch durchschlug, gerieth anderen Verfolgern in die Hände. Indessen hatten die bei Tellnitz noch ins Gefecht verwickelten russischen Colonnen, schon sehr zusammengeschmolzen, den Kampf abgebrochen und den Rückzug gegen Augezd eingeschlagen, um über die Littava zu entkommen. Aber die Brücke brach unter den ersten hinüberdrängen-

den Colonnen zusammen; sie mußten zurück nach Tellnitz, und es blieb ihnen kein anderer Rückweg, als über das schmale Stück Land, das sich einem Damm ähnlich zwischen dem Mönitzer und Satczaner Teich hinzieht. Ein Theil mußte bei Tellnitz wieder Stellung nehmen, um den an Zahl immer wachsenden Feind dort zu beschäftigen und dem Reste der fliehenden Colonnen sicheren Rückzug zu schaffen. Aber nicht lange war auch nur eine leidliche Ordnung zu halten; noch schlug sich zwar das kleine Häuflein bei Tellnitz wacker gegen die Uebermacht, aber in die Rückziehenden kam Verwirrung, eine Pulverexplosion brachte die Kosaken in Unordnung, sie warfen sich auf die Infanterie und nun suchte sich in wildem Chaos Alles über den schmalen Damm hinüberzudrängen, der bald die Masse der Flüchtigen nicht mehr faßte. Viele wagten sich auf die dünne Eisdecke der zugefrorenen Teiche; schon warf der Feind Granaten unter sie und steigerte die Verwirrung auf's höchste, während zugleich die Eisdecke unter der Last zusammenbrach. Indessen hatte auch die Nachhut bei Tellnitz weichen müssen und es drängte nun Alles in wilder, unaufhaltsamer Flucht rückwärts. Erst die einbrechende Nacht entzog die flüchtigen Schaaren ihren ungestüm nachdrängenden Verfolgern. Es wird unter diesen Umständen glaublich, daß, wie Buxhöwden seine Reste wieder sammelte, noch etwa 8000 Mann übrig waren; die erste und zweite Colonne, deren Trümmer er noch führte, waren am Morgen 43 Bataillone stark ausgezogen.

Es sind wenig Schlachten geschlagen worden, in denen der Sieg so vollständig war. Die Oesterreicher geben selber 6000 Mann als ihren Verlust an, die Russen 21,000, und nach der Ansicht unbefangener Beurtheiler ist diese Angabe noch zu klein*). Ihnen scheint, daß der Gesammtverlust eher über als unter 30,000 Mann betrug. Die Franzosen berechnen, wahrscheinlich zu niedrig, ihren Verlust nur auf 800 Todte und 6000 Verwundete, rühmen sich dagegen, 180 Kanonen, 400 Artilleriefahrzeuge und das ganze Gepäck erbeutet zu haben. Aber nicht nur glänzend erschien der Sieg, er war auch verdient. An wenig Stellen war die persönliche Ueberlegenheit des Imperators über das alte legitime Europa so mächtig hervorgetreten als in der Anlage und Leitung der Schlacht vom 2. December. Die Verwirrung im Oberbefehl der Verbündeten, die groben Illusionen, in denen man sich bewegte, die zögernde Haltung Buxhöwdens, das planlose Auseinanderfallen der einzelnen Truppenkörper hatten kein anderes Ergebniß verdient, auch wenn die russischen Truppen sich zum größten Theil mit der gewohnten fatalistischen Ausdauer schlugen und die Oesterreicher es an Tapferkeit nicht fehlen ließen, die Schmach von Ulm zu verwischen. Es war ihnen der traurige Triumph geworden, alle Welt zu überzeugen, daß der moskowitische Hochmuth grobes Unrecht übte, wenn er die früheren Niederlagen der „Feigheit“ der Oester-

*) S. Rüstow S. 394.

reicher Schuld gab, oder wenn er jetzt wieder den Oesterreicher Weyrother für alles Mislingen verantwortlich machte. Die Zustände im russischen Hauptquartier, die eitle Selbsttäuschung des Czaren und seiner Günstlinge, die Unfähigkeit einzelner Führer, für die man dann die Minderschuldigen strafte — boten Stoff genug zu einer Parallele mit der österreichischen Leitung bei Ulm.

Am 3. December verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach dem Kaunitz'schen Schlosse Austerlitz, von wo eine siegesstolze Proclamation an die Armee der Schlacht ihren Namen gab. Er traf die Anordnung zur Verfolgung der Feinde, deren Gros sich südöstlich nach der ungarischen Gränze hindrängte. Die Frage, ob man noch fähig sei, den Widerstand fortzusetzen, scheint von ihnen nicht ernstlich erwogen worden zu sein; unter dem Eindruck der Niederlage dachten die Russen nur an ihre Rettung*) und machten es damit dem tief entmuthigten österreichischen Monarchen leichter, bei dem Sieger den Frieden zu suchen. Noch am Tage nach der Schlacht schickte Franz II. einen Abgesandten an Napoleon, um eine Unterredung mit ihm zu erlangen. Am Nachmittag des 4. December kamen bei Nasiedlowitz die beiden Kaiser auf freiem Felde zusammen; Napoleon, von glänzendem Gefolge umgeben, Kaiser Franz, von Lamberti begleitet, wie Gentz sagt, „in seiner gewöhnlichen mitleidswürdigen, jetzt mehr als je verfallenen Gestalt". Nach einigen Höflichkeiten begann an einem Wachtfeuer die denkwürdige Unterredung; im vollen Siegesübermuth gab der Imperator dem Erben der deutschen Kaiserkrone eine Lection und ließ später in seinen Bulletins die Lüge ausbreiten, der besiegte Monarch habe, wie um abzubitten, die Schuld des Krieges auf die Briten geschoben. Er verkannte freilich die ganze Persönlichkeit des österreichischen Kaisers, wenn er glaubte, dessen autokratischer Stolz werde ihm je die Demüthigung dieser Stunde vergessen. Es wird erzählt, Franz habe nach seiner Heimkehr nach langem Schweigen endlich mit seinem bekannten Ausdruck höchsten Zorns in den Augen und Mundwinkeln zu Fürst Johann Liechtenstein gesagt: „Jetzt seit ich ihn gesehen habe, kann ich ihn gar nicht mehr leiden". Wenigstens deutet mancher Moment aus den letzten Tagen Napoleonischer Herrschaft darauf hin, daß der „Schwiegervater", an den dann gern appellirt ward, seinem Eidam die erste Bekanntschaft vom 4. December 1805 nie vergessen hat.

Das Ergebniß der Unterredung entsprach Napoleons Wünschen. Kaiser Franz trennte seine Sache von der seines Verbündeten und war zu einem Waffenstillstand bereit, dessen erste Bedingung der Abzug der Russen war. Am 6. December ward zu Austerlitz ein Abkommen unterzeichnet wonach die Feindseligkeiten ruhen sollten; die Russen sollten in bestimmter Frist und auf

*) Ueber Alexanders persönliche Niedergeschlagenheit s. die Mittheilungen von Bernhardi Denkwürdigk. des General Toll. I. 167. 168.

einer vorgeschriebenen Route Mähren, Ungarn und Galizien räumen, das ungarische Aufgebot eingestellt werden, überhaupt keine fremde Armee den österreichischen Boden betreten. Die französische Armee besetzte das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Krain, Görtz, Istrien, Venedig, Tirol, in Böhmen den Kreis Tabor und einen Theil des Budweiser Kreises, in Mähren außer den Kreisen Znaym, Iglau, Brünn das Land rechts von der March, in Ungarn Presburg. Zu Nickolsburg sollten unverzüglich die Friedensunterhandlungen beginnen.

Kaiser Alexander hatte gegen diesen Ausweg nichts einzuwenden; er war froh, aus der unheilvollen Lage sich so herauszuwickeln, ließ sich die demüthigende Bedingung eines Abzuges in festgesetzten Etappen gefallen, nahm aber die Miene an, als entbinde er aus Großmuth seinen Verbündeten aller weiteren Verpflichtungen. Davoust hatte die Verfolgung gegen ihn geleitet und war bis gegen die ungarische Gränze auf den Fersen der Russen nachgedrängt; die Nachricht von dem Waffenstillstand machte der weitern Verfolgung ein Ende*).

Damit war die Coalition aufgelöst und Oesterreich hatte sich auf Discretion dem Sieger überliefert. Am Tage der Schlacht bei Austerlitz war das russische Corps unter Essen, 12,000 Mann stark bei Prerau angekommen; es konnte jetzt den vorgeschriebenen Rückmarsch mitmachen. Am Tage vor dem Waffenstillstand hatte der Erzherzog Ferdinand mit seinem böhmischen Aufgebot bei Iglau den Baiern ein glückliches Gefecht geliefert; es konnte an dem großen Erfolge nichts mehr ändern. Auch der Erzherzog Karl jetzt an der Raab angelangt, war nun allein nicht mehr stark genug, der Ueberlegenheit Napoleons Schach zu bieten. Die russischen Truppen aus Italien, die nichts weiter ausgerichtet, als die Bourbons in Neapel unrettbar compromittirt hatten, wurden vom Czaren abgerufen; das britisch-russisch-schwedische Corps in Hannover, gerade zeitig genug angelangt, um unthätig das Ende des Kampfes zu erleben, schiffte sich wieder ein. So fielen die Rüstungen der Coalition wie lose Bruchstücke ohnmächtig auseinander.

Diese Lage hätte auch andere Männer als die Cobenzl, Dietrichstein, Zichy u. s. w. entmuthigen können; sprach doch Zichy, der Finanzminister, es schon offen aus, mit Tirol, Venedig und einem Stück von Oberösterreich sei der Friede nicht allzu theuer erkauft. Die Lage war hoffnungslos; denn der letzte Strohhalm, an den man sich noch hing, lag in der Intervention Preußens. Wir haben aus der Audienz, die Haugwitz vor der Schlacht gehabt, uns überzeugen können, wie eitel diese Hoffnung war; wir werden sehen, er hat nach der Schlacht Alles, was man von seiner Vermittlung befürchten

*) Die von Napoleon in Umlauf gebrachte Erzählung, die in manchen andern Büchern wiederkehrt, als habe er den Czaren generös entwischen lassen, ist von dem Verfasser der Geschichte der Kriege VI. 2. 167. 266 ff. erschöpfend widerlegt.

konnte, erfüllt, ja übertroffen. Drum war es ein fruchtloses Bemühen, jetzt in Berlin auf einen raschen Entschluß zu dringen; dort hatte man ja die Entscheidung der Dinge an Haugwitz überlassen! Diesen selber zu bewegen, daß er als Vermittler eintrete, war ein ebenso eitler Versuch; auch wenn nicht Talleyrand ihm durch die Erklärung, man werde nur mit Oesterreich, ohne jede dritte Einmischung, verhandeln, die Antwort erspart hätte, er war weniger als je geneigt, den Friedensboten für Oesterreich zu machen. Er zog mit dem Bande der Ehrenlegion prunkend in Wien umher, pries Napoleons Größe und umwedelte Talleyrand, in der Erwartung, daß ihm die Pforten Bonaparte'scher Gnade wieder aufgethan würden. Doch darüber später.

Talleyrand, der, von den Traditionen der Choiseul'schen Politik beherrscht, seine Vorliebe für eine französisch-österreichische Allianz nie verbarg, hat damals den Vorschlag gemacht, der schon in den achtziger Jahren einmal im Kreise der Hertzberg'schen Politik laut geworden: Oesterreich mit den Donauprovinzen zu entschädigen. Das hätte ihm als Ersatz für den Verlust der westdeutschen und italienischen Besitzungen gelten müssen, hätte es mit Rußland dauernd entzweit, die Anlässe des Conflictes mit Frankreich beseitigt und der österreichischen Politik keine andere Wahl als die französische Allianz gelassen. Aber es war keine Aussicht, daß Napoleon jetzt auf solche Entwürfe einging; die nächste Aufgabe war ihm: Oesterreich vollends aus dem Reiche herauszuwerfen, den kümmerlichen Rest der Reichsverfassung zu beseitigen und jene deutsch-französische Mittelmacht zu schaffen, die unter dem lockenden Aushängeschild souveräner Königreiche den deutschen Süden und Westen in Bonaparte'sche Präfecturen umgestaltete.

Die Verabredungen mit den süddeutschen Verbündeten waren schon getroffen, als man zu Brünn und dann zu Presburg über den Frieden verhandelte; Baiern waren reiche Arrondirungen und der Königstitel zugesagt, mit Württemberg und Baden wurden, zum Theil während der Friedensunterhandlungen zu Brünn und Presburg, ähnliche Abkommen festgestellt. Besonders ließ sich Württemberg in dem Brünner Vertrage vom 12. December außer den Entschädigungen und der Königswürde die neue Souveränetät versprechen. Diese künftigen Vasallen waren auch allein näher eingeweiht in die Unterhandlung; während sonst jeder Dritte ausgeschlossen blieb von den Conferenzen, wurde Baron Gravenreuth, der bairische Gesandte, zugelassen. So war denn auch das österreichische Bemühen fruchtlos, bessere Bedingungen zu erlangen. Man war bereit, Oberitalien und Venedig bis auf Istrien und das Küstengebiet aufzuopfern, auch Vorderösterreich, Eichstädt, Passau gab man preis. Aber man wollte Salzburg als Ersatz und die toskanische Linie sollte dafür mit Tirol entschädigt werden. Ja nach einer französischen Quelle hätten die österreichischen Unterhändler für einen oder den anderen Prinzen des Hauses sogar Hannover in die Reihe ihrer Wünsche aufgenom-

men! Dem sei wie ihm wolle, solche Wünsche waren fruchtlos, da Oesterreichs Situation es mit sich brachte, daß ihm die Bedingungen von Napoleon dictirt werden konnten. Nachdem er es von seinen Alliirten getrennt, blieb nur noch übrig, daß er ihm die letzte schwankende Hoffnung — auf Preußen — zerstörte. Es mochte zweifelhaft sein, wie viel dem Imperator noch ein Bund mit Preußen werth war, oder wie weit seine Aufrichtigkeit dabei ging; aber in diesem einen Moment hatte der Abschluß mit Preußen eine Bedeutung, weil er damit vor Oesterreich hintreten und mit den letzten Illusionen auch den letzten Widerstand brechen konnte.

Am 15. December unterzeichnete Haugwitz zu Schönbrunn die Unterwerfung Preußens unter das Bonaparte'sche Protectorat; eilf Tage später, am 26. December, fügte sich auch Oesterreich zu Presburg den Napoleonischen Bedingungen. Der Friede erkannte alle Uebergriffe, die Frankreich seit dem Vertrag von Luneville in Europa gemacht, als zu Recht bestehend an; die Veränderungen in Holland, der Schweiz, die neuesten Umgestaltungen in Italien wurden von Oesterreich anerkannt, das venetianische Gebiet, wie es zu Campo Formio und Luneville an Oesterreich gekommen war, ward jetzt an das Königreich Italien abgetreten. In Deutschland überließ der Kaiser an Baiern: Die Markgrafschaft Burgau, Vorarlberg, die Grafschaft Hohenembs und Königsegg, die Herrschaften Tettnang und Argen, das Gebiet von Lindau, ganz Tirol mit Brixen und Trient, auch die 1803 an Oesterreich überlassenen Theile der Stifter Eichstädt und Passau. Ebenso sollte Baiern die Reichsstadt Augsburg besetzen und mit allen Rechten der Oberherrlichkeit mit seinen Staaten vereinigen dürfen. An Württemberg überließ Oesterreich die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Vogtei Altorf, den Theil des Breisgaus, der württembergische Enclave war, und die Städte Villingen und Breunlingen. Auch durfte Württemberg die Grafschaft Bonndorf, die 1803 dem Johanniterorden als Entschädigung zugewiesen war, in Besitz nehmen. An Baden fiel der Rest der vorderen österreichischen Besitzungen: das was vom Breisgau übrig blieb, die Ortenau, die Stadt Constanz und die Comthurei Meinau. Für alle diese Verluste erhielt Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden, also den Kern der toskanischen Entschädigung von 1803; die toskanische Linie ward mit einem neu creirten Kurfürstenthum Würzburg entschädigt, welches Baiern abtrat. Die Würde und die Besitzungen des Deutschordensmeisters, bisher noch einer der letzten Ueberreste der geistlichen erwählten Würden, sollte fortan in der Linie eines österreichischen Erzherzogs erblich sein, ebenso ward dem Modeneser Erzherzog, dessen Besitz an Baden überlassen war, Entschädigung versprochen, aber nicht geleistet. Auch wenn man die Entschädigung von Salzburg und Berchtesgaden in Abzug brachte, verlor Oesterreich 1140 Quadratmeilen mit zwei Millionen und beinahe 800,000 Einwohnern, mußte nach einem geheimen Artikel außer den

vorangegangenen Beraubungen noch vierzig Millionen Kriegskosten tragen, und was die Hauptsache war, sein Zusammenhang mit Deutschland, der Schweiz und Italien war zerrissen.

Denn außer der territorialen Verdrängung aus dem Reiche setzte der Friede zugleich einige inhaltschwere Bedingungen fest, welche die dürftigen Reste der alten Reichsordnung, wie sie aus der Umwälzung von 1803 noch geblieben waren, vollends auflösen mußten. Der siebente Artikel ertheilte den Kurfürsten von Baiern und Württemberg die Königswürde, und der Kaiser erkannte sie darin an. Es war freilich die Phrase hinzugefügt, sie hörten darum nicht auf dem deutschen Bunde*) anzugehören, aber die nächste Zukunft mußte zeigen, daß das eben nur eine Phrase war. Im 14. Artikel hieß es dann: die Könige von Baiern und Württemberg so wie der Kurfürst von Baden werden auf den ihnen abgetretenen Gebieten, wie in ihren alten Landen „der vollen Souveränetät und aller daraus fließenden Rechte" genießen, ganz so wie der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen sich dessen in ihren deutschen Landen erfreuen. Der Kaiser wird weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand die Vollziehung irgend eines Actes hindern, zu dem jene Fürsten in Folge ihrer Souveränetät schreiten werden. Zugleich verzichtete Oesterreich auf alle Rechte und Ansprüche jeglicher Art, die es innerhalb der Gebiete von Baiern, Württemberg und Baden noch hätte erheben können.

Diese Bestimmungen ließen erwarten, daß neben der neuen Souveränetät weder für die Reste der Reichsordnung, noch für die schutzlosen Körperschaften, die von den neuen Königreichen umschlossen waren, noch für die überlieferten ständischen Rechte ein Raum übrig blieb; schon die nächste Zeit mußte diese, jetzt unvermeidlich gewordene, Revolution vollenden.

---

*) à la confédération germanique; der Name „Reich" wurde aus nahe liegenden Gründen vermieden.

Fünfter Abschnitt.

Der Rheinbund.

Der Demüthigung Oesterreichs und der Errichtung der deutsch-französischen Königreiche im Süden war Preußen mit dem Vertrage vom 15. December nur wenige Tage vorangegangen, einem Vertrage, der schon mehr einer Capitulation ähnlich sah, als einem Bündniß.

Als die Potsdamer Allianz geschlossen war, verhehlte man sich in Preußen nicht, daß der Krieg die unmittelbare Folge davon sein könne. Der Rath des Herzogs von Braunschweig war damals*): Oesterreich solle mit größter Anstrengung Tirol behaupten, die Armee vom Inn zurückziehen und jeden entscheidenden Zusammenstoß mit dem Feinde vor Buxhöwdens Ankunft vermeiden. Nach Ankunft der Verstärkungen, von denen vielleicht Bennigsens Avantgarde schon früh genug in Böhmen anlangen könne, um die Franzosen zu beunruhigen, könne dann die Offensive gegen die Donau wieder beginnen. Würden die Unterhandlungen scheitern, so würden die in Franken, an der Werra, dem Main und in Westfalen schlagfertigen Truppen Preußens gegen Donauwörth vorgehen und die französischen Verbindungen bedrohen. Entweder werde dann Napoleon sich gegen die Preußen wenden, — dies gebe den Verbündeten Zeit, in einem raschen Angriff nach der Donau vorzudringen, und eine verlorene Schlacht müsse dann den Feind über den Rhein zurücktreiben — oder Napoleon ziehe sich nach dem Lech und der Iller zurück, was die preußische Armee in den Stand setze, am linken Ufer der Donau heraufzugehen, sich des obern Neckars zu bemächtigen und die Franzosen vom Rheine abzuschneiden.

Die veränderte Lage veranlaßte eine Umgestaltung dieses Planes. Es

---

*) Nach einem handschr. Actenstück: „von dem Herzog von B. entworfener und in der Conferenz zu Potsdam im Nov. 1805 vorgetragener Operationsplan."

liegt uns eine etwas spätere Aufzeichnung vor, wonach der linke Flügel der preußischen Angriffsarmee unter Fürst Hohenlohe, 30 Bataillone, 4 Jägercompagnien, 40 Escadronen und 9 Batterien stark, über Peterswalde nach Böhmen marschiren und in der letzten Woche des Decembers gegen Theresienstadt vorrücken sollte. Das Centrum, 34 Bataillone, 2 Jägercompagnien, 35 Escadronen und 9 Batterien, vom König und vom Herzog von Braunschweig geführt, sollte am 17. December von Erfurt aufbrechen, am 30. bei Dohna in der Nähe von Pirna stehen und am 3. Januar an der Eger anlangen. Der rechte Flügel unter Rüchel, 15½ Bataillone, 2 Jägercompagnien, 20 Escadronen und 4 Batterien zählend, war bestimmt, am 17. December von Gotha über Chemnitz gegen Böhmen aufzubrechen und am 6. Januar an der Eger einzutreffen. Außerdem waren 3 Reservecorps, dann die Aufstellung bei Baireuth, bei Fulda, in Westfalen und ein Corps in Oberschlesien mit in Rechnung gebracht, die mittelbar oder unmittelbar in die Operationen der Angriffsarmee eingreifen sollten.

Noch war freilich die Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht aufgegeben; die Führer der einzelnen Corps waren, wie wir aus ihren Instructionen sehen, durchaus in dem Sinne angewiesen: „daß man den angeknüpften Unterhandlungen wegen eines dauerhaften allgemeinen Friedens mehr Nachdruck geben und erst, wenn diese wider Verhoffen einen ungünstigen Ausgang haben sollten, an dem Kriege thätigen Antheil nehmen wolle.“ Noch am 7. December äußerte der König in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen: „Mein bisheriges Benehmen und Meine E. D. bekannte Denkungsart ist Denselben ohne Zweifel Bürge, daß Ich Mich nie in einen Krieg verwickeln werde, wenn derselbe nur irgend zu vermeiden sein sollte. Im Falle aber die angeknüpften Negotiationen nicht den erwünschten Erfolg hätten und die Friedensbedingungen von der Art wären, daß durch sie keine dauerhafte Ruhe zu erwarten stände, ein Friedensbruch also durchaus nicht abgewendet werden könnte, so bin Ich fest entschlossen, Mich an die Spitze Meiner Armee zu stellen und sowol für Meine Erhaltung als für die Meiner Alliirten zu streiten.“

Durch diese Schwankungen zwischen Krieg und Frieden brach denn wohl hie und da die lichte Ueberzeugung durch, daß die Lage eine wahrhaft verzweifelte war, und, wenn es nicht an der Thatkraft gefehlt hätte, es war Einsicht genug in die trostlosen Zustände vorhanden, um auch jetzt noch Preußen auf den rechten Weg zu leiten. „Das Unglück, äußerte der Herzog von Braunschweig*), ist meines Ermessens auf den höchsten Grad gestiegen, und soll Deutschland nicht eine Provinz von Bonaparte werden, so sind alle Anstrengungen, alle Thätigkeit kaum mehr hinreichend, das allgemeine Verderben

*) Schreiben an Fürst Hohenlohe d. d. 24. Nov. 1805 (aus den handschr. Correspondenzen).

abzuwenden. Alles ist zu spät, selbst unsere Negotiationen, die auf die unerträgliche Langsamkeit unserer Märsche berechnet sind, und fällt Oesterreich ganz, wie ich noch nicht hoffe, so wird die Reihe an uns kommen und dann erst werden die überführet, die auf Frankreich rechneten und Preußens Absonderung von dem allgemeinen Wohl von Europa für ein Glück hielten."

Der Erfolg der preußischen Mitwirkung hing aber vor Allem von zwei Voraussetzungen ab: einmal daß die Alliirten sich nicht vorher auf's Haupt schlagen ließen und dann daß Haugwitz seine Mission mit gewissenhaftem Eifer erfüllte. Wir haben gesehen, wie leichtfertig das Eine durch den Uebermuth der Russen, das Andere durch die charakterlose Frivolität des Unterhändlers vereitelt worden ist.

Jetzt kamen in rascher Folge die Nachrichten von der Niederlage von Austerlitz, dem Abzug der Russen und dem Waffenstillstand, oder, wie man in Berlin sich gern ausdrückte, „dem Abfall Oesterreichs von der Coalition." Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Botschaften schien man der Mission von Haugwitz fast zu vergessen. War es bei der herrschenden Unschlüssigkeit, die noch bis zuletzt zwischen Krieg und Frieden geschwankt, auffallend, wenn man dem Schrecken wich, den vernachlässigten französischen Gesandten wieder eifrig aufsuchte und Lombard den anstößigen Auftrag gab, die Motive der preußischen Politik bei ihm zu rechtfertigen? Man kann sich denken, wie Lombard diesen Auftrag erfüllte. Nach seinen Erklärungen erschien die preußische Politik nicht nur als muthlos, andern geradezu als schlecht; er wies auf die Langsamkeit der Rüstungen, auf das Versäumen des rechten Moments, zum Beweis, daß man niemals habe Ernst machen wollen! Auch der Herzog von Braunschweig ließ sich zu Aussagen herbei, die seiner nicht würdig waren, weil sie seiner wirklichen Ueberzeugung widersprachen. Dem früher abgelehnten, nun erneuerten Ansinnen Laforests, Hameln vor einem Angriff zu schützen, gab Hardenberg jetzt mit einer unanständigen Eile nach*).

Auch die vertraulichen Aeußerungen, die uns in den Correspondenzen der bedeutendsten Personen vorliegen, sprechen die gleiche Stimmung aus: Schrecken über die Niederlage, Verlegenheit wegen der eingegangenen Verpflichtungen, vollkommene Rathlosigkeit, was nun zu beginnen sei. Wir finden nirgends einen Laut des Vorwurfs darüber, daß Haugwitz seine Sendung nicht unverzüglich erfüllt hatte; man gab vielmehr seinen einschläfernden Rathschlägen willig nach**). Der Abzug der Russen, der österreichische

*) S. Lefebvre I. 229. Das Abkommen wegen Hameln wird durch ein Schreiben des Herzogs d. d. 21. Dec., das uns vorliegt, bestätigt.

**) In einem Schreiben des Herzogs von Braunschweig (d. d. 14. Dec.) heißt es: „Preußen ist gegen Frankreich noch nicht im Kriege gewesen; der Graf von Haugwitz hat unterm 2. und 6. d. M. vorzüglich darauf angetragen, die Feindseligkeiten noch nicht anzufangen, indem bereits vor der unglücklichen Bataille von Austerlitz der Graf von Stadion im Namen des öster-

Waffenstillstand, der jeden Einmarsch fremder Truppen verbot, das erschien in dieser Noth wie ein Trost, womit die rathlose Unthätigkeit entschuldigt werden konnte*). Dazwischen brach dann wieder die peinliche Ahnung durch, die Kleist in einem Briefe an Rüchel aussprach: „es wäre freilich sehr unglücklich, wenn Napoleon uns einschläfern wollte, um Zeit zu gewinnen"…. „Ich fürchte, setzte er treffend hinzu, daß keine entscheidende Parthie ergriffen wird und wir abermals in einem unbestimmten Zustande bleiben, wodurch unsere Lage wenig verbessert werden dürfte. Mit diesem Manne müssen wir entweder Krieg oder Frieden machen, und das Letztere kann nur geschehen, wenn wir uns mit ihm auf eine gewisse Art verbinden. Entweder muß man sich hierzu entschließen, oder sofort mit den Waffen in der Hand für die andere Partei fechten. Alle übrigen Maßregeln sind schwankend und führen uns immer tiefer in Verlegenheiten hinein, aus welchen es am Ende zu spät sein wird uns herauszureißen."

Die Lage war allerdings so wunderlich, wie sie sich denken ließ. Man war mit der Coalition im Bunde und ging eben gegen Laforest die Verpflichtung ein, Hameln und Holland vor einem Angriff sicher zu stellen; man bot sich Napoleon als Vermittler an und in demselben Augenblick stellte der Czar auf seinem Rückzuge die in Schlesien eingerückten Truppen Bennigsens unter den Oberbefehl des Königs von Preußen! Es waren recht unbequeme Gäste, deren „hochtrabende Windbeuteleien" den Preußen bald eben so lästig wurden wie den Oesterreichern in Mähren**). Zu allen diesen Ver-

---

reichischen Kaisers Friedenseinleitungen in Wien gemacht hätte. Preußen würde daher im gegenwärtigen Zeitpunkt ohne Alliirte und, nachdem der Zweck die österreichische Monarchie zu retten aufhört, allein mit Frankreich Krieg anfangen; überdem fehlten noch alle directen Nachrichten über die beiden Kaiser. Dieses sind die wichtigen Gründe, die S. M. den König bewegen, die Armee vorerst in dortiger Gegend zu dislociren und die ferneren Berichte des Grafen Haugwitz nach seiner Unterredung vom 8. (7.) d. M. mit dem Kaiser Napoleon abzuwarten, um sodann zu beschließen, was in gegenwärtiger Lage der Dinge dem höchsten Interesse am angemessensten sein wird."

*) Ein Brief des Herzogs an Rüchel d. d. 15. Dec. spricht das unverblümt genug aus. In einem Schreiben vom 23. Dec. meint der Herzog, nach dem Vertrage hätte man vier Wochen nach der Abreise von Haugwitz, also nach dem 11. Dez. die Operationen beginnen sollen. Das wäre auch geschehen, „wenn der Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich nicht eine ganz veränderte Lage der Dinge bewirkt hätte." Jetzt könne man nur als Mediator auftreten, als solcher aber natürlich keine feindlichen Maßregeln unternehmen. Daran reihen sich dann die allerdings begründeten Klagen über das unvernünftige Drängen zur Schlacht, „nachdem zu Wien vor Verlassung dieser Stadt in einem Kriegsrath, von welchem ich die Abschrift in Händen habe, war ausgemacht worden, daß man erst den 15. Dec. die Operationen wieder anfangen wolle."

**) Schreiben Kleists d. d. 31. Dec.

legenheiten kam, daß man aus Brünn und Presburg nichts erfuhr, Haugwitz allmälig immer schweigsamer ward, zuletzt verstummte. Der König entschloß sich, den General von Phull nach Oesterreich zu senden; er sollte das Abkommen wegen Hameln mittheilen, in der That aber erforschen, was der Abgesandte trieb, dessen leichtfertigen Händen jetzt Preußens Schicksal anvertraut war*)!

Wir haben den Grafen Haugwitz in dem Augenblicke verlassen, wo er sich von Brünn nach Wien schicken ließ; dort wartete er die Ereignisse ab, denen seine Mission ihre Richtung hatte vorzeichnen sollen. Kaum in Wien angelangt, ward er von der Nachricht des Sieges vom 2. December eingeholt. Es mag nur eine Anekdote sein, was berichtet wird, Haugwitz habe in der ersten Ueberraschung ausgerufen: „Gottlob, nun sind wir gerettet"; es ist aber kein Zweifel, daß mit diesen Worten seine wahre Stimmung vollkommen richtig bezeichnet wird. Er war froh, die widerwärtige Sendung im Sinne der Coalition abschütteln zu können und durch die Ereignisse freie Hand zu haben für seine Politik. Das waren die Tage, wo er mit dem großen Bande der Ehrenlegion umherzog und durch fleißiges Antichambriren bei den Franzosen sich die Brücke zur Herstellung der alten Freundschaft zu bahnen suchte. Dem Ansinnen Stadions, nun für Oesterreich zu vermitteln, wich er aus und nahm den Wink Talleyrands, daß man sich jede Intervention eines Dritten verbitte, geduldig hin. Erst am 7. December erhielt er wieder Zutritt bei Napoleon; er meldete sich — natürlich nicht um die Bedingungen des Potsdamer Vertrages zu stellen, sondern um ihm wegen des Tages von Austerlitz Glück zu wünschen. Das ist ein Compliment, soll ihm Napoleon höhnisch erwiedert haben, dessen Adresse das Schicksal geändert hat. Haugwitz selbst stellte nicht in Anrede, daß der Imperator seines verhaltenen Grolles kaum Meister ward und ihm im Tone leidenschaftlicher Erregung den Vertrag von Potsdam vorwarf**). Wenn es noch eines Zeugnisses über seine Stimmung bedurfte, so konnte es das vierunddreißigste Bulletin geben, das Napoleon drei Tage später in die Welt gehen ließ. Dort war im Tone gnädigen Wohlwollens gegen den König, den Herzog von Braunschweig, Haugwitz, Lombard die preußische Politik auf's übermüthigste gehofmeistert, von der Macht Preußens schon ziemlich geringschätzend gesprochen, einem „in Han-

*) Schreiben des Herzogs d. d. 23. Dec.: „Es bleibt allerdings eine peinliche Lage, bis heute von Graf Haugwitz nichts zu vernehmen; um dieses Stillschweigen aufzuklären, ist nun aber der General v. Phull mit einem königlichen Handschreiben an Bonaparte abgesendet worden." Zugleich versichert er, seit dem Waffenstillstande vom 6. Dec. seien von Oestereich „keine Aufforderungen geschehen, um von Preußen Hülfe zu erhalten."

**) Fragment des mémoires inédits S. 11. 12. Die wahre Gesinnung der Coterie legt Lombard in einer Apologie des Schönbrunner Vertrages offenherzig dar. S. Matériaux S. 135.

neuer geborenen" preußischen Minister (Hardenberg) die freche Verleumdung nachgesagt, er „sei dem Geldregen nicht unzugänglich gewesen."

Noch hatte Napoleon kein dringendes Interesse, sich mit dem Vertreter Preußens auseinanderzusetzen. Der Friede mit Oesterreich war noch ungewiß, die völlige Entfernung der Russen noch nicht erfolgt, die Widerstandskraft Oesterreichs noch nicht auf die eine Armee des Erzherzogs Karl beschränkt; eine Erörterung, die zum Bruch mit Preußen führen konnte, war also vorerst zu meiden. Haugwitz selbst freilich dachte nicht mehr daran, nach dem Tage von Austerlitz im Sinne der Potsdamer Convention aufzutreten, nachdem er vorher sich besonnen hatte es zu thun. Ihm mußte das jetzt als die größte Verwegenheit erscheinen, und ein Satz seiner Instruction, der ihm vorschrieb, die Feindseligkeiten jedenfalls bis zum 22. December zu verzögern — ein Satz, der sich aus militärischen Gründen zur Genüge erklärte — war ihm eine erwünschte Handhabe, den ganzen Sinn seiner Sendung nach den veränderten Umständen umzugestalten. In den Besprechungen mit Napoleon theils eingeschüchtert durch die drohende Gefahr eines Aufbruches gegen Preußen, theils gelockt durch die Aussicht auf Vergrößerung, zugleich mit seinem Wunsche einer Erneuerung der norddeutschen Neutralität trocken abgewiesen — ward Haugwitz mit jeder Stunde mehr in die Richtung hineingedrängt, in welcher der französische Kaiser ihn haben wollte*).

Indessen hatten die Dinge sich so gestaltet, daß ein Abschluß mit Preußen einen unzweifelhaften Werth erhielt, weil er den Oesterreichern die letzte Stütze ihres Widerstandes entzog. Am 13. Dec. empfing Napoleon den preußischen Abgesandten in Schönbrunn. Nach einigen freundlichen Worten, die ihm persönlich galten, folgte ein heftiger Ausbruch über die preußische Politik. „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen, rief der Imperator, mir offen den Krieg zu erklären; er hätte dann seinen neuen Verbündeten wenigstens einen Dienst gethan. Aber Ihr wollt die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von Euch; offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde. Ich gehe auf meine Feinde los, wo sie sich immer finden werden." Er sprach in seinem wahren oder verstellten Zorne so laut, daß die Adjutanten im anstoßenden Cabinet jedes Wort vernahmen. Dem donnernden Ausbruche des Unwillens folgte dann ein Sonnenblick der kaiserlichen Gnade; er redete von dem Wohlwollen, das er auch jetzt noch gegen Preußen empfinde, von der Achtung, die er für Haugwitz selber hege; er zeigte neben der Drohung eines gewaltsamen Bruches, eines

*) S. seinen Bericht a. a. O. S. 15—24. Obwol er darin das Einzelne merklich verschönert, auch das, was die Franzosen aus ihren Quellen (s. Lefebvre II. 239 f.) berichten, geschickt verschweigt, ist doch dort die Summe von Eindrücken und Bedenken, die auf ihn wirkten, im Wesentlichen ohne Zweifel richtig zusammengefaßt.

Einfalles in Schlesien, einer Herstellung Polens, im Hintergrunde den Besitz von Hannover als Prämie einer innigen Allianz. Hier eingeschüchtert, dort geschmeichelt, zugleich von einem Kriege mit Napoleon bedroht und von einer vortheilhaften Allianz mit ihm verlockt — es war kein Wunder, wenn Haugwitz dieser doppelten Taktik erlag und auf die Bedingungen einging, die ihm der Kaiser noch am nämlichen Tage durch Duroc vorlegen ließ. Am 15. December, ungefähr um die Zeit, wo Preußen seine Heere zur Coalition wollte stoßen lassen, schloß er zu Schönbrunn eine Allianz mit Napoleon.

Nach dem Vertrage ging Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, trat an Baiern die Markgrafschaft Ansbach, an Frankreich das Fürstenthum Neuenburg, den Rest von Cleve und die Festung Wesel ab; Baiern sollte dafür Preußen mit einem Gebiet von 20,000 Seelen entschädigen und an Frankreich das Herzogthum Berg abtreten. Preußen erhielt den souveränen Besitz von Hannover. Beide Mächte verbürgten sich ihre gegenseitigen Gebiete, wie sie durch die neuen Verträge bestimmt waren, und versprachen, die Ratification binnen drei Wochen zu vollziehen. Das Peinlichste bei diesem Vertrage war weniger die Hingabe alter, angestammter Lande gegen eine Erwerbung, deren Moralität so zweifelhaft war wie ihre Sicherheit, als vielmehr der Umstand, daß Preußen keine andere Wahl mehr blieb, wie diese Allianz oder ein Krieg unter den ungünstigsten Umständen. Es mußte sich entweder, fast isolirt, in einen Kampf mit dem Sieger von Ulm und Austerlitz stürzen, oder mit den Spolien des verwandten welfischen Hauses belohnt, der erste der Rheinbundstaaten werden. Und hier half kein Zögern, kein Bedenken; man mußte eines oder das andere ganz und ohne Aufschub wollen. Jedes Säumen, mochte es aus Unentschlossenheit oder aus Scham entspringen, verschlimmerte nur die Lage; sich bedenken über die Annahme dieses Nessuskleides und doch nicht alsbald zum Schwerte greifen, zerstörte vollends die Gunst des Imperators und minderte gleichwol die Schmach nicht.

Haugwitz scheute sich doch, diesen Abschluß nach Berlin zu berichten*); er wollte ihn selber, sammt einem Briefe Napoleons, der im Gegensatze zu den letzten Zornausbrüchen den Ton zärtlichster Freundschaft anschlug, dem König überbringen**). In Peterswalde begegnete er Phull, der nach ihm geschickt war, um zu hören, wie es stehe. Am Weihnachtstage traf er in Berlin ein. Man hatte dort doch so wenig diesen Ausgang erwartet, daß Har-

---

*) „Im Vertrauen kann ich E. E. eröffnen, schreibt Kleist an Rüchel, wie der Minister Haugwitz schriftlich gemeldet, daß er einige Unterredungen mit dem Kaiser gehabt, welche von der Art gewesen, daß er selbst solche S. M. hinterbringen müßte und dieserwegen sofort seine Rückreise antreten würde." (Aus der handschr. Corresp.)

**) Den Brief s. bei Höpfner „der Krieg von 1806 u. 1807." I. 26.

denberg noch am 22. an den englischen Gesandten Harrowby erklärte, man unterhandle nur, um Zeit zu gewinnen und für alle Fälle bereit zu sein. Die kriegerischen und patriotischen Kreise brausten in aller Erbitterung gegen den Unterhändler auf, der treulos seine Aufträge nicht etwa überschritten, sondern geradezu ins Gegentheil verkehrt habe. Der König berief einen großen Staatsrath, über dessen stürmische Verhandlungen die Franzosen rasch unterrichtet waren. Dort standen sich die Ansichten schroff gegenüber; die Verpflichtung gegen die Coalition, das höhere Staatsinteresse und die Ehre Preußens fanden in der Berathung ihre Verfechter, wie der gemeine lockende Gewinn, welcher der Preis des Bündnisses war. Hätte die Berathung nur dazu geführt, daß man sich zum einen oder zum andern rückhaltlos entschloß! Aber es sollte auch jetzt noch zwischen Ja und Nein ein Mittelweg gefunden werden. Der Vertrag ward nicht verworfen, aber auch nicht geradezu ratificirt; Haugwitz sollte nach Paris gehen und eine Denkschrift mitnehmen, worin die Gründe, die dagegen sprachen, zusammengefaßt waren*).

Eine Ahnung, daß man auf einem abschüssigen Wege begriffen sei, überkam doch selbst diejenigen, deren angeborene Unentschlossenheit ihnen die Früchte ihrer besseren Einsicht verdarb. „Sie haben Recht, schrieb damals der Herzog von Braunschweig an Rüchel, wenn Sie unsere Lage für bedenklich halten, nur habe ich bei mir selbst Anstand genommen, zu entscheiden, ob bei der jetzigen Jahreszeit, bei dem Mangel an Magazinen, nach dem Abfalle Oesterreichs und dem Rückzuge der Russen es rathsam gewesen wäre, mit Frankreich in einen Krieg sich einzulassen, dessen Armee zwar geschwächt war, das aber von den Kräften Oesterreichs, Italiens und des südlichen Deutschlands nach Willkür disponiren konnte, wo eine gewonnene Schlacht uns an die Ufer des Rheines führte, ein Echec aber den Krieg in die Länder der preußischen Monarchie spielte.“ Aber die Patrioten knirschten vor Zorn und Scham, das Heer fühlte sich gedemüthigt, im Volke schlug der vielleicht nur

*) In einem Schreiben vom 9. Jan. 1806 eröffnet der König dem Minister von Hoym, daß Benningsen zum Rückzuge aufgefordert sei, doch solle er es vor der Hand geheim halten, „weil die Sachen, wenn auch nicht wahrscheinlichen, doch möglichen Falles eine andere Wendung nehmen könnten, indem der Definitivabschluß der gedachten Unterhandlungen noch nicht erfolgt sei.“ Am nämlichen Tage schreibt der Herzog von Braunschweig an Rüchel, Haugwitz gehe nach Paris, „um die wichtigsten Gegenstände der Convention vom 15. Dec. im Detail zu reguliren,“ und daß man dann Hannover „provisorisch besetzen“ werde. Wenn Haugwitz später im Oct. 1806 gegen Gentz äußerte, man habe nur einen Scheinfrieden gewollt, um Napoleon zu täuschen (s. Mém. et lettres de Gentz p. 237), so sehen wir darin nur einen verspäteten Versuch, sich vor Oesterreich und Gentz wegen seines Bonapartismus rein zu waschen; er machte sich treuloser als er war, denn den Decembervertrag nahm er gewiß ernstlich, soweit er überhaupt irgend etwas im Ernste nahm.

flüchtige Aufschwung nationalen Stolzes, der nach der Ansbacher Beleidigung erwacht war, nun vollends in die alte Gleichgültigkeit um.

Das doppelte Spiel zwischen beiden kämpfenden Parteien, das auch mit dem Schönbrunner Vertrage sein Ende noch nicht fand, trug indessen mit jedem Tage herbere Früchte. Während England, mit dem Hardenberg noch am 22. December freundliche Verabredungen wegen des Rückzuges der britischen Truppen traf, bald Ursache zu haben glaubte, Preußen schmachvoller Doppelzüngigkeit zu beschuldigen, grollte Napoleon desgleichen, weil ihm das Verzögern der Ratification wie ein leiser Rückfall in die Coalitionspolitik erschien. Die erläuternde Denkschrift, womit der ratificirte Vertrag Laforest überreicht ward, schlug namentlich vor, Alles vorerst noch in statu quo bis zum allgemeinen Frieden zu belassen; Preußen solle keine Abtretung machen, Hannover nur besetzen, Frankreich inzwischen den König Georg III. vermögen, daß er Hannover durch freiwilligen Vertrag abtrete*).

Mit diesen Aufträgen begab sich Haugwitz (Mitte Januar) nach Paris; ein freundliches Schreiben des Königs sprach von „einigen Wünschen", die er noch mitzutheilen habe. Aber der Schönbrunner Vertrag war in Napoleons Augen die „letzte Probe" für Preußen gewesen; es hatte sie nicht bestanden. In den unwahren und inconsequenten Schritten, in welchen die preußische Politik unter dem Doppelgeiste Hardenbergischen und Haugwitzschen Einflusses hin und her schwankte, war er versucht, berechnete Treulosigkeit zu sehen; und auch wenn es das nicht war, schon die leisen Anwandlungen eines eigenen Wollens, das nicht das seine war, vertrug er nicht mehr. Durch den Rausch seiner jüngsten Siegesglorie betäubt, wollte er nur Verbündete, die ihm rückhaltlos wie Vasallen dienten; Preußen erschien ihm noch weder unselbständig noch zuverlässig genug für diese Rolle. Er fing an diese kleinere Macht zu hassen, die sich vermaß ihn überlisten zu wollen. Er folgte denn auch fortan in seinem Verhältnisse zu Preußen nicht mehr den Geboten einer maßvollen Politik, sondern den Eingebungen seines wilden korsischen Naturells; was er vom Februar bis zum October 1806 gegen Preußen that, wechselte zwischen trotzigem Hohn, Geringschätzung oder berechneter Kränkung; er schien es darauf anzulegen, daß der gebeugten Monarchie Friedrichs des Großen keine Wahl mehr blieb, als den Kelch der Demüthigung schweigend

*) In dem Manifest vom 9. Oct. war die Unsicherheit des Besitzes einerseits, die Gefahr einer neuen französischen Occupation Hannovers andererseits hervorgehoben. „Alle Plagen des Krieges hätten sich auf die Monarchie gewälzt und die Erwerbung von Hannover mußte Preußen, wenn sie unter weniger traurigen Conjuncturen geschehen konnte, die ersprießlichsten Vortheile verschaffen. Der König glaubte also seine Wünsche mit seinen Grundsätzen zu vereinigen, indem er den vorgeschlagenen Tausch nur unter der ausdrücklichen Bedingung annahm, daß die Vollziehung desselben bis zum allgemeinen Frieden verschoben und die Zustimmung Sr. Maj. des Königs von Großbritannien abgewartet werden sollte."

bis zur Neige zu leeren, oder einen hoffnungslosen Kampf der Verzweiflung einzugehen.

Es kam Manches zusammen, den Verdacht, Preußen spiele ein hohes Spiel raffinirter Treulosigkeit, bei Napoleon zu unterstützen. Nachdem die Truppen der Coalition ihren Rückzug aus Hannover begonnen, erschien am 27. Januar 1806 eine Proclamation Friedrich Wilhelms III., wonach mit Frankreich eine Uebereinkunft geschlossen war, „vermöge der die Staaten Sr. großbrit. Maj. in Deutschland von französischen Truppen nicht wieder besetzt, vielmehr von ihnen gänzlich geräumt und bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens von Preußen allein in Verwahrung und Administration" genommen werden sollten. Unter den gleichen Formen nahm der General Graf Schulenburg-Kehnert vom Lande Besitz, und im Februar rückten preußische Truppen ein. Erklärungen ähnlichen Inhaltes wurden an den britischen Gesandten in Berlin und an den hannover'schen Staatsminister Grafen von Münster übergeben; Münster wies aber natürlich das Ansinnen, die Occupation ruhig anzuerkennen, zurück, hob den Widerspruch der preußischen Erklärungen vom 22. December mit den jüngsten Schritten scharf hervor und verließ unter entschiedenem Protest Hannover*). Jenes scheue Verfahren versöhnte England und Hannover nicht, es erbitterte nur den französischen Kaiser; er sah darin das Bemühen, Hannover als Prämie von der Coalition, nicht von ihm zu erlangen. Schon jetzt war Preußen in der Lage, sich gegen seinen Groll rüsten zu müssen; aber auch dies ward versäumt; es bewirkte, daß die britisch-russischen Corps sich einschifften, setzte die eigene Armee auf den Friedensfuß und gab sich so wehrlos dem Uebermuthe und der Rachsucht des Korsen preis**).

Das war der Ankunft des Grafen Haugwitz in Paris vorangegangen; alle Welt wußte dort, und Lucchesini bereitete den Abgesandten darauf vor, daß der Kaiser gegen Preußen höchst erbittert sei. „Nur ruhig, äußerte er mit gewohnter Leichtfertigkeit, sobald ich ihn gesprochen habe, wird sich Alles machen". Er täuschte sich; Napoleon erwog im Ernst die Frage, ob es nicht besser sei, Preußen seiner Schönbrunner Verpflichtungen lediglich zu entbinden und den Vertrag einfach als nicht geschehen zu betrachten. Ein in denselben Tagen erfolgter Ministerwechsel in London eröffnete ihm die Möglichkeit eines Friedens mit England; es war in diesem Falle doch wünschenswerth, noch über Hannover frei verfügen zu können. Diese Stimmungen

*) S. die Actenstücke in Voß Zeiten VII. 1 ff. Vgl. A. Z. 1806. S. 199. 284. 287. 517.

**) Nach einer Versicherung Boyens (in der Minerva 1833) hatte der König auf die Anzeige von Haugwitz' Sendung sehr freundliche Antwort von Paris erhalten und setzte nun beruhigt die Armee auf den Friedensfuß. Nach Höpfner a. a. O. I. 30 hatte Haugwitz nach seinem ungnädigen Empfange schon am 8. Febr. nach Berlin geschrieben, man solle gerüstet bleiben; es war aber zu spät.

trafen mit der Ankunft von Haugwitz zusammen. Aber in dem nämlichen Augenblicke traf man in Berlin die Anstalten, den Vertrag durch die Besetzung von Hannover doch halb zu vollziehen, die Russen aus Norddeutschland zu entfernen und die eigene Armee auf den Friedensfuß zu setzen; man regte also den Zorn Napoleons auf und gab sich doch zugleich waffenlos in seine Hände. Der Kaiser ließ Haugwitz fünf Tage ohne Audienz, und wie er endlich (6. Februar) vorgelassen ward, empfing er ihn mit den bittersten Vorwürfen. „Ihr König, rief er aus, weiß nicht was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Kriege; ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden“. Haugwitz suchte zu beschwichtigen und zu versöhnen, entschuldigte das Zögern zu Berlin und hielt entgegen, daß Frankreich selbst durch den Ansbacher Vorfall den ersten Anstoß dazu gegeben, das verletzte Selbstgefühl Preußens unter die Fahnen der Coalition zu treiben. War es wirklich Ernst oder nur diplomatisches Manöver, genug, man nahm die Miene an, sich von Haugwitz begütigen zu lassen und Preußen seine jüngsten Schwankungen zu „verzeihen“. Aber dabei blieb der Kaiser wie Talleyrand, daß der Vertrag von Schönbrunn nicht mehr existire, und wenn Preußen mit Frankreich in ein näheres Verhältniß treten wolle, dies durch einen neuen Vertrag geschehen müsse. Es wurde dabei das gleiche Spiel gespielt wie zu Schönbrunn; es ward Hannover als Lockspeise vorgehalten und zugleich drohend auf die französischen Armeecorps hingewiesen, die sich im Nu gegen das entwaffnete Preußen in Bewegung setzen würden. So ließ sich denn Haugwitz einen neuen Entwurf vorlegen, den er am 15. Februar 1806 unterzeichnete.

Es war die alte Sage von den sibyllinischen Büchern, die sich hier erfüllte; was die preußische Politik einkaufte, ward an Werth immer kleiner, der Preis aber höher. Mit dem Pariser Vertrage verglichen, war selbst der Schönbrunner noch vorzuziehen. Dort war für die Abtretung von Ansbach wenigstens eine Entschädigung versprochen, jetzt fiel sie weg; damals war es Haugwitz noch gelungen, die Verpflichtung zum Bruche mit England abzuwenden, jetzt mußte Preußen die Elb- und Wesermündungen und seine Seehäfen den britischen Schiffen verschließen; damals hatte es nur den früheren Bestand der Napoleonischen Macht zu verbürgen, jetzt kam noch die Vertreibung der Bourbons aus Neapel hinzu. Nach einer glaubwürdigen französischen Quelle*) hätte man zu dem Allem noch die brutale Drohung hinzugefügt, wenn Haugwitz das nicht unterzeichnen wolle, werde der Krieg die unmittelbare Folge sein.

Haugwitz überließ es Lucchesini, diesen Bundesvertrag dem König erträglich zu machen; die Ratification erfolgte denn auch im Anfange März**),

*) Lefebvre II. 261.

**) Nach den meisten Angaben am 9., nach Höpfner I. 31, der aus preuß. Urkunden geschöpft hat, am 3. März.

aber, wie das Manifest vom October später erklärte, nur in dem Gedanken, die noch nicht schlagfertige militärische Kraft für einen günstigeren Moment aufzusparen. Allerdings trug die neue Allianz nicht den Stempel des Friedens an sich, sondern war unter den Anzeichen tiefsten Mistrauens und kaum verhaltener Feindseligkeit geschlossen worden. Napoleon bedachte sich nicht mehr, den halb gepreßten Verbündeten durch Schritte hochmüthiger Geringschätzung zu kränken; in Preußen hatte man den Vertrag mit gebundenen Händen angenommen und fing nun an inne zu werden, daß man die Freiheit seiner Action verloren hatte.

Der Vertrag war noch nicht bestätigt, so hatte Napoleon schon Ansbach, Neuenburg, Cleve besetzen lassen; die kränkende Eile sollte der Welt zeigen, daß Preußen außer Stande sei, die Bedingungen vom 15. Februar zurückzuweisen. Eine rührende Vorstellung der Ansbacher, die baten, man möge sie nicht verstoßen, da sich die Gesinnung gegen ein Regentenhaus nicht wie ein Rock wechseln lasse*), mußte lautlos zu den Acten gelegt werden. Französische Generale kamen nach Hannover, um sich von den Anstalten zu überzeugen, die Preußen gegen den britischen Handel treffe, und erklärten offen, ihre Mission sei: darüber zu wachen, daß Alles, was Preußen dort vornehme, dem Vertrage entspreche. Bald folgte ein neuer Act der Demüthigung und zwar unter Formen, die in der Geschichte des diplomatischen Verkehrs unerhört waren. Hardenberg galt in den Augen Napoleons als der Repräsentant der antifranzösischen Richtung im Ministerium; er hatte eben noch Haugwitz in seinem zürnenden Ausbruche gesagt: „Sie sind ein ehrlicher Mann, aber Sie gelten nichts mehr in Berlin, dieser Hardenberg, der an die Engländer verkauft ist, spottet über Sie". Nun ward um diese Zeit jene Note an Harrowby bekannt, die Hardenberg am 22. December geschrieben, drei Tage bevor Haugwitz die Botschaft vom Schönbrunner Vertrage brachte. Eine unbefangene Betrachtung mußte zugeben, daß in dem Widerspruche zwischen jener Note und dem Vertrage vom 15. December keine Treulosigkeit enthalten war; es prägte sich darin nur der Gegensatz zweier Systeme aus, deren eines am 3. November zu Potsdam die Oberhand gewonnen, deren zweites am 15. December zu Schönbrunn den Sieg davon trug. Der Moniteur vom 21. März brachte nun die Note im Texte gefälscht und mit den giftigsten Ausfällen auf den preußischen Minister; es gebe, hieß es unter Anderm darin, keine Persönlichkeit in Europa, die tiefer entehrt sei als Hardenberg! Die Replik des Ministers theilte (8. April) in einer preußischen Zeitung, französisch und deutsch, die ächte Depesche mit, erläuterte ihren Zusammenhang und beantwortete den gemeinen Ausfall des Bonaparte'schen Blattes mit ebensoviel Schärfe als Vornehmheit und Würde; es war das Beste und Männlichste, was Hardenberg während seiner Leitung

*) S. Voß Zeiten VI. 345 f.

der auswärtigen Angelegenheiten gethan hatte. Aber so, wie die preußische Politik schon stand, war seine Position damit unhaltbar geworden. Am 15. April meldete die Hofzeitung, dem Grafen Haugwitz sei die Leitung der äußeren Politik wieder allein übertragen, und zwei Tage später ward Hardenberg ein „unbestimmter Urlaub" bewilligt*).

Indessen war auch eine andere bittere Frucht des Februarvertrags zur Reife gediehen: der Bruch mit England. Am 28. März hatte das preußische Gouvernement in Hannover bekannt gemacht, daß „zufolge eines Vertrages zwischen Preußen und Frankreich" die Häfen und Ströme an der Nordsee der britischen Schifffahrt gesperrt seien. Wenige Tage später (1. April) kündete Preußen an, daß es von Hannover nicht blos provisorischen, sondern definitiven Besitz ergreifen werde; es sei, hieß es, ein Vertrag mit dem Kaiser der Franzosen abgeschlossen worden, vermöge dessen „für Preußen der rechtliche Besitz auf die Sr. kais. Maj. durch das Eroberungsrecht zuständigen deutschen Staaten des Kurhauses Braunschweig erworben sei". Noch kurz zuvor (17. März) hatte das britische Ministerium sich im Namen Georgs III. auf's bestimmteste gegen Preußen erklärt und die ausdrückliche Versicherung abgegeben, daß „weder politische Convenienz noch ein angebotenes Aequivalent den König von England jemals dazu bringen würde, seine deutschen Erblande abzutreten". Nun, da die Blokade und Besitznahme verfügt war, antwortete man mit Repressalien. Am 5. April verbot die britische Regierung ihren Schiffen, in preußische Häfen einzulaufen, und verfügte die Beschlagnahme aller preußischen Fahrzeuge, die sich in britischen Häfen befänden. Binnen zehn Tagen zählte man schon gegen hundert Schiffe, die von dieser Maßregel getroffen waren. Es folgte rasch die Blokade der norddeutschen Flüsse und die Aussendung von Kaperbriefen; Maßregeln, die dem Handel Preußens eine tödtliche Wunde versetzten. Der diplomatische Bruch mit England war zugleich unter Umständen erfolgt, die noch empfindlicher waren für die preußische Ehre, als jene Repressalien für den preußischen Verkehr. Der kurhannover'sche Gesandte hatte gleich nach der definitiven Besitznahme Berlin mit Zurücklassung eines Protestes verlassen, das Gleiche geschah (12. Mai) zu Regensburg; eine Botschaft an das britische Parlament hatte die einstimmige Billigung der Politik des Ministeriums zur Folge und ein bitteres Manifest (20. April), vom Grafen Münster verfaßt, berief sich auf die „heiligsten Grundsätze der Redlichkeit und Ehre, mit einem Worte auf alle die Verbindlichkeiten, auf welchen die gegenseitige Sicherheit der Staaten und der bürgerlichen Gesellschaft beruhe"**). Das Manifest war im Tone, in man-

---

*) S. Allg. Zeit. 1806. S. 448. 456. Auch bei Schöll histoire des traités VIII. 23 ff. finden sich die beiden Artikel.

**) S. Allg. Z. 1806. 454. 485. 493. 504. 521. 526. 530. 533 f. Voß Zeiten VII. 1—65.

cher einzelnen Anklage übertrieben, aber es machte tiefen Eindruck, und was konnte Preußen darauf Begründetes entgegnen, ohne sich mit seinem aufgedrungenen, argwöhnischen Verbündeten auf's bitterste zu entzweien? Am 11. Juni erklärte dann Preußen den Krieg an England — einen Krieg, den es nicht führen konnte, den es nur zu leiden hatte.

Zu allen diesen Anklagen und den maßlosen Ausfällen, wozu im Parlament die britischen Minister selbst den Anstoß gaben, kam noch eine kleine Fehde mit Gustav von Schweden, die, man mochte von des Königs Zurechnungsfähigkeit denken wie man wollte, doch nur für Preußen peinlich war. Gustav schien gute Lust zu haben, das welfische Erbe in Norddeutschland gegen Preußen zu behaupten; wenigstens ließ er im Lauenburgischen eine kleine Truppenabtheilung zurück und weigerte sich, sie zurückzuziehen. Es kam, als die Preußen dann einrückten, bei Seedorf zu einem kleinen Gefecht (23. April), das einige Leute kostete — ein Vorgang, bei dem das Lächerliche Schweden, das Gehässige Preußen zur Last fiel. In einer Erklärung an den Reichstag und einem Rundschreiben an die Höfe unterwarf dann Gustav die preußische Politik einer schonungslosen Beurtheilung und folgte dem Beispiel Englands, ließ die Häfen an der Ostsee blokiren und preußische Schiffe wegnehmen. War es mehr die Rücksicht auf die absonderliche Individualität des schwedischen Monarchen oder Scheu vor Rußland, genug, man ließ diese Schritte ungestraft, so nahe es auch lag, an Pommern Repressalien zu nehmen. Es deutete das aber Niemand mehr als Großmuth des Stärkeren gegen den Schwachen; Preußen war schon so tief gebeugt, daß die Welt glaubte, es fürchte sich vor Schweden, weil dies Rußland zum Rückhalt hatte.

Während so alle Fäden gewaltsam zerrissen, die Preußen noch mit den europäischen Mächten verbunden hatten, ward dadurch das Verhältniß zu Napoleon um nichts enger; Preußen hatte das eigenthümliche Geschick, mit der Zahl erbitterter Feinde zugleich den Argwohn und Haß des unwillkommenen Freundes wachsen zu sehen. Die Rücksichtslosigkeiten, die er nach dem Februarvertrag geübt, konnten zur Noth noch wie eine Frucht des Grolles über die Schwankungen vom December und Januar erscheinen; aber die nächste Zeit schon sollte zeigen, daß dem preußischen Staate die herbsten Demüthigungen von ihm erst noch aufgespart waren.

Die neue Souveränetät im Südwesten begann indessen, sich unter französischem Schutze Bahn zu brechen gegen den Rest der alten Ordnungen des Reiches. Noch ehe der Krieg beendet war, hatte sie die früher unterbrochene Razzia gegen die Ritterschaft mit besserem Erfolge erneuert. Am 19. November erließ der Kurfürst von Württemberg ein Patent, worin er, um „im ganzen Umfange seiner Staaten eine vollkommene Gleichförmigkeit hervorzubringen“, verkündete, er werde einstweilen und bis auf Weiteres alle ritter-

schaftlichen Besitzungen, sowol in den alten als neuen Landen, dann alle Besitzungen des deutschen und Johanniterordens und alle noch nicht säcularisirten auswärtigen geistlichen Corporationen in Besitz nehmen lassen. Baiern, das früher auf halbem Wege stehen geblieben war, griff nun unbedenklich durch, Baden, das vorher an dem Verfahren gegen die Ritter keinen Theil genommen, folgte jetzt dem Beispiel der andern. Die Protestationen und Beschwerden der Bedrängten ließen nicht lange auf sich warten, aber wer sollte sie hören? Die französischen Waffen geboten vom Rhein bis zur ungarischen Gränze und ihre Unterstützung gehörte den Fürsten, welche die Gewalt übten. Ein militärischer Tagesbefehl, den Napoleon durch den Chef seines Generalstabes am 19. December bekannt machen ließ, billigte öffentlich die Piratenzüge gegen die Ritterschaft und wies die Führer der Truppen an, Alles, was Baiern, Württemberg und Baden in dieser Sache unternehmen würden, im Nothfall mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Diesem „Ordre du jour", der die Rechtsverhältnisse vieler Jahrhunderte über den Haufen warf, folgte dann im Vertrage von Presburg die förmliche Verkündigung der neuen Souveränetät. Nachdem die Ritter und die geistlichen Körperschaften eingeschmolzen waren, kam die Reihe an die Stände. Zuerst in Württemberg ward die unbequeme alte Verfassung beseitigt; am 30. December ließ der Kurfürst die Collegien den unbedingten Unterthaneneid leisten; die sich weigerten, wurden entlassen und den übrigen erklärt: „die Verfassung sei aufgehoben und jede Versammlung oder collegialische Berathung werde als Empörung bestraft werden". Zur Motivirung ward die neue Doctrin erfunden: Souveränetät und ständische Einrichtungen seien mit einander unverträglich. Es folgte dann eine Verwaltungsorganisation, die den Formen des Bonaparte'schen Beamtenregiments treu nachgebildet war. Auch der Kurfürst von Baden erklärte, die Verfassung im Breisgau sei aufgehoben, denn er bedürfe in seiner Sorge für das Wohl des Landes dieses „erschwerenden und kostspieligen Zwischenorgans" nicht. Andere, auch nicht Solche, die für den Rheinbund reif waren, z. B. Dänemark in Holstein, folgten diesen Beispielen; selbst der erbittertste Gegner Bonaparte'scher und rheinbündischer Politik, Gustav von Schweden, fand es nachher der Staatsraison angemessen (Juni 1806), die alte pommersche Verfassung zu beseitigen und das Land Schweden einzuverleiben*).

Wunderlich war bei diesen neuen Souveränen, wie leicht sie das schmachvolle Verhältniß der Abhängigkeit von Bonaparte vergaßen und die Miene annahmen, in ein neues, selbstständiges Dasein einzutreten. Namentlich in Baiern that man das Mögliche, sich in diese Einbildung hineinzuschwindeln. Wir haben früher gesehen, wie man den Kampf für Napoleons Interesse dem guten Volke als einen Kampf für die „vaterländische" Unabhängigkeit

*) Vgl. die Actenstücke in Voß Zeiten VII. 65. ff. 241. Winkopp rhein. Bund I. 138 f. 388.

darzustellen trachtete; jetzt wurde die Fiction erfunden, der von Napoleon geschenkte Königstitel sei nur die Wiederherstellung des „uralten“ bairischen Königthums, ja es fanden sich feile Narren, welche die uralte Verwandtschaft der bojischen Vorfahren der Baiern mit den Galliern bewiesen. Der neue König von Württemberg war doch in seiner Neujahrsproclamation aufrichtig genug zu sagen, „zufolge eines mit Napoleon am 12. December errichteten Staatsvertrages“ nehme er die Königswürde an; in München gab man sich die traurige Mühe diese neueste deutsche Schmach für die glänzende Restauration alter Macht und Herrlichkeit auszugeben. „Hoch lebe Napoleon, der Wiederhersteller des bairischen Königthums!“ rief die Münchner Staatszeitung am 1. Januar 1806 voll Entzücken und auch die amtliche Verkündigung der neuen Königswürde am nämlichen Tage hatte den Muth zu sagen: „es sei durch die Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Baiern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreicht habe“. Wenige Wochen später wurde eine bairische „Nationalcokarde“ eingeführt; als Zweck der Verordnung ward bezeichnet: „bei der bairischen Nation den Gemeinsinn wieder anzufachen und ihr den eigenthümlichen Nationalcharacter wieder zu geben, durch welchen sie sich immer ausgezeichnet habe.“

Charakteristisch für diesen neuen „Nationalcharakter“ war dann der servile Jubel, womit der fremde Imperator in denselben Tagen zu München begrüßt ward, und die brutale Soldatenherrschaft, die auf diesen französisch-deutschen Präfecturen fast ähnlich lastete wie auf dem Feindeslande. Der ganze Süden war noch mit französischen Truppen überzogen; von Braunau aus, das noch einen Monat nach der Räumung des übrigen österreichischen Gebietes besetzt bleiben sollte, verbreitete sich die große Armee über die angränzenden Gebiete und ihr Generalstab behielt zu München seinen Sitz, wie wenn der Krieg fortdauerte. Um Baiern nicht allein zu belasten, war Davoust nach Mittelfranken, Bernadotte nach Ansbach, Ney nach Oberschwaben geworfen. Alle Verheißungen der nahen Räumung waren trügerisch; die Occupation dauerte fort, denn sie war ein erwünschtes Mittel für Napoleon, Oesterreich zu schrecken, gegen Preußen gerüstet zu sein und die süddeutschen Fürsten in Zucht zu erhalten. Als Entschädigung für die Kosten vieler Monate wurde z. B. Baiern ein Almosen von 500,000 Franken zugeworfen und wie der Württemberger Monarch sich beschwerte, wurde er unsanft daran erinnert, daß er Napoleon Alles verdanke und französische Officiere mehr gälten, als seine von den Franzosen geschenkte Königswürde. Das wehrlose Frankfurt ward mit der frechen Forderung von vier Millionen Franken Contribution heimgesucht (Februar 1806) und vergebens suchte die alte Reichsstadt die Last abzubetteln, indem sie sich an „den großen Beherrscher“ wandte, „dessen Gnade allein jenes schwere Unglück abwenden oder mildern könne.“

Der brutale Augereau, der rechte Mann zur Vollziehung eines solchen Auftrages, drohte mit 10,000 Mann Einquartierung, wenn man nicht augenblicklich die Hälfte der Summe bezahle, und die Gnade des „großen Beherrschers" war nicht gesonnen zu helfen. Das waren nur die Anfänge eines Systems, das selbst die sogenannten Alliirten der Bonaparte'schen Politik in hundert verschiedenen Formen auspreßte und das Leben ihrer Unterthanen bald so wenig schonte, wie ihr Eigenthum. Man hatte wahrhaftig keine Ursache, sich um dieser neuen Glückseligkeit willen mit „Nationalcokarden" zu schmücken; viel eher schien die Mainzer Zeitung im Recht, wenn sie damals höhnend verkündete, „es gebe kein Deutschland mehr, es sei ein Irrthum, an eine deutsche Nation zu glauben, das seien nur Klagen Weniger am Grabe eines Volkes, das sich überlebt habe"*).

Die Umrisse der neuen Staatskunst Napoleons traten indessen immer bestimmter hervor. Schon die Vermählungen seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais mit der Tochter Max Josephs von Baiern (Januar) und seiner Adoptivtochter Stephanie mit dem badischen Kurprinzen (April) waren bemerkenswerthe Anzeichen einer dynastischen Politik, wie sie von dem Sohne der Revolution, zumal nach der Katastrophe des jüngsten Condé, kaum zu erwarten waren. Nun hatte schon am Tage des Presburger Abschlusses der Kaiser angekündigt, daß die Bourbons in Neapel für ihren neuen Abfall gezüchtigt werden würden. Diese unselige Dynastie, deren einziges Verdienst in den Augen der damaligen Politik ihr unbegränzter Haß gegen das revolutionäre und Bonaparte'sche Frankreich war, hatte sich früh mit der Coalition eingelassen, dann im Moment, wo der Krieg ausbrach, einen Neutralitätsvertrag mit Napoleon geschlossen, um wenige Wochen später, in einem Augenblick, wo die Hauptsache schon verloren war, die Maske abzuwerfen, den Coalitionstruppen ihr Land zu öffnen und damit nur eben die Rache des Siegers von Ulm und Austerlitz herauszufordern. Ein Bulletin, das von jenem Tage datirt war, kündigte die Strafe ihres „Verrathes" an; „St. Cyr marschirt nach Neapel — so schrieb Bonaparte in Schönbrunn im Cabinet Marien Theresiens über deren Tochter — um diese verbrechische Frau vom Thron zu stoßen, die so schamlos Alles verletzt hat, was heilig ist unter den Menschen." In diesem Bulletin war auch zuerst das berufene Wort gebraucht: „sie hat aufgehört zu regieren." Zum Nachfolger der Bourbons ward der älteste Bruder des Kaisers, Joseph, berufen; der erste größere Versuch, die Bonaparte'sche Sippschaft auf den erledigten Thronen Europa's zu versorgen. Die Ernennung Murats zum Herzog von Cleve und Berg, die Erhebung der Schwester Pauline zur Fürstin von Guastalla, die Dotirung seines Bruders Ludwig mit der neugeschaffenen Königskrone von Holland folgten binnen

*) S. Winkopp a. a. O. I. 130. Vgl. über das Frühere Matthieu Dumas Precis XV. 379. A. Z. 1806. S. 167. 171.

wenig Monaten nach. So tauchte allmälig das Gebäude eines großen Patrimonialstaates auf, wie ihn das Mittelalter in einzelnen Epochen gesehen; die volksthümlichen Erinnerungen der Revolution verblaßten mehr und mehr neben dem durchaus dynastischen und feudalen Grundzuge dieses neuen Weltreiches. Ob die neuen Familienkönigreiche ihm so viel Macht gaben, wie sie Sorgen und Opfer forderten, und was in dem unvermeidlichen Conflict zwischen den nationalen Interessen der Völker und dem dynastischen der Bonaparte'schen Könige schließlich den Sieg behauptete, das mußte die Zukunft zeigen. Vielleicht war es der erste große Misgriff des neuen Systems: sich solche Schattenkönige zu schaffen, die mehr Hülfe bedurften, als sie leisteten; in der peinlichen Alternative, schlechte Regenten ihrer neuen Länder oder schlechte Bonapartisten zu sein, war diesen Creaturen eine Arbeit aufgebürdet, deren Last von Frankreich wie von den Filialkönigreichen bald gleich drückend gefühlt ward. Es war wenigstens ein bedenklicher Anfang, daß Napoleon seinem neuen König Joseph als politische Moral vorschreiben mußte: „du wirst dich niemals durch die öffentliche Meinung halten können; laß die Lazzaronis ohne Erbarmen niederschießen, nur mit heilsamem Schrecken wirst du der italienischen Bevölkerung imponiren. Lege eine Contribution von dreißig Millionen auf das Land; dein Gang ist zu unentschieden, die Soldaten und Generale müssen in Ueberfluß leben; dreißig Millionen sind nichts für ein Land wie Neapel.... Mit Liebkosungen gewinnt man die Völker nicht.... So habe ich zu Wien hundert Millionen auferlegt und man hat das sehr vernünftig gefunden. Deine Proclamationen lassen den Herrn nicht genug durchfühlen.... Ich sehe mit Vergnügen, daß man ein Dorf der Aufständischen verbrannt hat; solche Exempel thun Noth.... Was für Liebe willst du von einem Volke verlangen, für das du noch nichts gethan, das du mit vierzig- oder fünfzigtausend Fremden erobert hast"....*)? Dies neue politische Programm verkündete eine Ueberspanntheit der Ziele, die nur durch die Gewaltsamkeit der Mittel überboten ward.

Zugleich kehrte die Feudalität in einer anderen Form zurück. Es wurde eine Reihe von Gebieten und Renten in Kronlehen umgewandelt und damit die hervorragendsten Feldherren und Staatsmänner des Kaiserreichs dotirt. Vielleicht war auch das ein bedenkliches Wagniß: sich den glücklichen Soldaten des Kaiserreichs so früh entbehrlich zu machen und ihnen den Wunsch des Genießens so nahe zu legen, in einem Augenblick, wo er ihrer Aufopferung noch so sehr bedurfte. Vielleicht kam der Tag, wo er es zu bereuen hatte, den Glückskindern der Revolution so früh die Prämie ertheilt zu haben.

Indessen das waren Bedenken künftiger Zeiten; vorerst konnte er, was er wollte. Die Franzosen waren betäubt von der Siegesglorie der letzten

*) S. Mémoires et Correspondance du Roi Joseph T. II. 87. 88. 90. 94. 199. 250. 266.

Tage, ihre Eitelkeit und ihr militärischer Stolz hieß ernstere Betrachtungen schweigen. Es war ein phantastischer Schwindel über die Nation gekommen, der, von dem Genuß der gegenwärtigen Glorie gesättigt, Fragen an die Zukunft keinen Raum ließ. Ein Blatt um das andere ward aus dem Kranz revolutionärer Erinnerungen und Errungenschaften herausgepflückt; man besann sich nicht in der Ekstase dieses Augenblicks. Die Zöglinge und Erben der Demokratie von 1793 überboten sich in Schmeichelei und Weihrauch der Verehrung; der „große" Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein „heiliger" Napoleon erfunden, in dessen Cultus zugleich die Wiederherstellung der Religion und die Geburt des Kaisers vereinigt war.

Wer die französische Natur und die Gewaltsamkeit der neuen Politik betrachtete, dem konnte bange sein um das Erwachen aus diesem Rausche; aber es war noch weit bis dahin. Noch wetteiferten die Nationen fast alle in der Bereitwilligkeit, das blendende Joch zu tragen.

So lag es denn auch in der vollen Macht des Siegers von 1805, den Trümmern des Reiches die Gestalt zu geben, die seiner neuen Politik entsprach; sprach sich doch schon während des Krieges und noch bestimmter seit dem Presburger Frieden der allgemeine Instinct dahin aus, daß aus dem jüngsten Kampfe eine neue Form Deutschlands hervorgehen und daß Napoleon der Schöpfer sein werde. Das Bewußtsein, daß diese kümmerlichen Bruchstücke des alten Reiches für jedes staatliche Dasein ungenügend seien, gab sich schon vorher bezeichnend darin kund, daß seit Jahren auf verschiedenen Seiten nach neuen Gestaltungen gesucht ward. So waren im preußischen und norddeutschen Kreise die Gedanken der Neutralitätsverbände und Fürstenbündnisse, wie wir früher sahen, immer wieder hervorgeholt, ja im Grunde niemals aufgegeben worden. So war von Dalberg schon zu Ende des Jahres 1804 der Plan einer Kurfürstenunion angeregt worden, der freilich an dem gemeinsamen Widerwillen Oesterreichs und Preußens scheiterte, weil man weder zu Wien noch zu Berlin gern die mittleren Staaten in eine Conföderation vereinigt sah, die sich als dritte Macht in Deutschland geltend zu machen versucht war*). Aber dieser Gedanke einer dritten Macht war nicht zu beseitigen, seit die Zwietracht und Schwäche Oesterreichs und Preußens dem Bonaparte'schen Einflusse die mittleren und kleineren Reichsstände zugeführt hatte. Der Gedanke ihrer Verbindung mit Frankreich war eine der feststehenden Traditionen der jüngsten Geschichte geworden. Die Verträge von 1796, die französische Clientel in der Zeit der Auflösung von 1802 und 1803 enthielten bereits die Ansätze einer solchen deutsch-französischen Verbindung. Es war darum sehr natürlich, daß man schon im Herbst 1804, als sich der

*) Reichstagscorresp. von 1805. No. 14.

neue Imperator in Mainz von den süd- und westdeutschen Fürsten huldigen ließ, den Abschluß eines förmlichen Bündnisses unter Napoleonischem Protectorat erwartete. Nun kam der Krieg von 1805. Da waren die drei süddeutschen Kurfürsten in der unzweideutigsten Form der Allianz an Napoleons Seite erschienen, hatten ihre Truppen ihm zur Verfügung gestellt, es war ihnen schließlich ein großer Theil der Beute des Krieges und die Königswürde mit der Souveränetät zu Theil geworden, worin zugleich die Auflösung des alten Reiches unzweideutig ausgesprochen war.

Das Bewußtsein, daß dessen Formen nun unhaltbar geworden und inmitten dieser Zerrüttung, Gewaltthätigkeit und Auflösung irgend eine bestimmte Ordnung der Dinge zu wünschen sei, machte sich denn auch in den verschiedensten Kreisen geltend. Es ist in politischen Schriften, in diplomatischen Depeschen, am Reichstag zu gleicher Zeit die Rede von einer „neuen Verfassung", ohne daß irgend Jemand noch zu sagen wußte, welches diese Verfassung sei. Einzelne Flugschriften riethen dazu, da Oesterreichs Ansehen gebrochen sei, müsse sich das übrige Deutschland im Süden und Westen unter der aufblühenden Macht Baierns zu vereinigen suchen*). Andere schlugen die Wahl eines neuen Kaisers „nicht unmittelbar nach einander aus dem nämlichen, auch nicht eben aus dem mächtigsten Hause" vor, hielten aber zugleich für nöthig, daß sich die mindermächtigen Stände in einen Bund vereinigten, der sich eine bessere gemeinsame Rechtspflege und eine allgemeinere Gesetzgebung zur Aufgabe setze**).

Der deutsche Reichstag, in seiner kläglich verfallenen Gestalt, fing an zu fühlen, daß er überflüssig geworden sei. Denn was sollten er und seine Formen noch für einen Sinn haben, nach einem Kriege, in dem die Kurfürsten den Kaiser bekriegt, nach einem Frieden, in welchem der Kaiser seine letzten Positionen im Reiche verloren, die siegreichen Kurfürsten Souveräne und Könige geworden waren? Wie wenig Pietät allerwärts für diese Formen noch vorhanden war, war schon durch die eine Thatsache genügend erwiesen, daß kein deutscher Fürst sich berufen fühlte, gegen die sittliche und rechtliche Seite der jüngsten Revolution Verwahrung einzulegen; nur ein Reichsstand — natürlich der König von Schweden — erinnerte an die Eide, welche die Kurfürsten auf die Reichsverfassung geleistet, und erklärte es in heftigen Worten „unter seiner Würde", länger an einer Versammlung Theil zu nehmen, deren „Entschließungen unter dem Einfluß der Usurpation und Selbstsucht ständen"***).

---

*) S. „Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs, mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß, welchen Baiern gegenwärtig auf jene behauptet" 1806.

**) S. „Winke ans Vaterland" 1806.

***) „Les sentimens et les principes de S. M., hieß es in einer schwedischen Note vom 13. Januar, sont trop connus et déjà trop souvent énoncés à la Diète, pour qu'il soit nécessaire de les répéter, surtout dans une époque,

Wie die Dinge lagen, war das eine Stimme in der Wüste; das Reichsdirectorium verweigerte, wie der Reichstagsbericht sagt, „aus guten Gründen die verlangte Dictatur dieser Note."

Indessen ward der Friede vom 26. December bekannt; bezeichnend genug erhielt der Reichstag die officielle Mittheilung erst, als der wesentliche Inhalt des Vertrags bereits aus allen Zeitungen bekannt war. Man fühlte doch in Regensburg, daß damit die Erhaltung der alten Ordnungen unvereinbar war; schon der Ausdruck „confédération germanique" gab Stoff zum Denken, noch mehr die neue Souveränetät, womit die französischen Verbündeten dotirt waren. Es drängten sich nun die mannigfaltigsten Vermuthungen. Erst hieß es — und das schien ganz in der Natur der Dinge zu liegen — Napoleon wolle das römisch-deutsche Kaiserthum des Mittelalters völlig wiederherstellen und auch für Deutschland die Kaiserwürde annehmen. Andere meinten, diese Würde werde nun wohl ganz verschwinden; doch versicherte einer der Eingeweihten, Dalberg, „die Constitution des deutschen Reiches unter einem Oberhaupte werde wenigstens für jetzt noch bestehen bleiben, allein ihrer inneren Verfassung möchten wohl bedeutende Veränderungen bevorstehen. Der Kurfürstenrath und Fürstenrath würden wohl schärfer getrennt, in dem letzteren nur noch die ältesten Fürstenhäuser und zwar nur mit je einer Stimme übrig bleiben, das städtische Collegium ganz verschwinden"*). Dazwischen gab sich denn schon in einer am Reichstage vertheilten Schrift der Anspruch Kursachsens kund, gleichfalls die Königswürde zu erlangen, während auf der anderen Seite, offenbar durch das Schicksal der Ritterschaft und der Stadt Augsburg ermuthigt, verstohlene Wünsche laut wurden, auch die Hansestädte zu mediatisiren. Der Reichstag fühlte sich in diesem Gewirre zur vollständigsten Ohnmacht verurtheilt; er konnte nur hören und vermuthen, nichts mehr thun. „Der Reichstag, heißt es in einem Bericht vom 17. März, befindet sich gegenwärtig in der größten Unthätigkeit, und diese wird wahrscheinlich so lange andauern, bis der Presburger Friede mit allen seinen Modificationen dem Reiche zur Sanction vorgelegt werden wird — wenn anders diese noch für nöthig erachtet werden sollte."

Es schien in der That nicht, als wenn man zu Paris, Wien oder München dies für „nöthig erachtete", und die Herren zu Regensburg blieben auf ihre stillen Betrachtungen darüber beschränkt: wie sich wohl die neue Sou-

---

où il ne faut pas parler le langage de l'honneur, et encore moins suivre ses loix pour être écouté. S. M. trouve par conséquent, qu'il seroit au dessous d'Elle de prendre part depuis ce jour aux déliberations de la Diète aussi longtems, que ces décisions ne seront influencées que par l'usurpation et l'égoisme". (Aus der Reichstagscoresp.)

*) S. Reichstagscorrespondenz d. d. 27. Jan. 1806. Vgl. ebendas. No. 10. 17.

veränetät zur Reichsgewalt, den höchsten Gerichten u. s. w. stellen werde. Indessen verlautete doch so viel, daß ein neuer Verfassungsplan für Deutschland im Werden sei, der aber natürlich nicht in Regensburg, sondern in Paris verhandelt werde. „Die Formen des neuen deutschen Staatenbundes, schreibt am 24. April ein Correspondent vom Reichstage, sind noch nicht gebildet und können erst in einigen Monaten consolidirt werden". Darüber schienen Alle einig, daß das Reich, wie es war, nicht mehr zu halten sei; nur schieden sich die Stimmen darin, daß die Einen wenigstens die deutsche Sache noch, so gut es ging, wie eine innere Angelegenheit behandelt sehen wollten, die Anderen offen und ungescheut die Einmischung und den Einfluß Frankreichs verfochten. Unter den Schriften, die damals Aufmerksamkeit erregten, ist eine von Interesse, weil sie den späteren Anschauungen, denen der deutsche Bund seine Entstehung verdankt, vielfach nahe kommt. Es wird darin die Umgestaltung des Reiches in einen Bund gefordert, der deutsche Kaiser soll in Zukunft nur als „primus inter pares" gelten, die Reichsversammlung nur von den souveränen conföderirten Staaten beschickt werden und sich der Form eines perpetuirlichen Congresses nähern, die Reichsgerichte, die Kreisverfassung, der Lehensnexus sollten beseitigt, das Militärwesen der mindermächtigen Staaten den größeren incorporirt werden*).

Während man sich so in Projecten erging, befestigte sich das Gerücht, daß in Paris ein neuer Verfassungsentwurf im Werke sei; schon im Mai erwartete man in Regensburg „stündlich" darüber eine französische Mittheilung und erzählte die Aeußerung von Talleyrand: „bis gegen Ende des Monats werde das Schicksal des deutschen Reiches bestimmt entschieden sein"**). Nach einer Seite hin machte die Angelegenheit allerdings Fortschritte, insofern die alten Ordnungen mit jedem Tage mehr durchlöchert wurden. So erhielt (Ende März) der Reichstag die Anzeige, daß der Prinz Murat als Herzog von Cleve und Berg in den deutschen Reichsverband eintrete. Wie es auch in diesen letzten ernsten Tagen niemals an komischen Zügen deutscher Pedanterie gefehlt hat, so entsetzten sich jetzt die gewissenhaften Reichsjuristen alter Schule vor Allem darüber, daß Baiern sich erlaubt habe, ein noch im Reichsproceß liegendes Gebiet, eine „Res litigiosa" wie Berg, ohne Weiteres an Frankreich abzutreten;***) doch gab es auch vernünftige Stimmen, die fühlten, welch neue Schmach für das Reich es war, einen französischen Abenteurer, der sich bis jetzt nur als Cavallerieofficier hervorgethan, übrigens seine

*) S. „Beiträge zum neuen deutschen Staatsrecht". 1stes Heft. Heilbronn 1806.

**) Reichstagscorrespondenz No. 43. d. d. 22. Mai.

***) Die Souveräne machten überhaupt von der Bestimmung des Friedens, daß sie ihre Länder „de la même manière qu'en jouissent l'Empereur et le Roi de Prusse" besäßen, ausgiebigen Gebrauch. Baden trat schon 20. Dec. Kehl an Frankreich ab, Nassau überließ 12. März Castel und Kostheim. S. Schöll hist. des traités VIII. 67. 68.

Erhebung lediglich der Schwägerschaft Napoleons verdankte, als deutschen Reichsfürsten dem Reiche aufgedrungen zu sehen. Der Reichstag selbst war aber durch Alles, was sich seit drei Monaten zugetragen, so völlig umgestaltet, daß man im Falle einer Berathung ernstlich in Verlegenheit gewesen wäre, nach welchen Formen denn etwa verhandelt werden sollte. Da war Hannover von Preußen in Besitz genommen, die beiden Ritterorden so gut wie aufgehoben, die Fürstenthümer Ansbach, Eichstädt, Trient, Brixen vertauscht und verschenkt, ein neuer Herzog von Cleve und Berg creirt, der neuen Souveränetäten nicht einmal zu gedenken. Nun wurde der Reichstag auf einmal (27. Mai) durch die officielle Anzeige des Erzkanzlers überrascht, daß er den — Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor ernannt habe.

Unter allen an Frankreich hingegebenen Reichsständen zeigte der Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg die größte und zudringlichste Ungeduld, Napoleon völlig zum Herrn über Deutschland gemacht zu sehen. Er legte ihm in einem Schreiben vom 19. April die innere Verwirrung und Rechtlosigkeit deutscher Zustände vor Augen, erheuchelte ein lebhaftes Interesse, daß dies „loyale, fleißige, kräftige" Volk eine Regeneration seiner Verfassung erlebe, und bezeichnete Napoleon als den Mann, der gleich Karl dem Großen dieser neue Kaiser des Abendlandes werden müsse. Wie Rudolf nach dem Zwischenreich, so müsse er Deutschland wiederherstellen, vielleicht könne er alljährlich einige Wochen in Mainz mit den befreundeten Reichsfürsten zusammentreten, um die „Keime deutscher Wiedergeburt zu entwickeln".... „Werden Sie, Sire — so schrieb der erste deutsche Kurfürst an den Imperator — der Regenerator der deutschen Verfassung".... „Wenn irgend ein ideologischer Irrthum mich täuscht, so bezeugt mir mein Herz wenigstens die Reinheit meiner Gesinnungen"*).

Es war mit der „Ideologie" des Dalberg nicht so arg, wie er selber und mancher nachsichtige Beurtheiler die Welt hat glauben machen wollen. Wie er in seiner früheren deutschthümelnden Periode immer seine ganz bestimmten persönlichen Interessen verfolgte, so verlor er sie auch jetzt in seiner Bonaparte'schen Verzückung nicht aus den Augen. Seit dem Presburger Frieden, dem Umsturz der Ritterorden und der Ritterschaft, seit den fortgesetzten Reunionen der begünstigten neuen Souveräne fühlte der einzige geistliche Kurfürst seine Stellung wanken; schon griff einer oder der andere von den Souveränen auch nach seinem Eigenthum, und der neue Herzog Joachim von Cleve und Berg verrieth eine bedrohliche Vorliebe für die Einkünfte des Rheinoctroi, auf welche der Erzkanzler angewiesen war. Darüber fühlte sich Dalberg beunruhigt und schrieb schon im April an Napoleon: Murat solle Kurfürst, Fesch sein Coadjutor werden, Murat das Rheinoctroi an sich nehmen, aber ihm selber eine andere Versorgung angewiesen werden. Indem

*) S. die Briefe bei Thiers VI. 368. 369.

er sich dem Schwager und Onkel dienstbar erwies, mußte wohl auch der Imperator selbst sich dankbar zeigen und den, so unheimlich isolirten, letzten geistlichen Kurfürsten unter seinen besonderen Schutz nehmen. Das war es in der Hauptsache, was Dalberg mit der „Regeneration" der deutschen Verfassung vorerst erreichen wollte.

Es scheint nicht einmal, als wenn man in Paris besonderen Eifer gezeigt hätte, den bei Napoleon nicht sehr beliebten Fesch in Deutschland zu versorgen; Dalberg selbst hatte das größte Verdienst bei der Sache*). Drum erregte es auch die größte Ueberraschung in Regensburg, als die Eröffnung vom 27. Mai kam und darin die „durch die Zeitumstände gerechtfertigte Entschließung" bekannt gemacht ward, den Cardinal Fesch, „dessen Geschlechtsverfahren sich schon zeitig im 15ten und 16ten Jahrhundert in öffentlichen Diensten deutscher Lande ausgezeichnet haben", zum Mitregenten oder Nachfolger zu ernennen. Es ward denn doch auf allen Seiten peinlich empfunden, daß abermals ein Fremder gegen alle bestehenden Gesetze der Wahlordnungen ins Reich eingeschwärzt ward; der deutsche Kaiser ließ sich noch einmal — zum letzten Male — zürnend und misbilligend vernehmen, selbst Baiern war misvergnügt, da dort, wie man allgemein glaubte, der zweite Sohn des Königs Max Joseph als Nachfolger des Erzkanzlers gewünscht ward. Da hatte nun Dalberg die selbst in dieser Zeit bemerkenswerthe Dreistigkeit, sich aus der schamlosen Handlung noch ein Verdienst zu machen. Es sei Alles, so lautete der kurze Sinn einer langen Rechtfertigung, nur darum geschehen, um die bedrohte deutsche Reichsverfassung zu schützen und unter Napoleons mächtigen Schutz zu stellen**). Er schien noch Dank dafür zu erwarten! Doch war diesmal die einmüthige Meinung in Regens-

*) Nach Dalbergs eigner Darstellung war auf seinen Antrag am 22. Mai der Bescheid erfolgt; derselbe „brachte sowol die vollkommene Beistimmung des französischen Kaisers zu dieser Ernennung, mit dem dringenden Rath, solche auf das schleunigste zu bewerkstelligen, als auch eine förmliche mit dem großen Siegel von Frankreich vollzogene Urkunde der vollkommensten Garantie aller und jeder Parcellen des Churstaates und der dazu gehörigen Revenuen, so wie auch des Rheinschiffahrtsoctroi". Reichstagscorresp. No. 46. — Auch Fesch selbst erfuhr erst durch Napoleon von der Sache. S. Du Casse Hist. des negoc. diplom. I. 127, wo Napoleon am 16. Mai seinem Oheim schreibt: J'ai signé un traité avec l'electeur archichancelier par lequel vous êtes nommé son coadjuteur. C'est encore un secret, mais il est probable qu'avant un mois ce sera une affaire finie.

**) „Der Churfürst schmeichelt sich, hieß es in der vertraulichen Eröffnung a. a. O., daß seine Mitstände unter den vorliegenden so traurigen Umständen des deutschen Vaterlandes diesen Schritt nicht ungünstig ausdeuten werden, da er nach seiner Ueberzeugung das einzige Mittel war, einen so wichtigen Theil der deutschen Verfassung und der damit so innigst verbundenen churerzkanzlerischen Würde wenigstens vor's Erste noch zu retten."

burg, die wenigstens vertraulich sich unverhohlen aussprach*): die Ernennung sei nach Kirchen- und Reichsrecht nicht zu rechtfertigen, vielmehr eine Beleidigung des Kaisers und aller Reichsstände, insbesondere der Kurfürsten. Es reime sich schlecht zu den patriotischen Reden, daß der Kurfürst einen Fremden, der nicht einmal die deutsche Sprache kenne, zum Coadjutor ernannt habe. Ein Ausländer solle also Decan des Kurfürstenrathes, Leiter der Kaiserwahlen, der Reichstage, Erzkanzler sein, die Archive, die Matrikeln, die Siegel des Reiches in Händen haben und die Reichsgesetze bewahren, deren Sprache er nicht verstehe?

Indessen man am officiellen Mittelpunkte des Reiches sein Schicksal aus Napoleons Händen erwartete, waren die Sachen in Paris wirklich zum Abschluß gekommen. Die Vermuthungen und Gerüchte, womit man sich in Regensburg trug, waren in der Hauptsache gegründet; nur irrte man in der Voraussetzung, Napoleon beabsichtige eine Verfassung für das gesammte deutsche Reich. Nicht die Organisation, sondern, wie nachher Jemand am Reichstage die Rheinbundsacte treffend genannt hat, die Desorganisation Deutschlands mußte sein Zweck sein; eine Vereinigung, gleichviel in welcher Form, konnte seine politischen Berechnungen nur durchkreuzen, eine Theilung Deutschlands in Gruppen allein sie fördern. Dazu gab ihm der Presburger Friede sogar eine gewisse Berechtigung. In dem berufenen 14. Artikel, wo die neue Souveränetät festgestellt war, versprach der Kaiser „weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand irgend einen Act zu hindern, welcher in Folge davon vollzogen wäre oder vollzogen würde". Es war über diesen Satz, aus welchem man das Verfahren gegen die Ritterschaft und die Gründung des Rheinbundes rechtfertigen konnte, ohne Zweifel in Presburg genauer verhandelt worden und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die österreichische Politik schon damals in der Lage war, etwas dem Rheinbunde Aehnliches daraus zu folgern**). Nach den Veränderungen in Italien nahm der französische Kaiser die Sache eifriger auf. Wie wir aus einer Notiz an Talleyrand sehen***), war es damals (21. April) sein Gedanke, außer Baiern, Württemberg, Baden noch einen vierten nordwestdeutschen Staat zu machen, dessen Kern zunächst Cleve und Berg gewesen wäre, der sich dann später vielleicht durch Hannover und die Hansestädte vergrößert hätte. Mit diesen vier französischen Staaten, mit Oesterreich, Preußen, Sachsen und Kurhessen

*) Reichstagscoresp. No. 51.

**) In der Reichstagscorrespondenz d. d. 26. Juni heißt es: „Der französische Botschafter zu Wien behauptet, bei den Unterhandlungen zu Presburg sei versprochen worden, daß der deutsche Kaiser den Veränderungen, welche der Kaiser Napoleon im deutschen Reiche einzuführen gut finden werde, sich nicht widersetzen wolle." Dazu stimmt auch der kühle Ton, in welchem nachher die Abdication des Kaisers erfolgte.

***) Correspondance inédite VII. 361 f.

hätte sich dann das deutsche Reich in acht Staatengruppen aufgelöst, unter welche alle kleineren Gebiete mediatisirt worden wären. Die Hauptfrage, die Talleyrand damals beantworten sollte, war: ob diese Mediatisirung den vier Bonaparte'schen Verbündeten oder den vier andern vortheilhafter sein werde?

Diese erste bestimmte Anregung blieb nicht geheim; in Regensburg z. B. wußte man wenigstens, wahrscheinlich durch Dalberg und Albini, daß etwas im Werke sei. Es wiederholte sich nun das ekle Schauspiel von 1802 und 1803, das im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1805 einem Manne wie Gentz das Wort abgezwungen hat: „Ich weiß wohl, daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen; dafür haben unsere Regenten gesorgt"*). Man drängte sich, seit das Wort „Mediatisirung" verlautete, wie damals bei den Säcularisationen, eifrig nach Paris, bettelte, bestach, intriguirte mit allen Kräften. Deutsche Länder und Stämme wurden wieder im Aufstreich gekauft; wer zahlte, war seiner Existenz zunächst sicher und die hohen Würdenträger des Kaiserreichs sackten Millionen ein. Die Trinkgelder und diplomatischen Geschenke wurden, nach dem Ausdruck eines Franzosen**), wie Börsengeschäfte verhandelt; der Eine ließ sich von einem bedrängten deutschen Dynasten 200,000 Flaschen Champagner um enormen Preis abkaufen, der Andere ließ sich einfach eine halbe Million Franken und mehr bezahlen. Der Herzog von Mecklenburg z. B. ließ sich zu 120,000 Friedrichsd'or versichern, wußte es aber durch russischen Einfluß später dahin zu bringen, daß ihm zwei Drittel davon erlassen wurden. Auch Hamburg zahlte für seine zweifelhafte Unabhängigkeit einige Millionen Mark. Unter denen, die den Gedanken eines engeren Bündnisses mit Frankreich, schon um ihrer Sicherheit willen, emsig betrieben, waren natürlich vor Allem Baiern, Württemberg und Baden zu nennen; sie sollen auch damals einen Entwurf ausgearbeitet und dem Kaiser überreicht haben***). Mit ihnen allein wurde auch eine Art von Unterhandlung gepflogen; nicht als wenn Napoleon ihnen gemeinsam einen Entwurf vorgelegt hätte, er ließ vielmehr nur über einzelne Fragen mit ihren Gesandten discutiren, auch sie sahen die ganze Acte erst, als sie ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt ward. Die Andern hörte man nicht einmal, sie mußten sich glücklich schätzen, wenn man ihnen den Beitritt offen ließ. Außer Talleyrand war besonders ein Beamter im Ministerium, Labesnardière, dabei thätig; er consultirte wieder den achtzigjährigen Pfeffel, der ein Menschenalter früher in Zweibrücken und Versailles in deutschen Dingen gebraucht worden war. Aus diesem Kreise erhielt der Freiherr von Gagern den ersten geschriebenen Entwurf, in dem sich jene frü-

*) Gentz Schriften IV. 158.

**) Montgaillard histoire de France. X. 115.

***) Reichstagscoresp. No. 53.

heren Gedanken Napoleons schon bestimmter gestaltet haben und wenigstens die Grundzüge der Rheinbundsacte zu erkennen sind. Doch ist der Bund hier noch weit genug gefaßt; Hessen-Cassel, die Napoleoniden in Holland und Italien sollen dazu gehören. Aber die Hauptmomente der Rheinbundsacte — Auflösung des deutschen Reiches, eine Conföderation mit einer Art von Lehenspflicht gegen Frankreich, Mediatisirung, der Bundestag in Frankfurt, seine Abtheilung in zwei Collegien, die Stellung des Erzkanzlers — sind darin schon wahrzunehmen*). Das Protectorat Napoleons über den Bund ist natürlich in der Hauptsache darin enthalten, insofern alle „Beschlüsse der Conföderation Frankreich der Bestätigung vorgelegt" werden sollten; der Name selbst mag wohl im Kreise der Kleinsten erfunden sein, die sich besser sicher zu stellen glaubten, wenn sie dem Imperator den ausdrücklichen Titel des Protectors anboten.

Außer den drei Souveränen von Presburg machte sich, wie immer, Dalberg besonders viel zu schaffen. Er übernahm die Vermittelung für die Kleineren, die mit der Mediatisirung bedroht waren, machte einen Entwurf und ließ ihn durch einen Franzosen, der in seinen Diensten stand, einen Herrn von Varicourt, nach Paris bringen. Der Abgesandte mußte gute Dienste geleistet haben, denn er kam reich beschenkt zurück und ward zugleich von der Emigrantenliste gestrichen, was ihm den Anspruch auf eine große Erbschaft sicherte. Dalberg war eben im Begriff, in Regensburg reinen Tisch zu machen, indem er (7. Juli) die Reichsversammlung auf drei Monate Ferien bebeschließen ließ, als Varicourt von Paris kam und den nahen Abschluß des Bundes berichtete. Was davon in Regensburg bekannt ward, verbreitete zuerst helleres Licht über das Wesen des Planes. Daß das Reich aufgelöst, die Reichsgerichte beseitigt, der Reichstag selbst gar nicht mehr gefragt werden würde und die französischen Truppen wohl darum so lange in Deutschland blieben, um die neue Theilung wirksam zu unterstützen, daß dem Erzkanzler Frankfurt, Baiern Nürnberg zufalle, daß ferner der Bund zunächst nur den Süden Deutschlands umfasse und daß es jedem nicht mediatisirten Fürsten freistehe, beizutreten oder die entgegengesetzte Parthie zu ergreifen, — Letzteres „jedoch auf eigene Gefahr" — das waren ungefähr die Neuigkeiten, die aus den Andeutungen von Dalbergs Vertrauten herauszuhören waren**). Er selbst und sein Albini spielten die Misvergnügten und Ueberraschten; das Gehässige der Umwälzung sollte Andern aufgebürdet werden. Auch bereitete er

*) Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 141—144. Daß die Sache vor Anfang Juli in den Grundzügen fertig war, beweist Lord Yarmouths Depesche an Adair vom 2. Juli, die wenigstens die Hauptzüge enthält. S. Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir R. Adair. Lond. 1844. S. 321.

**) Reichstagscorresp. No. 58. Vgl. 60.

den Rest der anwesenden Diplomatie darauf vor, daß die ganze Sache wohl ohne den deutschen Reichstag werde zu Ende gebracht werden.

Um dieselbe Zeit, wo der Reichserzkanzler auf die Katastrophe vorbereitete, fand am 17. Juli die Unterzeichnung zu Paris statt*). Schon etwa zehn Tage vorher war den einzelnen Gesandten Baierns, Württembergs, Badens und des Erzkanzlers das Document mitgetheilt worden; auch Gagern wurde, als er sich bei Talleyrand an den Spieltisch setzen wollte, bei Seite ins Cabinet genommen und ihm die Acte von dem Minister vorgelesen. Eine gemeinsame Unterzeichnung fand so wenig statt, als eine eigentliche Unterhandlung; jedem Einzelnen wurde die Acte vorgelegt zum Unterzeichnen und es bedachte sich natürlich Keiner, wo die Wahl nur zwischen Rheinbund oder Mediatisirung gegeben war. Die Dalbergischen Quellen in Regensburg versicherten: am 17. habe die Unterzeichnung stattgefunden und es sei jedem der betheiligten Fürsten ein Exemplar zugefertigt, doch nur 24 Stunden Bedenkzeit gegönnt worden. Denn schon am 25. Juli mußten die Ratificationen bei Berthier zu München gegeneinander ausgewechselt und am 1. August die nöthigen Erklärungen der Bundesgenossen an den Reichstag erlassen werden**).

Vier Kurfürsten und zwölf Fürsten, die mit Ausnahme des Herzogs von Berg alle Glieder des Reiches und dessen Satzungen eidlich verpflichtet waren, sagten sich durch die Acte vom Reiche los und schlossen mit Napoleon einen Bundesvertrag, „um dadurch den inneren und äußeren Frieden Süddeutschlands zu sichern, für welchen, wie die Erfahrung schon lange und auch neuerlich wieder gezeigt, die deutsche Reichsverfassung keinerlei Bürgschaft mehr biete.“ Baiern, Württemberg, der Reichserzkanzler, Baden, Cleve und Berg, Hessen-Darmstadt, die nassauischen Linien von Usingen und Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, die von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Isenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Liechtenstein, der Graf von der Leyen (die vier Letzteren durch Protection und einflußreiche Familienverbindung zum Theil ohne ihr Vorwissen aufgenommen) bildeten die Glieder des Bundes. Der Kurfürst von Hessen, der, wie französische Quellen versichern, eifrig um den Eintritt in den Bund, aber auch um die Besitzungen seiner darmstädtischen Vettern buhlte, ward nicht aufgenommen, vielleicht, weil Napoleon die Möglichkeit erwog,

*) Mit der Angabe Gagerns I. 149, daß der vom 12. Juli datirte Vertrag am 17. unterzeichnet und vollzogen ist, stimmen auch alle Berichte in der Reichstagscorresp. überein. Nach Lucchesini I. 389 f. wäre die Unterzeichnung verzögert worden, weil sich inzwischen die Aussicht eines Abschlusses mit England und Rußland nicht ungünstig gestaltet und in diesem Falle allerdings der neue Bund nur störend einwirken konnte.

**) Reichstagscorresp. No. 63. Vgl. 62. 74. Die Bundesacte selbst s. bei Winkopp Rhein. Bund. I. 1 ff.

daß Hannover wieder an die Welfen zurückgegeben ward und man dann eines Entschädigungsobjectes für Preußen bedurfte, das allerdings am natürlichsten in Kurhessen gesucht ward, vielleicht auch weil der Kurfürst jetzt wie später im Herbst über die Berechnung, wo am meisten Vortheil zu holen sei, es zu keinem Entschluß bringen konnte.

Die genannten Fürsten trennten sich, wie es im 1. und 2. Artikel der Bundesacte hieß, für immer vom Gebiete des deutschen Reiches und vereinigten sich als „Rheinische Bundesstaaten" zu einem besonderen Bunde; mit Ausnahme der Ansprüche, welche den Staatsgläubigern und Pensionären zustehen, und der Bestimmung über das Rheinoctroi, sind alle Reichsgesetze, welche bisher diese Verbündeten, ihre Unterthanen und ihre Staaten im Ganzen oder theilweise betreffen konnten, in Zukunft null und nichtig. Der Reichserzkanzler erhält den Titel Fürst Primas, Baden, Cleve-Berg, Darmstadt die großherzogliche Würde mit königlichen Rechten und Vorzügen; das Haupt des Hauses Nassau wird zum Herzog, der Graf von der Leyen (zwar nur Besitzer eines Landes von dritthalb Quadratmeilen, aber Neffe des Fürsten Primas) zum Fürsten erhoben. Alle diese Bundesglieder sollten von jeder fremden Macht unabhängig sein (Frankreich galt natürlich nicht als fremde Macht, wohl aber Oesterreich und Preußen), nirgends sonst Dienste irgend einer Art nehmen können, außer in dem Bunde, und wenn sie schon mit andern Mächten Verbindlichkeiten eingegangen hätten, dieselben entweder lösen, oder ihre zum Rheinbund gehörigen Fürstenthümer auf eines ihrer Kinder übergehen lassen. Zur gemeinsamen Vertretung der Bundesglieder sollte eine Versammlung in Frankfurt bestimmt sein und in zwei Collegien, einem königlichen unter dem Vorsitze des Fürsten Primas und einem fürstlichen unter dem Vorsitze Nassau, die gemeinsamen Angelegenheiten berathen; es ist aber mit diesem Bundestage so wenig Ernst gemacht worden, wie mit dem Grundgesetz, das nach Artikel 11 der Bundesacte binnen Monatsfrist zur Verhandlung kommen sollte. Ueber die Zeit, wann der Bundestag versammelt sein sollte, über die Art seiner Berufung und Verhandlung ward überhaupt nie eine Bestimmung getroffen. Protector des Bundes war der Kaiser der Franzosen; er hatte die Aufnahme neuer Glieder zu bestimmen, die Truppenrüstungen anzuordnen und nach dem Ableben des Fürsten Primas den Nachfolger zu ernennen.

An diese Bestimmungen reihten sich, in den Artikeln 13 bis 28, eine Reihe von territorialen Veränderungen, deren Grundgedanke die bessere Abrundung der neuen Rheinbundstaaten war; außer Tausch und gegenseitiger Abtretung war hier namentlich die gefürchtete Mediatisirung in umfassender Weise durchgeführt. Ohne Rechtstitel, lediglich durch einen Act revolutionärer Gewalt wurden hier von einem fremden Eroberer und einer Anzahl ihnen gleichgestellter Mitstände im Reiche eine Reihe fürstlicher Familien eingeschmolzen, die nicht so glücklich gewesen waren, brauchbare Werkzeuge für die

Bonaparte'sche Politik zu sein, oder durch Geld, Protection, Familienverbindung ihre bedrohte Existenz zu retten.

Baiern trat die Herrschaft Wiesensteig, die, etwa 1¾ Quadratmeilen groß, ganz von württembergischem Gebiete umschlossen war, an Württemberg ab und entsagte den Rechten, welche die Landvogtei Burgau auf die reiche Benedictinerabtei Wiblingen erheben konnte. Dagegen vereinigte Baiern mit allen Souveränetätsrechten die Reichsstadt Nürnberg und die Deutschordenscommenden Rohr und Waldstetten mit seinem Gebiete und erlangte zugleich die Souveränetät über eine Reihe bisher reichsunmittelbarer Besitzungen*).

Württemberg tauschte an Baden die jüngst erst erworbene Grafschaft Bonndorf, die Städte Brennlingen, Villingen und Tuttlingen mit einem Theile des Amtes gleichen Namens am rechten Donauufer und erhielt dafür von Baden die Stadt Biberach sammt dem Gebiet. Außerdem kamen die Stadt Waldsee, die Grafschaft Schelklingen, die Deutschordenscommenden Kapfenburg und Altshausen und die Abtei Wiblingen an die Krone Württemberg, der in derselben Weise wie Baiern die Souveränetät über eine Reihe bisher reichsunmittelbarer Gebiete zufiel**).

Baden erwarb außer dem eben erwähnten Tausch von Württemberg das Fürstenthum Heitersheim nebst allen andern Besitzungen des Johanniterordens, welche vom badischen Gebiete eingeschlossen waren, ebenso die Deutschordenscommenden Benggen und Freiburg und erlangte die Souveränetät über sehr ansehnliche reichsunmittelbare Gebiete***). — Der Großherzog von Berg erhielt die ehemals kurkölnischen Aemter Königswinter, Villich und die Stadt Deutz, welche Nassau-Usingen nach dreijährigem Besitze wieder abtreten mußte; er mediatisirte die Herrschaften Limburg-Stirum, Bruch, Hardenberg, Gim-

*) Dahin gehörten in Franken das Fürstenthum Schwarzenberg, die Grafschaft Castell, die Herrschaft Limburg-Speckfeld, die Herrschaft Wiesentheid und die hohenloheschen Oberämter Schillingsfürst und Kirchberg; in der Oberpfalz die Grafschaft Sternstein; in Schwaben das Fürstenthum Oettingen, ein Theil der Taxis'schen und der Fugger'schen Besitzungen, die Grafschaft Edelstetten, die Burggrafschaft Winterrieden, die Reichsherrschaften Buxheim und Thannhausen.

**) Die Güter des Hauses Truchseß-Waldburg, die Grafschaften Baindt, Guttenzell, Egloff, Hegebach, Isny, Königsegg, Ochsenhausen, Roth, Schussenried und Weißenau, die Herrschaften Miedingen und Sulmingen, Neu-Ravensburg, Tannheim, Warthausen, Weingarten, einige Taxis'sche Aemter, die Herrschaften Gundelfingen und Neufra, die Grafschaft Limburg-Gaildorf, ein Theil der hohenlohe'schen Besitzungen und des Amtes Krautheim hatten dies Schicksal.

***) Es war der größere Theil des Fürstenthums Fürstenberg, die Herrschaft Hagnau, die gefürstete Grafschaft Thengen, die Landgrafschaft Klettgau, die gräflich leiningischen Aemter Neudenau und Billigheim, das Fürstenthum Leiningen, die löwensteinischen Besitzungen auf dem linken Mainufer und die salm-krautheim'schen Aemter nördlich von der Jaxt.

born, Wildenberg, Homburg, Bentheim, Steinfurt, Horstmar, Looz, Siegen, Dillenburg, Hadamar, Westerburg, Schadeck, Beilstein und Runkel. — Hessen-Darmstadt vereinigte die Burggrafschaft Friedberg mit seinem Gebiete und erhielt die Souveränetät über die von seinem Territorium umschlossenen reichsunmittelbaren Herrschaften*). — Der Fürst Primas erhielt Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main, nebst der souveränen Hoheit über die löwensteinischen Besitzungen auf dem rechten Mainufer und die Grafschaft Rineck. — Sigmaringen erwarb die Herrschaften Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habstall, und die Souveränetät sowol über alle ritterschaftlichen Besitzungen in seinem Gebiete als über einige fürstenbergische und taxis'sche Herrschaften. Auch Nassau war im Mediatisiren reichlich bedacht**); selbst Salm, Isenburg und Aremberg gingen nicht ganz leer aus.

So that die Revolution von 1803 einen gewaltigen Schritt vorwärts und verflocht in ihre Umwälzung Manche von denen, welche bei der damaligen Beraubung die Eifrigsten gewesen waren. Aus dem Fürstenrathe, wie er thatsächlich bis jetzt noch bestanden, wurden von den Reichsständen, die eigene Virilstimmen besaßen, der Hoch- und Deutschmeister, der Johannitermeister, Oranien-Fulda, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Auersberg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis in das Schicksal der Mediatisirung verflochten; dazu kamen denn zahlreiche Fürstenfamilien mit Collectivstimmen, vor Allen die vier Grafencurien des Reichstages***). Außer ihnen, den beiden Ritterorden, den Reichsstädten Nürnberg und Frankfurt ward natürlich auch die reichsunmittelbare Ritterschaft, an der seit 1803 gezerrt und gerissen worden war, jetzt unwiderruflich in das gleiche Schicksal verflochten. Man schlug die Summe der auf diese Weise eingeschmolzenen Gebiete auf mehr als 550

*) Breuberg, Heubach, Habizheim, die Grafschaft Erbach, die Herrschaft Ilbenstadt, einen Theil der Grafschaft Königstein, dann die riedesel'schen und zum größten Theil die solms'schen Güter, die Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und W.-Berleburg und Hessen-Homburg.

**) Nassau erhielt die Hoheit über die wiedrunkel'schen Aemter Dierdorf, Altenwied, Neuenburg, einen Theil der Grafschaft Niederisenburg, die Grafschaften Wied-Neuwied, Diez, die Herrschaften Holzapfel und Schaumburg, einen Theil von Münzfelden, die Aemter Wehrheim und Burbach, den am linken Ufer gelegenen Theil der Herrschaft Runkel, den ritterschaftlichen Ort Krautberg und die solms'schen Aemter Hohensolms, Braunfels und Greifenstein. Salm-Kyrburg erhielt die Souveränetät über die Herrschaft Gehmen; Isenburg-Birstein über die Grafschaften J.-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, der Herzog von Aremberg über die Grafschaft Dülmen.

***) Außer den genannten besonders die Häuser Hohenlohe, Wallerstein, Löwenstein, Sinzendorf, Truchseß-Waldburg, Solms, Leiningen, Sayn-Wittgenstein, Wied, Windischgrätz, Metternich, Hatzfeld, Stolberg, Castell, Rechtern, Schönborn, Ostein, Stadion, Aspremont, Törring, Bassenheim, Quadt, Königsegg, Sternberg, Plettenberg, Limburg, Walmoden, Bentheim, Salm, Erbach, Wittgenstein u. a.

Quadratmeilen mit 1,200,000 Seelen an. Die drei Jahre zuvor begonnene Abrundung und Uniformirung des vielgestaltigen deutschen Reichsgebietes ward also im großen Stile fortgesetzt, so gewaltsam wie damals, mit den gleichen Organisations- und Verwaltungsnormen nach Bonaparte'schem Zuschnitt, auch mit denselben stillen Nachwirkungen, wie sie eine jede Revolution begleiten, die nur abgelebte Formen auflöst, ohne eine lebenskräftige Gestaltung hervorzurufen.

Die Souveränetätsrechte der Rheinbundsfürsten bestanden in der Gesetzgebung, der obersten Gerichtsbarkeit, der oberen Polizei, der Conscription und der Besteuerung; die regierenden Fürsten und Grafen, welche die Landeshoheit verloren, behielten dagegen ihre Domainen als Patrimonial- und Privatgut, so wie auch alle gutsherrlichen und Lehensrechte, welche nicht wesentlich mit der Souveränetät verknüpft sind, also die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die Forstjustiz und Polizei, Jagd, Fischerei, Berg- und Hüttenwesen, Zehenten und Lehengefälle, Patronat und ähnliche Einkünfte; doch sollten sie keines ihrer Rechte an einen dem Bunde fremden Fürsten übergehen lassen, überhaupt nie etwas veräußern, ohne es zuvor dem souveränen Landesherrn angeboten zu haben.

Der gesammte Bund war in seinem völkerrechtlichen Verhältnisse an die französische Politik geknüpft; es war eine große Napoleonische Präfectur. Jeder Krieg auf dem Festlande war beiden gemeinsam; Augsburg und Lindau sollten als Angriffspunkte gegen Oesterreich befestigt werden und jeder Bundesfürst ein Contingent stellen*); die Bewaffnung dieser Truppen sollte dann in Wirksamkeit treten, wenn Napoleon es befahl.

Dies war der Hauptinhalt der „Schimpf- und Spottconstitution", wie sie Gentz nannte, „gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten." Die Politik des westfälischen Friedens hatte ihre letzte Aufgabe erfüllt. Die Auflösung Deutschlands in gesonderte Gruppen und die Einschmelzung aller besonderen Rechte unter die dynastische Souveränetät war erreicht, die Fürsten hatten von jener berüchtigten Befugniß des Friedens von 1648, selbständig Verträge eingehen zu dürfen, schließlich den Gebrauch gemacht: einen Pact zu schließen, der das Reich selber auflöste.

Ob die französische Politik ganz weise gehandelt hatte, die Dinge bis zu diesem Punkte zu treiben, darüber ließ sich streiten. Bonaparte selber hatte einmal in seinen früheren Tagen das Wort gebraucht: wenn das deutsche Reich nicht existirte, müßte man es erfinden; nun hatte er selber die Form zerstört, die seit 1648 in zwei Perioden dazu beigetragen hatte, Frankreich das

*) Frankreich 200,000 M., Baiern 30,000, Württemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 4000, Nassau und die kleineren 4000 Mann. S. Art. 35—38

Uebergewicht in Europa zu erringen. Nun hatte er selber die bunte dynastische Vielfältigkeit gemindert, mehr Uniformität geschaffen, ein gefährliches Ferment in diesen trägen alten Stoff geworfen, sich unter den entsetzten Fürsten, Grafen und Freiherrn eine Opposition geweckt, die denn doch vielleicht im Bunde mit dem volksthümlichen Widerwillen gegen das Fremde, mit der Zeit gefährlich werden konnte. Es war doch möglich, daß diese Nation noch zu viel Lebenskraft besaß, um sich diese äußerste Zumuthung gefallen, sich in drei Stücke theilen und den Süden und Westen unter eine fremde Dictatur stellen zu lassen; dann konnte die rheinische Bundesacte zwar den Todestag des alten tausendjährigen Reiches, aber auch den Anfang eines neuen Lebens bezeichnen, dessen jugendliche Kraft sich zuerst am Bonapartismus erprobte.

Vorerst freilich und so lange noch die Napoleonische Macht in ihrer ungeschwächten Blüthe stand, war darauf kaum zu hoffen; das neue Kaiserthum des Abendlandes hatte einen neuen Zuwachs an äußerer Macht erhalten. Ein Gebiet von beinahe 2400 Quadratmeilen und acht Millionen Bewohnern, in einem glücklichen Himmelsstriche gelegen und von einer tüchtigen Bevölkerung bewohnt, groß genug, um Frankreich ansehnlich zu verstärken, und doch nicht so groß, um eine selbständige Politik zu verfolgen, war zu Dienst und Hülfe an Frankreich geknüpft. Der Bund bestand aus Fürsten, die ihre Lage wie ihr Interesse mit Napoleon verband, deren äußere Abhängigkeit von ihm durch die schrankenlose Gewalt im Innern belohnt ward, die sich zum größten Theil wohl fühlten in dieser Präfectenmacht und die allzu rasch vergaßen, daß der soldatische Absolutismus auf keinem Boden geschichtlich weniger heimisch war als in Deutschland. Es war wohl denkbar, daß diese nivellirende und revolutionäre Gewalt, welche vielfach Raum und Licht schaffen mußte, sie mochte wollen oder nicht, mit der Zeit doch mittelbar dem Volke zu Gute kam, seine Spannkraft hob, seine Thätigkeit steigerte und hundert Bedürfnisse zum Leben weckte, die in der verzerrten Kleinstaaterei alter Zeit nicht wach werden konnten. Vorerst hatte es aber damit noch keine Gefahr. Dem dynastischen Bonapartismus stand eine Beamtenmacht zur Seite, die ohne Tradition und Pietät für das Geschichtliche, nach der Napoleonischen Schablone erschaffen, nur in ihm und seinen Staatsmaximen ihr Vorbild sah; eine neu creirte Heeresmacht, die meistentheils jetzt zuerst militärisch discipliniirt und geübt unter dem fremden Herrn eine Kraft kennen und brauchen lernte, für die in der alten Reichsarmee und ihren kläglichen Contingenten keine Stelle war. Die neuen Souveräne, ihre Armeen wie ihr Beamtenthum waren darum zunächst auch innerlich nur an Bonaparte geknüpft, der ihr Schöpfer und Muster war.

Am 1. August, wie Napoleon bestimmt hatte, konnte die officielle Mittheilung des ratificirten Vertrages und die Erklärung, daß man das Reich als aufgelöst ansehe, in Regensburg vollzogen werden. Eine französische

Note erinnerte an die Schwäche und Haltlosigkeit der alten Verfassung und mischte Wahres und Falsches nicht ohne Geschick durch einander, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß die Abschließung eines neuen Bundes unter dem Schutze eines Mächtigen nothwendig geworden sei. Auch die Gesandten der Rheinbundsglieder gaben eine dreiste Erklärung ab, welche die Verfallenheit des Reiches, den Baseler Frieden und die Erfahrungen der jüngsten Jahre als Motive anführte, um die Schließung eines „neuen, den Zeitumständen angemessenen Bundes“ zu rechtfertigen. „Sie hätten zwar, hieß es in diesem denkwürdigen Actenstück, den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben es im Gegentheil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses und der Beweggründe, durch welche sie geleitet worden sind, abzugeben. Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend.“

Zehn Tage später übergab der kaiserliche Gesandte eine Acte vom 6. August, worin der letzte deutsche Kaiser erklärte, daß er das Band, das ihn bisher mit dem deutschen Reiche verbunden, als gelöst ansehe, die Kaiserkrone niederlege und alle Stände des Reiches sowie dessen Angehörige von den Pflichten entbinde, womit sie an das Reichsoberhaupt gebunden gewesen. „Schon die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Presburger Friedens gleich nach dessen Bekanntwerdung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im Reiche stattfanden, hätten den Kaiser überzeugt, daß es ihm unmöglich sein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen; der Vertrag vom 12. Juli habe denn auch die Erwartung vernichtet, daß sich nach Beseitigung der politischen Verwickelungen ein veränderter Zustand ergeben werde.“

Mit dieser Eröffnung ward das Reich Karls des Großen zu Grabe getragen. Kühl und gleichgültig, wie die kaiserliche Erklärung, waren auch die letzten Förmlichkeiten des tausendjährigen Reiches. Der Reichstag war nur zum Theil versammelt; es waren fast nur die Gesandten der Rheinbundsglieder anwesend. Die dem Reiche den letzten Gnadenstoß gegeben, waren auch so ziemlich die Einzigen, die seiner Bestattung beiwohnten. Wohl ward in Manchen, die nicht von dem Bonaparte'schen Blendwerk gefesselt waren, das Bewußtsein wach, daß hier ein langes geschichtliches Dasein zu Ende gehe, von dem es noch zweifelhaft war, ob ihm ein neues folgen werde. Aber das Reich in seiner letzten Lebensperiode war doch zu machtlos und erstarrt gewesen, als daß ein besonders tiefes Gefühl des Umschwunges

die Gemüther hätte überkommen können; auch ward das Ereigniß bald durch andere von gewaltigerem Eindrucke zurückgedrängt.

Die erste Erweiterung erhielt der Rheinbund durch den Kurfürsten Ferdinand von Würzburg*), der am 25. September, wie Napoleon gegen Preußen marschirte, als „Großherzog" dem Bunde beitrat; ihm folgten bald die sächsischen Fürsten. Die ersten inneren Organisationen von Wichtigkeit betrafen die Mediatisirten**). Die weitere innere Entwickelung gehört einem anderen geschichtlichen Abschnitt an. Bezeichnend war es, daß das wildeste Treiben des neuen Absolutismus nicht von den fremden, sondern von den angestammten Herren geübt ward; das Regiment des eiteln und abenteuerlichen, aber gutmüthigen Murat war z. B. väterlich zu nennen im Vergleich mit dem Friedrichs von Württemberg. Es schien mit dem Druck, den der Protector selber übte, das Gelüst nach innerer Willkür zu wachsen. Zwar hatte Napoleon in einem Schreiben an Dalberg versichert, die Rheinbundsfürsten seien Souveräne, „ohne einen Oberlehensherren zu haben;" er werde sich nie in ihre inneren Angelegenheiten einmischen.***). Aber es sollte sich bald zeigen, daß es mit dieser Verheißung eben so ernst gemeint war, wie dem Versprechen, das er noch am 1. August in Regensburg wiederholen ließ: ich werde nie mein Gebiet über den Rhein ausdehnen.

Zunächst ward Deutschland durch eine That aus seinem Schlummer aufgerüttelt, in der mit blutigen Zügen die neue Glückseligkeit angedeutet war, welcher die Nation unter dem Rheinbunde entgegenging. Es war eine Schrift erschienen, welche das Bonaparte'sche Wesen bitter angriff und im Tone patriotischen Unwillens die neuesten Zustände Deutschlands besprach†). Die Brochüre war an sich nicht bedeutend; sie mochte aber damals bedenklich erscheinen und hatte wahrscheinlich den besonderen Groll der Bonaparte'schen

---

*) Es wurden für ihn die Besitzungen des Johanniterordens, die Herrschaften Ortenburg, Tann und Weyhers mediatisirt; sein Contingent betrug 20000 Mann. S. Winkopp II. 291 ff.

**) S. die badische Verordnung (d. d. 25. Nov. 1806) über die Ritterschaft, und die in ähnlichem Sinne gehaltene bairische (d. d. 31. Dec. 1806) bei Winkopp II. 85. 218 ff. Die bairische Declaration über die Verhältnisse der Mediatisirten (d. d. 19. März 1806) ebendas. II. 372.

***) A. a. O. I. 240 ff.

†) „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806." 144 S. Als Verf. ist später (s. Allg. Zeit. 1841. S. 21) Yelin genannt, ein Beamter, der nachher in bair. Diensten stand. In dem Exemplar, welches die Münchner Hofbibl. besitzt, ist beigeschrieben: „Verfasser: Julius Graf von Soden". Die Schrift ist neu abgedruckt in der „Biographie des Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg. München 1842."

Schergen auf sich geladen, weil sie die Ausschweifungen und Gewaltthaten der französischen Armee in Süddeutschland schonungslos angriff. Mehrere Buchhändler, namentlich Johann Philipp Palm, Inhaber der Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg, dann der Kaufmann Schoderer von Donauwörth wurden beschuldigt, die Schrift verbreitet zu haben. Da dieselbe bisher nicht verboten und nicht verfolgt war, konnte man aus der Versendung einem Buchhändler in keinem Falle ein Verbrechen machen, zumal nicht einmal zu beweisen war, daß die Versender von dem Inhalt der Brochüre genaue Kenntniß hatten. Indessen es sollte ein schreckendes Exempel statuirt werden, gemäß der politischen Moral, die Napoleon seinem Bruder in den angeführten Briefen als die zweckmäßigste für Calabresen und Lazzaronis anempfohlen hatte. Rasch wurden sechs Angeklagte einer außerordentlichen Militärcommission in Braunau überwiesen, die vom Kaiser ganz bestimmten Befehl hatte, einen Justizmord zu vollziehen*). Uebereilt und formlos, mit einer Brutalität, die an die Zeiten des Revolutionstribunals erinnerte, wurden sämmtliche Angeklagte zum Tode verurtheilt (25. August). Es waren von ihnen nur Palm und Schoderer anwesend; der Letztere wurde begnadigt, der unglückliche Palm den Tag nach der Verurtheilung am 26. August erschossen. Derselbe hatte in gutmüthigem Vertrauen den anfangs gehegten Fluchtplan wieder aufgegeben, weil er sich im Gefühl seiner Unschuld und als Bürger einer ehemaligen Reichsstadt, die eben dem mächtigsten Souverän des Rheinbundes zufiel, auf deutsche Gerichte verließ; sein Schicksal zeigte, in welch kläglicher Ohnmacht und Knechtschaft diese neue Souveränetät gebunden lag. Es war eine Inauguration des Rheinbundes, deren Früchte nicht verloren waren. Napoleon wollte schrecken; er erbitterte nur. Alle Welt sah mit Abscheu auf die feile Dienstwilligkeit der Officiere, die sich zum Mord hergaben; das mannhafte und gottergebene Benehmen Palms, die rohe Brutalität seiner Henker war in aller Munde, der Bonapartismus hatte Deutschland seinen ersten Märtyrer gegeben. Unser bürgerliches Stillleben, das sich so gern gegen die unbequeme Außenwelt scheu verschloß, fühlte sich zum ersten Male gewaltig aufgeregt, seit man die ruhigen Bürger aus ihren Häusern holte und durch Schreckenstribunale zum Tode verurtheilen ließ. Die Erpressungen der Fremden, ihre Polizei, Spionage, die Brieferöffnungen wurden erst jetzt recht lebhaft empfunden, seit Napoleon anfing, an diesem stillen, gelehrten, contemplativen Volke die Mittel jakobinischen Schreckens zu versuchen.

Aber noch war die äußerste Gränze deutscher Erniedrigung nicht erreicht.

---

*) S. die Schreiben Berthiers bei Matthieu Dumas XV. 400. 401. „Die Absicht des Kaisers ist, schrieb er unter andern an Soult, daß die Schuldigen in 24 Stunden verurtheilt und hingerichtet werden".

Sechster Abschnitt.

Jena und Auerstädt.

Bis in die letzten Tage des Jahres 1805 schien; aller Schwächen und Misgriffe ungeachtet, die moralische Macht Preußens zwar geschwächt, aber doch nicht so sehr erschüttert, daß nicht ein rascher, muthiger Entschluß das Verlorene wieder einholen konnte. Seit der Niederlage Oesterreichs und der allmäligen Unterwerfung des deutschen Südens und Westens unter Frankreich hafteten die letzten Hoffnungen deutscher Patrioten auf Preußen. Allein die Ereignisse seit dem December, die Verträge von Schönbrunn und Paris, die Demüthigung, die Preußen in der Form eines Bündnisses von Bonaparte auferlegt ward, die Reihe kleiner Kränkungen und Rücksichtslosigkeiten, welche der Staat Friedrichs des Großen von England wie von Frankreich, von Schweden wie von den rheinbündischen Vasallen Napoleons lautlos hinnehmen mußte — das zuerst hatte den Glauben an die Macht dieses Staates bis in die Grundfesten erschüttert. Die Franzosen sagen uns, an dem Tage, wo Friedrich Wilhelm III. den Februarvertrag nicht gutheißen wollte und ihn doch auch nicht mehr verwerfen konnte, sei die preußische Monarchie des großen Königs wieder zum Rang des brandenburgischen Kurstaates herabgestiegen; in Preußen und in Deutschland selbst war unter allen Männern von Ehre und Vaterlandsliebe das gleiche Bewußtsein jetzt wach geworden.

Noch ahnte im Lande Niemand, wie morsch die überlieferten Ordnungen dieses Staates geworden waren. Daß die alte preußische Nüchternheit und Strenge, namentlich in der Hauptstadt, der Frivolität und Genußsucht gewichen, daß der uneigennützige Eifer für das Gesammtwohl gelähmt, auch die unbestechliche Redlichkeit der Verwaltung vielfach in Verderbtheit umgeschlagen war, konnte wohl den Einsichtigen schon seit Jahren nicht mehr verborgen sein; jene Frische und Elasticität, die den alten preußischen Staat weit über das Maß seiner materiellen Kräfte gehoben hatte, ward von scharf-

sichtigen Patrioten seit lange vermißt. Auch die Mängel der Regierungsmaschine, die Erschlaffung der Administration, die ungleichen Lasten, die auf dem Volke drückten, waren nicht unbekannt geblieben; selbst über das Heer und seine Unübertrefflichkeit hatten wenigstens Einzelne eine andere Meinung, als die, welche die geläufige und allgemeine war. Aber doch hatte Niemand eine Ahnung davon, wie tief der Rost den alten Mechanismus angegriffen, wie stumpf das Volk war, wie machtlos und vereinzelt inmitten dieser allgemeinen Stockung aller gesunden Kräfte das Regiment dastehen mußte, wenn einst die unvermeidliche Stunde des Kampfes kam. Hätte man von dem Umfange des Verfalles, wie ihn nachher eine furchtbare Katastrophe enthüllte, eine annähernde Vorstellung gehabt, so konnte es seit Februar 1806 nur eine Politik in Preußen geben: durch rückhaltlose Nachgiebigkeit an Bonaparte den äußeren Frieden zu erkaufen, damit man Zeit gewinne zur inneren Umgestaltung des alten Staates. Aber weil sie die eigene Schwäche nicht kannten, ertrugen Viele und gerade die Besten die demüthigende Freundschaft Napoleons nur um so widerwilliger und sahen mit Ungeduld einem Bruche entgegen, dessen Bedeutung erst der kurze Todeskampf der alten Monarchie ganz klar machen sollte.

Daß der Vertrag vom 15. Februar nur einen faulen Frieden hergestellt, verbargen selbst Haugwitz und Lucchesini nicht; sie selber wollen, nach ihren späteren Versicherungen, damals die Meinung gehabt haben: man hätte den Vertrag verweigern müssen, wenn nur die Armee noch gerüstet gewesen wäre. „Nach meiner Rückkehr nach Berlin, erzählte nachher Haugwitz, erklärte ich dem König ohne Hehl, daß ich durch diese Reise nichts gewonnen hätte als eine letzte beklagenswerthe Frist; daß weder der Friede noch der Vertrag von Paris sechs Monate lang dauern könnten; daß es uns obläge, uns auf den Krieg vorzubereiten und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, unserem vorgeblichen Alliirten, der keine andere Absicht habe, als uns zu unterwerfen und zu vernichten, zuvorzukommen".*) Gewiß ist, daß dies die Meinung aller ehrliebenden und patriotischen Männer in Preußen war; selbst die so verderblich gewordene Friedensliebe des Königs hatte sich noch nie so ernst mit dem Gedanken eines unvermeidlichen Krieges vertraut gemacht, als seit dem Februarvertrag und den Umständen, von denen er begleitet war.

Männer wie Stein dachten unter solchen Umständen vor Allem daran,

---

*) S. Gentz Schriften von Schlesier II. 211. Auch Lombard erklärte später Gentz (ebendas. S. 248): „Von Monat zu Monat konnte ich die wachsende Wahrscheinlichkeit des Krieges berechnen, besonders seit dem Ende des vorigen Jahres. Nur durch allerhand Pfiffe und Kniffe sind wir diesem bisher entgangen". Zu diesen Kniffen und Pfiffen gehörte es wohl auch, daß L. dem französischen Gesandten treu Bericht abstattete über alle Cabinetsberathungen, ihm sogar die Abstimmungen der Minister nannte und dafür von Laforest in Paris zu einer öffentlichen Belohnung empfohlen ward. S. Pertz Steins Leben I. 323.

die Regierungsmaschine zu bessern, die unzweifelhaft eine der Ursachen des Verfalles war. Denn nur bei einer Organisation, die das Ministerium niemals als eine Gesammtheit erscheinen ließ und dessen Meinung einem Uebergewicht unwürdiger Schreiber, der Cabinetsräthe des Königs, unterstellte, nur bei einer Einrichtung, die einem Individuum wie Lombard, der in diesem Augenblick offener Spion des französischen Gesandten war, alle Einsicht und einen Theil der Leitung der äußeren Politik zuließ, war es möglich, daß im Namen eines Königs, wie Friedrich Wilhelm III. war, und unter der Verantwortlichkeit eines Ministeriums, in welchem Stein und Hardenberg saßen, Dinge geschehen konnten, wie die traurigen Vorgänge vom November 1805 bis zum Januar 1806. Drum suchte Stein zunächst in einer Denkschrift, die er zu Ende April verfaßte und an die Königin brachte*), das Verderbliche der bestehenden Einrichtung und die Nothwendigkeit einer neuen dem Monarchen darzulegen. Er schilderte die Macht des Cabinetsraths, der in allen wichtigen Angelegenheiten die letzte Entscheidung gebe und doch unverantwortlich sei, da er sich durch den Schild des königlichen Namens decke; er wies darauf hin, wie damit jede Einheit des Ministeriums unverträglich sei, das Ehrgefühl der höchsten Staatsbeamten durch diese Abhängigkeit geschwächt, von Subalternen gekränkt, der Pflichteifer dadurch der Dienstgehorsam ihrer Untergebenen untergraben werde. Er vermißte bei der bestehenden Cabinetseinrichtung sowol gesetzliche Verfassung als Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung; aber viel bedenklicher als die Einrichtung schienen ihm die Personen, aus denen das Cabinet gebildet war. „Der Geh. Cabinetsrath Lombard, sagt er, ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietz'schen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roué's, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet". Drum verlangte Stein nicht nur eine neue Einrichtung, deren Grundzüge er vorzeichnete, sondern eine Entfernung der Personen in dem Cabinet und des mit ihnen affiliirten, durch sie gestützten Grafen Haug-

*) S. Pertz a. a. O. 328. 330 ff.

witz. „Die neueren Ereignisse, sagte er, wo wir feierlich sanctionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgestoßen haben, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie nothwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen; da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt sind. Sollten Se. königl. Maj. sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Aenderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinden. Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrunds gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen. Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falles der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen."

Die prophetische Warnerstimme hat also dem alten preußischen Staate kurz vor seinem Umsturz nicht gefehlt; aber es bedurfte herberer Erfahrungen, bis man sie verstand und ihren Rathschlägen Gehör gab. Der Schritt Steins war ungewöhnlich, erschien wie ein Verstoß gegen die Disciplin des Militär- und Beamtenstaates, ward vom König selbst als eine zudringliche Einmischung unangenehm empfunden. Er glaubte, auch ohne eine neue Organisation der Regierung ließe die Krisis sich abwenden. Eine Sendung des Herzogs von Braunschweig nach Petersburg sollte den Czaren einmal über die Geschichte der preußischen Politik seit dem Novembervertrag ins Klare setzen, dann ihn bestimmen, sich Napoleon mit Friedensanträgen zu nähern. Die Herstellung des Friedens auf dem Festlande, die Entfernung der französischen Heere aus dem deutschen Gebiet erschien als der sicherste Weg, den drohenden Zusammenstoß zu vermeiden und Preußens peinliche Lage, seine Isolirung von allen alten Verbündeten, seine unfreiwillige Verknüpfung mit einem Alliirten, der sich als übermüthigen Herrn geberdete, mit der Zeit zu verbessern.

Indessen folgte aber eine Demüthigung der andern. Kaum war der Februarvertrag unter kränkenden Formen vollzogen, so nahm der neue Großherzog von Berg die Abteien Elten, Essen und Werden als zu Cleve gehörig in Anspruch; sie waren bei dem Theilungsplane von 1802—1803 an Preußen gefallen, wurden zwar zum Verwaltungsgebiet von Cleve geschlagen, bildeten aber nach wie vor besondere Gebiete, die mit Cleve nichts gemein hatten. Der Schwager Bonaparte's griff, ungeachtet der preußischen Einsprache, zu; die Civilbeamten protestirten, das Militär unter Blüchers Commando

machte Miene, den bedrohten Besitz zu behaupten. Wochen lang lagen Ende März und bis in die Mitte April preußische und französische Truppen dicht neben einander und es schien zum ernsten Conflict zu kommen; allein Preußen, das um größerer Dinge willen nicht zu den Waffen gegriffen, gab auch hier am Ende nach. Es dauerte nicht lange, so wurde die an Berg abgetretene Festung Wesel mit der 25. französischen Militärdivision vereinigt (25. Juli). Die persönlichen Schreiben des Königs blieben von Napoleon unbeantwortet; die Umwandlung Hollands in ein Bonaparte'sches Königreich erfuhr Preußen aus dem Moniteur. Wenige Wochen später folgte die Stiftung des Rheinbundes. Seit Friedrich II. war in Deutschland keine nennenswerthe Veränderung des Gebietes oder der Verfassung erfolgt ohne den preußischen Einfluß; jetzt ward ein Drittheil Deutschlands zum Vasallendienst gegen Frankreich verpflichtet, das engverbundene oranische Haus beeinträchtigt, die verschwägerte Taxis'sche Familie mediatisirt — und Preußen erhielt darüber die erste bestimmte Nachricht durch die officiellen Eröffnungen, die am 1. August am Regensburger Reichstage gemacht wurden. Zwar schien Bonaparte geneigt, diese bittere Pille dadurch zu versüßen, daß er Preußen die Abschließung eines ähnlichen, norddeutschen Bundes vorschlug, aber es zeigte sich bald, daß dieses nur der Anlaß ward zu einer noch schmerzlicheren Kränkung.

Um diese Zeit deuteten manche Symptome auf einen allgemeinen Frieden. Der unversöhnlichste Gegner Bonaparte's, William Pitt, war am 24. Januar 1806 gestorben; man konnte wohl sagen, der Ausgang der Coalition, die sein Werk gewesen, hatte ihm das Herz gebrochen. In dem neuen Ministerium übernahm Fox die Leitung des Auswärtigen, also der Mann, der seit zwei Jahrzehnten die Opposition gegen Pitt geleitet und dessen Meinung über die Revolution wie über Bonaparte diese ganze Zeit hindurch zur officiellen britischen Politik im schroffsten Gegensatze gestanden hatte. Auch Fox hörte darum nicht auf Engländer zu sein und die Franzosen waren in arger Täuschung befangen, wenn sie meinten, er werde aus Vorliebe für sie irgend ein nationales Interesse preisgeben; vielmehr konnte gerade seine Verwaltung dazu dienen, aller Welt zu beweisen, daß es für die Engländer im Verhältniß zur Bonaparte'schen Politik keinen Parteiunterschied mehr gab; Pitt oder Fox, Tory oder Whig konnten hier bald nur eine Meinung hegen. Aber Fox war wenigstens geneigt, die Probe zu machen, ob ein aufrichtiger Friede mit dem französischen Kaiserreiche herzustellen sei; und seine Antecedentien erleichterten ihm einen solchen Versuch. Daß er nicht in den herben Ton der Kreuzzugspredigten gegen Frankreich, wodurch sich die Tories bemerkbar gemacht, einstimmte, hatte ihm den Ruf eines Franzosenfreundes erworben; er hatte zur Zeit der kurzen Friedensperiode Frankreich besucht und war vom ersten Consul mit Auszeichnung aufgenommen worden, wenn gleich dessen

Schmeicheleien ihn über das eigentliche Ziel der Bonaparte'schen Politik schon damals nicht täuschten*).

Doch bahnte dies Alles die Brücke zu friedlichen Eröffnungen, die gleich in den ersten Wochen des Whigministeriums angeknüpft worden waren. Von allgemeinen Friedensanträgen kam man zur Besprechung der Formen und Bedingungen; ein vornehmer Engländer, der gezwungen worden war in Frankreich zu bleiben, Lord Yarmouth, übernahm dabei die Rolle des Unterhändlers. In diesen Unterhandlungen stellte sich freilich von Anfang an der Gegensatz heraus: Napoleon wollte mit England gesondert unterhandeln und abschließen, seine Alliirten von ihm trennen, überhaupt die Angelegenheiten des Festlandes als etwas behandeln, das die britische Politik nichts anginge — während Fox ebenso entschlossen war wie Pitt, auf solche Zumuthungen niemals einzugehen. Wir können hier in das Detail dieser Unterhandlung nicht eingehen; genug, dieser Gegensatz, den die Bonaparte'sche Diplomatie durch allerlei Künste und Kniffe vergeblich zu verwischen suchte, blieb unvermittelt und drohte von Anfang an, den Erfolg der ganzen Verhandlung zu gefährden**).

Die Besprechungen, die Talleyrand mit Lord Yarmouth pflog, hatten aber wenigstens die Bedeutung, die Napoleonische Politik genauer zu beleuchten. Um die Bourbons für Neapel zu entschädigen, wies der französische Minister auf die — Hansestädte hin. Der arbeitsamen und braven Bevölkerung an der Weser, Elbe und Trave sollte ein König aufgedrungen werden, der die Bildung und die Gewohnheiten eines neapolitanischen Lazzarone hatte! Und zwar in dem nämlichen Augenblicke, wo die Hansestädte von Paris aus abgemahnt wurden, einem norddeutsch-preußischen Bündnisse beizutreten, „weil der französische Kaiser ihre Unabhängigkeit in besonderen Schutz nehmen wolle.“ Auch über die bedenklichste Schwierigkeit einer Ausgleichung mit England kam die Bonaparte'sche Politik leicht hinweg. Als Lord Yarmouth vor Allem eine Erklärung wegen Hannovers verlangte, beruhigte ihn Talleyrand mit der Versicherung: „Hannover werde keine Schwierigkeit machen“ ***). Auf

---

*) S. Historical memoir of a mission to the Court of Vienna in 1806. By the R. Hon. Sir Robert Adair. London 1844. S. 33. 34. 39. 40.

**) S. Adair a. a. O., dessen Berichte hier um so dankenswerther sind, als die Bonaparte'sche Geschichtschreibung, namentlich Bignon, sich hier mit den Waffen der Sophistik nicht begnügt, sondern geradezu zur Fälschung gegriffen hat.

***) Yarmouth hatte die Restitution Hannovers als eine Vorbedingung jeder weitern Unterhandlung bezeichnet und darüber eine bestimmte Antwort verlangt. M. Talleyrand, berichtet er in einem Schreiben an Fox vom 13. Juni, then broke off the conversation, desiring me to return the third day after. At the expiration of this time I waited upon him again, when he informes me, that considering the extreme stress which appeared to be laid upon this point, Hanover should make no difficulty. S. Cobbetts parliamentary debates. T. VIII. 109. Vgl. ebendas. S. 127. die Depesche vom 24. Juli.

das weitere Bedenken des Engländers, es möchten dann vielleicht die Hansestädte Preußen als Ersatz zugeworfen werden, ward von französischer Seite erwiedert: mit Fulda, Hoya und einigen andern unbedeutenden Brocken werde man die Preußen schon abfinden. Nach Berlin aber ließ Napoleon ungefähr um dieselbe Zeit schreiben (11. Juli), Preußen möge sich nur bereit halten zum Kampfe gegen England, dasselbe verlange Hannover zurück; ein Verlangen, dem er nie entsprechen werde*). Wie gering mußte Napoleon schon von Preußen denken! Es prägt sich in diesen Verhandlungen ein Uebermuth der Perfidie und ein Leichtsinn in der Doppelzüngigkeit aus, der nur damit erklärt werden kann, daß man auf die Enthüllung dieses Spieles und den Bruch mit Preußen keinen Werth mehr legte.

Wollte die französisch-britische Verhandlung alles lebhaften Verkehrs ungeachtet nicht wesentlich vorwärts schreiten, so schien es Napoleon mit der Spaltung der Gegner an einer anderen Stelle um so besser zu gelingen. Rußland sah sich von zwei Seiten zum Frieden gedrängt. Einmal sah es Oesterreich gern, wenn der Czar die Bucht von Cattaro räumte, denn ihre Wegnahme diente der Bonaparte'schen Politik als Vorwand, Braunau besetzt zu halten, Süddeutschland mit Truppen zu erfüllen und Oesterreich immer auf's Neue zu bedrängen. Nun kam als Abgesandter Preußens auch der Herzog von Braunschweig nach Petersburg und rieth zum Frieden, damit der preußischen Politik etwas Luft gemacht werde. Man nahm dort wohl anfangs die Miene an, über die Wandlungen des Berliner Cabinets seit November 1805 verstimmt zu sein, aber es scheint doch, als wenn es in Petersburg mit dem Kriegseifer nicht mehr recht Ernst gewesen sei. Wenigstens gab der Czar dem Friedensverlangen, das von Berlin und Wien an ihn kam, schleunig nach und schickte den Staatsrath Oubril nach Paris, um über den Frieden zu verhandeln. Die Weisungen, die man ihm mitgab, deuteten sogar auf den Entschluß Rußlands, ohne seinen britischen Verbündeten Frieden zu schließen. Freilich war der russische Gesandte in London, Strogonoff, von Allem, was geschah, unterrichtet und verhandelte wieder seinerseits mit dem englischen Ministerium, so daß in der Sache das britisch-russische Einverständniß fortdauerte**). Aber in der Form hatten die Franzosen erreicht, daß der russische Unterhändler, der jetzt im Juli zu Paris sein Geschäft begann, mit den Franzosen gesondert unterhandelte. Sie machten sich die Trennung zu Nutze, um den russischen Diplomaten durch eine Reihe ganz niedriger Kniffe zur Unterzeichnung eines Vertrages halb zu beschwatzen, halb zu nöthigen, den in Petersburg nur eine eben so treulose wie kurzsichtige Politik hätte gutheißen können. Erst wurde die Aussicht auf eine polnische Krone für den Bruder des Czaren als Versuchung hingehalten,

*) S. Lefebvre II. 320.

**) S. die Actenstücke in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege III. 206 ff.

dann im Moniteur gegen Rußland gedonnert, trotzig auf den Abschluß des Rheinbundes hingewiesen, die Bedingungen, die man früher gemacht, zurückgenommen, und wie im vollen Ernst damit gedroht, von Dalmatien und vom Inn aus geraden Weges auf Wien loszurücken und Oesterreichs „Treulosigkeit" zu züchtigen. Der russische Unterhändler erlag dieser niedrigen Taktik; um, wie er an Stroganoff schrieb, „Oesterreich zu retten", unterzeichnete er am 20. Juli einen Vertrag, von dem ihm sein eigenes Bewußtsein sagte, daß er seinen Instruktionen widersprach. Auch der britische Bevollmächtigte, Lord Yarmouth, ward unter dem Eindrucke dieses angeblichen Abfalles Rußlands nachgiebiger, und es schien drauf und dran, daß die Verbündeten sich trennten und mit jedem besondere Verträge eingingen*). Aber die Bonaparte'sche Politik hatte mit ihren unwürdigen Künsten doch nur die Unterhändler, nicht die Regierungen getäuscht; Fox willigte in die Nachgiebigkeiten seines Bevollmächtigten nicht ein, und in Petersburg, wo eben Baron Budberg, ein entschiedener Gegner Napoleons, das auswärtige Ministerium übernommen, ward der Oubril'sche Vertrag ohne Zögern verworfen.

Diese diplomatische Episode veranschaulicht besser als Alles Preußens trostlose Lage. Noch wußte man in Berlin nicht, daß Napoleon zugleich den Engländern Hannover, den Russen Preußisch-Polen in Aussicht gestellt und die Hansestädte zu einer bourbonischen Entschädigung bestimmt hatte; aber auch was man nur bis Mai und Juni Alles erfahren, reichte hin, den Werth der aufgedrungenen Allianz mit Napoleon zu würdigen. Man war gefaßt auf einen Conflict, den die Wenigsten wünschten, von dessen Unvermeidlichkeit sich aber allmälig die Meisten überzeugten. Mit innerem Widerstreben ließ man es zu dem Kriege mit England kommen, und der preußische Gesandte blieb auch nach dem offenen Bruche in London, gleichsam zum Beweis, wie unsicher die bestehende Verbindung mit Frankreich und der Krieg mit England erscheine. Man suchte Rußland zum Frieden zu bestimmen, damit der drohende Conflict sich wenigstens verzögere; man tastete nach neuen Verbindungen, um aus einer Lage herauszukommen, die schlimmer war, als völlige Isolirung, denn man fühlte sich an einen Verbündeten gekettet, dessen Uebermuth und Haß sich offenbar Preußen zum Opfer ausersehen hatte.

Eine flüchtige Aussicht auf friedliche Ausgleichung schien sich gegen Ende Juli zu bieten. Zwar wurde eben jetzt durch die Gründung des Rheinbun-

*) In dem Oubril'schen Vertrage vom 20. Juli war eine neue Probe Bonaparte'scher Perfidie gegen Preußen enthalten; es war darin festgesetzt, Preußen solle bei einem Frieden mit Schweden nicht Schwedisch-Pommern als Opfer fordern. Nun war es aber die Napoleonische Diplomatie gewesen, die wiederholt den König von Preußen aufgefordert, sich S.-Pommerns zu bemächtigen; noch am 10. Juli hatte Talleyrand sich zu Lucchesini darüber geäußert (s. Höpfner I. 37), der König wollte es nicht — und jetzt schob ihm Napoleon in dem russischen Vertrage ein Gelüste unter, das er trotz Bonaparte'scher Lockungen beharrlich abgewiesen hatte!

des Preußen eine neue Demüthigung bereitet, allein man vergaß diese über der freundlich klingenden Aufforderung Bonaparte's, einen norddeutschen Bund unter preußischem Vorsitz, oder, wie die Franzosen sich lockend ausdrückten, ein norddeutsches Kaiserthum zu gründen. Bereitwillig ward diese Aussicht in Berlin ergriffen, zunächst weil man darin ein Pfand des Friedens und eine Bürgschaft dafür erblickte, daß Napoleon sein System der Demüthigung aufgeben wolle. Schwerlich hat der französische Kaiser mehr damit beabsichtigt, als durch diese Lockspeise jeder Beschwerde über den Rheinbund von vornherein zu begegnen, vielleicht für den Fall, daß die übrigen politischen Conjuncturen Preußen neue Opfer zumutheten, es auf diese Weise abzufinden.

Der Gedanke eines norddeutschen Bundes war in Berlin bereits einige Wochen vor der französischen Aufforderung angeregt worden*). Was alle Welt vermuthete, daß die Umgestaltung des deutschen Südens und Westens in ein Napoleonisches Bündniß bevorstehe, davon war um die Mitte Juli auch nach Berlin eine sichere Nachricht gelangt; noch ahnte man freilich nicht, wie weit die Sache bereits gediehen war. Nur darüber konnte man klar sehen, daß die französische Politik auch bei den Höfen in Dresden und Cassel leise angeklopft hatte wegen des Beitrittes zu ihrem Bunde, und daß sowol bei Sachsen wie bei Kurhessen, seit der neuen Souveränetät und den Königskronen des Presburger Friedens, es nicht allzuschwer sein mochte, mit einem gleichen Köder die Hinneigung zu Frankreich zu bewirken. Darum entschloß sich das preußische Cabinet, um solchen Gefahren vorzubeugen, sich der Zustimmung zunächst Hessens und Sachsens für einen „engen Verband" zu versichern, dessen Zweck „kein anderer sein sollte, als Erhaltung der eigenen Existenz und Zusammenstellung aller Mittel zu diesem Zwecke;" es dachte daran, für das mittlere und nördliche Deutschland eine bundesstaatliche Ordnung aufzurichten, welche den besseren Einrichtungen des aufgelösten Reiches nachgebildet wäre. Man rechnete auf ein Gebiet von 4196 Quadratmeilen mit mehr als neun Millionen Einwohnern (natürlich ohne die außerdeutschen Besitzungen Preußens), dachte etwa zu Hildesheim den Reichstag dieser Union aufzurichten, Preußen eine ähnliche Stelle darin einzuräumen, wie dem Kaiser im alten Reiche, Sachsen und Hessen mit gewissen Vorrechten zu dotiren, die Polizei-, Gerichts- und Militärverfassung in einem einheitlichen Sinne zu bestellen und das Unwesen der bunten Contingente dadurch zu beseitigen, daß die kleineren Stände ihr Conscriptionsrecht an die größeren überließen. Die Hansestädte sollten von jeder Kriegslast frei bleiben und für den Schutz ihrer Neutralität einen verhältnißmäßigen Beitrag zur Bundeskasse bezahlen. Von diesem Bunde unabhängig war dann der Plan einer engen Allianz mit Sachsen und Hessen, der zu gleicher Zeit betrieben werden sollte. Man hatte eben nach

*) S. über das Folgende die Actenstücke bei W. A. Schmidt Gesch. der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. Berlin 1851. Zweite Abtheilung.

Cassel geschrieben und war im Begriffe, den Grafen Görtz mit einer Instruction in diesem Sinne nach Dresden abzusenden (24. Juli), als der französische Gesandte die Mittheilung machte: der Rheinbund sei abgeschlossen. Noch in den letzten Tagen des Monats kamen denn auch Nachrichten von Lucchesini aus Paris, worin die französische Aufforderung, Preußen möge einen norddeutschen Bund abschließen, berichtet war*).

Wir erinnern uns, wie schwer es früher einem Manne wie Friedrich II. geworden ist, mit dem Fürstenbunde zum Ziele zu kommen; und doch handelte es sich damals nur um einen Bund zu einem bestimmten Zwecke, der die Interessen aller Dynastien gleichmäßig berührte. Jetzt sollte das Bündniß zugleich den Charakter einer staatlichen Organisation an sich tragen und die Lücke ausfüllen, die durch die Auflösung des deutschen Reiches entstanden war. Die dynastischen Prätensionen der Vergrößerung, der Souveränetät, das Gelüste nach Erhöhung der Titel und Würden waren aber seit den jüngsten Umwälzungen ungemein gewachsen, und es war diesmal nicht die Staatskunst Friedrichs II., sondern die Politik von Haugwitz, die es über sich nehmen wollte, in dies bunte Getreibe von Sonderinteressen Einheit und Zusammenhang zu bringen. So war es denn auch ganz bezeichnend, daß Kurhessen gleich im ersten Augenblicke seine Bereitwilligkeit an die Bedingung knüpfte, einige benachbarte Gebiete, wie Lippe, Waldeck u. s. w. mediatisiren zu dürfen. Gab man diesem Wunsche nach, so war es unvermeidlich, daß auch Sachsen das Gleiche gewährt werden mußte. Indem aber die preußische Politik rasch neue Entwürfe machte, die sich dem fügten, und ihr Bemühen nicht sowol darauf ausging zu imponiren, als allen Wünschen gerecht zu werden, steigerte sie nur bei den Einzelnen den Preis ihrer Bereitwilligkeit. So war die Sache noch um keinen Schritt vorwärts gekommen, als in den ersten Augusttagen die officielle Auflösung des alten Reiches und die Abdankung des letzten deutschen Kaisers die doppelte Mahnung gab, mit der Ausführung der norddeutschen Union keinen Augenblick zu zögern.

Aber in demselben Moment trat eine Wendung der preußischen Politik ein, auf die eben noch Niemand gefaßt gewesen war. Die preußischen Staatsmänner selbst hatten an die Aufrichtigkeit der Napoleonischen Aufforderung zum norddeutschen Bunde geglaubt und darin gern ein Zeichen freundlicherer Gesinnung des Imperators erblickt. Da traf am 7. August eine Depesche Lucchesini's in Charlottenburg ein, die alle diese friedlichen Illusionen mit einem Male zerstörte. Bei einem fröhlichen Gastmahl hatte Lord Yarmouth die absichtliche Indiscretion begangen, dem preußischen Gesandten offen zu sagen, daß Napoleon die Rückgabe Hannovers den Engländern ohne Bedenken versprochen habe. Bis jetzt war der schlaue spürende Italiener über das,

*) S. den ersten Entwurf der Union bei Schmidt S. 434 ff. Ueber die französischen Aufforderungen ebendas. S. 449 f.

was in Paris verhandelt ward, so vollkommen im Dunkeln gewesen, daß ihn diese Neuigkeit um so peinlicher überraschte. Gern glaubte er jetzt, was man ihm von anderer Seite zutrug: daß Talleyrand zugleich den Russen die Aussicht auf ein Stück von preußisch Polen eröffnet habe. Nun müssen wir uns erinnern, was vorausgegangen war: die Reihe einzelner Kränkungen, die man wohl stillschweigend ertragen, aber nicht verschmerzt hatte. In Murats Umgebung sprach man von bevorstehenden Vergrößerungen des Großherzogthums Berg, natürlich auf preußische Kosten; in den französischen Hauptquartieren redeten die Generale, nicht etwa nur Augereau, sondern auch schlaue Leute, wie Bernadotte, laut und öffentlich von dem bevorstehenden Siegeszuge gegen Preußen. Die Aufregung darüber war bis an den Hof gedrungen; angesehene Staatsmänner theilten den Zorn, den der Prinz Louis Ferdinand gegen Haugwitz und seine Politik aussprudelte; die Bevölkerung, wenigstens der Residenz, von dem tonangebenden Militär mit fortgerissen, legte in unzweideutigen Demonstrationen ihre Erbitterung über die Politik an den Tag, zu der Preußen seit dem Februarbündnisse gedemüthigt war. In diese gährenden Stimmungen fiel die Lucchesini'sche Botschaft und riß selbst die Schüchternsten mit fort zu dem Gedanken, daß nun die letzte Stunde der Nachgiebigkeiten gekommen sei. Es liegt aber in der Art solcher Personen und Maximen, wie die waren, welche die preußische Politik bestimmten: nach einer Reihe von gröberen Kränkungen plötzlich bei einem minderen Anlaß aufzufahren und zu dem verzweifeltsten Entschlusse zu greifen. So war es nach der Verletzung des Ansbacher Gebietes gewesen; so war es auch jetzt. Der König entschloß sich zum Kriege mit Frankreich und verfügte am 9. August die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee. Hardenberg ward wieder um Rath gefragt, er stimmte zu; auch Haugwitz wagte nicht, obwohl mit innerem Widerstreben, der allgemeinen Strömung zu trotzen. Aber es war nicht der freie Wille, der den Entschluß eingab, oder die Einsicht, daß der rechte Moment jetzt gekommen sei, sondern ein Act der Verzweiflung, der aus dem persönlichen Ehrgefühl des Königs und dem Glauben entsprang: daß nun keine Wahl mehr bleibe, als die Schande oder der Kampf zum Aeußersten. „Aus Liebe zum Frieden, hatte Prinz Louis einst prophetisch gesagt*), nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar ohne Ehre."

Die rechte Zuversicht und Freudigkeit zum Kampfe war gerade bei den Besonnensten am ersten zu vermissen; sie ließen sich von der allgemeinen Aufregung zum Entschlusse des Krieges fortreißen, sahen aber mit bangem Vorgefühl dem weiteren Verlauf entgegen. Der König selbst theilte das

*) S. Karl von Nostiz' Leben und Briefwechsel S. 79.

Vertrauen in die Unbesiegbarkeit des Heeres nicht, von dem ein Theil der Kriegslustigen erfüllt war. „Das kann nicht gut gehen, äußerte er nachher gleich in den ersten Tagen des Feldzuges, es ist eine unbeschreibliche Confusion, die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche daß ich Unrecht habe“ *). In der Umgebung des Monarchen blieben aber die Persönlichkeiten, die jeden großen und kühnen Aufschwung lähmen mußten; Haugwitz und Lombard fuhren auch jetzt noch fort, zum unwiederbringlichen Nachtheile Preußens, die auswärtige Politik zu leiten. Wir können uns denken, wie es Haugwitz zu Muthe war, als er nun, mit fortgerissen von der allgemeinen Strömung, in die Kriegspolitik einstimmen mußte; seine vertraulichen Ergüsse gegen den französischen Gesandten klangen ganz anders als der officielle Kriegseifer. In wehmüthigem Tone beklagte er es, daß der König durch das Zusammentreffen so vieler widrigen Umstände zu dem verhängnißvollen Entschlusse bestimmt worden sei, und gab dem französischen Diplomaten nicht undeutlich zu verstehen, daß es auch jetzt noch Zeit sei für Napoleon, mit einem beruhigenden Worte die kriegerischen Meinungen zu beschwichtigen **). Auch im Volke waren die Stimmungen nicht so kriegslustig, wie es die Außenseite der Dinge vermuthen ließ. Wohl hallten die Berliner Zeitungen wieder von deutschen Bardengesängen; der „Freimüthige“ versicherte, nie habe sich der kriegerische Geist höher und kräftiger offenbart als jetzt, und triumphirend ward berichtet, welch stürmischer Beifall im Theater die beziehungsreichen Stellen der „Jungfrau von Orleans“ und „Wallensteins“ begleitet habe. Prahlend ward verkündet, daß der Kampf für „deutsche Nationalität, Sitte und Freiheit jetzt erst bevorstehe und der Fuß der Fremden noch nie „den Boden der alten Katten, Cherusker und Sassen“ betreten habe ***). Dieser Lärm in der Presse, die drohenden Demonstrationen gegen die Lauen und Furchtsamen, das ganze Treiben, namentlich der jüngeren Officiere, müssen allmälig eine gewisse einschüchternde Macht geübt haben, wenigstens beriefen sich nachher die Haugwitz und Lucchesini darauf, es sei für besonnene Ueberlegung keine Stelle mehr gewesen, „der König hätte sich genöthigt gesehen, nachzugeben, um dem Geschrei und dem Lärm ein Ende zu machen, womit man ihn bestürmte“ †). Es war diese Exaltation freilich nur eine unvermeidliche Folge der bisherigen falschen Politik, über die sich der Unwille nun im ungünstigsten Momente auf das Unbesonnenste Luft machte. Wäre nur auch die Masse des Volkes von der Aufregung ergriffen gewesen, welche die Residenz ergriff; allein da lag Alles in dumpfer Apathie, die nur durch eine gewaltige Katastrophe erschüttert werden konnte.

*) S. Henckel von Donnersmark, Erinnerungen aus meinem Leben. S. 44.

**) S. Lefebvre II. 344 ff.

***) S. Allg. Z. S. 1024. 1028. 1044. 1107. 1124.

†) S. Gentz' Schriften II. 303.

Das eine freilich darf man nicht vergessen: welche Macht im alten preußischen Staate die Meinung des Heeres ausübte. Es gränzt an's Unglaubliche, wie weit bisweilen der adelig-soldatische Uebermuth der Officiere ging, wie sie in ihren Garnisonsorten ausschließlich dominirten, welche Despotie und Gewaltthätigkeit sich da und dort ein commandirender General erlaubte, und wie kein Stand und keine Bildung, nicht Alter und nicht persönliche Ehrwürdigkeit kaum vor höhnischer Kränkung, geschweige denn vor der Geringschätzung schützte, die gegen alle Anderen an den Tag zu legen ein Privilegium des Soldatenrockes war *). In dieser selbstgenügsamen Abgeschlossenheit, fast außer Verkehr mit den Weltereignissen des letzten Jahrzehents, war die Armee um so eher in Gefahr, unbegränzter Selbstschätzung zu verfallen. Auch die Ereignisse von 1805 hatten diese Meinung nur wenig erschüttert; wenn bei Ulm und Austerlitz, hieß es, Preußen gewesen wären, hätte die Sache ganz anders geendet. Wir Preußen, hörte man einzelne Officiere sagen, wir haben Feldherrn die den Krieg verstehen, die von Jugend auf gedient haben; jene Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution etwas geworden, können vor solchen Männern nur gleich davon laufen. „Generale, wie der Herr von Bonaparte" — sagte Rüchel auf einer Parade in Potsdam — „hat die Armee Sr. Maj. mehrere aufzuweisen". Man schien nur von der einen Sorge ergriffen, es könnte das aufgehobene Schwert wieder zurückgehalten und die unvermeidliche Niederlage Bonaparte's durch einen faulen Frieden noch einmal abgewendet werden **). Der zuversichtliche Ton der Armee riß aber auch die Andern mit fort. Nur einzelne Besonnene erschreckte dieses Uebermaß des Selbstgefühls. „Es war, sagt Steffens ***), nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb."

Wie arg die Täuschung über die Unüberwindlichkeit der Armee war, das ist neuerlich von sachkundigster Seite eben so unbefangen wie gründlich dargelegt worden †). Der berechtigte Respect vor dem großen König war, wie Höpfner sagt, zum Unglück geworden; man erkannte nicht, daß das System

---

*) Einige charakteristische Züge, wie sich dies Soldatentreiben der alten Monarchie in der Provinz ausnahm, gibt Eylert aus eigener Anschauung, s. Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Bd. III. 1. S. 8 f. 29 ff. Der Ton im Kreise der Garde- und Gensdarmerieofficiere, namentlich von der Umgebung des Prinzen Louis, ist sprechend gezeichnet von einem der Eingeweihten, von K. v. Nostiz. Siehe dessen Leben und Briefwechsel S. 38 f. 56 ff. 74 ff.

**) S. Varnhagen Denkwürdigkeiten I. 389. 390. 399. L. von Reiche Memoiren I. 141.

***) „Was ich erlebte." V. 184.

†) S. Höpfner „Der Krieg von 1806 u. 1807." Bd. I. S. 45—107.

der preußischen Wehrverfassung sich überlebt hatte. Man glaubt, äußerte damals Kleist, wir brauchten uns nur blicken zu lassen, so gehen die Franzosen schon davon. Und doch war die obere Leitung des Militärwesens völlig ohne Geist, die Führer des Krieges entwöhnt, in ihren Ansichten veraltet, die höheren Officiere bis zu den Hauptleuten hinab, mit wenig Ausnahmen, alt und gebrechlich. Mit Ausnahme der Subalternofficiere war Niemand in der Armee, der nicht durch den Krieg seine halbe Einnahme verlor, ohne die Aussicht, etwas dafür zu gewinnen. Auch die Soldaten waren zu alt; meist verheirathet ließen sie Weib und Kind brodlos zurück und sahen, wie die höheren Officiere, dem Kriege mit Bangen entgegen*). Man konnte erwarten, daß Alt und Jung sich brav schlagen würden, aber mit dem Herzen war nur der junge Officier beim Kriege**). Die Ausrüstung war, wie dieselbe Quelle sagt, durchweg die alte geblieben, mithin für das Bedürfniß der Zeit mit einer Menge überflüssiger Dinge überladen; mit Zelten, wo die Franzosen bivouakirten, mit Brod- und Mehlwagen, wo die Franzosen vom Lande lebten; mit einer unglaublichen Menge Gepäck für die Officiere, wo der Franzose sein Eigenthum bei sich trug.

Die Bewaffnung, namentlich der Infanterie, war sehr mangelhaft; die Gewehre waren mehr für die Parade und ein gefälliges Aussehen, als zum Kampfe eingerichtet. Es ist wohl vorgekommen, daß bei einem ganzen Re-

*) „Die Officiere aufwärts, sagt Reiche a. a. O. 144, zählten manche treffliche Männer; im Ganzen war es aber eine wurmstichige Gesellschaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden."

**) Ueber das Alter der höheren Officiere hat Henckel von Donnersmark, Erinnerungen S. 396 ff., eine tabellarische Zusammenstellung gemacht, welche am leichtesten erkennen läßt, wie stark das invalide Element im Heere vertreten war. Darnach zählte Preußen drei General-Feldmarschälle, den Herzog von Braunschweig mit 70 Jahren, Möllendorf mit 81, den Kurfürsten von Hessen als den jüngsten mit 63 Jahren. Die Infanterie hatte sieben Generale, unter denen die zwei jüngsten (von fürstlicher Geburt) 58 und 59 Jahre alt waren; daneben stehen dann vier Siebziger und ein Achtziger. Unter 24 Generallieutenants sind nur die Prinzen im jüngeren Alter; sonst finden sich auch darunter neun Siebziger, eilf Sechziger, nur Rüchel, 52 Jahre alt, ist (die Prinzen natürlich ausgenommen) der jüngste. So geht es aber bis zu den Majors herunter, die unter 281 über zwei Drittheile zählen, welche die Fünfzig und zum Theil die Sechszig überschritten haben. Auch die Cavallerie hatte, wenn man die fürstlichen Personen außer Rechnung brachte, unter 16 Generalen und Generallieutenants zwei Siebziger und neun, welche über 65 Jahre zählten. Das erklärt Vieles in der Katastrophe vom October, namentlich das Schicksal der Festungen. Daß unter den jüngeren Officieren der tüchtige Stoff ganz entschieden überwog, zeigt die Rangliste, wonach bei weitem der größte Theil derselben den Kern der spätern siegreichen Armee bildete. S. „Rangliste der kön. preuß. Armee für das Jahr 1806 mit Nachrichten über das nachherige Verhältniß der darin aufgeführten Officiere und Militärbeamten. Zweite Auflage. Berlin 1828."

giment die Gewehrläufe zu dünn waren, um das Feuern mit scharfen Patronen auszuhalten. Wie die Bewaffnung unzulänglich, der Sold spärlich war, so wird die Bekleidung der Soldaten als ganz elend geschildert; die Preise der Stoffe waren gestiegen und doch die alten Sätze für die Ausgaben beibehalten worden. Die Infanterie namentlich war in so schlechten Stoff und so ärmlich gekleidet, daß ein Bivouakiren bei vorgerückter Jahreszeit unmöglich und das Lagern unter Zelten durchaus geboten ward. Um aber die Zelte und einige andere Bedürfnisse fortzubringen, waren über 6000 Packpferde nöthig; das beschwerte die Armee mit einem ungeheuren Troß, und wenn dieser verloren ging, entbehrten die Truppen des Nothwendigsten und gingen rasch ihrer Auflösung entgegen. In einer Menge von Zügen kündigte sich die Friedensarmee an; der Lieutenant, der ein Clavier mit ins Feld nahm, war wohl nicht der einzige seiner Art; noch am Tage von Saalfeld wurde ein strenger Befehl erlassen, „die Heurollen egaler zu spinnen", und bei Auerstädt war das Erste, was der Angriffscolonne in den Weg kam — Bagage- und Küchenwagen und eine prinzliche Karosse*). Dazu kamen denn die Weitläufigkeiten des alten Verpflegungssystems durch Magazine, das man mit den von den Franzosen eingeführten Requisitionen so leicht nicht vertauschen konnte und wollte.

Die alte Virtuosität des Exercirens bestand noch mit allen ihren künstlichen Wendungen, Griffen und Evolutionen, man war aber darüber nicht hinausgegangen und hielt sich noch immer für die unübertroffenen Meister der Taktik. Die neue Kriegskunst in ihrer Beweglichkeit und Vielseitigkeit ward kaum noch begriffen, geschweige denn nachgeahmt. Selbst nach den Revolutionsfeldzügen trieb man unverdrossen die Uebungen weiter, deren praktische Unbrauchbarkeit sich eben herausgestellt hatte**). Daß namentlich die französische Infanterie in ihrer Gliederung, ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem kriegerischen Geschick jedem Gegner aus der alten Zeit vollkommen überlegen war, lernte man erst aus der schmerzlichen Erfahrung der folgenden Niederlagen kennen. Nur die preußische Reiterei hätte wohl ihre alte Superiorität noch behauptet, wenn sie nicht an dem Uebel invalider Generale und Stabsofficiere gelitten hätte. Es ist nachher, z. B. bei Auerstädt, vorgekommen, daß der altersschwache Commandeur eines Dragonerregiments Bedenken trug, ob er sich den raschen Angriff auf den Feind noch zumuthen könne.

Indessen hätten wohl alle diese äußeren Mängel die rasche Auflösung der einst so ruhmreichen Armee nicht nach sich gezogen, wenn die Zusammensetzung der Truppen eine bessere gewesen wäre. Allein es stand dem begeisterten, kriegsgeübteren, durchaus nationalen Heere der Franzosen eine Armee entgegen, die nur zu einem Theil aus preußischen Landeskindern gebildet, zum

*) S. Henckel von Donnersmark Erinnerungen S. 379. 380.

**) S. General von Reiche's Memoiren I. 98.

andern nach der alten Art durch Werbung im Auslande ergänzt war. Diese Ausländer waren das bedenklichste Element des Heeres; zum Theil aus Abenteurern aller Art bestehend, an Desertion gewöhnt, nur durch die härtesten Strafen in Zucht zu erhalten, waren sie es besonders, durch die eine Reihe von Misbräuchen der alten Heereseinrichtung unentbehrlich ward. Wären nur wenigstens die Landeskinder so gewesen, wie sie sein sollten! Es waren aber von der militärischen Dienstpflicht so viele Kategorien von Inländern ausgenommen, daß weder der Adel noch der Beamtenstand, noch das Bürgerthum, noch selbst der eigentliche Bauernstand in der Armee vertreten war; der Soldatendienst lastete wesentlich nur auf dem ärmeren Theile des Volkes, erschien darum nur wie eine Last, nicht wie ein Recht und eine Ehre, an welcher alle unbescholtenen Bürger gleichen Antheil hatten. Als nachher der erste unglückliche Schlag gefallen war, regte sich wohl die Vaterlandsliebe, aber nur in der kleinen, selbstsüchtigen Sorge um den eigenen Herd. Ganze Schaaren verließen die Fahne auf die Nachricht, daß ihre Heimath vom Feinde besetzt sei; Abtheilungen der Reiterregimenter lösten sich auf, verkauften Pferde, Waffen und gingen mit dem Erlös der Heimath zu. Es waren das meistens die ältesten Inländer, die nachher bei der Vernehmung sagten: wir haben so lange gedient; wir wollten in unsere Heimath gehen, es gibt ja junge Leute genug, welche die Sache ausmachen können*). Der Anblick dieser stumpfen Gleichgültigkeit des gemeinen Mannes hat Scharnhorst zuerst auf die Mängel der preußischen Wehrverfassung aufmerksam gemacht und in ihm den Gedanken einer volksthümlichen Umbildung derselben geweckt. Vorher, im Sommer 1805, war ein von Knesebeck angeregter Plan, die Heeresverfassung in derselben Richtung umzugestalten, durch die Militär-Organisations-Commission mit dem Bemerken abgewiesen worden: „es erscheine ganz unbegreiflich, wie Jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichbares Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduciren würde."

In dem Generalstabe des Heeres fehlte es nicht an mathematischen und Terrainkenntnissen, aber man legte darauf viel zu viel Werth. Die örtlichen und räumlichen Verhältnisse, sagt darüber Höpfner**), wurden die ausschließlichen Gegenstände der Beachtung: man sprach immer nur von Straßen, Communicationen, Verpflegungsradien und Stellungen, niemals von den Streitkräften, deren Zahl und Beschaffenheit, niemals von den moralischen

---

*) Vom Regiment König, also einem bevorzugten, berichten Ledebur's Erlebnisse aus den Kriegsjahren S. 39 noch grellere Aeußerungen. Dieselbe Quelle versichert auch S. 14, daß die nutzlosen Märsche von 1805 wesentlich dazu beigetragen hatten, die Brauchbarkeit von Mannschaft und Pferden zu vermindern.

**) S. Höpfner a. a. O. I. 73. 89.

Elementen. Die sehr eigenthümlichen Verhältnisse in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, besonders aber in den Feldzügen am Rhein hatten diesen Ansichten scheinbar die Weihe gegeben; man trieb den Posten- und Cordonkrieg auf's Aeußerste und that nichts, weil man nichts thun wollte. Daß man am Rhein dafür nicht bestraft wurde, lag lediglich an dem elenden Zustande der damaligen französischen Armee und an deren Führern.

Wie das Heer mit seinen alten Schäden von dem Kriege jetzt überrascht ward, so war auch die Finanzverwaltung auf einen Krieg von diesem Umfang nicht gerüstet. Es war unter Friedrich Wilhelm III. gespart worden, aber die Früchte dieser Ersparniß hatte die Mobilmachung von 1805 größtentheils verschlungen; es war nun in der letzten Zeit Papiergeld geschaffen, Anlehen aufgenommen worden, allein es stand auch ein Kampf um Sein oder Nichtsein des Staates bevor, der die äußersten und rücksichtslosesten Opfer forderte. Wer wollte aber Opfer fordern von einem Volke, das den drohenden Krieg gleichgültig kommen sah und dessen Lethargie erst durch den jähen Umsturz des alten Staates gebrochen worden ist?

Bei der Unzulänglichkeit der eigenen Mittel war es doppelt geboten, sich durch Allianzen eine rasche und wirksame Unterstützung zu schaffen. Es konnte dabei nur an die Elemente der Coalition von 1805 im Ernste gedacht werden.

Oesterreich hatte aus dem schmachvollen Ausgang dieses Krieges doch den einen unschätzbaren Gewinn gezogen, daß die Einsicht in die Gründe des Uebels diesmal lebhafter und allgemeiner war, als nach den Tagen von Campo Formio und Luneville. Gentz meinte damals*), nachdem ein guter Theil der deutschen Länder verloren war, solle man den Mittelpunkt von Wien weg verlegen, die deutschen Staaten als Gränzprovinzen behandeln, den Sitz der Regierung tief in Ungarn aufschlagen, Fiume und Triest um jeden Preis halten und mit den reichen noch übrigen Hülfsquellen sich so zu befestigen suchen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können." Wenn auch eine so durchgreifende Umgestaltung nicht unternommen ward, so hatte die Katastrophe von Ulm und Presburg doch die alten Maximen und ihre Träger vorerst unmöglich gemacht; die Cobenzl und Colloredo wurden beseitigt, neue Männer und neue Grundsätze kamen zur Geltung. Gleich nach dem Frieden hatte Graf Philipp Stadion die Leitung der auswärtigen Politik übernommen, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der deutschen Ritterschaft, von dem aristokratischen Hasse gegen das neue Frankreich tief erfüllt, aber zugleich von dem Stolze und dem Ehrgefühl ächter Aristokratie getragen, die auch unter den Männern seines Standes selten genug geworden waren. Das Wirken dieses Mannes ging wie ein erfrischender Hauch über das Oesterreich der Thugut'schen und Cobenzl'schen Zeit; er hat binnen wenig Jahren eine denkwürdige Probe abgelegt, was ein Staatsmann von

*) a. a. O. IV. 244 f.

Kopf und Herz mit dem noch unbrauchbaren Stoffe dieser Länder und Völker zu wirken vermochte. In einem Aufruf vom 1. Februar 1806 verhieß Kaiser Franz, „die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der Geistescultur, durch Belebung der Nationalindustrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherstellung des öffentlichen Credits erhöhen zu wollen", und es ward Ernst gemacht mit dieser Verheißung. Die blos polizeiliche Regierungsweise machte einer thätigen und schöpferischen Platz; man regte an, statt niederzuhalten, die gemeine und platte Alltäglichkeit des Lebens und der Gesinnung, wie sie 1805 so abschreckend hervortrat, wich vor dem neuen Aufschwung patriotischer und nationaler Stimmungen. Man suchte der Finanznoth abzuhelfen, das Heereswesen ward reorganisirt, die strafwürdigen Mittelmäßigkeiten von 1805 wurden beseitigt, Erzherzog Karl mit allen Ehren zur Leitung der militärischen Dinge zurückgerufen. Es war nicht zu verkennen: der Grundgedanke der neuen Verwaltung war, Zeit zu gewinnen und frische Kraft zu sammeln zur Erneuerung eines glücklicheren Kampfes. So sah es auch Napoleon an; er ließ nicht nach, Oesterreich seine Ungunst und seine Uebermacht empfinden zu lassen. Das Drängen wegen Cattaro, die fortdauernde Occupation Süddeutschlands, die Besetzung Braunau's, dessen Räumung später (Oct. 1807) Oesterreich durch Opfer in Italien erkaufen mußte, die Drohungen und Kränkungen, die Napoleon im Einzelnen übte und die Oubril im Juli ernstlich befürchten ließen, es sei auf einen Gewaltstreich abgesehen, dies Alles waren unzweideutige Zeugnisse, wie peinlich gespannt fortwährend die Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich waren. Auch verbarg es Napoleon durchaus nicht, wie wenig Vertrauen ihm ein Minister einflöße, der einer der eifrigsten Beförderer der kriegerischen Politik von 1805 gewesen war.

An Oesterreich wandte sich darum das Berliner Cabinet wenige Wochen nach der Mobilmachung, aber freilich nur in so vager, allgemeiner Weise, daß in Wien nicht einmal alle Zweifel über den ernsten Willen der preußischen Politik beseitigt waren. Die österreichischen Staatsmänner erinnerten an die Erfahrungen des Jahres 1805, an die bekannten Wandelungen vom Potsdamer bis zum Schönbrunner Vertrag, und daß der verantwortliche Träger dieser Politik, Graf Haugwitz, immer noch am Ruder sei; sie könnten, äußerten sie gegen die Vertrautesten, in Maßregeln nicht eintreten, von deren Folgen vielleicht Oesterreich am schwersten heimgesucht werden würde. Nicht als wenn man sich in Wien schadenfroh von der Noth Preußens zurückgezogen hätte, man legte Theilnahme für das verwandte Schicksal dieses Staates an den Tag*), aber man verhehlte doch auch nicht, daß von eigentlichem Ver-

*) Ein handschr. Brief von Gentz an Graf Götzen (d. d. Dresden 16. Sept.) theilt demselben im Auszug ein Schreiben Stadions vom 10. Sept. mit, worin der Minister ihn wegen der Gefährdung Böhmens beruhigt. „Au reste j'envisage comme vous la crise actuelle; elle touche à notre existence comme à celle de

trauen keine Rede sein könne, so lange Graf Haugwitz die preußischen Geschäfte leite. Es schien, wenn man dessen Vergangenheit erwog, gar zu natürlich, daß z. B. Napoleon nach Verwerfung des Oubril'schen Vertrages Preußen durch einige Concessionen, namentlich die Garantie von Hannover, beschwichtige und dann abermals ein Umschlag der preußischen Politik eintrete. Diese Sorgen waren wohl einen Augenblick nicht ungegründet, allein schon im September standen die Sachen so, daß der Krieg unvermeidlich war. Der König von Preußen that nun einen neuen Schritt in Wien. Er werde, so erklärte er, mit Frankreich keinen Frieden schließen, ohne daß Deutschland von den fremden Truppen völlig geräumt werde, der norddeutsche Bund sich ungehindert bilde, Oesterreichs Gebiet und Unabhängigkeit nicht weiter bedroht, für die künftige Sicherheit Deutschlands bessere Bürgschaften aufgerichtet würden. In der dringendsten Weise forderte er dazu die Mitwirkung Oesterreichs und erklärte bei seinem königlichen Wort, das gegenwärtige System der preußischen Politik werde nicht verlassen werden*). Die Antwort Oesterreichs lautete nach einem Bericht des englischen Gesandten (vom 15. Oct.): man sei durch die Finanzlage und die Nothwendigkeit Zeit zu gewinnen, um das Heer wiederherzustellen, außer Stande, von der Neutralität abzugehen, man werde aber 70,000 Mann nach Böhmen senden, um diese Neutralität gegen die Anmuthung französischer Durchmärsche zu schützen. Der britische Gesandte sprach nach eigener Anschauung der österreichischen Verhältnisse die Ueberzeugung aus, daß man nicht mehr thun könne. Oesterreich fahre fort zu rüsten und thue was in seinen Kräften stehe; wohl würde sein unmittelbarer Beitritt unendliche Vortheile haben, aber es werde im ungünstigen Falle der letzte Krieg Oesterreichs sein, und eine so furchtbare Verantwortung könne man nicht auf sich nehmen, so lange die preußische Politik in den Händen von Haugwitz liege. Denn wer bürge dafür, daß er es ehrlich meine, nicht auch jetzt noch doppeltes Spiel spiele? Das war der Leumund der preußischen Politik, noch in den Stunden der Katastrophe von Jena und Auerstädt!

Während so von Oesterreich höchstens eine befreundete Neutralität zu hoffen war, hatte man auch von den übrigen Gliedern der Coalition von 1805 eine rasche Hülfe nicht zu erwarten. In England hatte sich seit der

Prusse; et quelques soient les difficultés momentanées et l'incertitude de notre position, jamais ni l'Empereur ni moi n'imagineront de séparer réellement notre cause de celle de cette puissance." Dazu bemerkt denn Gentz: „Diese vorläufige, freilich nur vorläufige Erklärung — aber wie wäre auch für jetzt eine bestimmtere zu erwarten? — kommt aus einer so ächten Quelle, daß sie gewiß die höchste Autorität für Sie haben kann; als solche kann ich sie Ihnen auch mit gutem Gewissen verbürgen."

*) S. R. Adair mission to the court of Vienna S. 91. 126. 127. 135 f. 142. die Note vom 15. Oct. S. 340 f.

offenkundigen Spannung mit Napoleon das Verhältniß besser gestaltet; man beobachtete dort jeden Schritt der preußischen Politik, und wie Sir Robert Adair sich im Juli nach Wien begab, schlug er schon Fox vor, er wolle über Braunschweig gehen, um durch Besprechung mit dem Herzog auf eine bessere Wendung der preußischen Politik hinzuwirken. Das scheiterte damals am Widerwillen Georgs III.; er war noch zu erbost auf Preußen, als daß er hätte den ersten Schritt thun wollen. Doch ließ Fox den Gedanken nicht fallen, sondern rieth (28. Juli) seinem Freunde Adair, eine Verbindung mit Hardenberg zu suchen. Seit der Mobilmachung beruhigte sich denn auch Georgs Groll und er billigte die Anknüpfung mit dem preußischen Staatsmanne. Hardenberg kam der Eröffnung bereitwillig entgegen und schrieb an Adair, der König habe ihn ermächtigt, in Verhandlungen einzutreten; er versicherte, es sei Ernst mit dem Kriege, Volk und Heer fühlten einmüthig, daß man ihn mit äußerster Anstrengung führen müsse, um Preußens Ehre zu retten, und Europa vor völliger Knechtschaft zu bewahren. Hannover berührte er nur leicht, wie eine Nebensache, die zwei in solcher Krisis zu einem Ziel verbundene Mächte nicht entzweien könne. Als erstes Zeichen der Annäherung erfolgte dann (25. September) die Aufhebung der Blokade der norddeutschen Flüsse. Bemerkenswerth war nur an dieser Unterhandlung, daß Haugwitz nichts von der Correspondenz des Königs mit Hardenberg und der Anknüpfung mit Adair wußte, sondern auf seine Hand durch Jakobi die Aussöhnung mit England betreiben ließ. Da hatte denn der britische Diplomat wohl Recht, wenn er sich zweifelnd fragte: was wohl die eigentliche und wahre Absicht der preußischen Politik sein möge?

Am Anfang October verließ Lord Morpeth England, um mit Preußen Frieden und Allianz abzuschließen; er kam am 12. October ins Hauptquartier nach Weimar, also unmittelbar vor der Katastrophe, welcher die preußische Monarchie erlag. Es charakterisirt besser als Alles die bis zuletzt grundsatzlose und schielende Politik der Haugwitz-Lombard-Lucchesini'schen Sippschaft, daß man ihm keine Audienz gab, Haugwitz ihm auswich und Lucchesini ihm endlich in einem Augenblicke, wo bei Jena und Auerstädt das Schicksal Preußens schon entschieden war, den Bescheid gab: die Unterhandlung hänge von dem Ausgange der Schlacht ab, die man eben schlage. Die Berechnung war, im Fall eines Sieges die Abtretung Hannovers nicht zuzugeben oder sich doch einen Ersatz (man dachte an Holland) zu sichern. In diesem Augenblick freilich erreichte man nichts, als daß die britische Politik noch unter dem Kanonendonner von Jena und Auerstädt im Zweifel war — ob Preußen nicht noch eine plötzliche Schwenkung zu Napoleon im Sinne habe*)! Je-

*) S. über diese Verhältnisse R. Adair a. a. O. 89. 123. 131. 138 f. 336. 477. 484. Aus Gentz Tagebuch (Schriften II. 265 f. 305 f. 322) ergibt sich, wie Lombard und seine Genossen die Miene annahmen, als sei von England nicht viel

denfalls kam das preußisch-englische Bündniß zu spät, um auf die erste Entscheidung einzuwirken.

Fast ähnlich war es mit dem dritten Verbündeten der Coalition von 1805, mit Rußland. Erst um die Mitte September ging der General Krusemark nach Petersburg, um die Hülfe des Czaren zu gewinnen. Es war auch hier gezögert worden, weil das Cabinet die Hoffnung auf friedliche Botschaften von Paris noch nicht ganz aufgegeben hatte. Alexander gab die freigebigsten Versprechungen; von Stipulationen, schrieb er, sei gar nicht die Rede, Geld, die Armee, kurz Alles stehe dem König zur Verfügung*). In der That ließ er auch sein Heer schlagfertig machen; freilich erst in einem Augenblicke, wo sich in Thüringen die Heere gegenüber standen. Die preußische Armee konnte überwunden und aufgelöst sein, ehe ein russischer Soldat den deutschen Boden betrat. Auch diese Hülfe kam also für die Entscheidung zu spät. Die Aussöhnung mit Schweden, durch einen freundlichen Brief des Königs und die Räumung Lauenburgs vermittelt, hatte nur den Werth, Preußen einen unbequemen und schwer verträglichen Nachbar vom Leibe zu halten. Anknüpfungen mit Dänemark hatten keine sichtbare Folge.

In dieser isolirten Lage, wo Preußen mit den Mächten der Coalition nur ausgesöhnt oder auf künftige Hülfe vertröstet war, gewann der norddeutsche Unionsplan eine erhöhte Wichtigkeit; die deutschen Nachbarn waren jetzt die einzigen, von denen rasche Hülfe zu erlangen war. Wir haben gesehen, welchen Schwierigkeiten das Berliner Cabinet gleich aufangs begegnet war, als es den Gedanken eines norddeutschen Bundes aufgriff — Schwierigkeiten, die es der Napoleonischen Politik sehr erleichterten, den Plan im Keime zu ersticken. Solche Entwürfe sind wohl in dem Falle durchzusetzen, wo den Schwächeren ein Schutz gegeben wird, wie ihn jetzt Preußen bei ihnen suchte; auch dann aber bedürfen sie einer entschlossenen, geraden, im Nothfall nachdrücklich imponirenden Politik, wenn die kleinen Souveränetätsneigungen und Sondergelüste mit Erfolg zu Paaren getrieben werden sollen. Wie sehr diese Voraussetzungen dem preußischen Cabinet fehlten, hatte die Erfahrung der letzten Jahre erschöpfend gezeigt und es war darum ohne Prophetengabe vorauszusehen, daß die neuen Unionsentwürfe scheitern würden. Aber der Verlauf im Einzelnen gewährt doch ein gewisses Interesse, weil sich der deutsche Partikularismus in einer Stunde beispielloser Gefahr selten so charakteristisch gezeichnet hat, wie in dieser Episode.

Die erste Erfahrung machte Preußen am Hofe zu Cassel, der nur um den Preis einiger Mediatisirungen und der militärischen Leitung zu haben war. Von Bignon, dem französischen Gesandten, für den Rheinbund bear-

---

zu erwarten, so daß Gentz auch nicht erfuhr, daß Lord Morpeth am Tage vor seiner Abreise in Weimar angekommen war. S. darüber Adair S. 478.

*) Gentz in dem Tagebuch II. 268. 296.

beitet und in Paris durch seinen Gesandten in gleicher Richtung gelockt, hatte der durch seine Selbstsucht und seinen Geiz berüchtigte Kurfürst nur die eine Sorge, wie er sich am theuersten verkaufen könne. Durch Concessionen gelang es jetzt Preußen, ihn zur Unterzeichnung des norddeutschen Unionsentwurfes zu vermögen (20. August), natürlich unter Vorbehalt der Beistimmung von Kursachsen. Aber Kursachsen zögerte, es hatte seine absonderlichen Gedanken, mit denen es allmälig und vorsichtig zögernd hervortrat. Und warum sollte es nicht? War doch seit der Auflösung des Reiches der Souveränetätsschwindel in alle Köpfe gefahren und nicht nur an den Kurhöfen zu Dresden und Cassel trug man sich mit den Planen einer großen Politik, auch in Bremen, Hamburg und Lübeck spukten schon Entwürfe eines besonderen hanseatischen Bundes, der neben Preußen, Sachsen, Hessen u. s. w. etwas für sich sein wollte*). Während der Krieg immer unvermeidlicher herandrängte und wenigstens die militärische Vereinigung der norddeutschen Gebiete schon zu einem Gebot der Nothwehr ward, war man noch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Sachsen stellte zwar (31. August) eine „erneuerte Verbindung mit Brandenburg und Hessen" in Aussicht, aber man brachte es doch nicht dazu, daß es über seine militärische Hülfe eine bestimmte Zusage gab. Es schien sie bis zum Einmarsch der Preußen verschieben, sich also scheinbar zwingen lassen zu wollen.

Das preußische Cabinet ward durch die wachsenden Hindernisse nachgiebiger; steigerte aber nur die Prätensionen der Anderen. Allmälig enthüllte sich der Plan Kursachsens, einen eigenen sächsischen Sonderbund zu gründen. Es wollte in seinem Kreise zunächst eine bundesstaatliche Einheit herstellen, natürlich mit eigenem Vorsitz, auch wohl einigen leisen Mediatisirungsgelüsten und ohne die geringste Neigung, Preußen einen Vorzug oder eine ausschließliche Leitung einzuräumen**). Die Sorge der kleineren Höfe, namentlich in Thüringen, daß ihre Selbständigkeit gefährdet sei, ward nicht ohne Geschick genährt, der Verdacht auf Preußen gelenkt, damit die Dresdner Politik um so ungestörter ihren besonderen Interessen nachgehen konnte.

Nach dem Allem brauchte es nicht vieler Anstrengung, um diese Unionsplane zu vereiteln; man konnte es ruhig der kläglichen Kirchthurmspolitik der Deutschen überlassen, damit fertig zu werden. Die Napoleonische Diplomatie gab sich aber, trotz aller Ableugnungen, dennoch die überflüssige Mühe, dagegen zu operiren. Während in Dresden der Gedanke einer sächsischen Union ans Licht trat, reifte auch in den Hansestädten der Plan eines hanseatischen Bundes mit einer besonderen Organisation. Bonapartisirende Stimmungen wirkten dort mit dem allerwärts angefachten Souveränetätsschwindel zusam-

*) S. Schmidt Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. II. S. 483. 497—499. 502.

**) A. a. O. S. 521. 541. 542 ff.

men, diese und ähnliche Misbildungen zum Leben zu fördern. Nicht nur die Rheinbundskönige waren von dieser Zeitkrankheit ergriffen, der Hamburger und Bremer Senat waren ebenso ungeduldig, wie ein Zeitgenosse schreibt, „auf den Trümmern der bisherigen Unterordnung unter Kaiser und Reich eine eigene selbständige Souveränetät zu errichten und wo möglich sich selbst zum souveränen Rath zu machen.“ In Waldeck und Lippe, die Hessen-Cassel mit lüsternen Augen sich zur Mediatisirung ausersehen, regten sich Wünsche für den Rheinbund, Oldenburg schien auf den Wink Rußlands zu warten, ehe es sich entschied. Mecklenburg-Strelitz ging in die preußischen Entwürfe ein, aber der Schweriner Herzog schrieb (3. September) ganz stolz, er werde neutral bleiben; so dankbar er den preußischen Schutz benutzen würde, wenn er sich in Gefahr glaubte, so dringend müsse er sich jedes Ansinnen einer Leistung zur Verpflegung des preußischen Heeres verbitten. Diesmal riß denn doch selbst dem Ministerium Haugwitz der Faden der Geduld und es nahm Anlaß, diesem impotenten Hochmuth gegenüber ein drohendes Wort zu sprechen; aber es wagte diesen Versuch doch nur gegen Mecklenburg. Inzwischen hatten, ehe irgend ein sicherer Boden gewonnen war, die Vorbereitungen zum Krieg begonnen; die in Berlin eröffneten Conferenzen ruhten (Ende Sept.) von selber, seit der König und sein Ministerium im Lager waren. Der Versuch, im Lager die Verhandlungen fortzusetzen, fand aber in den sich drängenden Ereignissen ein rasches Ende. Freiwilligen Beistand leistete nur der Herzog von Weimar, der sein Commando übernahm und sein Jägerbataillon zur Verfügung stellte.

War der norddeutsche Bund jetzt nicht zu erreichen, so hatte in dieser bedrängten Lage auch schon der bescheidnere Zweck, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen und Hessen, für Preußen einen unzweifelhaften Werth. Aber man kam darüber so wenig zu einem klaren Abschluß wie über die Union. Sachsen rüstete zwar, allein es gab Napoleon und seiner Diplomatie zugleich ganz friedliche Versicherungen, mahnte Preußen ab, mit seinen Truppen einzurücken, zögerte den Allianzentwurf zu unterzeichnen und legte einen Gegenentwurf vor, durch den die Sache wieder verschleppt ward. Wie man sich dann endlich entschlossen, die sächsischen Truppen zu den preußischen stoßen zu lassen, ward gleichzeitig an Napoleon die Erklärung gegeben: man werde nicht offensiv verfahren und die sächsische Gränze nicht überschreiten. Das veranlaßte denn wieder (29. September) den König, den General Phull nach Dresden zu schicken, um diese Halbheiten zu bekämpfen, und er erhielt auch beruhigende Zusicherungen über diesen Punkt, aber eine Allianz oder eine Militärconvention kam ebensowenig zum Abschlusse, wie der norddeutsche Unionsentwurf.

In ganz ähnlichem Falle befand sich Kurhessen; nur daß die Rolle, die der Kurfürst persönlich dabei spielte, viel unwürdiger war, als das Verhalten Sachsens. Wie er vorher zugleich mit den Franzosen und ihrem Rheinbund

und mit Preußen kokettirt, um den möglichst hohen Preis für sich zu erlangen, so suchte er auch jetzt in den letzten Stunden vor dem Kampfe diese doppelzüngige Rolle durchzuführen. Als die ersten Allianzanträge kamen, war er gleich bereit gewesen, um den Preis einiger Mediatisirungen Theil zu nehmen; wie er aber Gefahr und Opfer bringen sollte, suchte er sich herauszuwinden. Die preußischen Bemühungen im August und September, ihn zum militärischen Anschluß zu bewegen, waren fruchtlos gewesen; erst suchte er auszuweichen und hinzuhalten, und wie man eifriger in ihn drang, lehnte er das ihm angebotene Commando ab, verweigerte die Mitwirkung seiner Truppen und protestirte gegen den Einmarsch der Preußen in sein Gebiet (Mitte September). Er schien sich Preußen gegenüber ganz die Politik zur Richtschnur zu nehmen, die dieses selber unter Haugwitz' Leitung den großen Mächten Europa's gegenüber früher eingehalten hatte.

Noch gab man in Berlin die Hoffnung nicht auf, den Kurfürsten im letzten Moment zur Theilnahme zu bestimmen, allein er beantwortete alle erneuerten Anträge nur mit dem Verlangen der Neutralität. Der früher entworfene Allianzvertrag ward jetzt bei Seite gelegt, wie der Unionsentwurf. Vielmehr kam der Kurfürst (2. October) selbst ins Lager nach Naumburg, suchte seine „bewaffnete Neutralität" zu behaupten und nahm, als drei Tage später das Blücher'sche Corps durch Cassel marschirte, den Franzosen gegenüber die Miene an, sehr gekränkt zu sein und Protest eingelegt zu haben gegen die Verletzung seiner Neutralitat. Ueber den Kurprinzen, der preußischer General war und sich nun ins Lager begab, that er sehr entrüstet und zögerte auch auf die letzte Aufforderung Preußens, die erst wenige Tage vor dem Ausbruch des Kampfes an ihn gerichtet ward, sich einzulassen. Erst als man an der Saale stand, drei Tage vor der Schlacht bei Jena, kam ein Schreiben des Kurfürsten vom 9. October, das verspäteten Eifer für Preußen an den Tag legte*). Drum war es nachher nur eine verdiente Züchtigung für diese politische Achselträgerei, wenn Napoleon, als er mit Preußen fertig war, auf diese hessische Dynastie zuerst in Deutschland sein bekanntes „a cessé de regner" angewandt hat.

Napoleon war vom ersten Augenblicke an, wo der übereilte Entschluß zum Kriege gefaßt ward, von Allem genau unterrichtet; er kannte jene Depesche Lucchesini's, die in Berlin den Ausschlag gab, früher als der preußische Hof. Er war gerüstet auf den Kampf mit Preußen und brannte vor Ungeduld, Rache zu nehmen für die Schwankungen vom Spätjahr 1805. Denn an keinem Kriege, den er bis jetzt geführt, hatte seine persönliche Leidenschaft so großen Antheil; sie prägte sich nachher in seinen Bulletins, in den Friedensbedingungen und in der Behandlung, die er dem Lande werden ließ,

*) S. Höpfner I. 311.

sprechend genug aus. Die ruhige Ueberlegung sagte ihm wohl, daß die Ueberwältigung Preußens ein Erfolg zweischneidiger Art sei; sie vermehrte den Umfang und die Last seiner Politik, sie räumte den letzten Damm zwischen ihm und Rußland weg, sie legte den Keim zu einem Widerstande in den Massen, dessen Wirkungen ihm verderblicher werden mußten, als die Kriege der Cabinete. Drum haben auch seine Vertheidiger in dem Verfahren gegen Preußen den ersten folgenschweren Mißgriff seiner Politik gesehen und er selbst schien bisweilen zu schwanken, ob es klug sei, die Dinge so auf die Spitze zu treiben. Aber der Groll und der Uebermuth gewannen die Oberhand über die politische Berechnung.

Nun hatte Haugwitz nach der Mobilmachung die Kriegslist ausgesonnen, den französischen Kaiser durch trügerische Unterhandlungen hinzuhalten. Scheinbar den Franzosen zu Gefallen ward Lucchesini abgerufen und der General Knobelsdorff hingeschickt, um dem Kaiser die friedfertigen Gesinnungen Preußens zu betheuern. Napoleon täuschte sich darüber nicht; er äußerte wohl trotzig, als Knobelsdorff (7. u. 11. September) die ersten Audienzen bei ihm hatte, er werde Preußen mit allen Kräften entgegentreten und es angreifen, bevor Rußland helfen könne, aber er fügte auch hinzu, das Alles könne sich friedlich schlichten und die alte Freundschaft wieder angeknüpft werden, wenn Preußen augenblicklich die Entwaffnung eintreten lasse. Knobelsdorff aber war diesen Versicherungen um so zugänglicher, als ihn Haugwitz selber in dem trügerischen Glauben erhielt, es sei mit dem Kriege kein rechter Ernst. Und wer bürgte dafür, daß der preußische Staatsmann nicht auch jetzt noch sehr bereit war, wenn Napoleon die Hand zum Frieden hinstreckte? Daß Krusemarks Sendung nach Petersburg verzögert ward, um Knobelsdorffs Antwort abzuwarten, zeigt denn doch, daß man noch immer die Friedenshoffnungen nicht abgelegt! So war auch jetzt in dem Moment, wo die Rückkehr kaum mehr möglich war, die preußische Politik in eine falsche, schielende Richtung geleitet. Es ward gezögert mit England, Oesterreich und Rußland die engsten Einverständnisse anzuknüpfen, und diese Mächte selbst hatten nach den Dingen, wie sie vorlagen, nicht Unrecht, wenn sie noch in dem Augenblicke nicht ernstlich an den Krieg glaubten, als sich die Heere bereits an der Saale kampffertig gegenüber standen. Eine neue Denkschrift, welche außer Stein von den Prinzen Heinrich, Wilhelm, Louis, dem Prinzen von Oranien, den Generalen Phull und Rüchel unterzeichnet war, erbat (2. Sept.) vom König die Entfernung der Cabinetsräthe und des Ministers Haugwitz, die allein Festigkeit und Ruhe in die Gemüther zurückführen und gegründete Hoffnung auf einen guten Ausgang geben könne. Aber der König nahm den ungewöhnlichen Schritt noch ungnädiger auf, als den früheren Versuch, der im Mai gemacht worden war*).

*) Pertz, Steins Leben I. 347 ff.

Es konnte Napoleon nur nützen, Preußen in Illusionen zu erhalten, die dessen rasche und rücksichtslose Thätigkeit lähmten und ihm selber noch eine kurze Frist zur Rüstung gaben. So war denn auch Laforest in Berlin instruirt, jeder bestimmten Auskunft auszuweichen. Er solle, schrieb ihm am 12. September Talleyrand, wenn immer möglich, nichts Schriftliches von sich geben, lieber, wenn man ihn dränge, sich krank melden. Die französischen Truppen, schrieb er ihm acht Tage später, würden sich gegen Ende September den preußischen Gränzen nähern; wenn die Nachricht davon nach Berlin komme, solle er sich unwissend stellen, eine Sendung an Berthier anbieten und erst im alleräußersten Falle die Thatsachen einräumen, auch den Rückzug der Truppen versprechen, falls Preußen sofort entwaffne*). So war auch noch im letzten Moment Haugwitz, wo er täuschen wollte, selber der Getäuschte. Während Knobelsdorff in Paris friedliche Versicherungen hörte, Laforest in Berlin sich unsichtbar machte, brachte der Moniteur vom 27. September schon ein Rundschreiben an die Rheinbundsfürsten, das ihnen die Ausrüstung ihrer Contingente befahl, und die französischen Armeen waren schlagfertig zum Aufbruch. In der Nacht vom 24. September verließ Napoleon selber seine Hauptstadt und begab sich an den Rhein.

Er verfügte nicht allein über die Hülfsquellen Frankreichs, Hollands, Italiens und eines Theiles von Deutschland, sondern er hatte auch den großen Vortheil, seine siegreiche Armee von 1805 schlagfertig fast an den südlichen Gränzen Preußens vereinigt zu halten. Die Verwickelung wegen Cattaro hatte ihm den erwünschten Vorwand gegeben, die Bedingung des Friedens, welche die Räumung Deutschlands gebot, unerfüllt zu lassen. So stand im Sommer des Jahres 1806 Soult mit 30,000 Mann am Inn und der Isar und hatte ebenso viel Baiern und Württemberger zur Seite; Ney war in gleicher Stärke in Oberschwaben, Davoust mit einer etwas stärkeren Armee im Hohenlohe'schen und am Neckar aufgestellt, Bernadotte hielt mit 40,000 Mann das Ausbach'sche, die fränkischen Bisthümer und einen Theil der Oberpfalz besetzt, während Augereau und Lefebvre, jeder mit etwa 20,000 Mann, sich am Main von Schweinfurt an bis über Frankfurt hinaus ausdehnten. Ueber 200,000 Mann waren also von Oberbaiern bis an den Thüringer Wald vereinigt und konnten in kurzer Zeit schlagfertig sein. Berthier empfing in München die Befehle des Kaisers und leitete von dort aus alle nöthigen Vorbereitungen. Um die Mitte September wurden die Marschälle angewiesen, sich in Franken zu concentriren, um auf ein gegebenes Zeichen rasch gegen Preußen vorzurücken: doch sollten sie vorerst noch alle Vorsicht anwenden, bis man zu den Waffen greife, Verstellung und Klugheit üben und den Kaiser handeln lassen. Am 24. September gab Berthier die entscheidenden Befehle. Bernadotte sollte am 2. October sich bei Bamberg concentriren,

*) S. Lefebvre II. 364.

Davoust ihm einen Tag später folgen; Augereau war angewiesen, sich um dieselbe Zeit zwischen Frankfurt und Gießen aufzustellen, Lefebvre sollte zu gleicher Frist im Würzburgischen, Ney bei Ansbach vereinigt sein, Soult sich in der Nähe von Amberg marschfertig halten. Von den Rheinbundstruppen waren die Württemberger (8000 Mann) auf den 3. October nach Ellwangen, die Badner (4000 Mann) in die Nähe von Mergentheim beordert, das darmstädtische Contingent von 6000 Mann war Augereau zugetheilt, die Baiern hatten Passau, Kufstein, zum Theil auch Braunau zu decken, ein Corps von 15,000 Mann zwischen Inn und Isar aufzustellen und ein anderes von 7—8000 Mann bei Eichstädt mit der französischen Armee zu vereinigen. Am 28. September ward das Hauptquartier nach Würzburg verlegt; am gleichen Tage traf Napoleon selbst in Mainz ein. Wie es ihnen anbefohlen war, so vorsichtig und mit so wenig Aufsehen hatten die Marschälle seine Befehle vollzogen. Am 3. October näherte sich Bernadotte über Lichtenfels und Kronach, Lefebvre, dessen Stelle nachher Lannes einnahm, in der Richtung von Schweinfurt und Königshofen der sächsischen Gränze, indeß Davoust bei Bamberg stand, Soult auf dem Marsche dahin war, Ney sich von Nürnberg näherte und die Corps von Augereau, Murat nebst der Garde unter Bessières sich von Würzburg aus in Bewegung setzten. Hier war auch am Abend des 3. October Napoleon angekommen. Mit musterhafter Präcision wurden alle Anordnungen getroffen; Vorräthe, Waffen und Munition noch einmal genau geprüft, die Kranken und Ermüdeten zurückgelassen, alles überflüssige Gepäck beseitigt, Brod für vier Tage mitgegeben, überhaupt Alles auf die möglichste Raschheit der Action vorbereitet. In drei Heeresmassen, so lautete der einfache Plan Napoleons, sollte der Marsch nach Sachsen vor sich gehen; Soult mit 35,000 Mann, hinter ihm Ney mit 12,500 und das bairische Corps bildeten den rechten Flügel; Bernadotte mit beinahe 24,000, Davoust mit 33,000, dann der größere Theil der Cavalleriereserve und die Garde, zusammen eine Macht von 70,000 Mann, das Centrum, bei dem sich Napoleon selbst befand und das über Kronach, Lobenstein und Schleiz vorgehen sollte; der linke Flügel, aus Lannes' Corps mit etwa 23,000 Mann und aus dem durch die Vereinigung mit den Darmstädtern etwa gleich starken Corps Augereau's zusammengesetzt, sollte über Coburg, Gräfenthal und Saalfeld vorgehen. Außer den Rheinbundstruppen und einem Corps, das sich unter Mortier bei Mainz sammelte, waren also gegen 200,000 Mann gegen Preußen in Bewegung*). „Mit dieser ungeheuern Uebermacht, schrieb Napoleon selbst an Soult, auf einem schmalen

*) Nach Mathieu Dumas 139,818 Mann Infanterie, 40,613 Mann Cavallerie, 15,391 Mann Artillerie, Pioniere u. s. w., 3118 Mann Genietruppen, zusammen 198,940 Mann. S. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807. I. S. 202 ff.

Raum vereinigt, habe ich es in meiner Gewalt, den Feind überall, wo er Stand halten will, mit doppelten Kräften anzugreifen."

Preußen hatte durch seine Mobilmachung eine Feldarmee von etwas über 130,000 Mann aufgebracht, die sich durch die Vereinigung mit den Sachsen auf 150,000 steigerten*); es war also nicht einmal die ganze Streitkraft in Bewegung und preußische Quellen selbst geben an, daß zwischen 30—40,000 Mann in Ostpreußen, Polen und Schlesien immobil geblieben sind. War es übel angebrachte Oekonomie, oder Besorgniß wegen Polen, oder der Gedanke, daß man damit eine Reservearmee hinter sich lasse, oder wirkte auch hier die Halbheit lähmend ein, in jedem Falle schwächte man dadurch seine Kraft zum ersten Schlag und schuf sich keinen von den Vortheilen, die man in Rechnung gezogen haben mochte. Diese Unvollkommenheit der Ausrüstung gab sich aber noch in mancher andern Richtung kund; die Festungen waren zum Theil unzureichend versorgt, die Waffenvorräthe klein, Verschanzungen an den Flußübergängen hatte man keine herstellen lassen. Ein leitender und durchgreifender Wille war nicht vorhanden; der König, der seiner eigenen schlichten Einsicht zu wenig vertraute, hörte Alle, die sich berufen fühlten mitzureden, ein Gutachten drängte das andere, eine Meinung widerlegte die andere, wie sich wohl denken läßt, nicht zum Vortheil eines Staates, in dem es mehr als in jedem andern überliefert war, daß der König selber commandirte.

Im ersten Augenblicke nach der Mobilmachung waren die Truppen nur so aufgestellt worden, daß man gegen jeden überraschenden Angriff gesichert war, sie machten Front nach allen Seiten. In Hannover stand ein Corps, das nachher Rüchel commandirte, in Westfalen ein anderes unter Blücher; wieder ein anderes sammelte sich bei Magdeburg, wohin sich die Garnisonen von Berlin und Potsdam und die noch übrigen märkischen Regimenter zogen; Kalkreuth stand mit einem in Pommern, um, wenn man von Schweden nichts mehr zu besorgen hatte, ebenfalls gegen Magdeburg abzumarschiren; die schlesischen und südpreußischen Regimenter, später vom Fürsten von Hohenlohe geführt, standen im westlichen Schlesien gegen Sachsen hingewendet; an sie sollte sich auch Tauenzien mit seinem kleinen Corps im Baireuthischen anschließen. Zu Ende des August bereitete man neue Aufstellungen vor, in denen sich zuerst der Gedanke einer Offensive ankündigte. Die märkischen und die bei Magdeburg versammelten Truppen sollten unter dem unmittelbaren Befehle des Herzogs von Braunschweig die Hauptarmee bilden, bei der

---

*) Höpfner, der überall aus authentischen Quellen geschöpft hat, rechnet 107,290 Mann Infanterie, 30,344 Mann Cavallerie und 4277 Mann Artillerie, ohne die Artillerie- und Pontontrains. Nach Abzug der Abtheilungen in Hameln und Nienburg und der in solchen Fällen gewöhnlichen Defecte mochten es dann 130,000 Mann disponibler Truppen sein.

sich auch der König befand; ihre Aufstellung sollte längs der Saale von Halle abwärts sein. Rüchel hatte seine Aufstellungen an der Leine im Göttingenschen, Blücher bei Paderborn zu nehmen und sich wo möglich an die Kurhessen anzuschließen; die in Schlesien aufgestellten Streitkräfte waren zum Einmarsch nach Sachsen bestimmt, um sich mit dem sächsischen Contingent zu vereinigen. Das Reservecorps, aus den westpreußischen Truppen gebildet und der Führung des Herzogs Eugen von Württemberg übergeben, sollte seinen Marsch zunächst gegen Küstrin soviel wie möglich beschleunigen. Wie man dann die ersten genaueren Nachrichten über die Stärke des Feindes erhielt und sich überzeugte, daß derselbe im Stande sei, rasch und mit überlegenen Kräften den Angriff zu beginnen, wurde (8. September) eine weitere Anordnung getroffen; die Hauptarmee sollte sich danach bei Naumburg sammeln und auch die übrigen Streitkräfte sich vorwärts nach Süden bewegen, um „dem Feinde so früh als möglich eine Hauptschlacht in Sachsen zu liefern, ehe der Enthusiasmus, welcher die Armee beseelt, abnimmt und ihre Kraft durch Fatiguen erschöpft wird."

In diesen bedächtigen militärischen Schritten spricht sich wie in den diplomatischen deutlich genug aus, daß der Entschluß zum Krieg noch nicht ohne Rückhalt gefaßt war und die trügerische Hoffnung auf Friedensbotschaften aus Paris im Lager wie im Cabinet die rasche Thätigkeit lähmte*). Auch die eitle Erwartung auf den Anschluß Kurhessens wirkte hemmend ein; zu den nutzlosen Hin- und Hermärschen und Verzögerungen kam dann die Noth der Verpflegung und eine Menge von Misständen, worin sich die Friedensarmee verrieth. Ein Theil der Munitionsvorräthe ward erst jetzt verfertigt; Mineurs, Pioniere, Munitionsvorräthe, Lazarethanstalten gab es nicht, die Verpflegung war Leuten überlassen, die erst ihre Erfahrungen sammelten und natürlich mit dem schrankenlosen Requisitionssysteme der Franzosen nicht concurriren konnten; das Kundschafterwesen war ganz vernachlässigt**).

Am peinlichsten war indessen immer der Mangel eines einheitlichen Oberbefehls, und die Zusammensetzung des Hauptquartiers war nicht dazu angethan, diese Lücke weniger schmerzlich empfinden zu lassen. Am 23. September war der König mit der Königin in Naumburg eingetroffen; in seiner Umgebung befanden sich der greise Möllendorf, die Generalmajors Phull, Zastrow und Köckeritz, die Obersten Kleist und Rauch. Auch Haugwitz und Lucchesini, der kurhessische Minister Waitz und ein sächsischer Bevollmächtigter hatten sich dort zusammengefunden. Zum Oberfeldherrn war der Herzog von Braunschweig bestimmt, zu dessen Characteristik wir nach der früheren

*) S. das Schreiben des Königs vom 8. Sept. a. a. O. I. 132.

**) S. (Rühle von Lilienstern) Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge von 1806. I. 29. 35 ff. II. 93. 101 f. Vgl. Aus dem Nachlasse des General v. d. Marwitz II. 5.

Darstellung des Krieges von 1792 und 1793 wohl nichts mehr hinzuzufügen brauchen. Was dem kriegserfahrenen und einsichtigen Feldherrn vierzehn Jahre früher den Erfolg entwunden hat, der Mangel einer feurigen Thatkraft und eines rasch zugreifenden Entschlusses, das Schwanken zwischen eigener besserer Einsicht und fremdem Einflusse, die Scheu vor jeder kühnen Verantwortlichkeit — das war seitdem bei dem 71jährigen Greise eher schlimmer als besser geworden. Seine Zuversicht war noch geringer als damals. Er klagte gegen seine Umgebung über Hohenlohe, nannte Rüchel einen Fanfaron, den Marschall Möllendorf einen abgestumpften Greis, den General Kalkreuth einen listigen Ränkeschneider, die Generale zweiten Ranges talentlose Rentiniers, und warf dann wohl die Frage auf: und mit solchen Leuten soll man Krieg führen gegen Napoleon? Nein, der größte Dienst, den ich dem König leisten kann, ist es, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten. Dem Herzog stand als jüngerer Rivale der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen gegenüber, der in den Revolutionskriegen mit Glück und Ehren gefochten, seine eigene Begabung vielleicht überschätzte, sich in seiner Unterordnung unter den Herzog nicht behaglich fühlte und durch eine widerspruchsvolle und eigenwillige Haltung gegenüber dem Oberbefehlshaber nicht selten verdarb, was er mit seinem Talent und seiner Erfahrung dem Ganzen hätte nützen können. Dieser Widerspruch stammte weniger von ihm selbst als von einem Manne, dessen Einflusse er sich völlig hingab, dessen Einfälle er gern wie seine eigenen Ideen ausmünzte. Es war der Oberst Massenbach, dem die competentesten Beurtheiler Geist, Phantasie, Thätigkeit nicht bestritten, an dem sie aber Tact, sicheres Urtheil, Klarheit und Consequenz, namentlich wo es die Ausführung galt, völlig vermißten*). Er hatte das Gepräge eines rastlosen Planmachers, eines raisonnirenden Talentes, das gern die Miene des Alles überschauenden Genies annimmt, und war zugleich der eigentliche Repräsentant der gelehrt und tiefsinnig klingenden Generalstabsweisheit jener Tage, die wir früher mit den Worten eines ausgezeichneten preußischen Militärschriftstellers gezeichnet haben. Dabei war er von dem Wahne betäubt, Preußens Heil sei allein in einer Verbindung mit Napoleon zu suchen, stand also nicht mit dem Herzen bei diesem Kriege; wie seine spätere Schriftstellerei beweist, fehlte ihm auch die rechte Pietät und Anhänglichkeit an den Staat, der sein zweites Vaterland geworden war. In diesem Zwiespalt widerstrebender Persönlichkeiten ging dann vollends alle Einheit des Oberbefehls verloren; ausgezeichnete Kräfte, die auch im leitenden Hauptquartiere vorhan-

*) Außer der Charakteristik nach Clausewitz, die Höpfner I. 152 gibt, findet sich namentlich bei dem General v. d. Marwitz („Aus dem Nachlasse rc. Berlin 1852. I. 140 ff.) eine anschauliche Schilderung Massenbachs. Ebendas. II. 58 f. über Hohenlohe. Vgl. auch Müffling „Aus meinem Leben“ S. 7 f. über die Persönlichkeiten des Hauptquartiers.

den waren, wie Scharnhorst, der Chef des Generalstabes beim Herzog, erlangten nicht die Bedeutung, die ihnen gebührte.

Am 24. und 25. September fand im Hauptquartier eine Berathung statt, der außer dem König und dem Herzog die angesehensten Officiere aus des Königs Umgebung und aus dem Generalstabe beiwohnten; das Ergebniß war die Annahme eines Angriffsplanes, den der Herzog vorgeschlagen hatte. Noch waltete die Hoffnung vor, man könne den Feind, bevor er schlagfertig und vereinigt sei, überraschen und durch eine geschickte Offensive, die zudem allein den Traditionen und der Lage der preußischen Armee zu entsprechen schien, seiner Ueberlegenheit einen Vortheil abgewinnen. Der Plan war daher, mit entscheidender Uebermacht unerwartet auf die französischen Linien zu fallen und sie in ihrer Mitte zu durchbrechen, bevor sie sich in ganzer Stärke sammeln könnten. Zu dem Zwecke sollte zur Rechten Rüchel durch Demonstrationen den Feind täuschen, bis über Fulda vorgehen und den Schein erwecken, als sei er die Avantgarde der Hauptarmee, die nach dem untern Main und Rhein vordringen wolle; zur Linken hatte sich Tauenzien mit einem kleinen Corps bei Hof aufzustellen und durch Bewegungen gegen Nürnberg und Amberg hin die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen. Durch diese Demonstrationen gedeckt, wäre dann die Hauptarmee am 2. October aus ihren Stellungen an der Saale aufgebrochen, um vereinigt mit dem Hohenlohe'schen Corps über den thüringer Wald und die Werra vorzugehen und je nach den Nachrichten, die man vom Feinde empfing, in der Richtung auf Schweinfurt oder auf Bamberg den Feind aufzusuchen. Auch jetzt freilich, wie dieser Angriffsplan gefaßt ward, war man noch nicht über die diplomatisirende Halbheit hinweg und beschloß, die Feindseligkeiten nicht vor dem 8. October zu beginnen, weil an diesem Tage noch eine Antwort Napoleons erwartet wurde. Bis dahin konnte sich allerdings Manches geändert haben. Schon gleich nachdem man sich über den Plan geeinigt, trafen sichere Nachrichten über die Bewegungen des Feindes in Franken, seine Concentrirung gegen den Main hin im Hauptquartier zu Naumburg ein; bald erfuhr man die Ankunft Napoleons am Rhein, und mit welcher Eile die Garden nach dem Kriegsschauplatze befördert wurden. Es ward daher beschlossen, die Bewegungen noch etwas früher zu beginnen und schon am 1. October aus den Stellungen an der Saale nach dem Thüringer Walde und der Werra aufzubrechen.

Der neue Operationsplan war im Gange, und die indessen eingetroffene Botschaft, daß Napoleon nach Würzburg komme und sich dort und an der fränkischen Saale ansehnliche Streitkräfte sammelten, hatte seine Durchführung nicht gestört, als plötzlich neue Eindrücke auf die unentschlossene Seele des Urhebers herüberwirkten. Es kamen ihm, vielleicht durch Lucchesini*), die ir-

*) So versichert Massenbach in den Denkwürdigkeiten II. 1. 66 f. Lucchesini II. 117 f. stellt es in Abrede. Wir gestehen, daß es uns schwer wird, zwischen der

rigen Nachrichten zu, Napoleon werde hinter der fränkischen Saale den Angriff abwarten: denn er wünsche den Krieg nicht und wolle am wenigsten als der angreifende Theil erscheinen. Der Herzog, von Anfang an ohne rechtes Vertrauen in diesen Krieg und im Stillen immer von dem Wunsche beherrscht, man könne den ungleichen Kampf vermeiden, mag unter dem Eindrucke der trügerischen Botschaft doch noch einmal der Hoffnung einer friedlichen Lösung nachgegeben haben. In jedem Falle verlor er die Lust zu seinem Angriffsplane, und wie es seine unentschlossene Natur mit sich brachte, schob er nun gern die Verantwortlichkeit von sich und fing von Neuem an, hinter weitläufigen Conferenzberathungen seine Verlegenheiten zu verbergen. So ward denn seit dem 4. October in dem neuen Hauptquartiere zu Erfurt wieder Rath geflogen, was zu thun sei. Der Herzog fragte Hohenlohe und Massenbach um Rath, von denen er wußte, daß sie seinen Angriffsplan nie gebilligt und nur mit Widerstreben an der Vollziehung Theil genommen hatten. Während die Einen meinten, man solle vorläufig in Thüringen zwischen Eisenach, Weimar, Camburg eine abwartende Stellung einnehmen, die Anderen eine Recognoscirung zu versuchen vorschlugen, verfocht der Hohenlohe'sche Generalstab, namentlich Massenbach, eifrig die Ansicht, die Franzosen würden durch das Baireuth'sche in Sachsen vordringen und die preußische Armee links umgehen, weshalb man auf's rechte Saalufer hinüberrücken und im Baireuth'schen sich zur Offensive concentriren müsse. Was an dieser Meinung Richtiges war, dem ist, wie es scheint, durch die verworrene Art, wie Massenbach sie verfocht, die überzeugende Kraft benommen worden. Wenigstens fand der in dieser Lage zutreffende Rath Scharnhorsts: es komme im Kriege weniger darauf an, was man thue, als daß es mit gehöriger Einheit und Kraft geschehe, man solle darum Massenbachs Vorschlag annehmen, ihn aber auch ohne Verzug und mit größter Anstrengung durchführen, den Beifall des Kriegsrathes nicht. Aus dem Gewirre verschiedener Meinungen ging dann der bezeichnende Entschluß hervor — eine große Recognoscirung vorzunehmen*). Man wird dabei an das Wort von Clausewitz erinnert, der die Recognoscirungen als einen Act der Verlegenheit bezeichnet, zu dem man dann gewöhnlich greife, wenn es an Unternehmunsgeist fehlt, und man doch

---

Glaubwürdigkeit der beiden Zeugen eine Entscheidung zu treffen. Uebrigens zeugt auch Haugwitz diesmal gegen Lucchesini, s. Fragment des mémoires inédits S. 41 ff. Glaubwürdig wird die Sache durch Müffling, der a. a. O. S. 16 versichert: Noch klingt es in meinen Ohren, wie Lucchesini nach seiner Ankunft aus Paris im königl. Hauptquartier Naumburg auf des Herzogs Frage über Napoleons Absichten ihm erwiederte: Monseigneur — il ne sera jamais l'agresseur, jamais, jamais. Eine innere Zufriedenheit überzog bei diesen Worten das Gesicht des Herzogs.

*) Müffling S. 18. 19. gibt eine anschauliche Schilderung solcher Conferenzen. Phull hatte wohl Recht, wenn er ausrief: „Was soll aus einem so verwünschten Meinungspikenik herauskommen?"

des Scheines halber etwas thun wolle*). So schien es auch der König anzusehen, denn er verwarf den Plan und fand es nachher genügend, daß ein Hauptmann es unternahm, die Stellungen des Feindes zu recognosciren. Am 6. endlich, nachdem kostbare Zeit verloren und Verwirrung genug angerichtet war, beschloß man doch, zwischen Gotha, Erfurt und an der Saale solche Stellungen zu nehmen, die es leicht machten, den früher von Massenbach verfochtenen Linksabmarsch auszuführen. „Ich habe beschlossen, schrieb der König am 7. October an Rüchel, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar in eine solche concentrirte Stellung zu bringen, daß man die Truppen an einem Tage versammeln kann. Ich habe dabei als Grundsatz angenommen: dem uns auf dem linken Flügel umgehenden Feinde mit der Hauptarmee und dem Hohenlohe'schen Corps vereinigt entgegen zu gehen und selbigen anzugreifen, wobei sich aber unmöglich die Zeit, wann, und der Ort, wo dies stattfinden könnte, im Voraus bestimmen läßt. Während dieser Bewegung bleibt jedoch nichts übrig, als unsern rechten Flügel, das Rüchel'sche Corps, so lange zu refüsiren, bis nach einem auf dem linken Flügel geschehenen Schlage derselbe wieder degagirt werden könnte"**).

Während man zu Erfurt berieth, war Napoleon (6. October) in Bamberg angekommen und traf seine Anstalten, die preußische Armee zu umgehen. Lannes und Augereau, also der linke Flügel, so war die Anordnung, sollten (7. u. 8. October) über den Main gehen und sich gegen Coburg wenden, Murat bei Kronach eintreffen, Davoust und die Garden sich ebendahin ziehen, Bernadotte die Richtung auf Saalburg und Lobenstein einschlagen, also das Centrum in der Stärke von 80—90,000 Mann auf der Leipziger Straße vordringen. Auf der Rechten sollte Soult am 7. von Baireuth aufbrechen, am 9. sich Hof nähern, Ney ihm etwa einen halben Tagemarsch folgen.

In Bamberg erhielt Napoleon (7. October) das preußische Ultimatum und ein Schreiben Friedrich Wilhelms III., zwei Actenstücke, die Knobelsdorff zu seiner lebhaften Ueberraschung erst nach des Kaisers Abreise erhalten hatte, und die nun von Talleyrand nachgesendet wurden. Das Ultimatum verlangte in trockenem Tone die unverzügliche Räumung Süddeutschlands von den Franzosen, die ungehinderte Zulassung des norddeutschen Bundes und die Schlichtung der noch übrigen streitigen Interessen, wobei vor Allem Wesel an Berg, die drei westfälischen Abteien an Preußen zurückgestellt werden sollten. Auf diese Forderungen, hieß es, erwarte der König bis zum 8. October die Antwort. So wunderlich bei so viel Verzagtheit so viel Trotz erscheinen mag, wir haben aus den Berathungen des Hauptquartiers ersehen, daß man sich jetzt in der That Hoffnung machte, diese vierundzwanzigstündige

*) Clausewitz' hinterlassene Werke. V. 125.
**) S. Höpfner a. a. O. I. 218 f.

Frist, die man Napoleon und seinen 200,000 Mann stellte, werde von Erfolg sein!

Napoleon beantwortete das Ultimatum mit höhnischem Uebermuthe und im Tone der Wachtstube: „Man gibt uns, schrieb er an Berthier, ein Rendezvous auf den 8. October; ein Franzose läßt nie auf sich warten. Man sagt aber, eine schöne Königin wolle Zeuge sein bei den Kämpfen, gut, wir wollen artig sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschiren.“ Den Brief des Königs, der allerdings auch nach Ansicht der Freunde Preußens zu weitschweifig und in einem unpassenden Tone gehalten war*), nannte er in seinem ersten Bulletin „ein schlechtes Pamphlet, wie sie das englische Ministerium für fünfhundert Pfund jährlich verfertigen lasse.“ Darin kündigte sich der Ton des Bulletins von 1806 an. Schon das erste enthielt eine ganze Blumenlese solcher Rohheiten und führte auch bereits jenen Federkrieg gegen die Königin Luise, dessen sich der letzte französische Soldat hätte schämen müssen. Die Königin war als Amazone geschildert, wie sie zu Pferde saß und in Dragoneruniform den Kriegsbrand schürte! Man wußte in der That nicht, worüber man mehr erstaunen sollte: über den Mangel jedes ritterlichen Zuges in dem Kaiser, oder über die „große“ Nation selber, die sich mit so platten Gassenwitzen regaliren ließ!

Der gleiche Ton vermessensten Uebermuthes, aber zugleich geschickt berechnet auf die Stimmungen der Armee, sprach aus der Proclamation, die er am 6. October in Bamberg ans Heer erließ. „Sie wollen, hieß es darin, daß wir beim Anblick ihrer Armee Deutschland räumen! die Unsinnigen!!! .... Soldaten, es ist Keiner unter Euch, der auf einem anderen Wege als dem der Ehre nach Frankreich zurückkehren möchte. Nur unter Triumphbogen dürfen wir dahin zurückkommen. Sollen wir darum den Jahreszeiten, Meeren, Wüsten getrotzt, das vereinigte Europa besiegt, unsern Ruhm von Ost nach West getragen haben, um wie Ueberläufer in unser Vaterland zurückzukehren, damit man sagen kann, der französische Adler sei bei dem Anblick der preußischen Armeen erschreckt entflohen?“

Das war die Stimmung, von der man im preußischen Hauptquartier noch bis zuletzt eine nachgiebige Antwort erwartete. Dem König blieb darnach nichts übrig, als sich auf den äußersten Kampf zu rüsten und in einer schlichten, warmen Ansprache an Volk und Heer auf das hinzuweisen, was auf dem Spiele stand. Sieben Jahre später hat er in einem berühmten Aufrufe den rechten Ton angeschlagen, der zu dem Herzen drang; auch jetzt hätte die kurze und einfache Anrede aus der Feder von Gentz genügt, die der König erließ. Aber die Staatsmänner, die Preußen so tief herabgebracht, wollten, wie es schien, ihm keine Demüthigung ersparen. Am 9. October erschien zu Erfurt

*) S. Gentz in dem Tagebuch II. 235. Napoleon beantwortete ihn erst zwei Tage vor der Schlacht bei Jena.

ein Manifest, das, von Lombard verfaßt und durch Gentz wenigstens von den ärgsten Taktlosigkeiten gereinigt*), die undankbare Aufgabe übernahm, durch einen Rückblick auf die Vergangenheit die eigene Politik zu rechtfertigen. Darin war den Franzosen bis auf das Consulat und die Revolution zurück, ein so reiches Register ihrer Sünden vorgehalten, daß man mit Recht fragen mußte: wie konnte Preußen gegen dieses Frankreich eine so lange Reihe unwürdiger Nachgiebigkeiten üben? Zugleich rühmte sich in dem Manifest die preußische Politik ihrer Nachgiebigkeiten und Freundschaftsdienste gegen den fremden Zwingherrn, in demselben Athem, wo sie ihn auf's heftigste anklagte. Es war, wie englische Blätter bitter sagten, die Sprache einer Verführten, die ihrem Verführer alle Schwachheiten vorwirft, die sie für ihn gehabt hat. Der Eindruck mußte nach beiden Seiten gleich übel sein; Napoleons korsische Rachsucht ward durch die Vorwürfe aufs Aeußerste gesteigert und die Achtung der übrigen Welt durch die Bekenntnisse, womit man die Anklagen würzte, nicht gewonnen.

Die Nachrichten der letzten Tage ließen kaum eine Täuschung mehr zu über die Stärke und Richtung der feindlichen Massen; man beschloß daher (8. October) im Hauptquartier, seine Stellungen enger zusammenzuziehen. Die Hauptarmee war zwischen Gotha, Erfurt und Weimar vereinigt, Rüchels und Blüchers Truppen sollten sich ebenfalls Gotha und Erfurt nähern, Tauenzien sich zum Hohenlohe'schen Corps zurückziehen, die Reserve unter Eugen von Württemberg von Magdeburg gegen Halle und, je nach den Umständen, noch näher heranrücken. Im Hohenlohe'schen Hauptquartier war man freilich jetzt nur noch eifriger der Meinung, daß allein ein rascher Uebergang über die Saale heilsam wirken könne, und folgte mit sichtbarem Widerstreben den neuen Anordnungen. Es zog den Fürsten und seinen Rathgeber Massenbach immer nach dem rechten Ufer, während im Hauptquartier die Concentrirung auf dem linken verfügt ward, und die wiederholte Weisung des Herzogs, daß er sich nahe bei der Hauptarmee halten und jedenfalls den Flußübergang nicht beginnen solle, ehe es mit der ganzen Macht geschehe, hinderte nicht, daß der Fürst leise Abweichungen wenigstens versuchte, gleichsam als hoffe er durch diese eigenmächtigen Bewegungen die übrige Armee in seine Richtung mit hineinzuziehen.

Das gemischte Corps unter Tauenzien, das bei Hof stand und sich mit

*) S. Gentz Tagebuch II. 237 ff. Das Manifest selbst in den Europ. Annalen 1806. IV. 107 ff. Zur Geschichte der zu Erfurt ausgearbeiteten Actenstücke finden sich bei Gentz a. a. O. 264 f. 285 ff. charakteristische Notizen. Als Beitrag zur Signatur der Zeit verdient auch eine Proclamation Friedrichs von Württemberg Erwähnung, die er damals gegen Preußen erließ (Europ. Annal. IV. 125). Dieser würdige Trabant Bonaparte's hat auch einen Censor gestraft, weil er die Schmähungen gegen Königin Luise gestrichen hatte. S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 399.

Hohenlohe vereinigen sollte, war am 8. October vor dem Andrange der Franzosen unter kleinen Plänkeleien gegen Schleiz zurückgewichen, bestand dort am andern Morgen ein Gefecht, das anfangs nicht ungünstig verlief, mußte sich indessen vor dem überlegenen Gegner gegen Auma zurückziehen und konnte nicht hindern, daß die Nachhut, die den Rückzug deckte, in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt ward, das trotz alles tapferen Widerstandes, namentlich der Reiterei, gegen 600 Mann kostete. Die Franzosen hatten sich an diesem Tage (9. October) mit ihrem rechten Flügel, Soult und Ney, Hof genähert; ihr Centrum stand theils auf den Straßen gegen Auma und Neustadt, theils bei Lobenstein und Ebersdorf; auf ihrer Linken hatte Lannes die Vorposten der Hohenlohe'schen Avantgarde, die unter Prinz Louis stand, zurückgeschoben und war angewiesen, wenn sich Augereau mit ihm vereinigt habe, Saalfeld anzugreifen.

Saalfeld war durch seine Magazine von Bedeutung; auch schien es bedenklich, in einem Augenblicke, wo vielleicht der Uebergang der Preußen auf das rechte Saalufer stattfand, dem Feind diesen Punkt zu überlassen, von wo er sich rasch zwischen die preußischen Colonnen auf den beiden Ufern des Flusses hineindrängen konnte. Den Prinzen reizte natürlich der Gedanke, den Feind von Saalfeld zurückzuwerfen, dann über den Fluß zu gehen und auch die jenseits über Schleiz vordringenden Franzosen zu schlagen. Es war vielleicht keine glückliche Wahl, einem Prinzen, dessen Stellung ihm mehr Eigenmacht gab und dessen Persönlichkeit sich auf den eigenen tapferen Muth und die Verwegenheit des Angriffes zu leicht verließ, die Führung dieser Vorhut zu übergeben, die etwa 8000 Mann größtentheils sächsischer Truppen zählte und im Saalthale vorgeschoben war. Er schien es nach seinen Berichten an den Herzog für keine zu gefährliche Aufgabe zu halten, das Defilee bei Saalfeld zu behaupten und so, wie er meinte, dem Hohenlohe'schen Corps wie seiner eigenen Avantgarde den ungestörten Uebergang auf's rechte Ufer zu sichern. Es ist darnach unzweifelhaft, daß der Prinz noch nicht wußte, was dem Fürsten Hohenlohe zu seinem und Massenbachs Verdruß anbefohlen war: den Uebergang aufzuschieben, bis er mit der ganzen Armee vereinigt geschehen könne. Er war schon bei Saalfeld (10. October) mit dem Feinde zusammengestoßen, als ihm ein Befehl des Fürsten überbracht ward, in seinen Stellungen zu bleiben und nicht anzugreifen. Aber Hohenlohe durfte kaum für seine Befehle strengeren Gehorsam fordern, als er ihn selber denen des Herzogs erwies. Ungefähr um 10 Uhr Morgens hatten die Vorposten des Feindes angegriffen; es war der größte Theil des Lannes'schen Corps, das sich näherte, den Truppen des Prinzen um mehr als die Hälfte überlegen und durch seine Stellung wie seine Zahl in den Stand gesetzt, den Gegner zugleich in der Front anzugreifen und seine Flanke zu umgehen. Zwar ließ höchstens die leichte Beweglichkeit, nicht die Tapferkeit der Truppen etwas zu wünschen übrig, aber es waren alle Vortheile zu sehr auf der feindlichen Seite, als

daß die Fortsetzung des Kampfes räthlich erschien. Die Umgebung des Prinzen erklärte sich für den Rückzug, er selber mochte sich allmälig überzeugen, daß es, um einer Niederlage zu entgehen, keinen anderen Ausweg mehr gebe. Schon waren an mehreren Stellen seine Leute zurückgedrängt, als ein neuer Reiterangriff in Unordnung zurückgeworfen ward: vergebens suchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, er ward nur mit in den verworrenen Knäuel der Reiter hineingerissen und mußte daran denken, sich selber vor dem nachdrängenden Feinde zu retten. Sein Pferd blieb aber beim Uebersetzen über einen Gartenzaun mit dem Fuße hängen; ein französischer Quartiermeister vom 10. Husarenregiment, Namens Guindet, holte ihn ein und versetzte ihm einen Hieb auf den Hinterkopf; wie er auf die Aufforderung, sich zu ergeben, sich zur Wehr setzte, traf ihn der Gegner mit einem tödtlichen Stich in die Brust. In wenig Minuten war er verschieden; schon drängte der Feind von allen Seiten nach, vergebens suchten die Adjutanten des Prinzen wenigstens den Leichnam den feindlichen Händen zu entreißen.

Gegen 1800 Mann, 33 Geschütze und fast das ganze Gepäck hatte der Kampf gekostet; viel schwerer als dieser Verlust wog der moralische Eindruck des unglücklichen Tages. Es war der erste ernstere Kampf mit dem Feinde, und dieser war durch eine Niederlage und ein schmerzliches Opfer bezeichnet. Man konnte die Fehler des gefallenen Fürsten mit aller Strenge messen und doch den Tod in einem Augenblicke tief beklagen, wo Preußen mehr als je so tapferer und entschlossener Männer bedurfte, wie Louis Ferdinand war. Darum machte die Katastrophe von Saalfeld allerwärts den niederschlagenden Eindruck, als sei sie ein Schicksalszeichen für den Ausgang des ganzen Krieges.

Am fühlbarsten war die Wirkung im Hauptquartier, wo es so tragischer Eindrücke nicht bedurfte, um die Rathlosigkeit und Entmuthigung auf's Höchste zu steigern. Gentz hat uns in seinem Tagebuch die Zustände in Erfurt mit plastischer Lebendigkeit geschildert. Es ist schwer zu sagen, was darin die trostloseren Empfindungen weckt: die unschlüssige Schwäche des Herzogs, oder die frivole Pfiffigkeit der Minister, der klägliche Ton, den der Feldherr anschlug, oder die schalen Erbärmlichkeiten, womit auch jetzt noch Haugwitz und seine Freunde die kostbare Zeit ausfüllten. Wir haben aus Früherem gesehen, wie sie auch in diesem Augenblick die große Politik Preußens, namentlich die Beziehungen zu England und Rußland, nicht anders betrieben als vorher. Die Berathungen über Proclamationen, die Niemand mehr las, über die plötzliche Ankunft des französischen Gesandten Laforest, über ein Siegesbulletin, das nach der ersten Nachricht über das Vorpostengefecht bei Schleiz Haugwitz in die Welt schicken wollte, fügten zum Unwürdigen auch noch das Lächerliche. Wie nun das erste Unglück eingetreten war, schlug das leichtfertige Selbstvertrauen in volle Hoffnungslosigkeit um; die militärischen Gegner des Herzogs klagten nun ungescheut ihn der Unfähigkeit an, und unter

den Officieren wurden Stimmen laut, die zeigten, daß auch der alte Geist strengen Gehorsams vom Heere gewichen sei*). Aus dem Hohenlohe'schen Lager kamen dringende Rathschläge, entweder rasch eine concentrirte Stellung zu beziehen oder dem Feinde voran an die Elbe zu eilen; im Hauptquartier selbst tauchte noch einmal der Gedanke auf, auf das rechte Saalufer überzugehen, der Herzog bestand aber darauf, daß eine allgemeine Concentrirung bei Weimar erfolge, Hohenlohe sich bei Jena zusammenziehe, und in diesem Sinne waren auch die Befehle gegeben, die am Abend des 10. Octobers aus dem neuen Hauptquartiere in Blankenhayn ausgefertigt wurden.

Während Napoleon am 11. October sein Hauptquartier nach Auma verlegte, Davoust, Bernadotte und Murat über Auma hinaus bis auf Gera vorrückten, Ney bei Schleiz, Soult schon zwischen Schleiz und Gera stand, Lannes Neustadt, Augereau Saalfeld erreichte, schlug der Fürst Hohenlohe sein Hauptquartier in Jena auf und zog sein Armeecorps in dieser Stadt und der nächsten Umgebung zusammen. Die Truppen litten Mangel; die Umständlichkeit und Pedanterie bei dem Verpflegungswesen trugen die Schuld, daß die Soldaten das Brod erhielten, wenn es schon verschimmelt war, und den Pferden das Futter fehlte, während man die Hand nur auszustrecken brauchte, um ansehnliche Vorräthe zu gewinnen. Diese Noth und die Eindrücke der letzten Tage, namentlich des 10. Octobers, waren denn auch in der Haltung der Truppen wohl zu spüren. Ein blinder Lärm vom Heranrücken der Franzosen reichte hin, einen panischen Schreck in der Stadt zu verbreiten und die heilloseste Verwirrung zu veranlassen. Alles lief, drängte, versperrte sich selbst den Weg; die Soldaten warfen zum Theil ihre Waffen weg, die Knechte schnitten die Stränge ab und ritten mit den Pferden von den Kanonen und Munitionswagen weg, Geschütze wurden umgeworfen oder vernagelt, Gepäck geplündert, ein Theil der Bagage fuhr nach der verkehrten Seite hinweg und fiel dem Feinde später in die Hände. Ein Proviantttrain ward mit von dem tollen Lärm erreicht und fuhr nach der falschen Richtung weg. Die Hauptarmee, an die jetzt Rüchel und Blücher dicht herangezogen worden und deren Avantgarde unter dem Herzog von Weimar sich anschickte, ihre nach Süden vorgeschobenen Stellungen auf dem Thüringer Walde zu verlassen, brach am 11. aus ihren Quartieren bei Tannroda, Kranichfeld und Blankenhayn auf und lagerte sich auf dem Plateau zwischen Weimar und Jena. So waren die Heere vereinigt und stießen so dicht auf einander, daß sie sich zum Theil aus ihren Lagerstätten verdrängten; aber der Feind hatte auch seine Umgebung vollendet und war im Begriff, schon gegen Naumburg und Leipzig hin zu streifen, ohne daß ihm ein preußischer Soldat dort den Weg verlegte. Napoleon gab seinem Centrum, dem Corps von Murat, Bernadotte und Davoust, die Bestimmung, über Zeitz nach Naumburg und Leipzig vorzu-

*) S. die Mittheilung bei Gentz II. 314 f.

rücken, während seine bisherige Rechte nun in die Stellung des Centrums einrückte, Soult und Ney sich gegen Gera, Lannes sich auf Jena wendete, Augereau ihm folgte. Am Mittag des 12. Octobers stieß Lannes schon kaum zwei Stunden von Jena mit den vorgeschobenen Posten der Preußen zusammen und drängte sie zurück, während Hohenlohe beschäftigt war, sein Heer auf den Höhen zwischen Jena und Weimar zu lagern. Im großen Hauptquartiere wußte man jetzt, daß der Feind durch das Saalthal herandringe und starke Massen bereits östlich standen, denen der Weg nach Sachsen offen lag; schon kamen Gerüchte, Naumburg sei von ihnen besetzt. Freilich stand die preußische Armee zum ersten Male ganz concentrirt und war durch die steilen Saalübergänge zwischen Jena und Naumburg von dieser Seite gedeckt; möglich, daß ein geschickt geleiteter Angriff auf den Feind den Preußen Gelegenheit gab, eine Schlacht unter so günstigen Umständen zu liefern, wie sie überhaupt in dieser Lage zu erreichen waren; aber der Herzog wollte das nicht wagen. Nur weil bis jetzt Alle sich an den Gedanken einer bevorstehenden Schlacht gewöhnt hatten, war er nach seiner Weise dem nicht geradezu entgegengetreten; wie aber jetzt die beunruhigenden Nachrichten kamen, trug er kein Bedenken mehr, seiner natürlichen Neigung zu folgen und der Schlacht auszuweichen. Der kundigste und unbefangenste Darsteller dieses Feldzugs*) will das nicht geradezu tadeln; bei dem erschütterten Vertrauen im Heere, der misvergnügten Widerspenstigkeit der Officiere, bei der schon um sich greifenden Sorge, durch die Besetzung von Naumburg umgangen und abgeschnitten zu sein, findet er es natürlich, daß der Herzog einem Entschlusse auswich, der die kühnste und kraftvollste Durchführung erfordere; unter den Umständen, wie sie waren, erscheint ihm der Weg, den der Herzog einschlug, noch als der zweckmäßigste. So ward denn beschlossen, nach der Unstrut abzuziehen, um dann dem Feinde zwischen der Saale und Elbe entgegenzugehen. Während die Hauptarmee diesen Marsch antrat, sollte Rüchel in deren bisherige Stellung bei Weimar sich ihm anschließen, Hohenlohe noch bei Jena stehen bleiben, Dornburg und Kamburg besetzen, der Hauptarmee während ihres Linksabmarsches die Flanke decken und ihr dann folgen. Der Erfolg dieses Planes hing freilich davon ab, daß man dem Feinde zuvorkam, und dazu war Raschheit der Ausführung nöthig; der Herzog, in seiner gewohnten Weise, mit Andern die Verantwortlichkeit zu theilen und Alle zu hören, versäumte aber wieder die kostbare Zeit mit unnützen Berathungen. Durch diese Verzögerung ist es dann dahin gekommen, daß die Armee, statt ungestört über die Unstrut zu ziehen, bei Auerstädt in einen unglücklichen Kampf verwickelt ward.

---

*) Höpfner a. a. O. I. 329 f.

Indessen war das Corps von Lannes näher herangekommen und besetzte am Morgen des 13. October Jena; die preußischen Abtheilungen Tauenziens zogen sich zurück. Eine kleine Strecke nördlich von der Stadt erhebt sich der Landgrafenberg, der über das Saalthal einen umfassenden Umblick gewährt. Etwa eine Viertelstunde weiter steigt sargförmig ein zweiter Hügel auf, der Windknollen; es ist die dominirende Höhe, die nicht nur nach Süden die weiteste Umschau eröffnet, sondern auch zur Seite die beiden Thalschluchten des Mühlthals und Rauhthals beherrscht. Hinter dieser Höhe breitet sich die Hochebene aus, auf welcher die Schlacht bei Jena geschlagen worden ist.

Noch am Vormittag des 13. Octobers erreichte der Feind, den Preußen auf dem Fuße folgend, diese Höhen; die leichten Truppen von Lannes erkletterten die Berglehne, das Gros stieg durch das Mühlthal auf, den Landgrafenberg zu umgehen. Durch den Besitz dieser Höhen beherrschte der Feind das Saalthal und die von dort heraufführenden Wege; zugleich vermochte er da den größten Theil der preußischen Aufstellung zu überschauen. Es war darum nicht die Meinung der Preußen, ihm so wohlfeil diese Punkte zu überlassen; man war entschlossen, Tauenziens schwache Aufstellung zu unterstützen, um die Franzosen anzugreifen. Die Truppen waren in der besten Stimmung; eine Reiberei mit den Sachsen abgerechnet, die durch die ungeschickte Verpflegung verschuldet war, ließ die Zuversicht der Mannschaft nichts zu wünschen übrig.

Jubelnd rückten die Truppen aus; Alle ergriff ein frohes Gefühl, daß endlich statt des trostlosen Hinhaltens die Stunde der Entscheidung nahte. Da kam Massenbach vom Herzog zurück, der ihn zu den Berathungen hatte rufen lassen, und brachte die neue Disposition des Abmarsches nach der Unstrut, dessen Flanke Hohenlohe zu decken hatte. Der Fürst, fügte Massenbach mündlich als Befehl des Herzogs hinzu, solle den Feind durchaus nicht angreifen, und eine Ueberschreitung dieser Ordre werde die strengste Verantwortung nach sich ziehen.

Es scheint, während man im Hohenlohe'schen Hauptquartiere sich bis jetzt die Freiheit genommen, die Befehle des Herzogs etwas weit zu fassen, verfiel man nun in den entgegengesetzten Fehler, sie zu eng und buchstäblich zu nehmen. Der Befehl, nicht anzugreifen, durfte doch schwerlich den Sinn haben, den Feind ohne Widerstand im Besitz einer herrschenden Position zu lassen, während man in der Lage war, ihn unter günstigen Umständen von dort wegzudrängen und dadurch den wichtigsten Zweck, die Flankendeckung der Hauptarmee, um so sicherer zu erreichen. War Lannes von den Höhen wieder herabgeworfen, so gewann man erst die Uebersicht über die Stärke und Stellung des Feindes; ehe dann derselbe am andern Morgen ansehnliche Kräfte auf der Höhe entfalten konnte, waren die Preußen im Stande, ihren Rückzug nach der Unstrut ziemlich unbehelligt anzutreten. Aber der Angriff

unterblieb, die Franzosen setzten sich fest auf dem Landgrafenberge und dem Fürsten war die Verbindung mit dem Saalthale und die Einsicht in die Bewegungen des Feindes verloren gegangen. An diesem Tage war es auch, wo die Husaren einen Gefangenen einbrachten, der sich als den Kammerherrn von Montesquiou zu erkennen gab und verschiedene Botschaften, namentlich die Antwort Napoleons auf den Brief Friedrich Wilhelms III., zu überbringen hatte. Die Antwort gab im Tone des Lehrmeisters eine herbe Kritik der preußischen Staatskunst und bot, wie aus Großmuth und Menschenliebe, dem König an, diesen „unpolitischen Krieg" friedlich zu beendigen; unter welchen Bedingungen, war nicht gesagt, aber es ließ sich ungefähr denken. Die zum Kampf schon erhobenen Waffen konnte ein Brief nicht mehr zurückhalten, von dem es an sich schon zweifeln ließ, wie weit er ernstlich gemeint war.

Die Hauptarmee mit dem König selbst war indessen nach Auerstädt aufgebrochen; der Plan des Herzogs war noch immer, ohne Schlacht zwischen Freiburg und Lauchau den Uebergang über die Unstrut zu suchen. Zwar waren Kösen und Naumburg schon vom Feinde besetzt, allein er hielt es nur für ein kleines Corps, das den weiteren Marsch nicht werde hindern können. „Bei der Bewegung der Armee des Königs, schrieb er noch am Abend des 13. an Fürst Hohenlohe, ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß der Feind nicht über die Saale zwischen beide Armeen gehe. Die Besetzung der Uebergänge bei Dornburg und Kamburg, besonders mit Artillerie, ist daher von der größten Wichtigkeit."

Aber gerade diese beiden steilen Uebergänge waren dem Feind ohne Widerstand überlassen worden. Dadurch wurde die Verbindung Hohenlohe's mit der Hauptarmee bereits gefährdet, so wie er durch den Verlust des Landgrafenbergs die Einsicht in die Bewegungen des Feindes verloren hatte. Auch nicht die leiseste Besorgniß, daß es den andern Tag zur Schlacht kommen werde, regte sich in dem preußischen Feldherrn; er hatte sich ruhig in das ein paar Minuten weiter rückwärts gelegene Kapellendorf begeben und legte sich in der Ueberzeugung schlafen, daß die Masse des Feindes sich gegen Leipzig und Naumburg wende. Auch als noch in der Nacht die Botschaft eintraf, die Franzosen verstärkten ihre Stellung auf den Höhen und schafften Geschütze herauf, wich diese Zuversicht nicht; man hörte wohl die Aeußerung: die Kanonen, die man da hinauf bringe, müßten unfehlbar in preußische Hände fallen.

Wie ganz anders hatten die Franzosen die Gunst ihrer Lage benutzt! Als Lannes am Vormittag seine Vorhut hatte die Höhen ersteigen lassen, ahnte er noch nicht, daß er einem ansehnlichen Theil des preußischen Heeres gegenüber stand. Erst wie der Herbstnebel fiel, überschaute er die Stärke des Gegners. Mit gutem Grunde besorgt, daß man ihn nicht ruhig auf den Höhen lassen werde, sandte er an den Kaiser um Verstärkung; er werde, meinte er, wohl noch im Laufe des Tages angegriffen werden. Rasch traf

Napoleon die Anordnungen, um Ney, Soult und die Garden in kürzester Zeit bei Jena zu vereinigen, Murats und Angereaus Streitkräfte eben dahin zu dirigiren. Er selber eilte nach Jena, traf noch am Nachmittag auf dem Landgrafenberg ein und verbarg sein Erstaunen darüber nicht, daß die Preußen die Gunst ihrer Stellung so wenig gebraucht und seinem Aufsteigen auf die dominirenden Höhen kein Hinderniß entgegengesetzt hatten. Er verlor keinen Augenblick, die Fehler des Gegners zu nützen. Der Abend des 13. und ein Theil der Nacht wurde dazu verwandt, das Lannes'sche Corps, die Garden und die Artillerie auf die Höhen zu bringen; er ließ die Aufgänge dazu ebnen und erweitern, war überall mit Rath und That behülflich und leitete mit der Fackel in der Hand die nächtliche Arbeit — indeß der preußische Feldherr in Kapellendorf sorglos seine Nachtruhe hielt. Schon standen sich die beiden Linien so nahe, daß die preußischen Vorposten den Feind beim Wachtfeuer sehen und sprechen hören konnten; ja die Patrouillen meldeten wiederholt, daß man viel Bewegung drüben höre und ein Geräusch, als bereite man die Wege, das Geschütz heraufzuschaffen. Aber es wurde auf preußischer Seite nichts vorgesorgt, zur drohenden Schlacht gerüstet zu sein, oder ihr auszuweichen.

Indessen war Ney am Abend in Roda angelangt und seine Vorhut näherte sich Jena, Soult und Augereau suchten in einem Nachtmarsche die Stadt zu erreichen; Murats Cavallerie stand zwischen Kamburg und Dornburg, Davoust und Bernadotte befanden sich in der Umgebung von Naumburg. Daß in der Nähe der Letzteren auch die preußische Hauptarmee lagerte, wußte Napoleon noch nicht; er glaubte die ganze Streitmacht auf den Höhen zwischen Jena und Weimar sich gegenüber zu finden. Drum gab er noch spät am Abend an Davoust den Befehl, gegen Apolda zu marschiren und dem Feinde dort in den Rücken zu fallen.

Als der Morgen des 14. Octobers anbrach, gab Napoleon seine Disposition zur Schlacht; Augereau sollte den linken Flügel bilden und seine ersten Colonnen im Mühlthale auf der Straße nach Weimar aufstellen; Lannes befehligte das Centrum auf dem Plateau von Jena, er sollte den Angriff beginnen, Ney in beschleunigten Märschen heraneilen und sich an Lannes anschließen, das Soult'sche Corps durch das Rauhthal herankommen und den rechten Flügel der Schlachtlinie bilden. Vom Feinde unbemerkt traf er die letzten Vorbereitungen zum Angriff, dessen Erfolg eine Ansprache an's Heer mit stolzer Zuversicht verkündete. „Soldaten, sagte er, die preußische Armee ist abgeschnitten wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen. Das Corps, das sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Cavallerie nicht; setzt ihr geschlossene Quarree's und das Bajonnet entgegen."

Mochte auch der Sieg so unfehlbar noch nicht sein, so war doch seine

Lage gewiß eine sehr günstige, ja sie war günstiger als er wußte. Es waren im Ganzen wenig über 36,000 Mann, denen er vorerst gegenüberstand, von denen Tauenzien gegen 8000 bei den nächsten Dörfern Closwitz und Lützeroda vereinigt hielt, Holzendorf mit beinahe 6000 Mann eine gute Strecke abwärts gegen Dornburg stand, der Rest unter dem Fürsten rückwärts zwischen Isserstädt und Kapellendorf lagerte. Konnte auch im Nothfall Rüchel mit 15,000 Mann von Weimar herbeieilen, so standen immer nur einige 50,000 Preußen und Sachsen gegen einen Feind, dessen Ueberlegenheit mit jeder Stunde wuchs, der den Vortheil des Terrains und der Ueberraschung für sich hatte, dem der Gegner seine Streitkräfte nur bruchstückweise und durch bedeutende Entfernungen getrennt entgegenführte.

So fiel die Wucht des ersten Angriffs zunächst auf Tauenzien, dessen kleines Corps, aus Sachsen und Preußen gemischt, sich am frühen Morgen vor den Dörfern Closwitz und Lützeroda aufstellte. Bald hinter der Anhöhe des Windknollen erblickt man die beiden Dörfer in beinahe gleich weiter Entfernung. Erst breitet sich die Ebene aus, dann senkt sich das Terrain in eine zum Theil feuchte Vertiefung; aus ihr steigt der mäßige Höhenzug empor, auf welchem die genannten Dörfer gelegen sind. Etwa um sechs Uhr stießen die Preußen dort mit den ersten Colonnen des Lannes'schen Corps zusammen; es entspann sich ein heftiges Feuer, in welchem sich Tauenzien eine Zeit lang gegen den an Zahl und Geschütz überlegenen Feind behauptete. Allmälig schied sich der Nebel, der in den frühen Morgenstunden die Umsicht gehindert, und nun erst überschauten die Franzosen, wie schwach der Gegner war, dem sie gegenüberstanden. Ihr Angriff ward sicherer und heftiger, und Tauenzien sah sich nach einem zweistündigen Widerstand von rühmlicher Ausdauer genöthigt, den Rückzug hinter die Dörfer anzutreten. Hier auf dem Dornberge suchte er das Gefecht von Neuem zum Stehen zu bringen, aber da die Truppen stark gelitten hatten und die Munition zu fehlen anfing, war der Rückzug nicht mehr abzuwenden. Er geschah nicht ohne Verlust, weil einzelne Abtheilungen, von der Hauptcolonne getrennt, unter ungünstigen Umständen verfolgt und zersprengt wurden; aber den Rest führte doch Tauenzien zwischen neun und zehn Uhr in guter Ordnung nach Vierzehnheiligen und Krippendorf zurück, wo er sich an die jetzt vorrückenden Colonnen des Fürsten anlehnen konnte.

Fürst Hohenlohe befand sich mit seinem Hauptquartier zu Kapellendorf noch in aller Ruhe, als am frühen Morgen die ersten Schüsse von Closwitz und Lützeroda her sich vernehmen ließen; auch jetzt noch glaubte er, es werde zu einem ernsthaften Gefechte nicht wohl kommen. Er hatte keine Ahnung, wie bitter sich die Versäumnisse vom vorigen Tage, des Aufgeben Kamburgs und Dornburgs, das Vernachlässigen des Landgrafenberges strafen würden, und daß ihn die Umstände jetzt nöthigen könnten, nachdem er am 13. ein kleines Gefecht in günstiger Lage nicht für erlaubt hielt, am 14. October

eine große Schlacht unter ungünstigen Umständen anzunehmen. Zögernd entschloß er sich, mit seinen Truppen Front zu machen gegen den Feind, dessen Feuer allmälig näher kam; bis seine Truppen, Grawert mit den Preußen in der Richtung auf Vierzehnheiligen, die Sachsen bei Isserstädt und auf der Schnecke in schlagfertiger Bewegung waren, hatte Tauenzien bereits seinen Rückzug antreten müssen. Nun erschien auch dem Fürsten der Kampf als unvermeidlich; er nahm seine Stellungen von der Schnecke über Isserstädt und Vierzehnheiligen, als eben Tauenzien hierher zurückwich*), und schickte an Rüchel, damit dieser von Weimar zur Unterstützung herbeieile. Aber auch die Franzosen erhielten bereits ihre Verstärkungen; schon trafen in diesem Augenblick die ersten Colonnen des Ney'schen Corps vor Vierzehnheiligen ein, indeß auf dem linken Flügel des Feindes Augereau sich näherte, zur Rechten die Spitze von Soult durch das Raubthal die Höhen heraufstieg. Diese letzten Verstärkungen wandten sich zunächst gegen das kleine Corps, das unter General Holzendorf seitwärts bei Rödchen stand und sich ungefähr gleichzeitig mit Tauenziens vergeblichem Widerstand in ein ungleiches Gefecht verwickelt sah. Immer stärkere feindliche Massen schoben sich zwischen dies Corps und das Gros der Hohenlohe'schen Armee und drohten ihm die Verbindung mit demselben zu zerstören. Ein Versuch, sich gewaltsam den Weg zum Fürsten wieder zu öffnen, endete nicht glücklich, und kaum gelang es der Unerschrockenheit der Grenadiere, das durch einen mislungenen Reiterangriff in Verwirrung gebrachte Corps vor völliger Auflösung zu schützen. Doch war der Rückzug nicht mehr abzuwenden; vom Gros des Heeres getrennt und ohne Nachrichten aus dem Hauptquartier vermochte der Rest auf den übrigen Kampf keinen Einfluß mehr zu gewinnen, sondern zog sich am Nachmittag auf Apolda zurück.

Fast zur nämlichen Zeit, wo Holzendorf sich im hitzigsten Handgemenge befand, war auch der Fürst bei Vierzehnheiligen mit dem Feinde zusammengetroffen. Ney hatte mit seiner Avantgarde den Kampf begonnen und im ersten raschen Anlauf eine preußische Batterie genommen; dieselbe ward zwar wieder verloren, aber die Franzosen setzten sich im Dorfe fest und Lannes' Unterstützung machte sie stark genug, dem Andrange der Preußen zu widerstehen. Hier entspann sich denn um Vierzehnheiligen ein blutiger Kampf, in welchem die preußische Infanterie, trotz des heftigsten Feuers und der überlegenen Geschicklichkeit der feindlichen Tirailleure, sich ihres alten Ruhmes werth zeigte. Zwar gelang es ihr nicht, das Dorf selbst zu nehmen, aber die Franzosen sahen sich doch auf die Defensive beschränkt und erlitten nicht

---

*) Es standen 15 Bataillone und 39 Schwadronen unter Grawert bei Vierzehnheiligen, ihnen zur Rechten rückwärts 6 Bataillone, 3 Schwadronen, die er später näher heranzog; 10¼ Bataillone und 6 Schwadronen dehnten sich dann über Isserstädt bis zur Schnecke und dem Schwabhäuser Grunde hin aus.

unbedeutenden Verlust, so daß der Fürst einen Augenblick daran dachte, das Dorf mit dem Bajonnet zu nehmen, sich mit der Cavallerie auf den Feind zu werfen und damit, wie er glaubte, den Erfolg des Tages zu gewinnen. Die Nachricht von feindlichen Verstärkungen zu seiner Rechten und das ungewisse Schicksal Holzendorfs bewogen ihn, davon abzustehen und mit der Entscheidung zu warten bis Rüchel angelangt sei. Doch hielt er den Erfolg fast für sicher; es schien nur eines letzten Stoßes zu bedürfen.

Der Feind hatte sich indessen in kluger Defensive gehalten, um die Verstärkungen abzuwarten, auf die er zuverlässig rechnen durfte. Schon um Mittag näherte sich Augereau auf dem linken Flügel der Franzosen, drang nach Isserstädt und der Schnecke vor, um sich zwischen Hohenlohe und die Sachsen hereinzuschieben. Auf dem rechten Flügel hatte seit Holzendorfs Rückzug auch Soult freie Hand bekommen und begann die linke Flanke der Preußen zu bedrohen. Auch eine neue Division von Ney's Corps, die ersten Colonnen Murats und die Garden näherten sich allmälig Vierzehnheiligen. Es konnte nicht mehr lange dauern und die erschütterten preußischen Reihen hatten einen doppelt so starken Feind, der zum großen Theil frische Kräfte in den Kampf führte, sich gegenüber. Nur ein rascher Rückzug, so lange noch nicht die ganze Masse des Feindes eingetroffen war, und die Vereinigung mit Rüchel konnten das Heer vor einer vollständigen Niederlage schützen; auch die größte Tapferkeit reichte jetzt nicht mehr hin, die Katastrophe abzuwehren. Wohl hat es auch in dieser verhängnißvollen Stunde an edlen Proben heldenmüthigen Widerstandes nicht gefehlt und die preußische wie die sächsische Waffenehre ging unbefleckt aus dem Kampfe hervor, aber die unglückliche Folge einer Reihe von Misgriffen war nun durch den Muth der Einzelnen nicht mehr gut zu machen. Vergebens suchte Hohenlohe, dessen Tapferkeit sich nie glänzender bewährt, die Stellung zu halten, bis Rüchel kam; der gewaltige Andrang des Feindes umklammerte schon die beiden Flügel der preußischen Linie und die gelichteten Regimenter waren bald nicht mehr im Stande, dieser Wucht des Feindes und seinem mörderischen Feuer zu trotzen. Das reitende Geschütz war verloren, manche Bataillone hatten sich verschossen, indessen der Feind immer überlegener seine frischen Reiter in die wankenden Reihen hineinwarf. Es war bald nicht mehr möglich, dem Rückzug noch eine gewisse Haltung und die gleiche Richtung zu geben; er artete immer mehr in wilde Flucht aus.

In diesem Augenblick, etwa um 2 Uhr, traf Rüchel mit achtzehn Bataillonen und ebensoviel Schwadronen auf dem Schlachtfelde ein; es kamen ihm bei Kapellendorf schon die flüchtigen und zersprengten Haufen entgegen. Die Kräfte, die er mit sich führte, konnten drei Stunden früher bei Vierzehnheiligen vielleicht entscheidend wirken; jetzt wurden sie in das gemeinsame Schicksal der Niederlage rettungslos verflochten. Rüchel ließ zwei seiner Regimenter aus Kappellendorf gegen die feindliche Linie vorgehen; sie suchten trotz

des heftigen Kanonenfeuers im geordneten Schritt die nahen Höhen zu erreichen, warfen, obwol ihre Reihen sich immer gewaltiger lichteten, Rüchel selbst und viele Officiere verwundet wurden, die feindliche Reiterei zurück und drängten vor, aber der Feind ließ sie, schien es, nur näher herankommen, um sie dann mit der ganzen Gewalt seiner Ueberlegenheit zu überflügeln und zu erdrücken. Ein ganz kurzer, aber um so verlustvollerer Kampf brachte auch sie zum Weichen und verwickelte sie in die allgemeine Flucht. Was sich in der Verwirrung gegen Weimar hin rettete, schien sich dort anfangs zu sammeln und wieder zu ordnen; aber die Verfolgung durch feindliche Reiterei, in dem Augenblicke, wo der weitere Rückzug beginnen sollte, rief einen panischen Schrecken unter der kaum gesammelten Mannschaft hervor und es waren nur noch Trümmer der Armee, die sich nachher bei Schloß Vippach zusammenfanden. Die Abtheilung von etwa 10 Bataillonen und 6 Schwadronen (meistens Sachsen), die vereinzelt an der Schnecke zurückgeblieben war, konnte dem gemeinsamen Schicksal natürlich nicht entgehen; von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, wurde sie theils zersprengt, theils gefangen. Nur wenige Abtheilungen der Reiterei retteten sich nach Buttelstädt, wohin sich auch Tauenzien und Holzendorf geflüchtet hatten. Ein Theil der sächsischen Infanterie schlug von Weimar den Weg nach Cölleda ein, für die Trümmer der Grawert'schen Infanterie und viele Versprengte ward Erfurt ein Zufluchtsort.*)

Es hatte mit zu der verworrenen Leitung des letzten Rückzuges von Jena beigetragen, daß indessen die niederschlagende Botschaft kam, auch die Hauptarmee habe eine Niederlage erlitten. Sie war am 13. October in etwas verzögertem Marsche von Weimar aufgebrochen und kam erst spät am Abend in Auerstädt an. Daß man die ganze Masse in einer Colonne vorführte und zu spät von Weimar aufbrach, brachte einmal die ermüdeten Truppen erst später zur Ruhe und trug dazu bei, die Besetzung des Saalüberganges zu versäumen. Die Armee zählte drei Divisionen, unter dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Wartensleben und dem Grafen Schmettau, jede von 11 Bataillonen und 15 Schwadronen; dazu kamen denn die 2 Reservedivisionen, die zusammen 18 Bataillone und 25 Schwadronen zählten, dann das Bataillon Weimarischer Jäger und Blücher mit seinem Husarenregiment, der von Rüchels Corps zur Führung der Avantgarde hierher berufen worden war. Es mochten im Ganzen 47—48,000 Mann sein, die sich am Abend bei

*) Wegen der Auflösung, die folgte, ist eine Angabe des gesammten Verlustes nicht möglich. Einen Maßstab geben die Angaben bei Höpfner I. 426, daß 30 preußische und 19 sächsische Officiere geblieben, 168 preußische und 95 sächsische Officiere verwundet worden sind. Der größte Theil der Artillerie war verloren. In dem halbstündigen Kampfe bei Kapellendorf hatte unter andern das Regiment Winning allein einen Verlust von 7 Officieren und 674 Mann an Todten und Verwundeten.

Auerstädt vereinigten. Der Herzog war noch immer der Ansicht, daß man ohne Aufenthalt den Marsch nach der Unstrut antreten müßte; bei Freiburg und Laucha sollte der Uebergang geschehen, Schmettau auf den Höhen bei Kösen die Bewegung decken. Großer Widerstand von feindlicher Seite wurde nicht erwartet. Man hatte so wenig Ahnung davon, daß ein ganzes französisches Armeecorps unter Davoust in der Nähe stand, als dieser daran dachte, dem preußischen Hauptheer bei Kösen zu begegnen. Davoust, der die drei Divisionen Friant, Morand, Gudin und drei Reiterregimenter, im Ganzen einige 30,000 Mann, unter sich vereinigte, sollte gegen Apolda marschiren, um dem Feinde bei Jena in den Rücken zu fallen, und Bernadotte, der sich gegen Dornburg gewendet, sollte ihn dabei unterstützen. Er suchte, wie er den Anmarsch der Preußen bemerkte, sich den Saalübergang bei Kösen zu sichern und ließ am frühen Morgen des 14. Octobers den steilen Thalrand des linken Ufers besetzen; hier wie bei Jena und Dornburg hatten die Preußen es versäumt, das Defilée dem Feinde vorwegzunehmen. Etwa um 6 Uhr Morgens begann der preußische Aufbruch von Auerstädt; es war die Stunde, wo sich hier wie bei Jena ein dichter Nebel herabsenkte und alle Aussicht auf die Stellung und Stärke des Feindes verhüllte. Die Division Schmettau und Blücher mit seiner Reiterabtheilung setzten sich in Bewegung, drängten kleine Cavallerietrupps des Feindes zurück, wurden aber, wie sie gegen Hassenhausen kamen, vom Feuer feindlicher Geschütze empfangen, das Vorsenden einer Batterie endete mit deren Verlust; von Blüchers Reiterei gedeckt, wich die Division zurück, Blücher selbst war fast unter die Feinde gerathen, er hatte im Nebel eine Linie gesehen, die er für eine Hecke ansah und die sich als die nur 50 Schritt entfernte Linie des feindlichen Fußvolkes auswies. In der That hatte die Division Gudin schon das Defilée zwischen Hassenhausen und Kösen besetzt und harrte der Ankunft der übrigen Abtheilungen des Armeecorps. Da ein zweiter Versuch nicht besser glückte und die Division Friant sich schon näherte, beschloß man, die Division Wartensleben abzuwarten. Hier, wo man die Gewißheit schöpfte, nicht mit einem kleinen Corps, sondern mit einer feindlichen Armee zusammenzutreffen, hätte es eines festen Schlachtplanes mit dem Gebrauch aller Kräfte bedurft: ein stufenweises Heranziehen und Aufbrauchen der einzelnen Colonnen konnte nur mit der Niederlage enden. Der Anmarsch von Auerstädt her ging langsam von Statten; bald auf einen engen Weg zusammengepfropft, durch einen Bach, der durch eine schmale Brücke oder eine Furth passirt ward, aufgehalten, bisweilen durch Reiterei getrennt und durchschnitten, auch wohl durch Pedanterie und Ungeschick verzögert, konnten die übrigen Divisionen nur langsam und stückweise bei Hassenhausen eintreffen. Die Hülfe war aber um so dringender, als auch ein Angriff Blüchers mislungen war. Er hatte mit seiner kleinen Reiterabtheilung, zwei Kürassierregimentern, einigen Dragonerschwadronen und einer reitenden Batterie, Hassenhausen zur Rechten gelassen

und suchte dem rechten Flügel des Feindes in die Flanke zu kommen. Er scheiterte an dem hartnäckigen Widerstande der französischen Infanterie, die ihn in Quarrée's empfing; zudem geriethen seine Reiter in Verwirrung, als sie aus Versehen in die Schußlinie der eigenen Batterie geriethen, ihm selbst wurde sein Pferd erschossen, und vergeblich bemühte er sich, indem er eine Standarte ergriff, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, sie waren nicht zu halten. Es war ungefähr um dieselbe Zeit, nach acht Uhr, wo die Division Friant die feindlichen Reihen verstärkte.

Etwas später traf die erwartete Division Wartensleben ein. Rasch schritt sie mit der Schmettau's vereint zum Angriff und drängte den Feind nach Hassenhausen und in die nahen Hohlwege zurück. Der Besitz dieses Ortes entschied nun über den Ausgang der Schlacht; wurden die Franzosen herausgedrängt, so war, zumal bei ihrer geringen Cavallerie, ihre Flucht über die Saale kaum abzuwenden. Um das Dorf entspann sich darum ein heftiger und verlustreicher Kampf; es wollte den Preußen nicht gelingen, das Dorf zu nehmen, dagegen lichteten sich ihre Reihen bedeutend, unter dem andauernden Feuer des Feindes, der gedeckt stand. In diesem entscheidenden Moment ward der Herzog durch eine Kugel getroffen, die ihm von der rechten Seite des Kopfes zur linken drang und ihm die Sehkraft beider Augen raubte. Nicht lange darauf erhielt auch Schmettau, der schon leicht blessirt war, eine tödtliche Wunde; Wartensleben wurde das Pferd unterm Leibe erschossen. Es fehlte nun an jedem einheitlichen Oberbefehl; jeder einzelne Führer, jeder Flügeladjutant traf Anordnungen, führte die Reiter schwadronenweise vor und verbrauchte einzeln die Kraft, welche die Entscheidung bringen konnte. Einen Moment schien es noch zu gelingen; durch einen tapferen Reiterangriff ermuthigt, drangen die Divisionen von Neuem vor, umfaßten das Dorf auf beiden Seiten, drangen bis hinein, waren aber mit ihren geschwächten Colonnen nicht im Stande, weiter vorzugehen, zumal die Division Friant anfing, sie vom rechten feindlichen Flügel aus zu umgehen. Dringend ward nach der Division Oranien um Verstärkung geschickt. Sie näherte sich, aber auch die dritte Division Davousts, von Morand geführt, war im Anmarsch auf Hassenhausen und bedrohte den rechten Flügel der Preußen. Diese hofften sie mit der immer noch überlegenen, wenn auch in einzelne Stücke zerrissenen Reiterei zurückzuwerfen; Prinz Wilhelm übernahm, von Knesebeck veranlaßt, die Führung der gesammelten Schwadronen, aber die wiederholten Angriffe wurden von der frischen Infanterie standhaft abgeschlagen, der Prinz selbst verwundet. Allmälig wichen jetzt, auf ihre Flanken entblößt, zur Linken von Friant, zur Rechten von Morand bedroht, die beiden Divisionen Schmettau und Wartensleben; noch kurze Zeit ergänzte die Division Oranien die Lücken in ihren Reihen und suchte den Kampf zu halten, indeß die Ueberlegenheit des Feindes wuchs. Schon drohte die Ueberflügelung durch Friant und Morand; die Truppen, immer stückweise gegen überlegene Stellungen in den

Kampf geführt, hatten furchtbar gelitten, die Munition fing an zu fehlen und unter den Officieren hatte der Tod gewaltig aufgeräumt. Die Preußen zählten 47 Officiere, die gefallen, 221, die verwundet waren; von der Infanterie, die bei Hassenhausen gefochten, war fast die Hälfte todt oder verwundet. Auch der Feind zählte freilich 7000 Mann Verlust und unter ihnen 270 Officiere. So entschloß man sich zum Rückzuge auf Weimar; noch war zwar über ein Dutzend frischer Bataillone übrig, aber es fehlte der Entschluß, das Aeußerste zu wagen. In besserer Ordnung, als die bei Jena geschlagene Armee, gelangten die Reste des Heeres bis gegen Buttelstädt; erst hier, wo man die Trümmer der anderen Truppen fand, begann die innere Auflösung, die Hohenlohe's Corps schon ergriffen, ihre ansteckende Wirkung zu üben.

Nicht die beiden Armeen allein waren am 14. October geschlagen worden; die ganze alte Monarchie war gesprengt. Die unerhörte Uebergabe der Festungen, die Selbstauflösung der Armee, die Ohnmacht des Beamtenthums, die Apathie des Volkes, die trostlose Niedergeschlagenheit der Besseren, der schamlose Hohn und Abfall des Trosses, der sich der neuen Sonne zuwandte, der empörende Uebermuth des Siegers — diese Eindrücke alle folgten jetzt in entsetzlicher Raschheit auf einander; ihre Bitterkeit überholte selbst die erschütternde Botschaft der Niederlage des alten Heeres. Es bedurfte so gewaltiger Prüfungen, um ein neues Leben über den Trümmern dieser Monarchie heraufzuführen; nur eine Katastrophe wie diese vermochte den faulen Stoff auszutreiben und Alles, was von gutem und gesundem noch vorhanden war, zur letzten verzweifelten Anstrengung zu vereinigen. Noch war der Kelch der Demüthigung am 14. October nicht bis zur Hefe geleert, aber die Lüge einer geträumten Macht, in der man sich bewegt, war nun zerstoben, die prahlende Selbsttäuschung der Vergangenheit vernichtet, die Frivolität und Liederlichkeit der Gesinnung entweder niedergeworfen oder dem Gegner ins Lager gejagt; Zorn, Scham, Ehrgefühl aller der Menschen, deren Sinn sich über das Gemeine erhob, wurden durch diese beispiellose Prüfung des Geschickes zum Leben geweckt. Es war der erste Keim einer besseren Zeit, der sich mitten in der chaotischen Auflösung der alten Dinge aus den Gemüthern aller Bessern zu entfalten begann.

Diese Empfindung reichte über die Gränzen Preußens hinaus. Wo noch deutsche Scham und patriotische Empfindung lebte, fing man jetzt erst an, das unermeßliche Elend des Vaterlandes zu überschauen; der letzte Trug selbstgemachten Trostes war verschwunden, auch die Geduldigsten konnten sich nun mit dem faulen Grunde nicht mehr beruhigen: es könnte ja noch viel schlimmer werden! Seit auch die Monarchie Friedrichs des Großen in Schmach untergegangen war, war das Bitterste für Deutschland erfüllt. Die Nation selber mußte jetzt zeigen, ob sie ihrer Fortdauer werth war.

Berlin, Druck von W. Pormetter.

